

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band
auf das Jahr 1817.



Göttingen,
gedruckt bey Heinrich Desselner

Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1817

by unknown author

Göttingen; 1817

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



— — — — —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

Den 1. May 1817.

B a m b e r g u n d W ü r z b u r g.

Bey Göbhard: Freye Darstellung der Theologie in der Idee des Himmelreichs. Oder: Neueste katholische Dogmatik nach den Bedürfnissen unserer Zeiten. Von Dr. Friedr. Brenner. Erster Band. 1815. 679 S. Zweyter Band. 1816. 574 S. in groß Octav.

Schon der Titel dieses Werks kündigt an, daß man hier keine eigentlich katholische Dogmatik, welche nur Sache der Kirche, nicht des Individuums, nicht eine neuere und neueste, sondern nur eine alte ist, die sich übrigens unter dem Einflusse desselbigen Geistes immer mehr entwickelt und bereichert, zu erwarten hat. Der Verf. erklärt es aber auch ausdrücklich, daß, da das alte steife Schulsystem nicht mehr genüge, da so viele fremde und unnütze Gegenstände in dasselbe aufgenommen, da auch das Wesentliche nicht mit solcher Klarheit und Stärke vorgetragen worden, wie es die jezige Aufklärung erfordere, er diese neue Darstellung versucht und dabey die neuesten Untersuchungen auf dem Felde der Critik, Hermeneutik, Geschichte und

Philosophie beachtet und nach ihrem Werthe gewürdiget habe. Liest man aber das Werk selbst, so findet man nicht, daß es in einem solchen Grade von dem Bisherigen abweiche, als man nach solchen Erklärungen hätte erwarten sollen. Als Quellen der Theologie nimmt er Vernunft und Geschichte an. Aus der Vernunft schöpft die Theologie die Idee des Reichs Gottes. So wie diese Idee selbst schon eine Offenbarung Gottes in uns ist, so können auch alle andere Anstalten Gottes nichts anderes bezwecken, als diese Idee in Wirklichkeit zu setzen. Die Realisirung selbst ist nicht Sache der Vernunft, sondern der Offenbarung. Die Vernunft ist berechtigt, an die Offenbarung die Frage zu thun, was sie bringe, ob sie nichts mit jener Idee Streitendes lehre, aber über die Form, in welcher sie etwas an die Menschen bringt und wie sie die Idee darstellen und ausführen will, kann und darf die Vernunft nicht richten. Die Vernunft ist einigermaßen der Prohierstein, an dem die Offenbarung geprüft werden muß, und eine Offenbarung, welche diese Probe nicht aushält, ist als falsch zu verwerfen, in anderer Hinsicht herrscht die Offenbarung über die Vernunft, und belehrt sie, wie die Idee des Himmelreichs realisirt werden soll. Zur Geschichte als Quelle der Theologie werden gerechnet: 1. die Schriften des N. T.; 2. die Ueberlieferung, denn nur aus dieser wissen wir, daß die Schriften des N. T. von den Aposteln und ihren Schülern herrühren, und daß ihr Inhalt wahr und göttlich ist; diese Schriften enthalten kein vollständiges christliches Lehrsystem, man muß also, um ein solches zu gewinnen, auch jene Lehren kennen lernen, die von jeher in der Kirche als zur christlichen Offenbarung gehörig, verkündet und aufbewahrt worden sind; die h. Schriftsteller selbst machen in ihren Schriften auf das aufmerksam, was nicht

in denselben enthalten, sondern durch mündlichen Vortrag an die Gemeinen gebracht worden sey; das eigentliche Geschäft der Apostel, die lebendige Verkündigung des göttlichen Wortes, die ihnen von Christus aufgetragen war, leitet gleichfalls auf das Ansehen der Tradition, und dazu kommt noch das Zeugniß der Geschichte, daß von jeher eine solche Ueberlieferung, eine so genannte *regula fidei* vorhanden und in der größten Achtung war, zur Erklärung der h. Schrift, zur Widerlegung der Ketzerey, und zu einem eigenen Beweismittel dogmatischer Lehren diente. 3. Die Beschlüsse der Kirchensynoden, welche Aussprüche eines unparteiischen Richters sind. 4. Die Schriften des N. T. 5. Die religiösen Mythen des übrigen Alterthums. Die heidnische Religionen bildeten sich theils nach gewissen überall ausgebreiteten heiligen Sagen, theils waren sie selbst ein mehr oder weniger vollkommener Ausdruck einer göttlichen Manifestation, welche zu jeder Zeit und unter allen Völkern geschah. Man findet gewisse Ideen in allen Religionen wieder. In einer Darstellung der Offenbarung dürfen die schwächeren und kleineren Gestaltungen derselben eben so wenig übergangen werden, als in einer Darstellung der Natur die niederen und kleinen Formen derselben. Auch die Heiden gehören zum Reiche Gottes, welches durch das Christenthum nur seine höchste Vollendung erhielt. Der Theologe muß daher auch die Religionsysteme der ältesten Völker, besonders des Orients, kennen lernen, und in Beziehung auf das Reich Gottes zu würdigen wissen. Damit ist dann auch die innere Ordnung angezeigt, nach welcher der Verf. jede einzelne Lehre abhandelt oder doch sich abzuhandeln vorsetzte. Er geht dabey von Vernunftideen aus, und begibt sich alsdann auf das Feld der Geschichte; hier wendet er

sich zuerst an das Christenthum, als den reinsten und schönsten Ausdruck des Reichs Gottes, und untersucht, ob und in welcher Form die Vernunftidee in ihm realisirt worden sey; nach diesem geht er zu den Aussprüchen der Väter und zu den Bestimmungen der Kirchenversammlungen fort; darauf folgt, was das N. T. über die in Frage stehende Lehre enthält. Den Beschluß machen die dahin gehörigen religiösen Formen der übrigen Welt, besonders des Orients, um sie mit den christlichen zusammen zu halten, und in ihnen die allgemeine ewige Offenbarung Gottes zu erkennen. Zu dem Eigenthümlichen in der Ausführung gehört auch noch das, daß die biblische Stellen, wenigstens die vornehmste ganz in einer eigenen Deutschen Uebersetzung zuweilen mit bengefügtem Grundtexte angeführt und zum Theil ausführlich analysirt, und daß auch die Stellen aus den Vätern, zuerst den Griechischen (diese größtentheils Deutsch übersezt), dann den Lateinischen, alle aber in chronologischer Ordnung, gewöhnlich bis ins fünfte Jahrhundert oder bis zu einem allgemeinen Kirchenbeschlusse, und so auch die betreffenden Canones selbst, herausgesetzt werden. Die Stellen aus den Vätern und die Beschlüsse der Kirchenversammlungen aber werden, mit äußerst wenigen Ausnahmen, ohne Verbindung und ohne Urtheil nur der Reihe nach aufgeführt; Resultate daraus zu ziehen wird dem Leser selbst überlassen. Die Hauptsache, der Mittelpunkt von Allem ist dem Verf. das Christenthum des N. T. Nach diesem sollen die Bestimmungen der Väter und der Versammlungen der Kirche, so wie die Mythen der Völker gewürdigt werden. In der letzten Beziehung sagt er: "Das Christenthum muß deswegen an Wahrheit gewinnen, weil es sich überall vorfindet, und weil es schon vorhanden war, ehe es durch Christus auf die Welt gebracht ist; es muß

in seiner himmlischreinen Gestalt erscheinen, weil das, was das Christenthum in freyer herrlicher Entfaltung darlegt, bey allen Nationen nur in einer Knospe noch verborgen und in seinem Leben gehemmt ist. Christenthum ist der wahrste Ausdruck der Idee, alles übrige ringt, dieser Ausdruck zu werden. Judenthum kömmt ihm am nächsten. Christenthum ist somit die Krone in der Schöpfung der religiösen Welt, und herrscht über alles andere, was Religiöses auf der ganzen Erde entstanden ist. Es ist die Offenbarung in ganz eminentem Sinne, welches enthüllet, was zuvor noch unenthüllt war, welches zur deutlichen Kenntniß bringt, wovon die Menschen nur eine leise und ferne Ahnung halten, es behält den Vorzug, daß es bestimmter Unterricht über das Göttliche von Gott selbst ist. Alles übrige muß als Offenbarung Gottes erst gedeutet werden, dieses spricht sich als solche durch sich selbst aus; alles übrige erhält erst seine Aufklärung vom Christenthume, dieses ist durch sich selbst helle. Das Christenthum ist die Sonne, in die alle Stralen zurückgehen, die da und dort zucken und in den dunkeln Gegenden der alten Welt nur schwache Dämmerung hervorbringen." I. 44 f. Uebrigens behauptet der Verf. und sucht es, mit Berücksichtigung der Einwürfe, zu erweisen, daß auch die Lehren von einer dreifachen Persönlichkeit im göttlichen Wesen, von dem Daseyn und den Wirkungen der Engel und Dämonen, von der sichtbaren Wiederkunft Jesu wahre Lehren des Christenthums und der christlichen Theologie seyen. Er vertheidiget wahre Wunder Moses, Christi und der Apostel im eigentlichen und strengen Sinne, und alle in der Geschichte Christi vorkommende Wunder. Er hält durchaus auf die göttliche Autorität der h. Schrift. Man kann kein vollständiges Urtheil über dieß Werk fällen, ehe

man es ganz vor sich hat; dieß ist bey uns nicht der Fall, der bereits erschienene dritte und letzte Band ist uns noch nicht zugekommen. Für jetzt also nur Folgendes: Wir schätzen an diesem Werke die hohe Verehrung gegen die Schriftlehre und das Bestreben, in ihr keinen gemeinen, alltäglichen, schlechten und oberflächlichen, sondern einen ausgesuchten, seltenen, tiefen Sinn zu finden, wiewohl uns dieser Sinn häufig ein anderer ist, als dem Verfasser. Immer ziehen wir seine Weise derjenigen weit vor, nach welcher man jetzt Systeme der dogmatischen Theologie auführt und darin die h. Schrift, die darin enthaltene Lehren, die Person Jesu so tief herabwürdiget, daß gar nicht mehr einzusehen ist, warum man das Biblische und Christliche nicht lieber ganz wegläßt, es in gänzliche Vergessenheit zu bringen sucht, und einen reinen Nationalismus aufstellt. So nennt man es und erklärt damit alles andere für Unvernunft, indem doch wohl andersdenkende Dogmatiker auch Vernunft haben und in ihren Systemen an den Tag legen wollen. Auch diesem Verfasser wird man sie nicht absprechen können. Er erkennt sie als die erste Quelle der Theologie an, fühlt aber zugleich auch ihre Schwäche und Beschränktheit, und ehrt die Macht und die Rechte der Offenbarung, ohne beide in einen Gegensatz zu stellen. Uebrigens hat er nachher bey der Ausführung der einzelnen Lehren allerdings darin gefehlt, daß er, seinen eigenen Plan verlassend, nicht von dem, was die Vernunft darüber sagt, auszugehen, sondern sogleich zum Historischen fortzuschreiten pflegt. So geht es den ganzen ersten Band hindurch. Am Anfange des zweyten, wo er zur Darstellung des Himmelreichs fortgeht, sagt er selbst: "Wir sind jetzt bey dem Punkte angekommen, wo wir uns an den in der Einleitung dieses Werks bezeichneten Weg genauer

halten können, daß wir nämlich vor allem an die Vernunft uns wenden, von ihr die Idee des Reichs Gottes entnehmen, sodann auf das Feld der Geschichte uns begeben und forschen, ob und wie diese Idee an die Menschen gebracht und realisirt worden ist. Vernunft und Offenbarung werden da in lieblicher Harmonie erscheinen, und beide als das herrlichste und wohlthätigste Geschenk einer und derselben Gottheit strahlen." Es ist aber nicht einzusehen, warum er nicht auch schon im ersten Bande sich an diesen Weg gehalten hat. Ueber diese Idee, als Grundlage der Theologie, hat der Verf. schon in dem Versuche einer historisch-philosophischen Darstellung der Offenbarung als Einleitung in die Theologie, Hamb. und Würzb. 1812, gehandelt, und wohl auch aus diesem Grunde manches dahin Gehörige in dem vorliegenden Werke übergangen. Ueber die Art, wie er derselben gemäß die Dogmatik eintheilt, wollen wir vor Vollendung des Ganzen nicht urtheilen, wiewohl wir vor der Hand gestehen müssen, daß sie uns nicht sehr logisch zu seyn scheint. Die Lehren folgen sich so: Christus, heiliger Geist, Apostel, Moses, Propheten, Engel, Ursprung und Natur des Menschen, Dämonen, Reich Gottes in der Idee und Wirklichkeit, Gott, Bestimmung und Unsterblichkeit des Menschen, Ursprung, Erhaltung, Regierung und Ende der Welt. Bey der Abhandlung der einzelnen Lehren war kein Grund vorhanden, die Lehre des N. T. überall erst nach der Lehre des A. T. der Kirchenväter und der Synoden zu setzen, vielmehr hätte sie gerade der Verfasser, welcher mit Recht so viel auf das Geschichtliche und die historische Entwicklung in der Offenbarungslehre hält, voranstellen müssen. Eben so wird der Leser wünschen, daß auch Urtheile über die Bestimmungen der Väter und der Synoden, und über ihr Ver-

hältniß zur Schriftlehre beygefügt worden wären. Dieß geschieht nur sehr selten, namentlich bey den Lehren von der Wirksamkeit des Gebets und der guten Werke zum Besten der Abgeschiedenen, die sich weder im Zustande der Seligkeit noch der Verdammniß befinden, von der Kraft der Gebete der Heiligen und von der Verehrung der Reliquien, welche der Verf. II. 334 f. 390 f. 395 f. auch aus der Bibel zu bestätigen sucht. Noch verdienen das gründliche Studium der Kirchenväter und die Bekanntschaft mit den Schriften protestantischer Theologen, welche sich in diesem Werke offenbaren, gerühmt zu werden.

Göttingen.

Ben Vandenhoeck und Ruprecht: *Neues Lehrbuch der Moral für Theologen, nebst Anleitungen zur Geschichte der Moral und der moralischen Dogmen.* Von Dr. Carl Friedr. Stäudlin. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1817. 558 Seiten in groß Octav.

Früher, als es der Verfasser erwartete, ist eine zweyte Ausgabe dieses vierten von ihm herausgegebenen Lehrbuchs nöthig geworden. Die Hauptgrundsätze sind dieselbigen geblieben, sonst ist Manches abgeändert, weggelassen, hinzugesetzt, in eine andere Ordnung gebracht. Im Ganzen ist diese Ausgabe nur etwa um drittehalb Bogen stärker geworden als die erste. Auch auf die Bestreitungen der ersten ist so weit Rücksicht genommen, als nach ruhiger Prüfung für nothig erachtet wurde. Alles ist darauf gerichtet, die Reinheit, Allseitigkeit und Gottlichkeit der evangelischen Sittenlehre darzuthun und durchzuführen, und eine bescheidene Philosophie mit dem Offenbarungsglauben zu verschwiftern.

—w—w—
Göttingische
gelehrte Anzeigen
 unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. Stück.

Den 3. May 1817.

Hannover.

Ben Helwing, 1814: Handbuch der Artillerie. Aufgesetzt von G. von Scharnhorst, Königl. Pr. General-Lieutenant. Dritter Band. Mit 7 Kupfern. 403 S. ohne die Tabellen, welche 165 S. betragen.

Dies Werk ist auch unter dem doppelten Titel: Handbuch für Officiere in den angewandten Theilen der Kriegswissenschaften. Erster Theil, Artillerie, zweite, gänzlich umgearbeitete, und um vierfache vermehrte Auflage, erschienen, wodurch entstanden ist, daß man es oft mit dem in dem schon 1787 erschienenen Handbuch für Officiere enthaltenen Bande, von der Artillerie, verwechselt hat. Von diesem letztgedachten Bande gibt jetzt die Helwingische Buchhandlung eine von dem Königl. Pr. Oberst Zoyer mit Anmerkungen versehene neue Auflage aus, welche nächstens die Presse verlassen wird. Was aber das oben angezeigte Werk anbelangt, so hat der verstorbene General v. Scharnhorst sein früher herausgegebenes Handbuch der Artillerie in selbiges gleichsam verwebt; er hat solches aber so gänzlich umgearbeitet und mit so vielen neuen Erfahrungen und Grundsätzen bereichert,

daß man es als eine ganz neue Schrift betrachten kann. Der Verf. bekannt als einer der gelehrtesten Artilleristen in Europa, hatte den rühmlichen Ehrgeiz, das vollkommenste Lehrbuch der Artilleriewissenschaften, unter allen welche bis jetzt vorhanden sind, aufzustellen. Ueber 20 Jahre arbeitete er an diesem Werke. Scins in diesem Zeitraume gemachten Feldzüge und Reisen — vorzüglich die nach Rußland — setzten ihn in den Stand, viele Erfahrungen und Kenntnisse von der Einrichtung anderer Artillerien zu sammeln, und der liberale Geist, der in der Preussischen Armee herrscht, verbunden mit seiner unabhängigen Lage, erlaubten ihm seine Ansichten der Welt ohne Rückhalt mitzutheilen. Ein Umstand, der diesem Werke einen großen Werth gibt; denn unlängbar herrscht noch in sehr vielen Artillerie- und Ingenieur-Corps der unglückliche Geist der Zünfte, welcher nicht erlaubt, Grundsätze aufzustellen, die dem angenommenen Systeme, oder den herrschenden Meinungen der Obern widersprechen.

Der erste Theil dieses Werks erschien schon 1804, und der zweite 1806, allein erst nach dem Tode des Verfassers 1814 ward der dritte Theil herausgegeben. Der Verleger macht in der Vorrede zu diesem Theile Hoffnung, daß auch der vierte Theil, der das Werk beschließt, herauskommen werde; allein wir müssen besorgen, daß solcher nicht vollständig wird geliefert werden können. Es haben sich dem Vernehmen nach unter dem litterarischen Nachlasse des Verf. zwar viele Materialien zu dem vierten Bande gefunden, selbige bedürfen aber noch einer großen Feile und einer sorgfältigen Ausarbeitung, ehe man sie als ein vollendetes Werk betrachten kann. Immer wäre es aber zu wünschen, daß dieser Nachlaß eines so geschätzten Schriftstellers, selbst nur als Fragmente, dem Publico nicht entzogen würde. Der erste Abschnitt des angezeigten dritten Theils, handelt von der Bildung und Uebung der Artillerie. Nachdem

der Wf. sehr ausführlich alle Gegenstände, worauf bey dem Unterrichte der Fuß-Artillerie Rücksicht genommen werden soll, auseinander gesetzt hat, sagt er von der reitenden Artillerie: es ist überflüssig, ihr, gleich der Cavallerie, reiten, oder gar den künstlichen Gebrauch des Seitengewehrs zu lehren. Wir bemerken, daß dieser Grundsatz, dem wir völlig beypflichten, nicht in allen Artillerien herrschend ist; in den mehrsten Diensten will man den reitenden Artilleristen seiner eigentlichen Bestimmung zuwider nur zu gern zum leichten Cavalleristen machen. Scharnhorst war ein großer Verehrer der reitenden Artillerie; wir sind aber überzeugt, daß sie, in den mehrsten Fällen, durch die in England eingeführten Care-Batterien vollkommen ersetzt werden können, wodurch der Staat eine große Kosten-Ersparung machen würde. Sehr wahr sagt Scharnhorst, indem er von den Exercier-Vorschriften redet, daß die umständlichen Exercier-Reglements, welche alle Vorrichtungen ins Kleinliche genau bestimmen, gerade dazu dienen, ein zweckmäßiges Formieren zu verhindern, daß sie nur dazu dienen, die Menschen zu Maschinen zu machen, — welches der Artillerist nicht seyn darf, — und das Auge mit der Regelmäßigkeit, auf Kosten der übrigen unentbehrlichen und wichtigeren Uebungen zu belästigen. In dem Kapitel von der Bedienung des Geschüzes wird der Grundsatz aufgestellt, daß man bey jedem Geschüz eigentlich nur eine gewisse Anzahl, als z. B. bey den 6pfünder fünf gelehrte Artilleristen nöthig habe, und die übrigen dabey vorkommenden Geschäfte durch Handlanger, — etwa Commandirte von der Infanterie, — verrichten lassen kann. Es ist zu verwundern, daß die bey der Hannöverschen Artillerie zuerst eingeführten krummen Wischer, welche den Artilleristen gegen die Gefahr beym Laden die Arme zu verlieren sichern, in vielen Artillerie-Corps, namentlich in den Englischen, noch so vielen Widerspruch finden. Seit Anfang des Revolutionskriegs 1793 ist der Gebrauch der Pulverladeschäufeln

sowohl vor als in den Festungen abgeschafft. Bey der Preussischen Artillerie hat man das Pulver in wollenen Beuteln, und bedient sich keines Verschlags, legt aber die Kugel in einen hölzernen Spiegel. Bey den Franzosen bedient man sich in den Festungen der papiernen Patronen. Die ehemahlige Methode den leeren Raum, welcher bey den Mörsern in der Kammer bleibt, wenn sie nicht ganz voll Pulver ist mit Erde, zu verdämmen, ist überall abgeschafft. Das so genannte Verteilen der Bombe, welches noch bey der Französ. Artillerie gebräuchlich ist, scheint nach neuern Versuchen den davon erwarteten Nutzen nicht zu leisten. — Die Länge einer Prolonge darf nicht unter 12, und nicht über 24 Fuß seyn. — Vor dem Revolutionskriege übte man die Artillerie nicht in den Evolutionen. In keinem Staate waren die Batterien in Friedenszeiten bespannt, und nur die Preussische reitende Artillerie hatte ungefähr so viele Pferde, als zur Bespannung einer halben Batterie erfordert wurden. Erst nach dem bemerkten Zeitraume behielt in fast allen Staaten die reitende Artillerie einen Theil der Bespannung. Allein die Fuß-Artillerie muß, unserer Ansicht nach, gleichfalls dem Haupttheil ihrer Bildung entsagen, wenn sie sich nicht in Evolutionen üben kann. Daher haben mehrere Staaten in neuern Zeiten auch für die Fuß-Artillerie eine kleine Anzahl von Pferden im Frieden beybehalten. Und wenn diese Pferde außer der Exercierzeit zu öffentlichen Arbeiten gebraucht werden, so verdienen sie einen Theil der Kosten wieder, den sie dem Staate veranlassen. Sehr zweckmäßig ist die Einrichtung der jährlichen Uebungen, welche Scharnhorst für die Preussische Artillerie festgesetzt hatte. Für die jährlichen Uebungen einer jeden Artillerie-Compagnie wurden 200 Pf. Pulver gerechnet. Je 2 und 2 Compagnien machten ihre Uebungen zusammen. Wenn die eine auf der Batterie war, stand die andere zur Beobachtung neben der Schuß- und Wurf-Linie. Die Compagnie-Uebung im Schießen und Werfen dauerte vom

1. May bis zum 1. Sept., also ungefähr 17 Wochen. In dieser Zeit übten sich die beiden Compagnien zwey und dreyßig Mahl im Schießen und Werfen; jedes Mahl geschahen 5–7 Schüsse oder Würfe; sie giengen also wöchentlich zweymahl auf den Übungsplatz. Sehr reichhaltig ist das Kapitel über die Ziehekraft, welche zur Fortbringung des Fuhrwesens erforderlich ist. Scharnhorst hat auch hierüber merkwürdige Versuche angestellt, welche in den Tabellen erklärt werden, und den bekannten Versuchen des Grafen v. Rumford zur Seite gesetzt zu werden verdienen. In dem Kapitel von den Probeübungen eines Artillerie-Corps geht S. von dem Grundsatz aus: die gewöhnlichen Revüen arten immer in Schau- oder Parade-Übungen und Spielerey aus; dagegen wird eine vergleichende Untersuchung und Prüfung der Brauchbarkeit der Artillerie, verbunden mit Belohnungen für die Geschickteren und Bestrafung für die Ungeschickteren diese Waffe zur höheren Vollkommenheit bringen. Als Probe-Übungen für die Feldartillerie werden folgende Gegenstände vorgeschlagen: 1. Probe-Übung einer Batterie, in Rücksicht des Manövrirens, ohne scharfes Schießen; 2. Untersuchung einer Batterie in der Fertigkeit der Geschwindschüsse; 3. in der Fertigkeit geschwind und mit Wirkung zu feuern, und zwar a) in dem Schießen nach unbeweglichen, und b) auf bewegliche Objecte; 4. Probe-Übungen in der Placierung des Geschüzes. Für die Probe-Übung der Belagerungs- und Defensions-Artillerie, schlägt S. vor: 1. Probe-Übung in der Behandlung der Geschüze; 2. in der Nicoschetterie und Demontiren, und 3. in dem Bombenwerfen.

In dem zweyten Abschnitte dieses Theils, der von der Wirkung des Geschüzes handelt, untersucht der Verfasser: 1. die verschiedenen Arten von Schüssen; 2. die Schußweiten der Canonen und die Wurfweiten der Feld-Haubitzen; 3. die Wahrscheinlichkeit des Treffens; 4. die Rollschüsse; 5. die Cartätschüsse;

6. die Wirkung der Kugeln in Hinsicht des Eindringens und der Haubitzgranaden beim Zerspringen; 7. die Wirkung der Kugeln und Cartätschüsse in einem bestimmten Zeitraume. Als Resultat über die eigenthümlichen Vorzüge der verschiedenen Caliber finden wir folgende Angaben: Der 12pfünder ist noch auf 2450 bis 2500 Schritte, in einigermaßen ebenen Terrain, wirksam; 7^z und 10pfündige Haubitzen machen ein Terrain bis zu 2400 Schritte unsicher; dagegen liefert die 6pfündige Canone nur bis zu 2100 Schritte, und die 3pfündige nur bis zu 1600 und 1800 Schritte einige Wirkung. Nun schließt Scharnhorst, daß da so oft auf bedeutende Distanzen gefeuert werden muß, so sind die Haubitzen ein sehr unentbehrliches Geschütz bey den 6pfündern. Die 12pfünder, sagt er ferner, haben außer dem Vorzug, auf größere Distanzen wirksam zu seyn, noch den, daß sie auf 800 bis 1000 Schritte durch die Cartätschen wirksam seyn können; doch ist dieser Vorzug nicht sehr groß, denn hier kann die größere Anzahl der 6^z und 3pfünder die größere Wirkung der 12pfünder einigermaßen ersetzen. Die größern Caliber haben im Felde nur darin einen Vorzug vor den kleineren, daß ihre Kollschußweite größer ist. In jeder andern Rücksicht ersetzt die größere Anzahl der kleinern den Vorzug der größern. Man kann annehmen, daß unter 800 Schritte die Wirkung bey gleichem Kostenaufwande ungefähr bey allen Calibern sich gleich ist. — In so fern aus diesen Resultaten die Schlußfolge hervorzugehen scheint, daß es vortheilhafter sey, vieles aber leichtes Geschütz im Vergleich mit wenigern aber schwererem im Felde mit sich zu führen, erlauben wir uns einige Zweifel bemerken zu dürfen. Zuvörderst müssen wir bemerken, daß zwey der größten Feldherrn unserer Zeiten, Bonaparte und Wellington, sich bestimmt für letzteres erklärt haben. Die Franzosen haben in den lezten Feldzügen, wenn sie nicht aus Mangel an schwerem Geschütze, leichteres nehmen

mußten, nur schweres gebraucht. Ihr gewöhnliches Feldgeschütz waren 8pfünder. Bey der Englischen Artillerie waren schon 1803 die bis dahin üblich gewesenen schweren 3pfünder abgeschafft, und statt dessen leichte 6pfünder als das gewöhnliche Feldgeschütz eingeführt. Allein gleich nach seinem ersten Feldzuge in der Halbinsel verwarf Wellington auch diese gänzlich, und bediente sich nun der 9pfünder als gewöhnliches Feldgeschütz, weil er aus Erfahrung die Ueberzeugung erlangt hatte, daß die leichten 6pfünder sich mit dem schweren Caliber der Französischen Artillerie nicht messen konnten. Zwey Ursachen die für die Erfahrung des schweren Calibers reden, sind nach unserer Ansicht diese: 1. Die Wirkung der Artillerie ist eiaentlich mehr idealisch als reel; das heißt, ihre Wirkung ist nicht so mörderisch als sie sich der Einbildungskraft darstellt. Bemerket der Soldat, daß die Kugel seines eiaenen Geschüzes nicht so weit reicht als die der feindlichen, so verliert er alles Zutrauen zu ersterem, und dem Artilleristen geht es nicht besser. Der feindliche Soldat wird bald unser Geschütz verachten, wenn er sich überzeugt hat, daß das seinige weiter reicht. Wenn man unter zehn Fällen einen Fall hat, wo der Gebrauch der Artillerie in der Nähe, so wie Scharnhorst annimmt, in einer Entfernung von dem Feinde unter 800 Schritte, erforderlich wird, so sind gewiß neun Fälle gewesen, wo man sich derselben auf einer größern Entfernung mit größerm Nutzen würde haben bedienen können. 2. Die Artillerie mit allem Zubehör ist das größte Impediment der modernen Europäischen Kriegsheere. Je mehrere Canonen man im Felde bey sich führt, um so größer wird das Hinderniß, das sie den schnellen Operationen in den Weg legen. Auch der Grundsatz, die Haubitzen bey den einzelnen Batterien zu vertheilen, scheint uns nicht richtig zu seyn. Es ist wahr, eine Haubitze macht, wie Scharnhorst sagt, ein Terrain in der Entfernung von 2400 Schritte unsicher, aber nur in einem so geringen Grade, daß man sich von ihr keine Wirkung versprechen kann. Viel wirksamer werden die Haubitzen seyn, wenn man sie in Batterien vereinigt. Die mörderische Wirkung der Französischen Artillerie in der Schlacht von Waterloo entstand vorzüglich durch die Menge von Haubitzen, welche Bonaparte auf einen Punct vereinigt hatte. Indessen kommt es hierbey sehr darauf an, aus wie vielen Stücken eine Batterie zu-

sammengesetzt ist; besteht solche z. B. aus sechs Canonen und drey Haubizen, so können letztere eine bedeutende Wirkung leisten. Theilt man aber, wie bey den Engländern zu fünf Canonen eine Haubize, so wird man von letzterer nur geringen Nutzen ziehen können. Scharnhorst schließt diesen Theil mit der Untersuchung über die Wirkung des Geschüzes von verschiedenem Gewicht, verschiedener Länge und bey verschiedener Ladung. Diese Untersuchung ist nicht nur in militärischer, sondern auch in oconomischer Hinsicht wichtig, denn je schwerer das Caliber ist, um so größer sind die Kosten der Anschaffung, so wie die des Aufwands der Munition und die des Transports. Man kann, sagt S., von zwey Französischen 4- und 8pfünder eben so viel Wirkung als von drey Oestreichischen 3- und 6pfünder, und von zwey Französischen 12pfünder beynähe eben so viel als von drey Oestreichischen erwarten. Für die Oestreicher ist bey diesem Verhältnis nicht viel verloren, denn drey der obigen Geschütze werden im Transport der Geschütze und Munition nicht viel mehr als zwey Französische kosten. In Betreff des Festungsgeschüzes räumt der Verf. ein, daß das schwerere und längere Geschütz in der Wirkung immer Vorzüge vor dem leichtern habe, daß aber diese Vorzüge der Wirkung nicht mit der Länge und dem Gewichte im Verhältnis ständen. Die große Streitfrage, ob schweres oder leichteres Caliber für Feldgeschütz besser sey, verdient unstreitig noch eine sehr sorgfältige Untersuchung. Obwohl wir unsere Ansicht darüber schon mitgetheilt haben, so können wir doch gegen den Satz, mit welchem Scharnhorst diesen Theil beschließt, nämlich: "daß die Vortheile des größern Gewichts bey Feldgeschützen bis zu einem gewissen Punct unbedeutend gegen die der größern Bewegbarkeit sind," — keine Einwendungen machen; nur wird die Schwierigkeit seyn, diesen gewissen Punct zu bestimmen. Nach den in der Halbinsel gemachten Erfahrungen, werden sowohl die Französischen 8- als die Englischen 9pfünder mit einer Leichtigkeit bewegt, die zwar der 3- und 4pfünder nicht ganz gleich kommt, aber doch immer schnelle Operationen gestattet. Es fragt sich freylich: ob dieß auch in ganz schlechten Wegen, so wie man deren in Deutschland findet, der Fall sey? Wir bemerken nur noch, daß die neuen Erfindungen der Engländer, die so genannten Shrapnels — eine Art von Cartätschen — und die von Sir William Congreve erfundenen Raketen dem Verfasser unbekannt gewesen zu seyn scheinen.

— — — — —

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

71. Stück.

Den 3. May 1817.

Glasgow.

For John Smith and Son etc.: *Treatise on the nature, history, and treatment of chincough including a variety of cases and dissections to which is subjoined an inquiry into the relative mortality of the principal diseases of children*, by *Robert Watt*, M. Dr. member of the faculty of physicians and surgeons of Glasgow etc. and lecturer on the theory and the practice of medicine in Glasgow. 1813. XVI und 392 Seiten.

Das vorliegende Werk ist die Monographie einer Krankheit, die zwar bekannt und wegen ihrer häufigen Erscheinung und oft sehr allgemeinen Verbreitung der Gegenstand der Untersuchung und Beobachtung der vorzüglichsten Aerzte gewesen ist. Allein dessen ungeachtet kann man nicht behaupten, daß Alles, was zu ihrer Kenntniß gehört, erschöpft sey. Denn ist man gleich über ihre Natur allgemein einverstanden, und hat sie mit Recht unter die Nervenkrankheiten gezählt, so war doch in Rücksicht ihrer Folgen

und Verwicklungen noch sehr vieles im Dunkeln, oder wurde nicht genug beachtet, und hierin lag wohl größtentheils der Grund ihrer häufigen Tödtlichkeit, denn von sich selbst neigt sie sich dazu wohl nur sehr selten. Der Verf. des angezeigten Werks hat diesen Punct vorzüglich ins Auge gefaßt, und sich in dieser Rücksicht ein wesentliches Verdienst erworben. Er macht nämlich auf die Verbindung des Reickhustens mit localen Brustentzündungen, besonders der Bronchitis und Pneumonie aufmerksam. So wie man aber eine Lieblingsidee zu weit ausdehnt, so geht es auch hier; das was bloß als Hinzugekommenes oder als Folge-Leiden betrachtet werden sollte, sieht derselbe als Hauptursache der ganzen Krankheit an, und setzt das Wesen des Reickhustens in Entzündung der Luftröhre und ihrer Aeste, die sich zuweilen bis in die Lungensubstanz ausbreiten soll. So irrig diese Idee ist, und so wenig gezweifelt werden kann, daß die Ursache dieser Krankheit in den Nerven liegt, und sie in die Classe der krampfhaften gehöre, so gut ist es, ein lebendiges Gemählde von ihrer lebensgefährlichen Complication mit Entzündung der Respirationorgane zu erhalten, und dieses Gemählde wird hier treu aus der Erfahrung geliefert. Zu beklagen ist es, daß der Verf. diese Erfahrung so theuer erkaufen mußte, denn sie kostete ihm das Leben seiner zwey eigenen Kinder, die an dieser Krankheit starben, und bey deren Leichenöffnung die deutlichsten Zeichen von Entzündung in den Athmungsorganen gefunden wurden. Dieser Fund brachte ihn nun zu der Idee, daß diese Krankheit immer entzündlicher Art sey, und die bey andern Kindern in der Folge gemachten Entdeckungen nach dem Tode waren alle von der Art, daß sie ihn in seiner Idee bestätigten, er überseh nur leider hier den Umstand, daß diese

Kinder nicht am Keichhusten, sondern an der dazu gekommenen Bronchitis oder Pneumonie gestorben waren. Aber wer wollte nicht gerne den Irrthum eines Mannes verzeihen, der dazu so traurige Veranlassung gehabt hat, und der den Feind, der sein Herz einmahl so empfindlich verwundet hat, nur allenthalben zu entdecken glaubt. Weit entfernt also dieser irrigen Ansicht wegen das Verdammungsurtheil über dieses Werk auszusprechen, hält Rec. es viel mehr so wichtig und nützlich, daß er nicht umbin kann, eine ausführliche Anzeige des Inhalts zu liefern. Im Englischen hat der Keichhusten dreyerley Nahmen: *hooping cough* von dem damit verbundenen Tone, *kinkcough* von den Anfällen, womit er erscheint, und *chincough* um damit eine besondere von allen andern verschiedene Art des Hustens auszudrücken. Vor Willis und Sydenham, die in den Jahren 1670 und 75 desselben erwähnen, finden sich keine Nachrichten von ihm, nach dieser Zeit ist er aber häufig beobachtet, hat in Glasgow oft geherrscht, und scheint mit der Zeit immer tödtlicher geworden zu seyn. Von 1702 bis 17 waren daran in dieser Stadt nur 63 gestorben, von da bis 1732 an Husten überhaupt mit Inbegriff des Keichhustens 632, in den nächsten 15 Jahren 1692, in den darauf folgenden 15 Jahren 2755, von 1761 bis 76, 4252. Das Verhältniß der am Keichhusten in Glasgow Verstorbenen zu den übrigen Todten war wie 5 zu 100 in den letzten 30 Jahren außer 1809, wo 259 daran starben, also ungefähr $11\frac{1}{2}$ auf 100. Diese Krankheit, welche unbestreitbar contagiös ist, findet zwischen dem ersten und zweyten Lebensjahre die mehrste Disposition im Körper, von da nimmt letztere immer mehr ab, und wird im zehnten Jahre am geringsten, obgleich nicht zu leugnen ist, daß auch ältere Subjecte, sogar Erwachsene, davon heimge-

sucht werden können. Die Ursache dieser abnehmenden Disposition sucht der Verfasser, ob mit Recht oder Unrecht, darüber will Rec. nicht entscheiden, in den Veränderungen, die der Larynx, die Trachea und die Bronchia bey der herankommenden Pubertät erleiden. Alle Climate und Jahreszeiten sind ihrer Erzeugung günstig, vorzüglich aber eine mehr nördliche Lage, der Herbst und eine kalte nasse Witterung. Sie fängt gewöhnlich mit catarrhalischen Beschwerden und Leiden der Verdauungswerkzeuge an, und es vergeht oft eine längere oder kürzere Zeit ehe sich die Parorysmen des Hustens ausbilden, und derselbe in seinem eigenthümlichen Character auftritt. Hier folgt nun die Beschreibung der Parorysmen ganz der Natur gemäß, so daß nichts dabey auszusetzen ist. Aber nun vermißt man ein reines Bild des Reichhustens, so wie er gewöhnlich zu erscheinen pflegt, dagegen aber liefert der Verf. eine Beschreibung, der seine Idee von der Natur dieser Krankheit ganz zu Grunde liegt. Fieber soll damit verbunden seyn, welches doch bey dem reinen Reichhusten nicht der Fall ist; dieses Fieber soll oft typhöser Art seyn, oft soll sich Pneumonie dabey befinden. Ueberhaupt nimmt er dreyerley Fieber, die mit demselben verbunden seyn sollen, an, nämlich a) mildes Reizfieber Darwin's sensitive fever, das entzündlicher Art oder gemischt mit typhösem seyn soll, woben der Puls geschwind und oft hart wie bey Entzündung seröser Häute ist; b) typhodisch, der Puls voll, schwach, irregulär, wie bey bronchitis asthenica; c) entzündlich; Zufälle pneumonisch. Hierbey ist die Respiration beschwerlich, der Athem kurz, die Parorysmen schweigen, weil die entzündeten Lungen außer Stande sind, den Husten hervorzubringen, und kommen nicht eher wieder, bis Blut gelassen wird. Der Kopf ist eingenommen, und es wird der

nähmliche characteristische Kopfschmerz wie bey der bronchitis beobachtet. Die Verdauung geht unordentlich von statten, und die Darmausleerung ist beschwerlich, und sowohl in Quaktität als Qualität von der Norm abweichend. Harn wird sparsam gelassen, die Haut ist trocken, hat ein krankes Ansehen, gewöhnliche Ausschläge gehen zurück, der Auswurf wird häufig und nimmt eine eiterartige Natur an. Die Krankheit kann zwey, drey auch mehrere Monathe dauern, ist Kindern und ältern Personen gleich gefährlich, und tödtet schnell durch Erstickung, Convulsionen oder Erschöpfung; bey ältern Leuten erfolgt oft der Tod durch Lungenentzündung oder den Uebergang in andere Krankheiten. Bey einigen dazutretenden Krankheiten hört oft der Reickhusten auf, so lange diese dauern, kehrt aber zurück so wie sie aufhören. Oft sind Scropheln dabey, und legen zu Tabes, Schwindsucht oder Rachitis den Grund. Der Verf. bemerkt, daß die Diagnose des Reickhustens nicht schwer sey, und er dennoch oft mit andern Krankheiten als mit Asthma, Catarrh oder Lungenentzündung verwechselt worden sey. Die mehrste Aehnlichkeit habe er mit bronchitis, weswegen er die Beschreibung der letztern Krankheit aus Badhams Abhandlung über dieselbe hier wörtlich anführt, und die Zufälle, die beiden nach ihm eigen sind, anführt. Daß der Verf. bey dem Gemählde vom Reickhusten, von welchem hier die Grundzüge aufgeführt sind, nicht die Krankheit, wie sie rein in der Natur vorkömmt, sondern die Complication derselben mit Entzündung besonders der Luftröhre und ihren Verzweigungen gezeichnet habe, muß einem Jedem einleuchten, der nur einmahl eine Epidemie desselben beobachtet hat. Der Reickhusten selbst ist nie entzündlicher, sondern immer nervöser Natur; aber entzündliche Brustleiden, be-

sonders bronchitis können hinzutreten, und machen ihn so oft gefährlich und tödtlich. Der größte Theil der Beschreibung des Verf. paßt auf bronchitis asthenica, aber deswegen gehört sie nicht zum Wesen der in Frage stehenden Krankheit, sondern ist ein accessorium. Das größte Verdienst des Verf. besteht darin, daß er diese Verwicklung gezeigt und vorzüglich darauf aufmerksam gemacht hat. Die verschiedenen Meinungen der Schriftsteller, von Willis und Sydenham bis auf Brown und Darwin, werden vom Verf. aufgeführt, und demnächst tritt er mit seiner eigenen auf. Dieser Husten, sagt er, ist genau von der Art, wie er zu entstehen pflegt von einer heftigen Reizung der Luftwege. Um dieses zu beweisen, führt er ein Beyspiel von einem Knaben an, dem durch einen andern im Spiele der Mund mit feinen Sägespänen vollgestopft wurde, als er nun darauf ein Geschrey erhob, drang ein Theil dieses fremden Körpers in die Luftröhre, und es entstand ein dem Reichhusten ähnlicher Husten, der so lange dauerte bis die Luftröhre wieder frey war. Er beruft sich hierbey noch auf einen andern von Dr. Home bekannt gemachten Fall, wo ein Kind an einer dem Croup ähnlichen Krankheit litt, und man nach dem Tode ein Stückchen von einer Muschelschale in der trachea fand, wodurch eine Entzündung in derselben hervorgebracht war. Nach ihm also scheint das Miasma des Hustens in der Luftröhre eine bald geringere bald stärkere entzündliche Reizung hervorzubringen, und diese Krankheit ganz zu der Classe der entzündlichen zu gehören, worüber er sich in der Folge noch deutlicher ausspricht. Dieser seiner Meinung sucht er nun durch die folgenden Beobachtungen Gewicht zu geben. Die erste betrifft die Krankheit seines eigenen Sohnes und den Leichenbefund. Die Krankengeschichte selbst

muß Rec., um nicht zu weitläufig zu werden, übergehen, nur kann es nicht unbemerkt bleiben, daß erst in der vierten Woche nach dem Anfange der Krankheit sich Beschwerde im Athemholen zeigte, und nun ganz deutliche Zufälle von Entzündung der Luftwege eintraten; vorher war also der Reickhusten rein gewesen, jetzt aber kam Entzündung hinzu, die eben so wenig zu seinem eigentlichen Wesen gehört, als eine jede neue Krankheit, die sich mit einer andern complicirt. Die Behandlung, welcher man sich bediente, mag Rec. nicht beleuchten, um nicht unangenehme Gefühle im Herzen des Vaters zu erregen, dem vielleicht diese Anzeige einmahl zu Gesichte kommen möchte. Die Leichenöffnung zeigte Entzündung der Lungen, der Luftröhre, des Magens und Darmcanals. Dieser Geschichte schließt der Verf. die Bemerkungen an, daß der Stuhlgang bey dieser Krankheit beschwerlich und unordentlich wie bey dem Croup gewesen sey, eben so der Harn mit dem bey letzterer Krankheit ausgeleerten Aehnlichkeit gehabt habe, der Puls klein, geschwind wie bey bronchitis, das Blut gelatinös, roth mit untermischter weißlicher halbdurchsichtiger Substanz (gewiß *lymphæ coagulabilis*) wie bey dem Typhus gewesen sey. Der zweyte Fall betrifft die Krankheit der Tochter des Verfassers, die Anfangs einen reinen Reickhusten hatte, wozu sich aber in der Folge eine bronchitis asthenica nach Badham gesellte; bey der Leichenöffnung fand man die Luftröhre und Lungen entzündet. Im dritten Falle war gleichfalls Entzündung der Luftröhre und ihrer Verzweigungen vorhanden.

Der Verf. wirft nun die Fragen auf: Ist Entzündung ein Hauptzustand bey dem Reickhusten? Rec. muß antworten: Nein, aber sie kann leicht hinzukommen; denn da die Luftwege bey den Hustenanfällen immer sehr leiden, ihre Erregbarkeit krank-

haft erhöht wird, das Blut bey den Erschütterungen stärker in die Gefäße eindringt, so sind schon die Hauptcausal-Momente der Entzündung gegeben, und ihre vollkommene Ausbildung kann nun sehr leicht erfolgen. Gibt es Keichhusten ohne Entzündung? fährt der Verf. fort, und ist die Entzündung nicht von besonderer Art? Die erste Frage kann unbedingt mit Ja beantwortet werden. Tausende von Kindern, die den Keichhusten ohne fast dabey krank zu seyn, und ohne Arzneyen dagegen zu gebrauchen, überstehen, können als Belege hiezu dienen. Unsere besten Mittel gegen diese Krankheit haben nichts weniger als entzündungswidrige Kräfte. Die Veränderung der Luft die oft so schleunig in den hartnäckigsten Fällen hilft, ist doch wohl nicht im Stande Entzündung ohne alle andere Mittel zu heben. Ob der Keichhusten vielleicht eine Ausschlagskrankheit in dem Innern der Luftröhre und Bronchien sey, deswegen seinen bestimmten Verlauf habe, und nicht eher geheilt werden könne, als bis dieser vollendet sey, aus dieser Ursache nur Ein Mahl im Leben treffe? sind Fragen, die wohl schwerlich bestimmt bejahet oder verneinet werden können; obgleich Rec. dafür hält, daß mehr Gründe für das letztere vorhanden sind.

Die vierte Beobachtung liefert einen Fall, wo der Keichhusten sich in tuberculöser und eiterichter Schwindfucht endigte. Die übrigen liefern alle mehrere oder weniger Beyspiele von in den Leichnahmen gefundenen Entzündungen, denen noch einige folgen, die den Leichenbefund der an bronchitis Verstorbenen angeben. Der Verf. zieht nun aus allem folgende Schlüsse: 1. Keichhusten ist eine Entzündung der Schleimhaut, des Larynx, der Trachea, der Bronchien und Luftzellen. (Wenn dieses aber wahr wäre, wie kömmt es denn, daß bey den mehrsten daran Leidenden sich gar keine Respirationbeschwer-

den zeigen, sie in den Zwischenräumen zwischen den Hustenanfällen ganz wohl sind, gut und oft mit Heißhunger essen, Monathe lang denselben leiden ohne an ihrer Gesundheit eine besondere Abnahme zu empfinden, durch Brech-, Abführungs-, krampfstillende und stärkende Mittel geheilet werden, und oft ohne diese genesen? Ist es gedenkbar, daß eine Entzündung so wichtiger Theile, wäre sie auch nur leicht, ohne Zufälle und Folgen, ohne Fieber und Beschwerden im Athemholen seyn könne?) 2. Wenn er leicht ist, gehet er ohne schlimme Folgen vorüber (wahr und bekannt). 3. Oft tödtet die Entzündung wegen ihrer Heftigkeit. 4. Oft geht sie langsam fort und verursacht starke und veränderte Absonderung von Schleim, der die Luftzellen und Bronchien verschließt. (Dann aber ist es nicht mehr Reichesthusten, sondern bronchitis, und das, was hier abgesondert wird, nicht Schleim, sondern *lympha coagulabilis*). 5. Oft geht sie tiefer und tödtet als Pneumonie. 6. Oft geht sie in Eiterung über und verursacht Schwindsucht. Von dieser Idee, daß immer Entzündung vorhanden sey, geht nun der Verf. auch bey der Indication zur Heilung aus. Von dieser Entzündung, von der dadurch hervorgebrachten Verdickung der Häute der Luftwege, von der Verhinderung des Einflusses der Luft auf das Blut sollen die ersten Zufälle entstehen; von der dadurch bewirkten übermäßigen Schleimabsonderung das Uebel unterhalten und dem freyen Zutritte der Luft ein Hinderniß in den Weg gelegt, und hiervon die Schwäche und der der bronchitis ähnliche Zustand erzeugt werden. Alles dieses kann aber unmöglich bey dem reinen Reichesthusten statt haben, denn sonst würden die Patienten außer den Anfällen wohl nicht so munter seyn, die Kinder nicht herum laufen und

spielen, und in einem Zustande seyn können, wo man weder an ihrem Pulse, noch in ihrem Athemholen, noch in ihrem übrigen Befinden die geringsten Spuren von Krankseyn wahrnimmt. Die Heilanzeigen, zu welchen der Verf. sich nun zunächst wendet, haben die Beförderung einer guten Expectoration und Ausleerung des Abgesonderten zum Zwecke, und hierzu empfiehlt er, wie auch schon die besten Aerzte immer gethan haben, Brech- und Abführungsmittel und Veränderung der Luft, und fügt hinzu, daß hierdurch in sehr vielen Fällen die Kranken geheilet würden. Wenn dieses aber wahr ist, und die Erfahrung so tausendfach bestätigt hat, so kann doch wohl keine Entzündung so wichtiger Theile, wie der Verf. angibt, statt haben, denn in diesem Falle würde es nicht zu rathen seyn, sich auf diese Mittel zu verlassen, und das hauptentzündungswidrige Mittel, nämlich das Aderlassen, zu vernachlässigen; mit diesem könnte man ja die Krankheit, wenn ihr wahrer Character Entzündung wäre, ganz unterdrücken, und es würde sehr unverantwortlich seyn, ein so gefährliches Uebel in seinem Fortschreiten nicht aufzuhalten. Bey echter Luftröhren- und Lungenentzündung wird man sich doch wohl nimmermehr mit diesen Mitteln begnügen, sondern lieber gleich zum Aderlassen schreiten. Auf dieses kommt aber der Verf. erst, nachdem er die vorhin angeführten Mittel als die ersten empfohlen hat. Er beruft sich in Rücksicht desselben auf die Zeugnisse von Willis, Sydenham, Hoffman, Astruc, Sims, Bettfom, Armstrong, Cullen und andere; alle diese empfehlen es aber nur dann, wenn sich Brustleiden zeigen, Fieber hinzukommt, überhaupt Entzündungszufälle hinzukommen. Die Gründe zur Aderlass liegen bey dem Verf. darin, daß die Krankheit entwe-

der Bronchitis oder Pneumonie sey, bey welchen, wenn sie heftig werden, Blutausleerung das einzige Mittel ausmache, welches der Verfasser mit einigen schönen Beyspielen belegt, und worin ihm ein Jeder Recht geben wird. Daß er es mit seiner Entzündungstheorie nicht so ernst und strenge meint, wie es der Fall zu seyn scheint, erhellet schon aus den eigenen Schlußworten dieses Abschnitts: "In Rücksicht des Ueberlassens im Allgemeinen muß ich bemerken, daß es nicht als ein gewöhnlicher Theil der Behandlung des Reickhustens angesehen werden könne, sondern nur bey der Erscheinung einiger Zufälle nothwendig werden, und wenn diese entfernt sind, oder keine Hoffnung zu ihrer Entfernung mehr vorhanden ist, hintenan gesetzt werden müsse." Die nun von ihm ferner empfohlenen Mittel sind die bekannten, nämlich erstlich äußerliche, Blasenpflaster, Einreibungen von KnoblauchsSalbe, linimentum volatile, Kampfer, Oleum terebintinae, Laudanum liquidum, Brechweinstein in Weingeist aufgelöset, (die Brechweinsteinsalbe scheint ihm nicht bekannt zu seyn, und nach des Rec. Erfahrung leistet sie auch das nicht, was man davon gepriesen hat,) sodann eine Mischung aus Kampfer, Sublimat und Brechweinstein von jedem 1 Scrupel, hiezu wird etwas Weingeist gethan, und das ganze alsdann mit einer halben Unze Schweinschmalz zusammengerieben. Nächst diesem führt er eine von Dr. Goodwin sehr empfohlne Mischung zum äußerlichen Gebrauche an, die aus 1 Drachme Brechweinstein, 1 Unze Kampferspiritus und 1 Pfunde warmen Wassers besteht. Als ein neues Mittel, von welchem er in einigen leichtern Fällen baldiges gänzlichcs Aufhören der Hustenparoxysmen gesehen haben will, erwähnt er des Dampfes von heißem Teer. Es wird nämlich ein

Gefäß mit Teer in das Zimmer des Kranken gesetzt und in dieses eine heiße Eisenstange gesteckt, so daß dicke Dämpfe vom Teere aufsteigen; doch muß dieses nicht zu oft und mit Vorsicht geschehen, weil die Lungen dadurch sehr gereizt werden. Bey dieser Gelegenheit aber macht der Verf. eine Bemerkung, die die Critik unmöglich ungerüget lassen kann; er sagt nämlich, in dem frühern Stadio der Entzündung sey in der Luftröhre und den Bronchien ein Mangel an dem sie im natürlichen Zustande überziehenden Schleime, und im Verhältnisse dieses Mangels ginge die Entzündung weiter vorwärts entweder in die Membran selbst oder in die benachbarten Theile. Allein ein geringer Grad von Entzündung vermehrt je immer in absondernden Flächen die Absonderung, und nur bey einem hohen Grade derselben wird sie weniger oder höret ganz auf, Entzündungen mit Trockenheit dieser Häute sind immer die heftigsten. Im Anfange kann also diese Schleimabsonderung nicht vermindert seyn, oder es müßte schon ein hoher Grad von Entzündung herrschen, und diese nimmt der Verf. selbst noch nicht an; herrscht diese aber nicht, woher soll denn die Abnahme des Schleims entstehen? Also nur das eine oder das andere kann seyn, sonst herrscht in der Annahme ein Widerspruch. Wie die Teerdämpfe auch nach des Verf. Behauptung diese Secretion des Schleims unterhalten oder sie wiederherstellen sollen, wenn sie fehlt, sieht der Rec. nicht ein, es sey denn, daß sie die Luftröhre gelinde reizen, und dadurch zur verstärkten Absonderung des Schleims die Veranlassung geben; allein wenn diese der stärkern Entzündung wegen aufgehört hat, können sie sie gewiß nicht wieder herstellen, da sie wegen ihrer reizenden Kraft die Entzündung vermehren. Die innern

Arzneymittel gegen den Reickhusten sind Opium, China, Canthariden, asa foetida, Cicuta, Castoreum, Moschus, künstlicher Moschus, Ambronef, Kampfer, solanum nigrum, Alcalien, unter andern natrum mit vinum ipecacuanha und Tinctura opii, antimonialia, plumbum aceticum, Arsenik, digitalis, argentum nitratum, cortex sambuci nigri. Daß der Verf. hier so viele Mittel anführt, unter welchen der Rec. aber ungern die Belladonna und die Schwefelpräparate vermißt, wird der Leser ihm gewiß Dank wissen, da man oft bey dieser Krankheit genöthigt ist eine Veränderung mit den Mitteln zu machen, und das, was in einer Epidemie nützet, oft in einer andern vergeblich gebraucht wird. Allein zu bedauern ist es, daß er diese Mittel ohne Ordnung und Bestimmung des Zeitpunctes und der Umstände unter welchen sie angezeigt sind, anführt, da es doch einen wesentlichen Unterschied macht, welches von diesen Mitteln im Anfange, in der Mitte und am Ende gegeben wird. So wird z. B. die China, die am Ende und wenn der Zeitpunct des Krampfs vorüber ist, und die gehörigen Ausleerungen geschehen sind, so vortreflich wirkt, in den andern Perioden der Krankheit mehr schaden als nützen, und in den Zeitpuncten wo die Antimonialia so vortrefliche Dienste leisten, Moschus, asa foetida und Opium ohne Nutzen angewandt werden. Zuletzt gibt der Verf. noch Vorschriften zur Diät, Wohnung, Kleidung, Bädern, führt dann einige Fälle von Behandlung der bronchitis von Dr. Watson an, und beschließt das ganze Werk mit einigen durch Tabellen, die aus den Todtenregistern gezogen sind, bestätigten Bemerkungen über das Verhältniß, der an verschiedenen Kinderkrankheiten, besonders den Masern, Blattern, Brust-

Krankheiten, Gehirnwasserfucht und Fiebern verstorbenen Kinder, und will darnach beweisen, daß die Masern seit der Einführung der Vaccination viel tödtlicher geworden seyen, und so viele Subjecte weggerafft hätten, daß der Vortheil der Vaccination dadurch gänzlich aufgehoben würde. Er glaubt, daß ein gewisser Keim zur frühern Sterblichkeit bey allen Kindern vorhanden sey, der durch irgend eine bedeutende Krankheit müsse aufgehoben werden. Dieses hätten vordem die Blattern gethan, und sie dadurch unempfänglicher oder abgehärteter für andere Krankheiten gemacht; seitdem diese ausgerottet wären, müßten andere Krankheiten diesen Dienst leisten, und dieses scheinen in den neuern Zeiten die Masern gewesen zu seyn, weßwegen so viele Kinder an denselben gestorben wären. Um dieses zu beweisen, führt er Tabellen von den Sterbefällen der Kinder in Glasgow in den letzten 30 Jahren auf, und zeigt, daß in dem ersten Fünftel dieser Zeit die an den Masern Gestorbenen noch nicht 1 Procent aller verstorbenen Kinder ausgemacht hätte, in dem letzten Fünftel dieselben über 10 Procent angewachsen sey. Daß diese Angaben richtig seyen, daran ist zwar nicht zu zweifeln; allein dadurch ist noch nicht bewiesen, daß die Masern nun im Allgemeinen die Stelle der Blattern vertreten, und dem Tode die Beute nothwendig zuführen müssen, die ihm durch die Vaccination entrissen ist. Ehe diese letztere erfunden wurde, herrschten nach des Verf. eigenen Erfahrungen zu Zeiten so böse Masernepidemien, daß eben so viele Kinder daran starben wie an den Blattern. Dieses kann denn auch ja wohl in den letzten Jahren in dem Orte des Verf. der Fall gewesen seyn; aber sie wird wahrscheinlich aufhören, wie dieß immer der Fall ist,

und dann müßte ja wieder ein anderer Stellvertreter der Blattern auftreten, welches zu erwarten steht. Aus Erfahrungen weniger Jahre läßt sich hier wahrscheinlich nicht viel schließen. Auch müssen sich die des Verf. nur bloß auf Glasgow beschränken, denn in den meisten Englischen Zeitschriften findet man Beobachtungen und Behauptungen, die gar nicht mit denen des Verf. übereinstimmen. Ob übrigens die Vorsehung absichtlich nach der Behauptung des Dr. Woolcombe Krankheiten absichtlich herfende, um der übermäßigen Bevölkerung Schranken zu setzen, und der Plan derselben es erfordere, daß ein Drittel der vernünftigen Wesen untergehe, ehe sie das zweyte Jahr erreicht haben, deswegen nach der Ausrottung einer verheerenden Krankheit eine andere eben so schreckliche kommen müsse, möchte Rec. nicht gerne glauben, und kann es mit seinem Begriffe vom Zwecke des Erdendaseyns nicht reimen. Was Thorheit, Unwissenheit, Unvorsichtigkeit, Easter und Ausschweifungen der Menschen verursachen, muß hier doch wohl vorzüglich in Rechnung gebracht werden; unmöglich läßt sich glauben, daß ein weiser Meister sein Werk absichtlich zerstören werde, ehe es den Zweck seines Daseyns erfüllet habe.

H. f. n.

Florenz.

Ven Mosini, Landi und C.: Della rarità delle medaglie antiche di tutte le forme e di tutti i medalli divise in tre classi. Trattato compilato da Vincenzo Natale Scotti. 1809. 442 Seiten in Octav.

Ein Handbuch, welches den Sammlern und Einkäufern von Münzen sehr willkommen seyn wird, und

fast ausschließend für sie bestimmt ist. Es enthält die Münzen der Könige, der Römischen Familien und der Kaiser. Die Städtemünzen sollten in einer besondern Sammlung nachfolgen, und frentlich ist für sie den Liebhabern eine solche Hülfe am nothwendigsten, da in Ansehung der andern zum Theil schon früher einigermaßen für einen Maasstab gesorgt war, bey ihnen aber die Preise meist weit mehr schwanken. Der Verf. hat durch Vergleichung von Morelli, Zanini, Eckhel u. a. und durch eigne lange Uebung den Grad der Seltenheit jeder einzelnen Münze ausgemittelt, und alsdann durch die gewöhnlichen Zeichen R (rare), RR, RRR, RRRR, (*di sublime rarità*); denn die Seltenheit an und für sich ist die Seele in der Wissenschaft eines solchen Mannes) U (uniche), M (mediocri), C (comuni), die Form aber durch 1. 2. 3. 4. (Classe) angegeben, zugleich, weil so viele nicht leicht zu erkennen sind, die Legenden und Gepräge kürzlich beygefügt, so daß also bey jeder vorkommenden Münze, wenn man sie nur im Allgemeinen hin zu thun weiß, ein Liebhaber, (un Geniale, wie der Verf. sagt) nachschlagen und sich Raths erhohlen kann. Daß dieser gut und gründlich, und auf das Buch ein vieljähriger Fleiß gewandt sey, zweifeln wir nicht. Vermuthlich hat der Verf. mehrere Münzsammlungen besorgt, wie z. B. die des Patrons, der vorangestellt ist, und im Münz-Handel und Verkehr diejenige Uebung erworben, welche sich aus Büchern nie schöpfen läßt. Dabey hat er jedoch auch aus der Sammlung des Grafen Ferdinando Pasolini in Faenza nicht wenige vorher unbekannte Münzen genau im Einzelnen beschrieben. Mionnet scheint dem Verf. noch nicht bekannt gewesen zu seyn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 5. May 1817.

Göttingen.

Am 16. April wurden der Königlichen Societät der Wissenschaften vom Herrn Professor Stromeyer zwey Abhandlungen übergeben, wovon die eine eine chemische Untersuchung des Kobaltglanzes von Skutterud im Modum-Kirchspiel in Norwegen enthielt, und die andere eine Analyse des krystallisirten Speiskobalts von Kiegelsdorf in Hessen.

Obgleich von beiden Kobaltminern schon einige Untersuchungen vorhanden sind, so lassen uns diese doch über die wahre Mischung derselben und ihre wesentliche Verschiedenheit von einander noch in Ungewißheit, weil sie einerseits in ihren Resultaten zu wenig mit einander übereinstimmen, und andererseits auch in Hinsicht der Genauigkeit des dabey eingeschlagenen Verfahrens sich noch Manches erinnern läßt. Der Herr Professor Stromeyer glaubte daher keine uninteressante Arbeit zu unternehmen, wenn er diese beiden wichtigen Kobaltminer einer neuen Untersuchung unterwürfe, zumahl da das von seinem Freunde und Collegen, Herrn Professor

N (4)

Hausmann, aus krystallogischen Gründen darin vermuthete Vorkommen eines constanten Schwefelkies-Gehalts eine Wiederholung der früheren Analysen wünschenswerth machte. Bey derselben hatte er das Vergnügen, sich der Hülfsleistungen eines jungen vielversprechenden Chemikers und Pharmaceuten, des Herrn Coel aus Jever, zu erfreuen, welcher sich dem Studio der analytischen Chemie unter seiner Anleitung mit ausgezeichnetem Erfolge gewidmet hat, und in derselben bereits große Geschicklichkeiten besitzt.

Aus dieser neuen Arbeit über den Kobaltglanz und Speiskobalt erhellt nun, daß der Kobaltglanz in seiner Mischung von dem Speiskobalte wesentlich verschieden ist, und die Verschiedenheit beider nicht, wie man bisher geglaubt hat, bloß in dem quantitativen Verhältnisse ihrer Bestandtheile liegt, sondern sich dieselben vorzüglich dadurch von einander unterscheiden, daß in dem Kobaltglanze das Kobalt im geschwefelten Zustande enthalten ist, während es im Speiskobalte als Arsenik-Kobalt vorkommt. Beide Kobaltminer kommen indessen darin mit einander überein, daß in ihnen diese Kobaltverbindungen mit Arsenik verbunden sind, wodurch der Kobaltglanz sich wiederum vom Kobaltkies unterscheidet. Auch enthalten sie beide Schwefeleisen im Maximo, wovon indessen in dem Kobaltglanze eine größere Menge als im Speiskobalte vorkommt, dafür aber in diesem daselbe höchst wahrscheinlich entweder mit Arsenik-Eisen, als Arsenikkies, oder mit Schwefel-Kupfer zu Kupferkies vereinigt ist. Dieser Umstand bestätigt nun auch von Seiten der Chemie auf eine sehr einleuchtende Art die Meinung des Herrn Professor Hausmann, daß die Krystallisationen dieser Kobaltminer von denen des Schwefelkieses herzuleiten sind, und rechtfertigt die ihnen

von diesem Mineralogen in dem System unter der Substanz des Eisentiefes angewiesene Stelle.

Das durch diese Untersuchung aufgefundenen Mischungsverhältniß dieser beiden Kobaltminer, beträgt nach einem Mittel mehrerer nur wenig von einander abweichender Analysen, mit Ausschluß einer höchst unbedeutenden Menge bloß beygemengten Quarzes und Kalkspaths, in 100 Theilen:

1) Für den Kobaltglanz von Skutterud in Nordum = Kirchspiel in Norwegen:

Arsenik	43,4644
Kobalt	33,1012
Eisen	3,2324
Schwefel	20,0840
	<hr/>
	99,8820

Oder: Schwefel = Kobalt	49,3852
Schwefel = Eisen im Maximo 7,0324	
Arsenik	43,4644
	<hr/>
	99,8820

2) Für den krystallisirten Speiskobalt von Riegelsdorf in Hessen:

Arsenik	74,2174
Kobalt	20,3135
Eisen	3,4257
Kupfer	0,1586
Schwefel	0,8860
	<hr/>
	99,0012

Oder: Arsenik = Kobalt	51,6978
Arsenik = Eisen	9,1662
Schwefel = Eisen im Maximo 1,5556	
Schwefel = Kupfer	0,2046
Arsenik	36,3770
	<hr/>
	99,0012

Da das über die Mischung des Modumer Kobaltglanzes erhaltene Resultat von dem der Analysen des Zunnaberger Kobaltglanzes von Klapproth und Tessaert sehr abweicht, zumahl was den Schwefelgehalt anbelangt, welcher nach Tessaert nur 6,5 und nach Klapproth sogar nur 0,5 im Hundert desselben betragen soll, obgleich beide Kobaltglanzminer in ihren physischen Eigenschaften auf das genaueste mit einander übereinstimmen, so veranlaßte dieses den Hrn. Prof. Stromeyer, auch einige vergleichende Versuche mit dem Zunnaberger Kobaltglanze anzustellen. Diese gewährten ihm indessen eine völlige Uebereinstimmung mit seinen Versuchen über den Modumer Glanzkobalt, namentlich auch in Hinsicht des Schwefelgehalts, und bestätigten mithin die aus denselben über die Natur dieser Kobaltminer gemachten Folgerungen.

Im Verlaufe dieser Untersuchungen hatte der Hr. Prof. Stromeyer auch Gelegenheit, sich aufs Neue zu überzeugen, daß die Scheidung des Arseniks vom Eisen sich nur durch Schwefel-Wasserstoff bewerkstelligen lasse, und daß dieses Metall bey den Fällungen des Arseniks durch Bleisalze immer als arseniksaures Salz mit niederfalle. Auch belehrten ihn diese Versuche, daß das Ammoniak weder im ätzenden noch im kohlen-sauren Zustande zur Scheidung des Eisens vom Kobalt angewandt werden könne, und daß die durch dieses Fällungsmittel in den eisenhaltigen Kobaltsolutionen bewirkten Niederschläge jedesmahl eine bedeutende Menge Kobalt enthalten, während in der rückständigen Flüssigkeit stets Eisen hinterbleibe. Die Scheidung dieser Metalle gelang ihm nur vermittelst Sauerklee-säure, nach dem von Tuppuri zuerst angegebenen Verfahren. Obgleich auch hierbey immer ein kleiner Antheil von sauerklee-saurem Kobalt von der sauerklee-sauren

Eisenauflösung aufgenommen wird, so ist dieses doch so gering, daß man ihn füglich ohne Nachtheil für das Resultat der Analyse außer Acht lassen kann. Dieselbe Methode läßt sich auch mit gleichem Vortheile zur Scheidung des Eisens und Nickels anwenden, wozu, wie von dem Hrn. Prof. Stromeyer an einem andern Orte gezeigt worden ist, das Ammoniat gleichfalls nicht benutzt werden kann.

Auch theilt derselbe hinsichtlich des salzsauren Kobalts die Bemerkung mit, daß die grüne Farbe, welche die gewöhnlichen salzsauren Kobaltsolutionen durch Concentration annehmen, weit öfter von einem Eisengehalte, als von einem Nickelgehalte in denselben herrühre, und man daher aus dieser Erscheinung keineswegs mit Sicherheit auf eine Vermischung dieses letztern Metalls schließen könne, sondern dieselbe weit wahrscheinlicher auf Eisen vermuthen lasse. Um der dunklen indigoblauen Farbe der concentrirten reinen salzsauren Kobaltauflösung einen Stich ins Grüne zu ertheilen, bedarf es eines bedeutenden Zusatzes von salzsaurem Nickel, während eine sehr geringe Menge salzsaures Eisenoryd dieselbe sogleich merkbar ins Grüne fallen macht. Noch verdient es bemerkt zu werden, daß das salzsaure Kobalt beim völligen Entwässern und Abbrauchen bis zur trocknen Salzmasse ebenfalls wie die übrigen Kobaltsalze eine blaßrothe Farbe annimmt.

Zum Beschluß dieser Anzeige theilen wir noch die von dem Hrn. Prof. Stromeyer gefundenen Werthe für die specifischen Gewichte dieser Kobaltminer mit.

Das specifische Gewicht des Kobaltglanzes betrug bey $10^{\circ},5$ C Temperatur des Wassers und $0^m,7622$ Barometerstand = $6,2316$, und das des Speiskobalts bey $9^{\circ},75$ C. Temperatur des Wassers und $0^m,7622$ Barometerstand = $6,449$.

London.

By T. Egerton: An Essay on the principles and construction of military bridges and the passage of rivers military operations, by Col. Sir Howard Douglas. 1816. 204 S. in Octav.

Der Verfasser, welcher die Stelle vom General-Inspector des Royal military college bekleidet, verfaßte, ehe er zu der Armee des Herzogs von Wellington nach Spanien abgieng, einen Entwurf zur Formirung eines Pontoniercorps, mit dessen Errichtung man sich gerade damals in England beschäftigte. Bereichert mit den im Spanischen Kriege gemachten Erfahrungen, entwarf er, nach seiner Zurückkunft, die oben angezeigte Schrift, die durch die Angabe von einigen neuen Arten von Militärbrücken, auch für das Ausland Interesse hat.

Die erste Abtheilung handelt von den Grundsätzen der Bewegung des Wassers in Flüssen, und die zweyte von der Einrichtung der Pontons, bey welchen der Verf. das bekannte Französische Werk: Aide memoire zum Grunde gelegt hat. Am Schlusse dieser Abtheilung gibt er eine Beschreibung von den Pontons, welche der verstorbene Englische Artillerie-General, Sir William Congreve, erfunden hat, die wegen ihrer Leichtigkeit, für den Uebergang von Infanterie über nicht sehr bedeutende Flüsse mit Nutzen angewandt werden können. Die Länge eines solchen hölzernen Pontons, oben gemessen

betrag	.	.	26 Fuß	— Zoll
desgleichen unten	.	.	23 "	— "
die Tiefe	.	.	2 "	8 "
die Breite	.	.	2 "	3 "

Dritte Abtheilung. Brücke von Böten zusammengesetzt, — größtentheils aus dem Aide memoire gezogen. Dergleichen Brücken machten die Engländer bey Oporto und Villa Velha. Merkwürdig ist die Beschreibung der Brücke, welche der Herzog v. Wellington bey dem Uebergange über die Adour, mittelst 48 Französischen chassé-marées, die er in den Häfen von S. Jean de Luz, Socoa und Passages fand, errichten ließ, ohne deren Besitz es nicht möglich gewesen wäre, über einen so bedeutenden Fluß, der Ebbe und Flut hat, mit den gewöhnlichen Pontons eine Brücke zu schlagen. Diese chassé-marées wurden in der Entfernung von 40 Fuß von einander placirt. (Chassé-marées sind Küstenschiffe von 20 bis 40 Tonnen, ihre gewöhnliche Länge ist 50 Fuß.)

Vierte Abtheilung. Fliegende Brücken. Dieser Abtheilung folgt eine Abhandlung über die Art, sich über einen Fluß mit Gewalt den Uebergang, dem sich der Feind widersetzt, zu verschaffen. Mit Uebergang der bekannten Regeln und Beispiele, bemerken wir hier nur, daß in den Feldzügen des Herzogs von Wellington der Uebergang des linken Flügels seiner Armée über die Adour, im Jahre 1814, unter merkwürdigen Beispielen von Unternehmungen dieser Art, in dem angezeigten Werke nachgelesen zu werden verdient.

Fünfte Abtheilung. Brücken, zusammengesetzt von Flößen, Fässern, übertheerten Fellen, u. s. f.

Sechste Abtheilung. Brücken von Wagen zusammengesetzt. — Seilbrücken (Rope bridge). Diese letzte Art von Brücken war ehemahls sehr im Gebrauche, gerieth aber nachher ganz in Vergessenheit; erst im Anfange des Revolutionskrieges wurde sie

bey der Französischen Armee wieder eingeführt. Der Aide memoire gibt eine umständliche Beschreibung von der Einrichtung dieser Brücken. Im Feldzuge von 1810 errichteten die Engländer eine sehr merkwürdige Seilbrücke über die abgebrochenen Pfeiler der Brücke über den Tagus bey Alcantara. Die Materialien zu selbiger wurden durch 78 Ochsen nach Alcantara gebracht; nämlich:

1 Pontonwagen bespannt mit .	12 Ochsen
8 große Karren, jeder mit vier .	32 "
17 Karren, jeder mit zwey .	34 "
	78 Ochsen.

Wenn wir erwägen, wie schwer und kostbar der Transport einer jeden andern Pontonbrücke in Vergleich mit dieser Seilbrücke gewesen seyn würde, so ergibt sich schon aus diesem Grunde ein großer Vorzug der letztern Art von Brücken; allein der Umstand, daß man sie mit großer Leichtigkeit abschlagen und wieder herstellen kann, spricht noch mehr zu ihrem Vortheile. Brücken dieser Art sind freylich nur für Infanterie brauchbar.

Siebente Abtheilung. Brücken auf Pfählen, Rahmen u. s. f. Am Schlusse dieser Abtheilung gibt der Verf. die Beschreibung von einer Erfindung des schon genannten Generals Sir Will. Congreve; nämlich kleine Flöße, oder nasse Gräben, vermittelt einer auf Räder stehenden Maschine, die zur Brücke dient, zu passiren. Er wollte sogar bey Stürmung eines Außenwerks von selbiger Gebrauch machen. — Sehr schön gestochene Pläne und ein ausführliches Register sind dem Werke angehängt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 8. May 1817.

Halle.

Bei Gebauer: Institutiones theologiae christi-
anae dogmaticae. Scholis suis scripsit, ad-
dita singulorum dogmatum historia et censura,
Jül. Aug. Lud. Wegscheider. Edit. altera emen-
data et aucta. 1817. XXVIII und 444 S. in Octav.

Die besonders durch häufigen Gebrauch bey aca-
demischen Vorlesungen schon jetzt nothwendig gewor-
dene zweyte Ausgabe dieses dogmatischen Lehr-
buchs, dessen Inhalt und Eigenthümlichkeit in unsern
Blättern (Jahrg. 1815 St. 158 und 159) angege-
ben worden, unterscheidet sich von der ersten, nicht
durch Abänderungen in den Grundprincipien oder
in der Anordnung des Ganzen, wohl aber durch
manche bedeutende Zusätze und Berichtigungen, wo-
durch einzelne Gegenstände noch lichtvoller und aus-
führlicher dargestellt sind, als dies in der ersten
Ausgabe geschehen konnte. Insbesondere ist die
Darstellung des kirchlichen Systems durch hinzuge-
fügte Beweisstellen aus den symbolischen Büchern
und aus den Werken der ältern Dogmatiker sehr
vervollständiget, womit einem wesentlichen Bedürf-

B (4)

niß angehender Theologen, die nicht gerade jene Werke zur Hand haben, abzuholen wird. Auch das rationalistische System des Verf. hat, so wie die jedem Paragraphen beygefügte Litteratur manche Erweiterungen bekommen, welche die Rücksicht auf neue Erscheinungen in dem Gebiete der theologischen Wissenschaften nothwendig machte. So hat der Verf. das ethische Moment zur Begründung der Glaubenslehre noch mehr hervorgehoben, und die oft verkannten Wahrheiten geltend zu machen gesucht, daß die Glaubenslehre sich überall ethischen Principien anschließen und durch diese geregelt werden müsse, weil auch der biblischen Lehre zufolge kein Dogma an sich, sondern nur insofern Werth hat, als jeder es selbstdenkend mit der gesetzmäßigen Thätigkeit seines ganzen innern Menschen in Verbindung zu setzen vermag; ferner, daß auch mit den reinern, durch die neuern Fortschritte der Wissenschaften geläuterten Religionsansichten ein inniges Religionsgefühl, so wie nur allein echte Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, wodurch dem Unglauben und dem noch verderblichern Aberglauben wirksam gewehrt wird, bestehen und durch jene neu belebt werden könne. So ist auch das Verhältniß des Supernaturalismus und Rationalismus, des Protestantismus und Katholicismus schärfer bestimmt; die Annahme von Mythen in der Bibel (nach einer richtigen Bestimmung) gerechtfertiget; auch sind die Abschnitte von der Erbsünde, von der Kirche u. s. f. mit manchen Zusätzen bereichert. Noch ein besonderes Verdienst dieser Ausgabe ist es, daß der Verf. recht geflissentlich darauf ausgeht, auf das Wesentliche und auf das Practische, welches einzelnen Dogmen zum Grunde liegt, aufmerksam zu machen, wodurch das wahre Religionsinteresse mit den wissenschaftlichen Fortschritten in ein passendes Verhältniß gebracht wird. Die Vorzüglichkeit

dieses Werks zur vollständigen Uebersicht des gesammten Inhalts der ältern und neuern Dogmatik wird sich jedem beim Gebrauch bewähren.

Da in diesem Jahr die dritte Secularfeier der Reformation fällt, so hat der Verf., um seiner Seiten Verdiensten der Reformatoren würdig zu huldigen, sein Werk den Pius Manibus Martini Lutheri gewidmet, als Veritatis evangelicæ vindicis, Libertatis cogitandi assertoris, Tyrannidis pontificiæ eversoris — der selbst Quam viam In sacris ad Christi disciplinam instaurandis Ipse praeiverat, ea ut pergerent, Posteris admonuit.

Stuttgart.

Mit dem Doppeltitel: *Practische Ansichten der bedeutendsten chirurgischen Operationen auf eigene Erfahrungen gegründet*, von Dr. C. Klein, Königl. Württembergischem Hofmedicus und Medicinalrath. Zweytes Heft. 1816. — *Resultate meiner verrichteten Blasenschnitte*, nebst Beschreibung der merkwürdigsten derselben, von Dr. C. Klein, Königl. Württembergischem Hofmedicus und Medicinalrath. Erste Abtheilung. 1816. IV und 63 Seiten in Quart, nebst zwey Kupfertafeln.

Mit derselben Achtung und vielleicht noch größerer, mit welcher wir das erste Heft dieses Werks anzeigten, theilen wir auch von dem vor uns liegenden zweyten Hefte, welches von dem Blasenschnitte handelt, unsern Lesern eine so umständliche Nachricht mit, als durch den bestimmten Raum dieser Blätter erlaubt ist. Der allgemein geschätzte Verf. sagt, er wolle nicht bloß die Fälle der von ihm verrichteten Blasenschnitte erzählen, die einen glücklichen Ausgang hatten, sondern eben so offen von denjenigen reden, welche unglücklich abliefen, weil,

wie Herr Dr. Klein sehr richtig bemerkt, diese mehr nützen, als die Aufzählungen von nur gelungenen Operationen. Die Zahl der von ihm in zwanzig Jahren verrichteten Blasenschnitte beläuft sich auf neun und siebenzig, welche große Zahl um so merkwürdiger wird, wenn wir weiter hören werden, mit welchem glücklichen Ausgange dieselben gekrönt wurden. Zuerst handelt der Verf. vom Blasenschnitt beym weiblichen Geschlecht, den er siebenmahl zu machen Gelegenheit hatte; und welchen er der Ausdehnung der Harnröhre vorzieht, die fast stets einen unwillkührlichen Abfluß des Urins zur Folge hat. Der Verf. beschreibt seine Operationsart folgender Maßen: die Kranke wird, wie beym männlichen Geschlechte, gebunden; obgleich die Operation so schnell geschieht, daß dieses nicht einmahl nöthig ist. Ein Gehülfe spannt beide Schaamlippen in gerader Richtung nach beiden Seiten aus, so wie ein Anderer mit einem Finger die Mutterscheide nach unten gegen die rechte Seite drückt. Nun führt er die dickste männliche gerinnete Sonde ein, die er selbst, bey nahe senkrecht, gegen die rechte Seite geneigt, hält, und fest an die Schaambeinvereinigung drückt. Hierauf schiebt er in der schiefen Richtung gegen die linke Seite ein Scalpell oder Bistouri fast auf der Rinne in die Blase, wodurch nun die Harnröhre gespalten und die Blase eingeschnitten wird. Im Herausziehen senkt er die Spitze des Messers, und erweitert dadurch den Schnitt, wie bey dem männlichen Geschlechte. Bey sechs dieser Kranken erfolgte die Heilung zwischen acht Tagen und der vierten Woche; bey einer drey und vierzigjährigen Frau hingegen, deren Krankengeschichte Herr Klein sehr genau mittheilt, erst nach vier Monathen. Besonders lehrt dieser Fall, wie durch das darin angegebene Verfahren die Verletzung der Scheide vermieden werden kann. Bey der Abhandlung des Blasenschnitts

beym männlichen Geschlechte, erzählt der Verfasser zuerst die von ihm früherhin angewandten Operationsmethoden. Seit 1796 gebraucht Herr Klein nur drey Instrumente, nämlich eine gerinnte Sonde, ein Bistouri oder Scalpell und eine Zange: die späterhin Mursinna und Michaelis gleichfalls späterhin empfohlen, ohne auch nur mit Einem Worte unsers Verf. dabey zu erwähnen.

Die Art, wie Hr. Klein schneidet, hat er in seinen im Jahr 1800 herausgekommenen chirurgischen Bemerkungen, und in Siebold's Chiron, III. p. 271. beschrieben, und der Verf. zeigt hiernach, worauf es wesentlich bey seiner Operationsmethode ankomme. Dieses nämlich ist, daß er die genaueste Rücksicht nimmt, daß er, so wie er mit dem Messer auf der gerinnten Sonde ist, (welches schon auf den ersten Schnitt geschehen kann) mit demselben sich fest auf sie stellt, und sie dem Gehülfen abnimmt. Sie war bis jetzt stark, schief gegen die linke Seite in den Damm gedrückt, und die Messerspitze gegen das Ende der Sonde hinter ihrem höchsten Bogen gleichsam hinter die Symphysis in einer Richtung eingestochen, als wollte man bey dem ersten Lendenwirbel herauskommen. Nun wird die Sonde mit etwas gesenktem Griff an die Symphysis gedrückt; das Messer in ihr in der schiefen Richtung vorgeschoben, bis die Vorsteherdrüse zerschnitten ist. Man fühlt dieses im Durchschneiden, oder auch nicht; und nun schneidet man, indem man mit der Sonde und dem Messer zu gleicher Zeit in einem leichten Bogen nach der Beckenaxe in die Höhe geht, nothwendig die Blase selbst ein. Indem der Operateur beym Ausziehen des Messers den Griff hebt, erweitert er jedesmahl sogleich von innen nach außen den Schnitt in die Blase, und die ganze Wunde stellt nun statt eines Dreyecks ein längliches Viereck vor. Herr Klein selbst schneidet, wie jeder auf der linken

Seite, und glaubt nicht, daß Rheineck's Methode, ihn stets auf der rechten Seite zu machen, zu empfehlen sey: welches aber wohl in einzelnen Fällen paßlich seyn kann, und auch schon in Loder's Journal, IV. 2. p. 255, von ihm gesagt worden ist; so wie er gleichfalls daseibst erzählt, daß Dubois den Blasenschnitt nach Willkühr bald auf der rechten, bald auf der linken Seite mache. Mit Recht wundert sich der Verf. darüber, daß Murstma in seiner Vorrede zu Rheineck's bekannter Schrift über den Steinschnitt, S. XVII sagen konnte: "Herr Rheineck ist der Erste, der ihn auf der rechten Seite macht." Worin Herr Klein bey der Operation von den Meisten, vielleicht, wie er sagt, von Allen abweicht, ist, daß er die Vorsteherdrüse ganz durchschneidet, und in die Blase selbst jedesmahl einschneidet. Der Schnitt in die Blase muß eher zu groß, als zu klein, gemacht werden, so wie, wenn er zu klein ausfällt, man zur Erweiterung nie ein stumpfes Instrument anwenden darf. Von neun und siebenzig Kranken, bey welchen der Verf. den Blasenschnitt machte, verlor derselbe keinen, außer wenn die Vorsteherdrüse, die Blase, oder die Nieren und Uretheren krank waren. Noch bis jetzt gebührt dem Verf. die Ehre, den größesten Stein aus einem Lebenden durchs Mittelfleisch gezogen zu haben, welcher, ohne die verloren gegangenen Stücke, 26 Loth und 30 Grane wog, und über viertehalb Pariser Zoll dick war. Die einzelnen Operations-Geschichten von Seite 36—63 sind überaus lehrreich: und wenn gleich am Ende der Ersten der Verf. Seite 44 sagt: "Diese Operation (er machte sie in Lüneville) verschaffte mir vielen Ruhm, und ich darf mir schmeicheln, die Ehre der Deutschen nicht geschmälert zu haben:" so wird, nach Nec, völliger Ueberzeugung, auch ein jeder seiner Leser ihm dieses Lob als wohlverdient anerkennen. Die beiden radirten Kupfertafeln bilden 32 Steine von verschiedener Form und Größe ab.

Paris.

Unter dem Titel ist erschienen: Παρέργων ἑλληνικῆς Βιβλιοθήκης τόμος τρίτος. Ξενοκράτους καὶ Γαλήνου περὶ τῆς ἀπὸ τῶν ἐνυδρῶν τροφῆς: oder: Ξενοκράτους — τροφῆς οἷς προστέθεινται σημειώσεις καὶ τὰ περὶ τῆς ἐκδόσεως προλεγόμενα. Φιλοτιμῶ δαπάνη τῶν ὁμογενῶν Χίων, ἐπ' ἀγαθῶ τῆς Ἑλλάδος. Gedruckt von J. M. Eberhard, und zu finden bey Theoph. Varrois. 1814. 40 Seiten, welche die Prolegomena enthalten, mit der Unterschrift; Α. Κοραῆς, ἰατρός. Text und Noten 240 Seiten in Octavo.

Xenocrates, ein Arzt aus Libeius und Nero's Zeit, schrieb ein Werk über den medicinischen Nutzen, den das Thierreich gibt, eine materia medica ὕλη ἰατρικῆ, aus welcher dieß angezeigte Werkchen nach H. Coray, ein Bruchstück ist, dessen Unvollständigkeit am Tage liegt, die vielleicht von Oribasius herrührt. Dieser Zeitgenosse vom Kaiser Julian, dessen Leibarzt und Freund er war, veranstaltete bekanntlich auf Julians Wunsch vier oder zwey Sammlungen und Auszüge aus den ältern Aerzten (vergl. Fabric. X. S. 743), woraus sich dies Werkchen erhalten hat, dessen bekannte Ausgaben Coray anführt. Sie sind alle voll Fehler: doch zieht er die Gesner'sche (1559) allen andern vor, weil diese bloß Abdrücke, ohne Critik, zur Absicht hatten, nämlich Fabricius, Franz (Φραντζος), Ancora und Matthiä. Coray spricht auch seine Ausgabe nicht frey von Fehlern, doch meint er, mit Recht, daß sie besser sey als eine der vorigen, weil er mehr Hülfsmittel hatte. Sein jüngsthin verstorbener Freund, der gelehrte Charbon de la Rochette (Ῥωχέτιος) sandte Corays Bemerkungen an Ancora, in dessen Ausgabe sie aber so entstellt erschienen, daß er dadurch an eine eigene Ausgabe zu denken veranlaßet wurde, welche er lange zurückhielt, weil er erwartete, daß Herr Prof. Schneider das Werkchen, seinem Versprechen nach, herausgeben werde. Anfangs wollte er, was sich von Xenokra

tes und anderes Hiehergehörige noch fände, sammeln, aber dem guten Greise wurde es zu schwer, und er begnügte sich, das Werkchen von Galenus beizufügen. Nun hat er in exegetischer und critischer Hinsicht alles Gedruckte, was dahin schlägt, benutzt, seine Kenntniß des Neugriechischen zu Rathe gezogen, den Hesychius, in dessen Lexicon sich vieles, andern ganz unerklärliche, hieher gehörige befindet, vortheilhaft gebraucht, und zwey Gedichte des Theodoros Prodromos aus dem zwölften Jahrh. nützlich verglichen, in welchen von den Fischen gehandelt wird. Coray verspricht diese beiden, aus Dücange bekannten Gedichte herauszugeben. Für seine Landsleute folgt eine ziemlich ausführliche Wertheidigung dieser seiner Bemühung, die für uns freylich ganz unnütz ist. Ganz gut ist dann die Aufzählung der Schriftsteller, die von Archestratus und Aristoteles an über die Fische geschrieben haben, Hippocrates, Dioscorides, Matesitheos ic. Aus Galenus Werke *περί τροφῶν ἰσχυρῶν*, das in drey Büchern besteht, hat Coray bloß den Abschnitt des dritten Buchs, der von den Fischen handelt, hier abdrucken lassen. Unter dem Texte stehen die Varianten; angehängt sind die Bemerkungen, welche des trefflichen Coray in aller Absicht würdig sind. Daß unsers Schneiders Aufklärungen und Untersuchungen bey Arredi und sonst über die Naturgeschichte der Fische mit großem Lobe angeführt werden, kann man leicht denken, und hat uns sehr gefreuet. Ungeachtet der vielen Mühe, die sich Hr. Coray gegeben hat, und wofür man ihm danken muß, bleibt doch noch manche Bestimmung festzusetzen übrig, welches aber nur an Ort und Stelle wo sich die Fische aufhalten, mit Sicherheit und Erfolge geschehen kann. Das Werkchen beschließt ein doppeltes Register der ältern wie der neuern Gracität, und ein drittes, welches die verbesserten, erklärten oder beurtheilten Dichter und Schriftsteller umfaßt.

— — — — —

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. Stück.

Den 10. May 1817.

London.

Tracts and miscellaneous Criticisms of the late *Richard Porson* Esq. regius Greek professor in the university of Cambridge, collected and arranged by the *Rev. Thomas Kidd*, A. M. Trin. Coll. Camb. printed by Richard and Arthur Taylor, Shoe-lane, for Payne and Foss, Pall-Mall 1815. CIV und 407 Seiten.

Dieses Buch enthält zuvörderst eine kurze Lebensbeschreibung von Porson, dem allgepriesenen, welche aber keinesweges geistreich geschrieben ist, sondern vielmehr in dem allerschlechtesten Geschmack und einem höchst affectirten Styl. Neues kommt auch wenig in derselben vor. Porson war geboren 1759 und im August 1774 kam er nach Eton. Der Doctor Davies, vormahls Vorsteher des Collegii zu Eton, schenkte ihm einst wegen eines guten Exercitiums ein Exemplar von Loups Longin. Dieses Buch, wie Porson öfters äußerte, erweckte in ihm zuerst die

E (4)

Neigung zu critischen Untersuchungen. Zum Beweise seines großen Gedächtnisses wird pag. XII folgendes erzählt: Ein Knabe hatte dem jungen Porson statt des Horaz einen Englischen Ovid in die Hand gegeben, und Porson ohne es zu merken ging damit in die Schule, wo Horaz tractirt werden sollte. Er ward aufgerufen zum Interpretiren, und interpretirte nun, während die Knaben lachten, ganz ordentlich Horaz Od. I, Carm. 10. aus dem Kopfe durch, welches er gar nicht auswendig gelernt, sondern nur vorher auf gewöhnliche Weise durchgesehen hatte. Aus dem Uebrigen, was hier noch weiter erzählt wird, kann etwan noch erwähnt werden, daß Porson die metrische Herstellung der Chorgefänge als ein hoffnungsloses Unternehmen angesehen. Nach der Lebensbeschreibung folgt in dem Buche weiter eine Vorrede, ebenfalls in sehr schlechtem Styl geschrieben, welche ein Verzeichniß von Porsons Arbeiten enthält mit Bemerkungen zur Erläuterung mancher Nebenumstände dabey. Aus dem was hier vorkommt, heben wir etwan Folgendes aus: Bey Gelegenheit der Recension des Schüzigschen Aeschylus ist die Rede von der berühmten Victorianischen Handschrift des Aeschylus, und da heißt es denn pag XXXV: This far-famed codex has been lately seen at a low tavern in Switzerland, and is now, perhaps, consigned to that same ancient vault, Where all the kindred of the Capulets lie. — Pag. XXXIX wird erzählt von einem unglücklichen Brande, in dem Porson sowohl andere litterarische Schätze verlor, als auch ein Exemplar des Küsterschen Aristophanes, reich beschriebn mit Collationen, Noten, Emendationen; Porson sagte, daß er dadurch zwanzig Jahre seines Lebens verloren habe. — Pag. LXVII, kommt die

Nede auf den Codex Ravennas des Aristophanes, der so viele Emendationen Porsons bestätigt habe, und es wird erzählt, daß einmahl Negotiationen angeknüpft worden, um denselben nach England zu kaufen; diese hätten sich aber über einer Kleinigkeit zerschlagen, und seit der Zeit sey dieser Codex verschwunden. — Nach der Vorrede folgen dann in dem Buche die Miscellaneous Tracts selbst. Dieses sind nun erstlich verschiedene Recensionen Porsons, die schon bekannt waren, und hier nur wieder abgedruckt sind. Ferner die Supplementa ad indices Brunckii in Sophoclem, ad Simplicium in Epictetum et ad Cebetis tabulam u. d. gl.; sodann Beiträge zu Sophocles, Aeschylus, Euripides, und zu vielen andern Griechischen Schriftstellern einzelne Bemerkungen, Emendationen, Nachweisungen, auch zu den Lexicographen, ferner auch zu Lateinischen Schriftstellern, welches alles der Natur der Sache nach hier keinen weitem Auszug leidet; sondern in dem Buche selbst nachgesehen werden muß.

München.

Ben Ziel: Was hat Baiern für Wissenschaften und Künste gethan? — Von Seb. Günthner; ehemahl. Capitular des Benedictinerstiftes Tegernsee. Erster Band. 1815. X und 386 Seiten in Octav.

Als der Verf. die Geschichte der litterarischen Anstalten in Baiern schrieb, wozu vorliegendes Werkchen als dritter Theil gelten kann, mußten ihm, wie natürlich, eine Menge von Nahmen und Ereignisse aufstoßen, die außerhalb den Grenzen seiner Arbeit lagen, doch aber Baiern angehörten in's Fach der Litteratur und Kunst schlugen, und

die Ehre des Vaterlandes retten halfen. Auch diese Lücke sollte nun ausgefüllt werden; und was ihn hierzu noch stärker aufmunterte, war die von der Münchner Academie der Wissenschaften im Jahr 1814 aufgestellte Preisfrage: Was von den beiden Herzogen Wilhelm IV. und Albrecht V. für Wissenschaften und Künste gethan worden, und wie es mit der geistigen Cultur damahls in Baiern überhaupt ausgesehen habe? Auch zu Beantwortung dieser entschloß er sich; wird aber den Ertrag seines Fleißes erst in einem vierten Bändchen vorlegen; weil das vor diesem Zeitraume von einzelnen, aber thätigen Mitbürgern Geleistete, oder wenigstens Versuchte, von ihm erst in Sicherheit gebracht werden mußte.

Was zu Wiedererweckung der Griechischen und Römischen Litteratur Italien und Deutschland überhaupt beygetragen, macht den Gegenstand der bis an S. 107 reichenden Einleitung aus. Wiederholungen bereits in den frühern Bänden berührter Dinge waren hierbey unvermeidlich; da sich der Verf. indeß möglichster Kürze beflissen, und die Uebersicht dadurch noch mehr erleichtert hat, werden wißbegierige Leser, und denen seine Geschichte der litterarischen Anstalten unbekannt geblieben, mit dieser Recapitulation nicht unzufrieden seyn.

Auch für Baiern insbesondere gibt er die von den Basler und Eostnizer Kirchenversammlungen genommenen Maaßregeln als diejenigen an, wodurch der Geist der Verbesserung in Schulen, Klöstern und allen übrigen Ständen angefaßt und gestärkt worden. Hier erscheinen nunmehr eine Menge aus Chroniken und handschriftlich gebliebenen Urkunden mühsam genug gesammelte Angaben und Nahmen, die diesen Fortschritt erhärten sollen, und alles aus den Quellen selbst belegen. Unter dieser

Nahmen-Myriade findet sich zwar kein einziger, der in irgend einem Fache für Deutschland Epoche gemacht hätte; dieß aber schmälert keinesweges den Dank, den Baiern ihnen schuldig ist. Gar nichts also wird man dawider einzuwenden haben, wenn Herr G. vergleichen um Kirche, Schulen und Kunst für jene Zeit wohlverdienten Männern mit vollem Herzen huldigt; und auch dem so genannten Mittelalter die schuldige Gerechtigkeit nicht versagt; mit den Weinahmen berühmt, vortrefflich, groß, hätte er indeß doch wohl etwas sparsamer umgehen sollen! Am wenigsten verdiente letztere der Verfasser einer erst 1813 zu Mainz erschienenen Beschreibung von St. Petersburg; die überdieß bey einer Gelegenheit angeführt wird, wo diese unverstände Compilation füglich unbeachtet bleiben konnte. Bey anderm Anlasse hingegen wird eine Aeußerung Joh. von Müller beygebracht, und ihm, wogegen auch nichts zu erinnern, das Prädicat vortrefflich beygelegt; wie aber verträgt sich damit, daß im Register auf eben diese Aeußerung Müllers als eine schiefe Ansicht verwiesen wird? — Daß die von Luther unternommene Reformation den Fortschritt der Wissenschaften aufgehalten, und besonders den Schulen nachtheilig gewesen, war schon in den frühern Händen von ihm geklagt worden; Niemand wird es also befremden, wenn auch in vorliegendem ein Ordensmann, der seine einsame Zelle vermuthlich unlängst erst verlassen hat, der einmahl gefaßten Ansicht der Dinge treu bleibt, und über diese Einseitigkeit und Befangenheit, die zu vermeiden er doch gestrebt zu haben mehr als einmahl behauptet, sich nicht zu erheben vermag.

Daß der Bücherdruck erst zu Anfange des XVI. Sec. in Baiern Aufnahme fand, scheint für die

seinem Vaterlande auch für jenen Zeitraum nachgerühmte litterarische Thätigkeit eben nicht zu sprechen; allein selbst nach erfundner Druckerkunst fuhr man in den dasigen Klöstern noch lange fort fleißig abzuschreiben, und auch Rec. erinnert sich schätzbare Beweise davon gesehen zu haben. Manches von ihnen dem Druck überlassene schwitzte wohl auch unter den Pressen des benachbarten Augsburgs, Ulms, Memmingens u. s. w.; wenigstens gab es geborne Baiern, die sehr früh schon im Auslande die Kunst ausübten. Rühmen hingegen darf sich Baiern eine der ersten Papiermühlen, wo nicht gar die erste selbst, in Deutschland gehabt zu haben. Ob noch findet man gerostet nacherzöhlt, daß zu Basel im J. 1470 eine solche Mühle im Deutschen Vaterlande zuerst angelegt worden, und die Basler bis dahin ihr Papier mit schweren Kosten aus dem Spanischen Gallizien bezogen hätten; da aus einem Privilegio Kaiser Carls IV. doch unbezweifelt hervorgeht, daß man auf eine solche — noch jetzt bestehende — in Münchens Nähe bereits 123 Jahre früher, im August von 1347 nämlich bedacht gewesen. Wirklich gibt es auch der auf Papier um diese Zeit in Deutschland unbestritten geschriebnen Urkunden und ganzen Tractate schon so viele, daß kaum zu glauben ist, alles hierzu erforderliche Material habe noch im Jahr 1470 erst aus Spanien und Welschland herbeigeschafft werden müssen!

Da Baiern sehr früh schon mit reichbegabten Klöstern und Stiftern versehen worden, so ergibt sich von selbst, daß auch die schönern Künste dabey ihre Rechnung fanden; und was Herr G. aus sichern Quellen hierüber beybringt, bleibt für Inn- und Ausländer alles Dankes werth; wie denn Lihowsky's Künstler-Lexicon gleichfalls mancho Erläuterung,

auch wohl Zufüge dadurch erhält. Den wackern, zu Ende des 15ten und im Anfange des 16ten Jahrh. in München arbeitenden Mathäus Zasinger scheint er nur als in Holz schneidenden Künstler gekannt zu haben; allein auch eine Menge Kupferstiche gibt es von seiner Hand, die freylich den guten Geschmack nicht überall befriedigen, seine Geschicklichkeit im Technischen aber hinreichend darthun. In mehreren Anmerkungen dieser Art fehlt es unsern Blättern an Raum: nur also die noch, daß sorgfältig angelegte Register und Inhaltsanzeigen die Brauchbarkeit des so viele Nahmen und Dinge enthaltenden Werkchens noch vermehren; und daß solches auch, mit Ausnahme einiger Provincialismen und nur Oberdeutschland eignen Sprachwendungen als ein recht gutgeschriebenes zu empfehlen ist.

Hannover.

Bei den Gebrüdern Hahn: *The seasons*, by *James Thomson*. 1816. 166 Seiten in Duodez.

Es macht uns sehr viele Freude, zu sehen, daß die wiedererrungene Freyheit auch das Wiedererwachen des Studiums der Englischen Sprache und Litteratur bey uns zur Folge habe, und es ist der Verlagshandlung sehr rühmlich, daß sie diese Neigung unsrer Nation für dieses Studium durch wohlfeile und doch gut ins Auge fallende Abdrücke Britischer Classiker und anderer dahin gehöriger Bücher gern befördert. Ein wirklich schöner und wohlfeiler nur 8 Ggr. kostender Abdruck der Jahreszeiten von Thomson, der vor uns liegt, ist ein angenehmer Beweis unsrer Behauptung. Er ist correct dieser Abdruck, Buchstaben wie das Papier sind gut gewählt: so daß selbst schwache Augen sich weder vor den Buchstaben, noch delicate Leser vor schlechtem

Papier zu scheuen brauchen. Auch das bequeme Format empfiehlt diesen Abdruck.

Eben daseibst ist eine ganz neue Auflage von einem Werkchen erschienen, aus welchem vielleicht alle unsre Leser, die Englisch verstehen, ihr erstes Englisch gelernt haben: wenigstens ist es gewöhnlich der Fall: *The vicar of Wakefield, a tale by Oliver Goldsmith, M. D. to which is added a choice collection of his esteemed essays;* Mit richtiger Accentuation, erklärenden Deutschen Anmerkungen und einem alphabetischen Verzeichnisse der vorzüglichsten unregelmäßigen Zeitwörter versehen und herausgegeben von G. A. Müller, Lector der Englischen Sprache an der Universität zu Halle. 1817. Seite X und 285 in Octav. Auch diese Auflage hat vor der vorherigen vom Jahre 1805, welche Müller veranstaltete, dadurch sehr gewonnen, daß da indeß Müller mit Tode abgegangen, ein anderer kundiger Freund der Englischen Sprache und Litteratur es übernahm, alle Druckfehler, so viel möglich war, sorgfältig zu vertilgen, die Anmerkungen genau und verbessernd durchzugehen, und wo es nothig war, litterärhistorische, geographische, die Sitten angehende u. a. Bemerkungen hinzuzufügen, kurz dieses Werkchen eben so ergeztisch zu behandeln, als einen alten Schriftsteller: dem ursprünglichen Plane nicht zuwider, nach welchem die ersten meist wörterklärenden etwas dürftigen Anmerkungen dem Texte untergesetzt wurden. Man kann das Wörterbuch bey diesem Werkchen füglich entbehren, und sogar manches Wort zur Bereicherung von jenem mittelst dieser Anmerkungen hernehmen. Auch der Preis ist nicht verstärkt worden.

— — — — —

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

75. Stück.

Den 10. May 1817.

London.

Sold at the Society's house, Nr. 9, Gerrard-Street, Soho, and by Longman, Hurst, Rees, Orme and Brown, Paternoster-Row: *The Transactions of the Linnean Society of London.* Vol. VII. 1804. XL und 316 Seiten, 18 Kupfert. — Vol. VIII. 1807. 364 S. 20 Kupfert. — Vol. IX. 1808. 330 S. 28 Kupfert. — Vol. X. P. I. 1810. 228 S. 3 Kupfert. — Vol. X. P. II. 1811. 414 S. 32 Kupfert. — Vol. XI. P. I. 1813. 178 S. 11 Kupfert. — Vol. XI. P. II. 1815. 432 S. 39 Kupfert. In Quart.

Der sechste Band des obigen Werks wurde im Jahrgang 1803 (St. 134. S. 1336) unserer Zeitung angezeigt. Seitdem sind vier neue Bände desselben erschienen, die wir uns aber, wie so manche andere wichtige Werke, erst nach der wieder hergestellten Verbindung mit England haben verschaffen können. Wir theilen zuvörderst von den zoologischen und mineralogischen Aufsätzen einen kurzen Auszug mit. Eine Anzeige der botanischen Abhandlungen wird von einem andern Recensenten nachgeliefert werden.

Siebenter Band. III. (S. 33). Account of the Tusseh and Arrindy Silk - Worms of Bengal. By IV. Roxburgh. Der Tusseh = Seidenwurm, oder Bugly, ist *Bombyx Milita* Fabr. Er findet sich sehr häufig in Bengalen und den angrenzenden Provinzen, auf den Blättern von *Rhamnus Lujuba* und *Terminalia alata glabra* Roxb., und gibt den dortigen Eingebornen seit undenklichen Zeiten den Stoff zu einer groben, dunkelfarbigem Seide, woraus ein höchst dauerhaftes Tuch gemacht wird. Die ungefähr 4 Zoll lange grüne Raupe spinnt sich im October ein, und kriecht im folgenden July als Schmetterling aus. Die eiförmige Puppe hängt an einem Zweig vermittelst einer dicken festen Schnur. Um diese zum Abwickeln tüchtig zu machen, wird sie einige Stunden in eine Lauge von Pisangasche und Wasser gelegt. Es gibt eine Art jenes Insects (Jarroo), die eine dunklere Seide als die vorige liefert. Die letztere läßt sich vom Ey an aufziehen, indem bloß die Männchen wegfliegen, die Weibchen aber den Baum, worauf die Raupe gelebt hat, nicht verlassen; von der erstern lassen sich bloß die Raupen hegen. Der Arrindy = Seidenwurm (*Phalaena Cynthia*) ist nur in zwey Gegenden des innern Bengalens, Dinagepore und Rungpore, einheimisch, wo er von den Eingebornen auf ähnliche Art wie der gemeine Seidenwurm gehegt wird. Die Raupe lebt von den Blättern des *Kicinus communis*. Sie hat eine Länge von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Zoll, und eine blasse meergrüne Farbe. Die Puppe ist ungefähr 2 Zoll lang, weiß oder gelblich, und an beiden Enden zugespitzt. Aus der Seide, die so zart ist, daß sie sich nicht abwickeln läßt, sondern wie Baumwolle gesponnen werden muß, wird ein grobes, weißes, dem Außern nach loses, aber äußerst dauerhaftes Tuch verfertigt. — IV. (S. 49). Description of the British Lizards, and of a new British Species of Viper, By R. Sheppard. Der Verf. fand

außer *Lacerta agilis*, *vulgaris* und *palustris* L. noch drey andere Eidechsen in England, die er *Lacerta oedura*, *anguiformis* und *maculata* nennt. Die von ihm entdeckte Schlange ist mit *Coluber Prester* verwandt. (Ein höchst uncritischer Auffatz! *Lacerta oedura* scheint uns einerley mit der von Wolf in Sturm's Deutscher Fauna beschriebenen *Lacerta crocea*, und *Lacerta maculata* ein Weibchen der *Lacerta palustris*.) — V. (S. 57). Description of *Bos frontalis*, a new Species, from India. By *A. A. Lambert*. XX. (S. 302). Further Account of the *Bos frontalis*. By *A. B. Lambert*. Die specifischen Charactere dieses Ochsen, der vorzüglich in den bergigen Gegenden der Ostseite von Chittagong in Bengalen einheimisch ist, wo er wild in den Wäldern von jungen Blättern und Zweigen lebt, von den Eingebornen eingefangen, gezähmt und Gyll genannt wird, sind nach dem Verfasser: *Corpus nigro-coerulescens; fascia frontalis grisea; cornua crassa, remota, brevia; cauda subnuda, gracilis, apice pilosa*. Die Kuh ist eulf Monathe trüchtig, gibt nicht mehr aber eben so gute Milch wie die gemeine Kuh, und soll sich mit dem gemeinen Ochsen fruchtbar begatten. — VI. (S. 60). Description of the *Esox Saurus*. By *Th. Rackett*. Weder Linné noch Bloch erwähnen dieses Fisches, der eine genauere Beschreibung als die folgende des Verf. verdient hätte: *Esox rostro subulato, maxillis medio hiantibus*. *Dorsum viridi-caerulescens; venter argenteus; mandibula superior paululum recurvata; pinna dorsalis et analis opposita; pinnulis utriusque sex versus caudam; cauda bifida*. — VII. (S. 61). Description of several Marine Animals found on the South Coast of Devonshire. By *G. Montagu*. Diese und die in den folgenden Bänden enthaltenen Abhandlungen, des im vorletzten Jahre verstorbenen Montagu, über die von ihm an der

Südküste von Devonshire entdeckten Seethiere; gehören zu den wichtigsten der vorliegenden Bände. Allein die Wissbegierde des Lesers wird im Ganzen durch sie mehr gereizt als befriedigt. Die Zahl der neuen vom Verf. gefundenen Arten ist sehr groß. Die Beschreibungen derselben aber sind meist oberflächlich, und die unterscheidenden Charactere jeder Art nirgends gehörig angegeben. In dem gegenwärtigen Aufsatz findet man unter andern aufgeführt: *Cancer maxillaris* (einerley mit Risso's *Anrens forficularius*), *Cancer Phasma* (*Oniscus scolopendroides* Pall. schon von D. F. Müller besser als vom Verf. abgebildet), *Oniscus cylindraceus* (wie es uns scheint nicht verschieden von *Oniscus balticus* Pall.), *Gordius marinus* (eine merkwürdige an der Küste von Devonshire nicht seltene Art, die eine Länge von mehr als 20 Fuß erreicht, und eine dunkelbraune ins Grüne spielende Farbe hat), *Gordius annulatus* (6 bis 7 Zoll lang, roth, mit weißen Streifen und Flecken), *Doris pinnatifida* (eine *Tritonia*), *Doris caerulea* (eine *Eolis*), *Doris flava* (offenbar verschieden von D. F. Müller's *Doris clavigera*, die Montagu dazu zieht, eher noch mit *Doris lineata* Müll. zu vergleichen), *Doris maculata* (eine *Tritonia*). — XI. (S. 116). Description of some Fossil Shells found in Hampshire. By *W. Pilkington*. Beschreibungen und Abbildungen von zehn fossilen Conchylien, die nichts ausgezeichnetes haben. — XII. (S. 119). An Historical Account of Testaceological Writers. By *W. G. Maton* and *Th. Rackett*. Eine Critik aller seit Aristoteles über die Conchylienkunde erschienene Schriften. — XVIII. (S. 274). Observations on some Species of British Quadrupeds, Birds and Fishes. By *G. Montagu*. *Mus minutus* hält sich in mehreren Gegenden von England auf, bauet sein Nest zuweilen 5 Fuß und noch höher über der Erde zwischen Büschen, verschließt dasselbe von allen Seiten wenn Junge

darin sind, und bringt den Winter unter der Erde zu, doch ohne in den Winterschlaf zu verfallen. Von *Charadrius Hiaticula* sind *Charadrius Alexandrinus* L. und Lewin's Kentish Plover bloße Abarten. *Larus ridibundus*, *cinerarius*, *erythropus* Gmel. und Latham's braune Nene sind Altersverschiedenheiten einer und derselben Art. — XXI. (S. 306). Description of a large Species of Rat, a Native of the East Indies. By *Th. Hardwicke*. Pennant erwähnt dieser Maus unter dem Nahmen *Bandicota*. Bey Shaw kömmt sie unter der Bemerkung *Mus malabaricus* vor. Der Verf. nennt sie *Mus giganteus*. Ein von ihm gemessenes Weibchen war mit dem Schwanz $26\frac{1}{2}$ Zoll, ohne denselben $13\frac{1}{2}$ Zoll lang. Sie hält sich in verschiedenen Gegenden der Küste von Coromandel, in Mysore und Bengalen auf, gräbt sehr tief in die Erde und thut in den Vorrathshäusern und Gärten großen Schaden. Die untersten Kasten der Hindus ziehen das Fleisch derselben dem der übrigen Mäusearten vor. Ihr Biß aber wird für giftig gehalten. Ein Europäischer Artillerist der von einem Thier dieser Art verwundet war, starb zwölf Tage nachher an der völligen Wasserscheu. — XXII. (S. 309). Extracts from the Minute-Book of the Linn. Soc. Zu Welfast wurde ein Weibchen der *Loxia falcirostra* Lath. geschossen. An der Grafschaft Elgin strandete ein Caschelot, den Sowerby für eine neue Art (*Physeter bidens*) hält.

Achter Band. II. (S. 17). A descriptive Catalogue of the British Testacea. By *W. G. Maton* and *Th. Rackett*. Ein langer Aufsatz, der mehrere erhebliche Beyträge zur nähern Kenntniß der Schaalthiere enthält. Unter andern findet man hier die Bemerkung, daß die *Mya*, die bey mehreren Schriftstellern für die Sinneische *Mya pictorum* gilt, einerley mit *Mya Batava*, die wahre aber *Mya ovalis* Soland. ist. — III. (S. 251). Some Account of the Pitchlake in the Island of Trinidad, in two Letters;

the first from *S. Span* to *T. Tobin*, and the other from *Mr. Tobin* to *C. Hatchett*; with observations by *Mr. Hatchett*. Der Pechsee von Trinidad liegt ungefähr eine Englische Meile von dem Golf, 80 bis 100 Fuß über der Meersfläche. Er hat drey bis vier Meilen im Umfang, ist von Holzungen und cultivirtem Land umgeben, und in der Länge einer Meile nach allen Richtungen von Bächen durchschnitten, die ein sehr klares reines Wasser und kleine Fische enthalten. An mehreren Stellen gibt es auf der soliden Pechmasse kleine Inseln, die mit Kräutern, Gesträuchen, und besonders mit einer Fichtenart bewachsen sind. Das Wasser ist 8 bis 10 Fuß tief, und in beständiger Bewegung. Die Canäle öffnen und verengern sich unauhörlich. Die ganze Pechmasse scheint daher auf einem Wassersee zu schwimmen. Sowohl die mit Dammerde umgebene Unterlage der Umgebungen des Sees, als die Abhänge, die das Ufer des Golfs bilden, bestehen aus derselben bituminösen Substanz, die der See enthält. Hatchett fand in dieser nur 0,11 Kohle, hingegen 0,60 Kieselerde, 0,19 Alaun und 0,1 Eisenoryd. Sie ist also nicht reines Erdpech. — V. (S. 262). Account of crystallized Oxalic Acid produced from the *Boletus sulphureus*. By *R. Scott*. Der Verf. fand an einem *Boletus sulphureus*, den er auf einem alten abgestorbenen Kirschbaum gesammelt hatte, nach dem Austrocknen desselben Crystalle, die sich als eine Verbindung von Sauerstoffsäure mit etwas Kali zeigten. — VI. (S. 264). Observations respecting a Species of Phalarope, and some other rare British Birds. By *T. W. Simmonds*. Von *Phalaropus Williamsii* (*Orbitis albis, capite fusco vel cinereo*) ist das Männchen einerley mit *Latham's Red Phalarope*, var. A. *Mergus Merganser* und *Mergus Castor* hält der Verf. für einerley Art. — VII. (S. 270). An Account of some remarkable Shells, found in Cavities of a calcareous Stone called by the

Stone-masons Plymouthrag. By *W. G. Maton* and *T. Rackett*. With some additional Observations relative to the *Mytilus lithophagus*, by *J. Sowerby*. Sowerby fand in Steinen, die zum Straßenbau bey London gebraucht wurden, Schalen eines *Mytilus*, den er für eine eigene Art hielt, Maton und Rackett aber, und wohl mit Recht, für den *Mytilus lithophagus* L. erklären. Die Steine waren von Schiffen als Ballast mitgebracht, woher aber könnte man nicht erfahren. — IX. (S. 279). Description of a Species of *Ierboa*, found in the upper Provinces of Hindustan, between Benares and Hurdwar. By *Th. Hardwicke*. Diese Springmaus scheint nach der Abbildung und Beschreibung, dem *Mus tamaricinus* Pall. am nächsten zu stehen, mit dem sie vier Zehen an den vordern, fünf an den hintern Füßen, und einen langen behaarten Schwanz gemein hat. Aber der Schwanz ist am Ende stockig und braun, der Körper röthlichgelb mit braunen pinselförmigen Strichen. Das Thier geht des Nachts seiner Nahrung nach, die Körner, oder in deren Ermangelung Wurzeln sind, und richtet große Verwüstungen auf den Weizen- und Gerstenfeldern an, wovon es die Aehren abschneidet und in seinen Höhlen zusammenträgt. — XI. (S. 286). An Account of a Storm of Salt, which fell in January 1803. By *R. A. Salisbury*. Am 14. Jan. 1803 fand S. ein östliches Fenster seines Landhauses zu Mill Hill, das einige Tage vorher gereinigt worden war, dem Anschein nach mit weißgrauem Eis bedeckt. Bey näherer Untersuchung zeigte sich dieses als eine Salzrinde, die sich auch allenthalben in der umliegenden Gegend, und zwar desto stärker, je näher man der See kam, auf Bäumen, Sträuchern u. abgesetzt hatte. Die Wirkungen des Salzes auf die jüngern Theile der Pflanzen waren die ähnlichen, wie die eines heftigen Frostes im Frühjahr. — XV. (S. 318). Description of a New Species of *Macropus* from New Holland. By *A. B. Lambert*. Es gibt ohne allen Zweifel

in Neu-Holland außer dem bekannten großen Kanguru noch mehrere andere Macropusarten. Die hier ziemlich gut abgebildete, aber sehr flüchtig beschriebene Art, wurde von Neu-Süd-Wallis nach England gebracht. Sie ist silberfarben, hat etwas stumpfe Ohren, lebt nicht, wie die große Art, gesellschaftlich, und soll überhaupt von dieser in ihren Sitten verschieden seyn. — XLVI. (S. 320). Experiments upon a Substance called Dapêche from South America. By *W. Allen*. Diese dem Caoutschouc ähnliche Substanz, wurde durch Humboldt von Südamerica mitgebracht. *A.* stellte einige vergleichende Versuche mit ihr und dem Caoutschouc an, die aber sehr wenig belehrend sind. — XX. (S. 358). Extracts from the Minute-Book of the Linn. Society. Banks gab der Gesellschaft Nachricht von einem bey Cornwallis gefangenen *Centriscus Scolopax*.

Neunter Band. I. (S. 1). The Genus Apion of *Herbst's* Natursystem considered, its Characters laid down, and many of the Species described. By *W. Kirby*. Herbst vereinigte zuerst mehrere der Finneischen Curculionen zu einem eigenen Geschlecht Apion. Fabricius brachte sie unter Attelabus. Kirby stellet sie wieder als ein besonderes Geschlecht her, für dessen wesentliche Kennzeichen er *Antennae integrae, subcapitatae, capitulo ovato-lanceolato acuto subsolido, rostro elongato insidentes* ansieht, und gibt ausführliche Beschreibungen von 61 theils neuen, theils schon bekannten Arten. (Catreille hat ebenfalls im zweyten Theil seiner *Genera Crustac. et Insect.*, der ein Jahr früher als Kirby's obige Abhandlung herausgekommen ist, Apion wieder als ein eigenes Geschlecht aufgestellt. Aber Kirby konnte jenes Werk noch nicht benutzen. Der natürliche Character des Apion ist von ihm auch genauer als von Catreille angegeben.) — II. (S. 81). Description of several Marine animals found on the South Coast of Devonshire. By *G. Montagu*. Unter

den Krebsen dieser Abhandlung ist der merkwürdigste *Astacus subterraneus* als ein neuer Beytrag zu den bey diesen Thieren häufiger als bey allen übrigen vorkommenden Fällen von unsymmetrischer Bildung an Theilen, die sonst symmetrisch gebauet sind. Der Vorderfuß der einen Seite ist weit dicker und von anderer Structur als der der andern Seite. — In Fig. 1 und 2, Tab. IV, hat M. den Unterschied der oft verwechselten *Cancer Locusta* und *Cancer Pulex* anzugeben gesucht, aber die Verwirrung nur noch größer gemacht. Fig. 2 scheint zwar *C. Pulex* zu seyn, ist aber bey Kösel's meisterhafter Abbildung nicht der Anführung werth. Fig. 1 hingegen kann schwerlich mit *Oniscus Gammarellus* Pall., den M. für *Cancer Locusta* annimmt, einerley seyn, da bey *Oniscus Gammarellus* nach Pallas die mittlern Fühlhörner sehr klein, bey Montagu's *Cancer Locusta* hingegen nur wenig kürzer als die äußern sind. — *Oniscus gracilis* Mont. ist dem *Oniscus balticus* und *O. linearis* Pall. verwandt, doch aber von beiden speciësch verschieden. — *Phalangium spinosum* M. ist ein neues *Pycnogonum* und *Doris longicornis* M. eine neue *Eolie*. — III. (S. 115).

An Account of the Indian Badger; the *Ursus indicus* of *Shaw's Zoology*. By *Th. Hardwicke*. Man kannte bisher den Indischen Dachs nur aus Pennant's und Shaw's Beschreibungen. Der Verf. liefert eine Abbildung des Thiers, und einige Zusätze zu den Nachrichten jener Schriftsteller. Die Krallen der Füße haben eine ungleiche Länge. Die der Vorderfüße sind sehr lang und pfriemenförmig, die drey mittlern länger als die beiden äußern; die innerste steht weit von den übrigen ab. An den Hinterfüßen sind sie weit kürzer und schwächer, und fast von einerley Länge. Das Thier lebt in mehrern Gegenden von Indien längs dem Ganges und Jumna, geht des Nachts seiner Nahrung nach, wühlt in der Nähe der Muhamedanischen Dörfer die begrabenen Leichen aus,

wenn sie nicht mit stachlichem Gesträuch hoch bedeckt sind, schläft bey Tage in Höhlen, die es mit großer Leichtigkeit selbst in sehr festem Erdreiche gräbt, klettert aber auch auf Bäume und Hecken, und gibt, wenn es unruhig ist, einen heisern Ton von sich. — IX. (S. 156). Some observations on an Insect that destroys the Wheat, supposed to be the Wire-worm. By *Th. Walford*. With an additional Note, by *Th. Marsham*. Seit dem Anfange des vorigen Jahrzehntes richtete ein Insect, das man Drathwürm nannte, jährlich im October und November große Verheerungen auf den Weizenfeldern an. W. gibt hier eine Abbildung dieses Thiers, das die Larve eines noch unbestimmten Käfers, aber, wie Marsham bemerkt, nicht die, sonst unter dem Nahmen Drathwürm bekannte, von Vierkänder beschriebene Larve des *Elater segetis* L. ist. — X. (S. 162). An Account of the larger and lesser Species of Horseshoe Bats, proving them to be distinct; together with a Description of *Vespertilio Barbastellus*, taken in the South of Devonshire. By *G. Montagu*. Von der Fledermaus mit der Hufeisen-nase war sonst nur die größere Varietät in England bekannt. M. entdeckte auch die kleinere, die er als eine eigene Art unter dem Nahmen *Vespertilio minutus* beschreibt. (Bei uns hat längst vor dem Verf. Wechstein beide als eigene Arten unterschieden, und die kleinere *Vespertilio Hipposideros* genannt.) An der letztern fand der Verf., Linné's Angabe zuwider, nach welcher die Fledermäuse nur zwey Saugwarzen haben sollen, deren vier, zwey an der Brust und zwey am Bauch. (Auch diese Beobachtung ist schon von Wechstein an *Vespertilio Ferrum equinum* gemacht worden.) *Vespertilio Barbastellus* ist ebenfalls, nach des Verf. Entdeckung, in England einheimisch. Seine Bemerkungen über diese Art enthalten einige Zusätze zu Buffon's, Pennant's u. s. w. Beschreibungen derselben. — XI. (S. 174). Description of two

new Species of Didelphis from Van Diemen's Land. By G. P. Harris. Die eine dieser neuen Arten ist *Didelphis cynocephala*, fusco-flavescens, supra postice nigro-fasciata, cauda compressa subtus lateribusque nuda; die andere ist *Didelphis ursina*, nigra, maculis raris albis, auriculis calvis, cauda subprehensili subtus nuda. (Beide gehören zu Geoffroy's Dasyurus. *Didelphis ursina* des Vf. ist von dem gleichnamigen Thiere Shaw's verschieden.) *Didelphis cynocephala*, ein ohne den Schwanz 3 Fuß 10 Zoll, mit demselben 5 Fuß 10 Zoll langes, 1 Fuß 10 bis 11 Zoll hohes Raubthier lebt in Höhlen und zwischen Felsen der unzugänglichsten Thäler in der Nähe der höchsten Gebirge von Van Diemen's Land, scheint höchst unthätig und stupide zu seyn, stößt von Zeit zu Zeit einen kurzen schreyenden Ton aus. Bey dem von Harris beobachteten Männchen war die Nidhaut des Auges in beständiger Bewegung, wie bey der Eule. *Didelphis ursina*, ebenfalls ein Raubthier von Van Diemens Land, hat mit dem 8 Zoll langen Schwanz eine Länge von 2 Fuß 2 Zoll, eine Höhe von 9½ Zoll, wirft vier bis fünf Junge, schläft bey Tage, läßt sich nicht zähmen. Ein Männchen und ein Weibchen, die zusammen eingesperrt waren, lagen des Nachts immer mit einander in Streit, und machten dabei ein heiseres Gebell, zuweilen auch ein plötzliches Schnauben. Das Fleisch dieses Thiers ist im Geschmack dem Kalbfleisch ähnlich. — XIII. (S. 182). Some interesting Additions to the Natural History of *Falco cyaneus* and *pygargus*, together with Remarks on some other British Birds. By G. Montagu. Bey den Deutschen Ornithologen war es längst ausgemacht, daß *Falco cyaneus* und *Falco pygargus* L. das Männchen und Weibchen einer und derselben Art sind. In England war man noch nicht über diesen Punct einig. Montagu erhielt darüber Gewißheit, indem er drey junge Vögel aus einerley Nest, wovon

der Vater ein *Falco cyaneus* war, aufzog. Einer derselben starb; von den beiden übrigen zeigte sich der kleinere im folgenden Jahre als *Falco cyaneus*, der größere als *Falco pygargus*. Außer dieser Beobachtung enthält der obige Aufsatz Beiträge zur Naturgeschichte des *Falco cinerarius*, den M. für einerley mit *Falco h. emalis* zu halten geneigt ist, und der *Sylvia dartfordiensis*, nebst der Anzeige, daß *Ardea aequinoctialis*, *Tantalus viridis*, *Scolopax noveboracensis* und *Glareola austriaca* in England entdeckt sind. — XXI. (S. 283). Description of *Notoctlea*, a new Genus of Coleopterous Insect from New Holland. By *Th. Marsham*. Das hier beschriebene, bloß auf Neu-Holland beschränkte Käfergeschlecht, steht in der Mitte zwischen *Chrysomela* und *Coecineella*, von denen es sich durch die mehr fadenförmigen Fühlhörner, durch das letzte, beilförmige, an der Spitze inwendig hohle Glied der äußern Palpen, und durch den winkelförmigen äußern Rand der Basis der Flügeldecken unterscheidet. Marsham führt 20 Arten dieses Geschlechts an, wozu noch *Chrysomela Australasiae*, Fabr. gehört. — XXV. (S. 323). Extracts from the Minute-booh of the Linn. Society. Nach den Beobachtungen eines Hrn. Power ist der gemeine Regenwurm ein Nahrungsmittel der *Helix hortensis*, des *Limax ater* und *Limax maximus*. Sie rühren aber bloß den todten Wurm an. — Ein Herr Milne hatte eine trüchtige Katze, die von einer Magd zufällig auf den Schwanz getreten wurde. Das Thier warf fünf Junge, von welchen vier mit einem Schwanz zur Welt kamen, dessen hinteres nach der linken Seite gefehrtes Ende mit dem vordern einen rechten Winkel machte, und welcher an der Spitze dieses Winkels einen Knoten von der Größe einer Erbse hatte.

Zehnter Band. Der erste Theil dieses Bandes ist bloß botanischen Inhalts. Der zweyte Theil enthält: XI. (S. 304). Some Remarks on the Physiology of the Egg, communicated in a Letter from

J. A. Paris to W. G. Maton. Das Eyweiß dient nicht nur zur Nahrung, sondern als schlechter Wärmeleiter auch zur Verhütung des Entweichens der Wärme des Fötus. Solche Fischeyer, die lange ohne Nachtheil außerhalb dem Wasser liegen können, z. B. die der Aale und Schleihen sind statt des Eyweiß von einer schleimartigen Flüssigkeit umgeben, welche die Verdunstung und den Wechsel der Temperatur verhindert. Der Luftfact der Vogeleyer enthält vor dem Bebrüten bloße atmosphärische Luft, die während dem Bebrüten keine andere Veränderung erleidet, als daß sich etwas Kohlensäure in ihr erzeugt. Ihr Volumen nimmt während dem Bebrüten ungefähr in dem Verhältniß von 1:10 zu. Die Weite des Luftfacts steht mit dem Grad der Entwicklung, den die Jungen bey ihrem Austriechen aus dem Ey haben, in gradem Verhältniß. Das Eindringen der atmosphärischen Luft in einen verletzten Luftfact hindert die Entwicklung des Fötus, indem diese auf ihn als ein zu heftiger Reiz wirkt. Der Mangel an einer Schaale, der zuweilen bey den Vogeleyern vorkommt, rührt nicht bloß von fehlender Kalkerde in den Nahrungsmitteln, sondern von einer innern Veränderung her. Eine Henne der das Schienbein zerbrochen war, legte einige Tage nachher Eyer ohne Schaalen. — XIII. (S. 325). Description of Seven new Species of Testacea. By *W. G. Maton.* Diese sieben neuen Conchylien rühren von der Mündung des Plataflusses her, die wahrscheinlich sehr reich an noch unbeschriebenen Schaalthieren ist. — XV. (S. 347). Description of Seven new Species of Apion. By *W. Kirby.* Ein Zusatz zu des Verf. Abhandlung im neunten Band der *Transact. of the Linn. Society* Von den hier beschriebenen sieben Apionarten wurden sechs in England gefunden, eine rührt aus Schweden her. Nach *W. Spence's* (des Verf. Mitarbeiters an dessen *Introduction to Entomology*) Entdeckung, gehört zu den unterscheidenden Kennzeichen des Geschlechts *Apion* noch der Umstand,

daß der Trochanter an der Basis der Schenkel eine Stellung hat, die alle Verührung deselben mit der Hüfte verhindert. Dieser Bau ist den Hymenopteren, aber keinem andern Geschlecht der Coleopteren und selbst nicht den Curculionen eigen. — XXI. (S. 399). Some Account of an Insect of the Genus *Buprestis*, taken alive out of a Wood composing a Desk which had been made above twenty Years. In a Letter to A. Mac-Leay by *Th. Marsham*. Das Insect, wovon hier die Rede ist (*Buprestis splendida* Payk.), trock im Jahre 1810 aus dem völlig gefunden, von der Ostsee nach England gebrachten Fichtenholz eines Schranfs, das schon 20 Jahre in einer Amtsstube gestanden hatte. Jener Prachtkäfer kömmt hin und wieder in Schweden, nicht aber in England vor. Es ist also wahrscheinlich, daß das Thier die 20 Jahre unentwickelt in dem Holz gelegen hat, und so gibt diese Beobachtung einen Beweis mehr für die Analogie der Insecten im unentwickelten Zustand mit den Saamenkörnern der Pflanzen in Hinsicht auf die Lebenstenacität. Indes die Möglichkeit bleibt doch, daß der Käfer erst später in das Holz gelangt seyn kann. — XXII. (S. 404). Extracts from the Minute-Book of the Linn. Society. *W. Bingley* fand die sonst in England nicht gesehene *Forficula gigantea* des südlichen Europa am Strande bey *Christchurch*. *Sowerby* gibt Nachrichten von einem an der Landstraße von *Farringdon* zu *Uffington* in *Berkshire* liegenden Sandstein, der natürliche Durchlöcherungen hat, worin der eindringende Wind die Töne eines Jägerhorns hervorbringt, und von einem aus *Alcyonien*, *Belemniten*, *Stacheln* von *Echiniten* und *Nautiliten* bestehenden Felsen bey *Farringdon*.

Fünftes Band. Erster Theil. I. (S. 1). Descriptions of several new or rare Animals, principally marine, discovered on the South Coast of Devonshire. By *G. Montagu*. Auch diese Fortsetzung der Abhandlungen des verdienten *Montagu*

enthält manches, was ohne Zweifel neu ist, aber auch manches über dessen Einerleyheit mit schon bekannten Arten oder Verschiedenheit von diesen wegen der mangelhaften Beschreibungen oder Abbildungen schwer zu entscheiden ist. Neu ist unter andern ein Chelifer, den M. zweifelhaft für *Phalangium acaroides* Gmel. hält, der sich aber von diesem und den übrigen bekannten Bastardscorpionen sehr unterscheidet, und *Oniscus caeruleatus*, ein sehr ausgezeichnetes, auf einem *Cottus Scorpius* entdecktes Thier, das weder zu den Onisken noch zu einem andern der bisherigen genera gerechnet werden kann. Zu den zweifelhaften Arten gehören: mehrere Krebse, *Monoculus rostratus*, zwey *Doris*arten, *Amphitrite vesiculosa*, zwey *Nereiden* und *Planaria vittata*. Eine hier beschriebene und abgebildete *Nycteribia vespertilionis* ist der Beschreibung nach einerley mit dem gleichnamigen Thier Hermann's und Latreille's, aber in der Figur so verschieden von den Zeichnungen der letztern, daß man sie in diesen schwerlich wieder erkennen wird. — III. (S. 35). An Essay on the British Species of the Genus *Meloe*, with Descriptions of two exotic Species. By *W. E. Leach*. Zum Eintheilungsprincip des Geschlechts *Meloe* nimmt der Verf. die Gestalt der Fühlhörner an. Bey denen, deren Fühlhörner in der Mitte dicker als an den Enden und gekrümmt sind, wozu *Meloe Proscarabaeus* gehört, umfaßt, nach Sowerby's Beobachtung, das Männchen mit den Antennen die Fühlhörner des Weibchens bey der Begattung. — VI. (S. 86). *Strepsiptera*, a new Order of Insects proposed, and the Characters of the Order, with those of its Genera, laid down. By *W. Kirby*. Die neue, hier in Vorschlag gebrachte Insecten-Ordnung besteht aus des Verf. *Stylops Melittae*, aus Rossi's *Xenos vespertini* und einer neuen *Xenos*art, deren Larve von M. D. Peckin *Polistes fuscata* Fabr. entdeckt wurde. Sie macht den Uebergang von den Orthopteren zu den

Hymenopteren. Ihre wesentlichen Kennzeichen sind: Elytra lateralia, alas haud tegentia. Den künstlichen Character bestimmt Kirby folgendermaßen: Elytra lateralia, distantia, distorta, coriacea, alas nullo modo tegentia; Alae omnino apertae, radiatae, longitudinaliter plicatiles; Abdomen trunci processu corneo seu proscutello supra munitum. — VII. (S. 123). A Monograph of the British Species of the Genus Choleva. By *W. Spence*. Als wesentliche Charactere von Choleva gibt Spence an: Antennae subclavatae, articulo octavo contiguus minori, extimo submucronato; palpi quatuor inaequales, exteriores fracti, articulo extimo subulato-conico; coleoptra integra; tarsi quinque-articulati, setacei. Er beschreibt 18 Arten dieses Geschlechts, die größtentheils nicht neu sind, aber bisher unter andern Geschlechtern vertheilt waren. — VIII. (S. 161). Description of a new Species of the Genus Mus, belonging to the Section of Pouched Rats. By *J. V. Thomson*. Mus anomalus des Verf. ist eine mit Sackentaschen versehene Maus, die sich auf der Insel Trinidad findet, und sich von den übrigen Arten der Hamsterfamilie durch einen langen, schuppigen, fast nackten Schwanz und durch lanzettförmige, zwischen den Haaren sitzende Stacheln unterscheidet. — IX. (S. 164). An Analysis of Satin Spar from Alton Moor in Cumberland. By *J. Holme*. Der Vf. fand im Atlas-Spath kohlenfauren Kalk (95, 75) und kohlenfaure Talkerde (4, 25). — X. (S. 167). Description of Mus castorides, a new Species. By *E. J. Burrow*. Was Hr. Burrow für eine neue Art ausgibt, ist nichts anders, als das schon von Molina und Azara unter den Namen Cooper und Quotuna weit genauer beschriebene Thier (Hydromis Coypus Geoffr.) — XII. (S. 175). An Account of four rare Species of British Birds. By *W. Bullock*. Die vier in England entdeckten Vögel sind: Strix nyctea L., Tringa Calidris L., Hirundo Pratincola L. und Anas africana Lath. — (Die Anzeige von Vol. XI. P. I. wird nächstens folgen.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 12. May 1817.

Copenhagen.

Gedruckt bey J. F. Schulz: De latitudine speculae Manhemiensis autore H. C. Schumacher, astronomiae professore et regiae societatis scientiarum Havniensis socio. 1816. 56 Seiten in groß Quart.

Die Sternwarte in Mannheim besitzt, zur Messung der Zenithdistanzen, einen achtfußigen Mauerquadranten von Bird, einen neunfußigen Zenithsector von Sisson, und seit dem Jahr 1811 auch einen dreifußigen Vervielfältigungskreis von Reichenbach. Zur Aufstellung des letztern Instruments sind aber bisher noch keine Veranstellungen getroffen, und der Verf., von 1813 bis 1815 Director jener Sternwarte, war daher, um die Polhöhe derselben so genau als es sich mit den vorhandenen Hülfsmitteln thun ließ, zu bestimmen, auf die beiden ersten Instrumente beschränkt. Der Zenithsector diente zur Ausmittlung des Collimationsfehlers des Mauerquadranten; allein da dieser nach Süden gerichtet ist und nicht umgehängt werden kann, so war eine selbstständige Bestimmung der Polhöhe durch Sir-

E (4)

sterne unmöglich, und es blieb nichts übrig, als die Declinationen der beobachteten Fixsterne nach den zuverlässigsten und neuesten Bestimmungen anderer Astronomen zum Grunde zu legen. Einhundert und zwey und fünfzig am Zenithsector vom 27. Januar 1814 bis 4. März 1815 angestellte Beobachtungen dienten dazu, von achtzehn Sternen die mittleren auf den Anfang des Jahrs 1815 reducirten Zenithdistanzen zu bestimmen. Diese bedurften jedoch einer Correction, da sich nach angestellter Prüfung ergab, daß die Grade auf dem Zenithsector zu klein, mithin die gemessenen Zenithdistanzen zu groß waren. Um das Gesetz dieser Correctionen auszumitteln, maasß der Verf. mit einem Stangenzirkel die Chorden von mehrern Bögen auf dem Limbus des Sectors und zugleich die Entfernung von dem Mittelpunkte der Bewegung. Die aus diesen Datis von Hrn. Bessel in Königsberg abgeleitete Formel für die Correction

$$1''3892 z$$

wo z die Zenithdistanz in Graden bedeutet, stellt jene Messungen ziemlich gut dar, und die kleinen Differenzen können süglich als Fehler der Messungen angesehen werden. Der V. hat inzwischen die Formel

$$0''4225 (z + \frac{1}{10} z z + \frac{1}{20} z^3)$$

vorgezogen, die eine noch bessere Uebereinstimmung zeigt. Hiebey ist also angenommen, daß die Grade des Zenithsector nicht bloß zu klein, sondern auch von ungleicher Größe sind; genau genommen ist jedoch das zweyte Glied aus dem Grunde hier nicht zulässig, weil alle die Bögen, deren Chorden gemessen wurden, vom Nullpuncte halbirt werden; auch würde die Formel

$$0''585 (z + \frac{1}{3} z^3)$$

eine eben so gute Uebereinstimmung gegeben haben: übrigens ist es für das Endresultat fast ganz gleichgültig, welcher von diesen Correctionsformeln man sich bediene. Die so gefundenen Zenithdistanzen

dienten nun zur Bestimmung des Collimationsfehlers des Mauerquadranten, an welchem dieselben Sterne beobachtet worden waren, und hiermit wurden die Zenithdistanzen von 36 andern am Mauerquadranten beobachteten Sterne berechnet, deren Vergleichung mit den von Piazzi, Pond und Oriani bestimmten Declinationen für die Polhöhe der Mannheimer Sternwarte, als Resultat aus 284 Beobachtungen $49^{\circ} 29' 13''.5$ gaben. Von den 18 am Zenithsector beobachteten Sternen selbst konnte der Verf. nur neun auf gleiche Weise benutzen, da ihm gleich zuverlässige Declinationsbestimmungen der übrigen fehlten. Jene gaben ihm aus 87 Beobachtungen die Polhöhe $49^{\circ} 29' 14''.2$. Ketens. hat die Beobachtungen der übrigen neun, nach den Declinationsbestimmungen in Piazzi's neuem Catalog (welchen der Verf. noch nicht benutzen konnte) berechnet, und folgende Resultate gefunden:

	Polhöhe.	Anzahl der Beobachtungen.
σ Perseus	$49^{\circ} 29' 10''.4$	8
ψ Perseus	8,3	9
κ gr. Bär	8,3	5
θ Perseus	15,2	5
ι gr. Bär	8,0	5
725 Perseus	11,5	9
η Perseus	8,2	8
F gr. Bär	9,8	5
γ Perseus	8,2	13

Für den von dem Verf. als 725 Perseus bezeichneten Stern, dessen Designation nicht aufzufinden war, wurde in Piazzi's Catalog II, 253 angenommen. Diese 65 Beobachtungen geben also im Mittel $49^{\circ} 29' 9''.8$; folglich alle 152 Beobachtungen am Zenithsector im Mittel $49^{\circ} 29' 12''.3$, also die sämtlichen 436 Fixsternbeobachtungen im Mittel $49^{\circ} 29' 13''.1$. Die von dem Verf. im Jahre 1814

angestellten Beobachtungen der Sonne, 66 an der Zahl, geben im Mittel nur einige Zehntel der Sekunde mehr; sie können jedoch wegen einiger lokalen Ursachen nicht auf gleiche Zuverlässigkeit Anspruch machen. Dies Resultat aus den Beobachtungen des Verf. wird nun für das sicherste gelten müssen, bis der Reichenbachsche Kreis aufgestellt und zu der einer solchen Sternwarte eigentlich allein würdigen neuen Bestimmung der Polhöhe durch Circumpolarsterne benutzt seyn wird. Uebrigens kommt obiges Resultat zwar genau mit Barry's letzter Angabe überein; allein da dieser Astronom die Art wie er diese Bestimmung erhalten hat, nicht bekannt gemacht hatte, und man daher über den Grad der Genauigkeit derselben kein Urtheil fällen konnte, so verdient Hr. S. für die vollständige Bekanntmachung seiner Beobachtungen den Dank aller Astronomen.

Hannover.

Beschreibung und Resultate der Fellenberg'schen Landwirthschaft zu Hofwyl. Von Johann Nepomuck Schwerz. 1816. Auf V u. 243 Seiten in Octav.

Endlich hat auch die Landwirthschaft von Hofwyl ihren würdigen Geschichtschreiber gefunden — einen Mann, der mit Sachkenntniß, mit Wahrheitsliebe, und mit Bescheidenheit, sine ira et studio erzählt, was sich seinem prüfenden Beobachtungsgeiste dargestellt hat. Im Allgemeinen lehrt uns Hr. S. den Herrn v. Fellenberg als einen Landwirth kennen, der sein Geschäft versteht; mit Umsicht, mit immer reger Aufmerksamkeit auf Alles, was darauf einwirken kann, und mit unermüdlicher Thätigkeit treibt; der vom Unternehmungsgeiste belebt, mit Scharfsinne ausgerüstet, in der Anwendung der Mittel dem Gewinne nicht ängstlich nachrechnend, überall auf Verbesserungen sinnt, und

dabey nur etwas zu geneigt ist, das Glänzende dem Unscheinbaren vorzuziehen; der eine ungemein glückliche Gabe hat, die Dinge, wie es 27. S. nennt, mit einander zu verketteten, um in allen den mancherley Verbindungen, deren sie fähig sind, den ganzen Nutzen davon herauszuziehen; dessen Zwecke sich bey der Landwirthschaft nicht endigen, sondern weiter — auf das Wohl der Individuen in seinen Umgebungen, des Staats, der Menschheit gehen. Wer nur Sinn für das Gute, Edle und Große hat, muß einen solchen Mann schätzen; und dabey nicht rügen wollen, daß so ein Character nicht der ist, wobey man Schätze sammlet.

In dem gegenwärtigen Buche entwirft der Verf. zuerst das Gemälde von Hofwyl, wie es an sich und nach seinen verschiedenen Verhältnissen gewesen ist und wie es jetzt ist. Nachdem er damit gezeigt hat, daß es einer Menge Verbesserungen bedürftig gewesen, gibt er den Gesichtspunct an, aus welchem ein Mann, wie der Hr. v. F., diese nur vornehmen konnte. Das Gut war sein Eigenthum; er konnte dabey also nicht wie ein Zeitpächter nur auf wenige Jahre denken; sondern was er machte, mußte für die Ewigkeit bestehen sollen. Die Kosten sollten nicht nach dem Gewinne, den sie geben würden, eingeschränkt werden; sondern sie maßen sich nach dem Vermögen des Eigenthümers. Hr. v. F. hatte Geschmack, Erziehung; war ein Mann von Stande. Natürlicher Weise mußte er diesen Character auch seinen Werken eindrücken wollen. Das Angenehme, das Schöne mußte mit dem Nützlichen verbunden werden. Bey seiner menschenfreundlichen, patriotischen, kosmopolitischen Denkungsart hatte er noch so manchen höhern Wunsch, dessen Befriedigung ihm am Herzen liegen mußte. Hieraus erklären und entschuldigen sich die zum Theile fast ungeheuer scheinenden Unternehmungen, wovon Hr. Schw. hier die vollständige Uebersicht gibt.

Die Einrichtung unserer Blätter erlaubt uns nicht, dem B. dabey zu folgen; aber die vier wichtigsten Punkte wollen wir doch ausheben. Diese sind die Entwässerung, die Vertiefung des Bodens, die Entsteinung des Bodens, und die Verbesserung der Wiesen durch unterirdische Wässerung und die von Zeit zu Zeit zu wiederholende Umbrechung der Grasnarbe. Die Entwässerung hat der Hr. v. F. durch die Anlegung eines Stollens zu bewirken gesucht. Wenn dieses Mittel auch nicht durch die Größe des Aufwandes, den es erfordert, abschreckte, so müssen wir doch glauben, daß die Wirkung durch offene und bedeckte Gräben leichter und sicherer zu erhalten seyn werde: es sey denn, daß die ganze über dem Stollen liegende Gebirgsmasse durchschlage, und weder eine Thonschicht noch ein verbes Steinflöz das Eindringen des obern Wassers hindere; und doch werden selbst auch dann Gräben zu schnellerer Abführung des Regenwassers auf der Oberfläche nicht entbehrlich seyn. Die Vertiefung des Bodens hat der Hr. v. F. auf 2 Fuß erstreckt; aber wie es uns scheint, doch nicht aus völliger Ueberzeugung, daß eine solche Tiefe der Ackerkrume für Gewächse, die der Landwirth bauet, und die auch Hr. v. F. selbst nur bauet, der Vegetation wirklich zuträglich sey. Wenn diese Gewächse ihre Wurzeln höchstens nur auf 8 Zoll hinabsenken; wozu kann ihnen der Dünger in den folgenden 16 Zollen nützen; warum soll er in dieser größern Tiefe ungenutzt ruhen, bis auch er einmahl wieder auf die Oberfläche herauf gebracht wird; macht das schnelle Durchfallen des Oberwassers in dem lockern Untergrund nicht die Oberfläche bey trockner Zeit zu schnell trocken; und zeigt nicht die Erfahrung, daß mehrere Gewächse, besonders die mit Schmetterlings-Blumen bey einem sehr tiefen, lockern Untergrunde zum Nachtheil des Kräuts und der Frucht zu stark in die Wurzeln treiben? Die Entsteinung des Bodens

durch 2 Fuß tiefes Aufspflügen desselben kann der Natur der Sache nach nur dann von Nutzen seyn, wenn es ausgemacht ist, daß der Boden so tief urbar seyn muß; bey einer geringern Tiefe können die kleinern Steine ohne Schaden in dem Untergrunde vergraben bleiben. Dann ist das Aufspflügen aber auch nur bey Steingeschieben von mittlerer Größe anwendbar; Steinblöcke wird selbst der Jellenbergische Pflug nicht regen können. Und endlich lassen sich auch die kleinern Geschiebe durch das Pflügen nicht rein aus der Erde herausbringen, sondern die Hand des Menschen wird dabey immer zu Hülfe kommen müssen. Wozu nun also eine so große Kraft-Anstrengung für eine so kleine Wirkung? Die Verbesserung der Wiesen durch unterirdische Bewässerung hat Mehreres gegen sich. Man hat sie nicht in seiner Gewalt. Ist der Untergrund locker, so wird das Wasser durchfallen. Ist er fest, so wird man das Wasser doch nicht nach Willkühr leiten können. Das von dem Hrn. v. F. angewandte Mittel ist zwar sehr sinnreich; der Erfolg wird aber gewiß der Erwartung selten entsprechen. Man wird nicht hindern können, daß nicht hier und da mehr Wasser stehen bleibe als gerade nützlich ist; daß es nicht hier und da versäuere; und vielleicht wird es auch durch seine Kälte schaden. Die Verbesserung der Wiesen durch eine von Zeit zu Zeit wiederholte Umbrechung der Grasnarbe ist bey Wiesen, die gehörig behandelt, und noch mehr bey solchen, die sogar gewässert werden können, unnötzig: indem sich, da man doch erst gegen das Ende der Blüthezeit der Gräser mähet, die Grasnarbe immer aus dem Saamen oder durch Ausläufer von selbst verjüngt. Sie ist gefährlich, weil die völlige Wiederbenarbung des Bodens eine gar zu lange Zeit erfordert, während welcher die Wiese ihren ganzen Ertrag nicht gibt. Diese und vielleicht manche andere noch

wichtigere Einwendungen lassen sich also aus der Wirthschafts-Wissenschaft gegen die großen Maßregeln des Hrn. v. S. machen. Selbst dem Ref. erscheint darum aber das Verdienst des vortreflichen Mannes nicht geringer.

Süllichau.

Von Darnemann: Eines T. Lucretius Carus Schauergemähde der Kriegspest in Attica. Original-Text nach der Heintr. Carl Abr. Eichstädt'schen Ausgabe, Vol. I. Leipzig 1801. Buch VI. Vers 1089 bis zu Ende. Des Hrn. Obristwachtmeisters von Knebel Uebersetzung in Hexametern. Erläuternde Anmerkungen über Sprache, und aus der Geschichte; — fortlaufender arzneiwissenschaftlicher Commentar; von Joh. Chr. Fr. Meister, B. N. Dr., auch Dr. der Arzneygelehrsamkeit, Königl. Preuß. Criminalrathe und öffentl. ordentl. Lehrer der Rechte in der Universität zu Breslau. 1816. VIII und 152 Seiten in Octav.

Wir haben den ganzen Titel des Buchs diplomatisch genau abgeschrieben, um den Leser in den Stand zu setzen, über das zu urtheilen, was er hier zu finden habe. Der Beyfall, den die Arbeiten des Verf. von Philologen sowohl als Medicinern erhalten haben, ist Ursache dieses Werkchens, eine andere ist noch die hexametrische Uebersetzung des Maj. Hrn. v. Knebel. Ob die Aerzte mit des Verf. Glauben an den längst vergessenen Armenischen Dolus in Pesten und pestartigen Krankheiten zufrieden seyn werden, trotz des Ansehens eines Galenus, Aetius und Hieronymus Mercurialis, wie überhaupt mit seinem arzneiwissenschaftlichen gelehrten Commentare, möge ihnen zu bestimmen überlassen bleiben. Der philologische Commentar ist mit Fleiß und Einsicht verfertigt.

N p f.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. u. 78. St.

Den 15. May 1817.

L u n d.

CODEx NASARAEUS, liber Adami, appellatus, Syriace transcriptus. — Latineque redditus a Matthia Norberg etc. Tom. III. Londini Gothorum 1816. 320 Seiten in Quart. (S. über den ersten und zweenen diese Anz. vom 18. May und 21. Nov. 1816. St. 79. 80. 186. 187.)

Dieser dritte und letzte Band des C. N. enthält den Rest des Original-Textes der Norbergischen Abschrift des Liber Adami nach dem Pariser Cod. Reg. 309 B. (Colbertin. 382), nebst des Herausgebers Lateinischer Uebersetzung. Zur Ergänzung eines am Ende dieses Codex befindlichen Defects hat der Herr Dr. und Ritter Norberg 25 von dem Hrn. G. Knös, Prof. der Orientalischen Sprachen zu Upsala, aus einem andern (nicht weiter bezeichneten) Codex abgeschrieben, und ihm mitgetheilte Fragmente ähnlicher Art (S. 278 — 314) mit einer Lateinischen Uebersetzung abdrucken lassen. Auf diese folgt dann noch eine Zugabe von vier Quartseiten, welche verschiedene Erläuterungen und Berichtigun-

F (4)

gen, nebst einer fortgesetzten Anzeige von Druckfehlern enthält. An die Stelle der anfangs gegebenen Praefat. ad Tom. II. ist eine neue erweiterte und verbesserte gekommen, wonach Hr. N. es zweifelhaft findet, ob der zweite kleinere Theil des Codex zum Liber Adami gehöre. Atque ambigam, haecine pars minor vocata ad librum Adami pertineat. Rhapsodia est, me iudice, liturgica (dieß gilt aber auch von mehreren Stücken des ersten größern Theils, wie bey Beurtheilung des Tom. II. bereits bemerkt ist). Zugleich bemerkt der Herr Dr. N., daß er zu wenig Muße und Neigung gehabt habe, um alle Quellen der Nazoräischen Literatur aufzusuchen, quippe qui tam alti sunt aut turbidi, ut animo, oculis vix fundus pateat. Quorumque modo principem, Adamique librum, ut noscendum proponerem, cum ipso et mecum contendi. Die früher gegebene Erklärung der drey Kämpferschen Titel Nazoräischer Schriften (s. diese Anz. vom 21. November 1816. S. 1853—1854) nicht weiter anerkennend, gibt Herr N. eine ausführliche und bestimmte Nachricht über die Art seines Verfahrens bey Umsetzung der Originalschrift in die Syrische mit einzelnen Vocalzeichen. Diese gehet nun dahin, daß 1. bey zweydeutigen und zweifelhaften Gutturals zuweilen der eine statt des andern im Syrischen gesetzt sey: z. B. ܦܘܠܐ st. ܦܘܠܘܐ tenebrosi u. s. w. Eben das gelte bey Eigennahmen, indem ܕܢܐ st. ܕܢܐܐ ; ܕܢܐܐ st. ܕܢܐܐܐ u. s. w. stehe. 2. Nicht überall sey das erkannte Wahre ausgedruckt. So stehe III. p. 30, lin. 9. ܕܘܠܐ st. ܕܘܠܐܐ (ex כהה) hebetudo (l. e. stehet aber ܕܘܠܐ), wiewohl כהה — כהא =

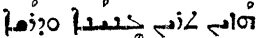
אהה und ההה ist; und da die Thalmudisten אהה
 wie ההה gebrauchen, so kann אהה auch die Be-
 deutung von אההה haben). 3. Wo keine sichere
 Wahl zu treffen gewesen, da habe er die fehlenden
 Gutturale lieber gar nicht ausgedruckt: *quas —
 praeterire, quam pro incertis aequae incertas
 ponere, prudentius visum est*; nur in synonym-
 mischen Fällen sey bald der eine, bald der andere
 ausgedruckt, z. B. אהה an der einen, und אהה an
 der andern Stelle u. s. w. Wo 4. die Vocale als
 Stellvertreter der Gutturale zu betrachten wären,
 da setzen sie nicht überall, sondern hauptsächlich nur
 da gesetzt, wo offenbar eine Zweideutigkeit zu fürch-
 ten gewesen wäre. Bey dieser etwas auffallenden
 Ungleichheit des Verfahrens hat Herr N. sich frey-
 lich überall nach gewissen Gründen bestimmt. In-
 dessen wäre es, wegen der aus eben dieser Ungleich-
 heit für den Leser des Originals in vielen Stellen
 nothwendig entstehenden Unsicherheit, doch wohl
 besser gewesen, wenn, zumahl bey einem Werke,
 wie dieses, wo noch so vieles roh und fehlerhaft ist,
 alle und jede Charactere der Originalschrift in eben
 so viel gleichgeltende Syrische umgesetzt worden
 wären. In allen den Stellen, wo es darauf ankam,
 dem Leser, der die Originalschrift selbst nicht ver-
 gleichen kann, doch bemerklich zu machen, was in
 jener wirklich ausgedrückt und nicht ausgedrückt ist,
 hätte dieß durch parenthetisch oder in Anmerkungen
 beigefegte Chaldäische Schrift geschehen können;
 man hätte dann Hrn. N.'s anderweitiges Verfahren
 überall leichter und sicherer beurtheilt. Indessen
 wird Herr N. in dem Lexicon über diesen Codex,
 woran bereits gedruckt wird, die Original-Schreib-
 art aller derjenigen Wörter, bey welchen, zufolge

jener Ungleichheit, irgend Verschiedenheiten oder Vieldeutigkeiten eintreten können, eben sowohl bemerkt gemacht haben, als er die Anomalien des Originals in Ansehung sowohl der Gutturales, als der ihre Stelle mitunter vertretenden Vocale, auf die Sprachanalogie zurückzuführen versprochen hat (Tom. III, p. 317).

Was nun den Inhalt dieses letzten Bandes zunächst betrifft, so befaßt derselbe zuerst 19, zum ersten oder größern Theile des Codex noch gehörende Aufsätze (S. 2 — 92). Alsdann folgen zwey allgemeine und sechs besondere Unterschriften. Jene sind von den Jahren 1042 und 968 der Muhammedanischen oder 1632 und 1560 der christlichen Zeitrechnung. Die erste derselben gehört zu Cod. Reg. 309 B (Colbertin. 382), und die zweite zu Cod. Reg. A (Colbertin. 1715). Die sechs besondern, hier be-
 sammenstehenden Unterschriften gehören zu Tom. II. S. 208. 218. Tom. III. S. 32. 54. 64. 68. Der zweite oder kleinere Theil des Codex enthält, außer sechs ganzen Stücken, noch den Anfang eines siebenten (S. 124 — 272). Angehängt ist eine clausula citati Cod. Colbertin. (Nr. 1715). Dann folgen die anfangs erwähnten 25 Fragmente des Hrn. **Rnds**, S. 278 — 314.

...Von den 19 Stücken des ersten Theils soll Nr. 1. (S. 2 — 8) lehren, das Böse und Unvollkommene finde sich zuerst in Serahil's planetarischer Welt ganz entwickelt. Da Juschamin, ein Sohn der erhabenen Könige des Lichts, und die vierte Ableitung, von welchem Abatur, und von diesem Serahil ist, zwar nicht als Schöpfer der sichtbaren Welt, aber doch als Inhaber desjenigen vorgestellt wird, woraus jene durch Serahil entstanden seyn soll, so wird **Abel Sivo** zu ihm gesandt, damit er eine zu weit gehende Verschlimmerung der Welt des dritten.

Lebens verhüte. "Sind die durch dich entstandenen Wesen, fragt Ebel Sivo, eben so rein und unschuldig, wie die dir verliehene Macht des erhabenen (Schöpfungs-) Worts? Welchen Mano hast du zuerst hervorgerufen, und wer ist der, von welchem aller Fehl und alles Gebrechen kommt?" (S. 2, 18 u. f.) Klopfenden Herzens antwortet Juschamin: in der ersten, zweiten, dritten Hervorbringung (von Wesen) war noch kein Fehl: aber mit der vierten entstand ich, und mit mir der Grund alles Gebrechens (S. 4, 6-7). Ebel Sivo ermahnt hierauf den Abatur, an der Wahrheit, als der Lebensarzeney, fest zu halten, und auf die Worte, die er selbst (zum Werden) spreche, wohl Acht zu haben. Dann fragt er den Fetahil, warum ist im Hause des Ersten Lebens nicht auch dein Gebet angeschrieben? Warum leuchtet dort nicht auch dein Bild? Weinend und weherufend antwortet Fetahil: Warum soll ich mich demüthigend das höchste Leben preisen? ich gefalle ihm doch nicht! Statt dem Ersten Leben durch Anbetung zu huldigen, schreibt Fetahil an die sieben Planeten, die sogleich alle Zauberer, nebst der ganzen Schaar der Gefallenen zur Zwiebracht aufbieten (S. 6, 7-9). Indem Abatur und Juschamin diesen entgegen wirken, will letzterer dem Fetahil mit einem großen Schwerte den Kopf spalten: Ebel Sivo aber hält ihn, mit Beyfall des Ersten Lebens, davon ab. Endlich sendet das Erste Leben den Tuschro (die Wahrheit) in die Wohnung der Gefallenen mit einem Gnadenbriefe für Fetahil, der dadurch zur beschämenden Erkenntniß der unverdienten Güte des höchsten Lebens gebracht wird. (S. 6, 7 u. f.)

Nr. 2. (S. 8-22) ist ähnlichen Inhaltes und Zwecks. Die Unterschrift: 

דָּבַר אֵלַי מִן־עַלְיוֹן מִיָּמֵינוּ מִיָּמֵינוּ

welche in der Uebersetzung lautet: Altera illa confabulatio et commentatio: cum abiret Electus purus Vitae, quem Vita ex alto advocaverat, soll daher wohl auf beide Stücke (Nr. 1. 2.) gehen, und danach heißen: Hae duae liturgiae et homiliae (f. gemina haec liturgia et oratio) egressum (legationem) spectant (f. spectat) Electi pueri, (quem) Vita ex semet ipsa evocavit, Vita evocavit ex alto. מִן־עַלְיוֹן (d. i. מִן־עַלְיוֹן) und מִן־עַלְיוֹן soll die höchste Abkunft des Electus purus bezeichnen, der von Ebel Sivo noch verschieden ist, denn jener redet zu diesem (S. 8, 8. 10. 17; 12, 3. 4). Nach S. 8, 13. hat der König des Lichts (der Ur-Mano) seinen Nahmen den Genien nicht geoffenbahrt. Nur im dritten Himmel ist Einheit, Friede und reine Seligkeit; im Gebiete Juschamins, des zweyten Lebens, findet sich bereits eine Zertheilung oder Entzweyung, welche der Grund und Anfang aller Unvollkommenheiten der Welt des dritten Lebens ist. Alles drehet sich um die Vorstellung des mit der Finsterniß kämpfenden Lichts. Dieser Kampf wird in dem Maße heftiger, als das Licht nur theilweise in die Finsterniß scheint, ohne diese ganz aufzuheben.

Wenn in Nr. 3. (S. 22 – 30) ein Bothe des Lebens zu den von ihm Erwählten von einem Hammer des Lichts redet, um die gemachte Welt damit zu zerbrechen, so sollen die Worte: מַלְאָכָא דְּמַלְאָכָא דְּמַלְאָכָא wohl nicht heißen: date mihi malleum Splendoris, sondern מַלְאָכָא stehet wahrscheinlich für מַלְאָכָא] datus est mihi.

Nr. 5. (S. 32) wird ein immer grünender Baumzweig gepriesen, der die Kraft recht zu beten verleihet, das Herz von Kummer befrehet, die Augen erleuchtet und das rechte Vaterland kennen lehrt. Die Worte: $\text{וְאֵלֶּיךָ} \text{ — — — } \text{יְהוָה} \text{ בְּיָדֶיךָ}$ sind übersetzt: Nux vero — — — quae me comitabatur, ea semper frondosa. Zu einer Nuß passen immer grüne Blätter weniger, als zu einem Baumzweige, נֶחְמָד , dem jene Wirkungen zugeschrieben werden, weil er eines, vom Lebenswasser genährten, Baumes ist. Jene Worte mögten also zu übersetzen seyn: ramus arboris aquarum vitae, — — — qui omnis omni tempore adiungit nobis (non sinit nos desiderare) virorem eius. Auch im Chaldäischen ist נְחָמָד einerley mit נְחָמָד .

Nr. 7. (S. 34 — 44) beschreibt einen Schüler Johannes des Täufers, gegen welchen der Weltgeist mit seinen Erstgebohrnen den falschen Messias erweckt, damit dieser die Welt verderbe, die Seelen aus ihrem Grunde hebe und zertheile — statt der Taufe des Jordans eine andere einführe und ein alle Nazoräer verzehrendes Feuer anzünde. (S. 38, 8 — 18.) Jener Erwählte gelangt zuerst, nachdem er aus dem Leibe geschieden ist, an den Ort des Weltgeistes, welcher fragt: “Wer hat dich gegen die Finsterniß zu schützen, wer dich vor der Theilnahme am Bösen zu bewahren vermocht?” “Du wirst, spricht darauf Mamrus, der Muttergeist dieser Welt, der letzte seyn, der von der Erde zum Himmel gelangt.” Wie aber dessen Schutz- und Leitgeist den Lichthammer gebraucht, stürzt der Weltgeist ins rothe Meer. Kraft der sieben geheimniß-

vollen Worte (لَمَّا رَأَىٰ صَوْنَهُ) führt jener den Sohn oder Nachfolger des Johannes zu den Wohnungen seines Vaters, wo ihm eine Krone wird, ewig glänzender als die Sonne. Das Ganze soll lehren, jeder ächte Befenner und Nachfolger des Johannes werde, nach seinem Abschiede von der Erde, wie der Täufer verherrlicht werden.

Nr. II. (S. 48 — 50) hat einige schwierige Stellen: es soll aber folgender Sinn ausgedrückt werden: "Nachdem ich, Kraft tieferer Forschung, erkannt hatte, daß der Geist des Menschen nicht zu den Dingen dieser Welt gehört, suchte ich die Wahrheit auf den Höhen und in den Tiefen, fand aber, daß sie, - außerhalb der geschaffenen Welt ihren Standort habend, drey Wasser = Himmel mit der Hand faßt. Erhoben über den Ersten, erhielt mein Auge Sehekräft für die Wahrheit; über den Zweyten, erkannte ich sie selbst; zum Dritten gelangt, schauete ich die Wohnung des Lichts." In der Lateinischen Uebersetzung lauten die Worte: فرد

(لَمَّا رَأَىٰ صَوْنَهُ) فرد فرد فرد et inter standum tres *stelliones* sua manu tenentem. Gesezt aber, daß فرد mit dem Hebräischen רַמְמַיִם (Prov. 30, 28), dem Chaldäischen und Samaritanischen רַמְמַיִם und dem Neugriechischen σαμιαμινθη verglichen, und eine Art giftiger Lixeyen ($\text{سام} - \text{براص} - \text{καλαβάτης, ασκαλαβάτης}$) darunter verstanden werden dürfte, so würden tres *stelliones* doch nicht zu den Wirkungen taugen, welche die drey Sch'mai — Me hervorgebracht haben sollen. فرد d. i. فرد

tres coeli aquarum sind, wie es scheint, drey Himmel, wovon der unterste Regenwasser, der zweyte ätherisches und der dritte Licht- und Lebenswasser hält. Der Redende gelangte, von einer Sphäre zur andern sich erhebend, zu einer immer höhern Stufe der Erkenntniß. Die erste gab ihm das Auge für die Wahrheit; durch die zweyte gelangte er zur Erkenntniß ihres Wesens, so daß er sich kein Trugbild davon machte; die dritte endlich ließ ihn die Lichtwohnung (den Sitz und Quell der Wahrheit) selbst schauen. Wie der Erste und Letzte in der Offenbarung des Johannes sieben Sterne in seiner Rechten hält, so hier die Wahrheit, als Grund alles Bestehens und aller Bestandheit, drey Himmel mit ihren immer verklärten Flüssigkeiten. Die Idee des Wassers gehört nach dieser Lehre zu den höchsten. Am Throne des Ur-Mano ist schon ein Jordan, der sich in sieben Jordane theilt, und die wieder in ganze Myriaden.

Nach Nr. 17. (S. 58—64) spricht Ebel Sivo auf einem erhabenen Standorte, von wo aus er zu den Erwählten auf Erden gesandt werden soll: "Ich stehe auf der Höhe kraft der Worte (oder auch, nach dem Befehl) "des großen mächtigen Mano, von welchem die sieben Passimke ausgehen."

(סֵפְטִים לְמַנְיָא וְכֹסֶפֶת לְמַנְיָא cui (st. a quo) septem sceptrā. Das räthselhafte Wort לְמַנְיָא übersezt Hr. M. auch sonst (S. 58, II; 64, 4; 136, 13) sceptrā, nur S. 190, 19—21 לְמַנְיָא לְמַנְיָא durch radii lucis, welches, überhaupt genommen, wohl das Richtigere ist. Dieses Wort לְמַנְיָא oder לְמַנְיָא scheint nicht aus מַנְיָא und מַנְיָא (wie wenn es zwey zusammengesetzte Wörter wären, der-

gleichem hier nicht selten sind,) sondern aus נבס oder פסס (wenn das Jod Vocal ist) expandit, divisit, processit, und סכך obduxit, entstanden zu seyn. Von סכך ist סך-נבס forma archetypa, columna. נבסימכיא ist danach einerley mit נבסימכא oder נבסימכ, indem das נ bloß zur Auflösung einer Verdoppelung stehet, wie in נבבבא st. נבבא und in vielen andern Wörtern. Es würde danach formae lucis archetypae oder eradiationes lucis bedeuten, und die nachmahls erwähnten drey ersten Schechinen (שכיניה) und die 7 Passimke den 3 + 7 Sefhiren des Kabbalismus zu vergleichen seyn, nur daß dieser einen allegorischen Baum, der Nazoräismus hingegen einen Weinstock und 7 Weinstöcke daraus macht. Ebel Sivo stellt (S. 58, 11) den das Leben ewig lobpreisenden Genien die 7 Passimke vor Augen, und dehnt auch die 7 Jordane aus. S. 64, 4. kann es scheinen, als wenn der leiblich gewordene Adam den Passimko als einen Mando de Chajje anredet. Doch leiden die Worte: בוא וביא עמנו eine zwiefache Erklärung, je nachdem das letzte Wort mit בוא verbunden, oder als Anrede betrachtet wird. Entweder: Komm und bringe, was das Leben uns bereitet hat, o Passimko; oder: Komm und bringe uns den (das) Passimko. Im letztern Falle muß, da Lehren oder Vorschriften noch als Sache folgt, beides der Bedeutung nach mit einander verbunden werden können, welches allerdings Statt findet. Die Nazoräischen Lehren heißen Lehren des Lichts und des Lebens, oder ein Schatz des Lichts und Lebens. Wie S. 136, 11.) Schelmaj, der Schatzmeister, ein Ge-

band Lichtstäbe in der Hand haltend (mit dem Barsom der Parsen zu vergleichen), dem Scherel, Sohne Adams, das Thor öffner, zeigt ihm Kar Gudo, der Genius der Wahrheit, den göttlichen Weinstock, dessen Inneres Glanz, Aeußeres Licht, dessen Fuß Wasser, dessen Gipfel Genien, und zu welchem gehörend (oder auch, dessen obere Theile) die Passimke des Lichts sind. (Statt $\sigma\lambda\omega\Delta$ apud quem sicut S. 190, 19 — 21 $\sigma\lambda\omega\Delta$ excelsa ejus, welches auch hier das Richtige scheint, weil lauter Nomina mit dem angehängten Pronomen $\sigma\lambda$ vorhergehen.) Hienach wären also Passimke des Lichts die Ranken oder Neben des göttlichen Weinstocks, von dessen Früchten die Genossen der Lichtwelt essen. S. 190, 19 — 21. wird ein ähnlicher beschrieben. S. 60, 3 — 5. heißt es: Durch den Glanz, das Licht und die Passimke des Ersten Mano erhalten alle Aeonen der Erwählten Kraft. Noch wird hier von mancherley geheimnißvollen Wolken geredet, in welchen die personlichen oder als Personen gedachten Wesen der Lichtwelt, vom Ersten Mano an, wohnen. S. 60, 7 u. f.

Nr. 19. (S. 68 — 96) ist eine Kosmo = chrono = mythologisch = historisch = prophetische Rede, die mit Ferahil, als Schöpfer der gemachten Welt, beginnt. Dieser bildet, nach geschעהner Berathung mit seinem Vater Abatur, den leiblichen Adam und die Chavva, indem er sich selbst anschauet und sein eigenes Bild sich vorstellt (68, 12.) Eine Anspielung auf 1 B. Mos. 1, 26. im Sinne der Gnostiker. Anderwärts wird dieses "nicht Hinschauen auf das Erste Leben," sondern Anschauen seines Bildes als eine Verliebtheit in sein eigenes

Selbst vorgestellt, wovon die Uebel und Mängel der gemachten Welt eine nothwendige Folge gewesen

Von der Schöpfung Adams bis zum Weltuntergange sollen 480,000 Jahre verfließen, wovon jedem der 7 Planeten 68,571 $\frac{2}{3}$ Jahre zugetheilt sind; coordiniert sind die Perioden der Zodiacalherrschaften. Aries erhält 12,000; Taurus 11,000 und so herab bis zu den Fischen = 1000. Von Adam bis zur ersten Weltzerstörung durch Mord und Todschlag verfloßen 216,000 Jahre; von ihrer Wiederbelebung durch Kam und Kud bis zum Untergange durch Feuer 150,000 Jahre. Dieser, durch die 12 Zodiacalen entzündete Brand verzehrte Alles. Die Worte: كُلُّ شَيْءٍ

كُلُّ شَيْءٍ übersetzt Hr. N. et duodecim excitantia in terra pulverem consumserunt, merkt aber dabey an: δυσνοητὰ haec et grammaticè et astronomice. Unstreitig soll gesagt werden, der Weltbrand sey durch den Thierkreis entzündet worden, worauf das كُلُّ شَيْءٍ , wenn es ächt ist, gehen muß. Ob كُلُّ شَيْءٍ für كُلُّ شَيْءٍ , pulvis, stehen könne, läßt sich bezweifeln. Da indessen كُلُّ شَيْءٍ und كُلُّ شَيْءٍ nebst ihren Derivaten; gleich geltend sind, so kann durch jenen Ausdruck entweder Alles leicht entzündbare oder es können alle bewohnte gewesenen Orter bezeichnet seyn. Von der Zerstörung der Welt durch Feuer bis zu der durch Wasser, verfloßen 100,000 Jahre. Noah (نوح nach der Arabischen Aussprache von نوح) erhielt Befehl zum Bau einer Arche, die in 300 Jahren voll-

endet ward, und wozu er in Haran (𐤁𐤏𐤃) Cedern, auf dem Libanon. aber Schuche (𐤌𐤁𐤏) fällen ließ. Die Lateinische Uebersetzung hat dafür cedri feminae, die gibt es aber nicht, da alle Nadelhölzer Hermaphroditen sind. 𐤏𐤃𐤃𐤀 oder 𐤏𐤃𐤃𐤀𐤏 virgulta, arborescentia, dürften eher nach Mesopotamien, die Cedern aber auf den Libanon gehören. Die Beschreibungen der Arche und der Fluth stimmen mit den Angaben der Genesis überein, so wie, was (S. 72, 12 u.) vom Raben und der Taube gesagt wird, selbst zur Erläuterung der Mosaischen Nachricht dienen kann. Auch nach dieser Erzählung blieb, nach Abnahme der Gewässer, Noah's Arche auf einem der Karduchischen Gebirge in Armenien stehen.

Nun folgen Fabeln von Schum (Sem) und seiner Frau Tursajd u. s. w. Adunaj ließ Jerusalem erbauen, dessen Bewohner 1000 Jahr im Ueberfluß und eben so lange in einer Desolation lebten, die sich über die ganze Erde erstreckte. Darauf wird Abraham berufen, dessen Nachkommen viele Drangsale in Aegypten erdulden, bis der Geist Turbo und Aho sie durch das in zwei Wasserberge getheilte Meer führen, in welchem Pharao mit 770,000 untergeht. (S. 74, 11. 12.) 400 Jahr darauf soll Jesus, der Sohn der Maria, in Jerusalem geboren seyn, und als Oberhaupt der Christen (dieser Name ist geschrieben 𐤌𐤁𐤏) sein Volk, wie seine Mutter, selbst erwählt haben.

Was von den ältesten, besonders den Persischen Dynastien gesagt wird, stimmt mit den sonstigen Angaben Orientalischer Schriftsteller ziemlich überein; historischer aber sind die Angaben von den beiden

letzten Dynastien Persiens, worauf die Muhammedanische Herrschaft folgt. Es werden dann weitere große Revolutionen, Despotien und Weltplagen, als entspringend aus Gottesvergessenheit und grundverderbten Sitten, vorhergesagt, nur daß einige bessere Zeiten dazwischen fallen, wo man Gott vor Augen hat, und redlich gegen einander handelt. (S. 92, 1 f.) Gegen das Ende soll ein weiser König Sofo, *Har Bursan*, regieren, und unter ihm Wohlthätigkeit und Rechtschaffenheit herrschend seyn. Zuletzt aber wird der gebundene Leviathan losgelassen, der dann den ganzen Erdkreis, die sieben Planeten und die zwölf Zodiacalen mit allen Zauberern und Dämonen verschlingt, und dessen pestilenzialischer Hauch allen Seelen, die das Erste Leben verleugnet haben, den zweyten Tod bringt. Die Genossen der Lichtwelt werden an den Grenzen der sichtbaren stehend ausrufen: "einen Geruch, wie Leviathan, wird jeder von sich geben, der es sich einfallen läßt, eine Welt, wie Fetabil's, zu schaffen." Die neue Lichtwelt wird 10,000 Myriaden Jahre bestehen.

Die hierauf folgenden zwey allgemeinen Unterschriften zeichnen sich dadurch aus, daß sie mit Angabe der drey ersten Gegenstände des Nazoraïschen Glaubens beginnen. "In Ordnung gebracht und ganz vollendet ist dieses geheiligte Buch im Nahmen des Ersten Lebens, und im Nahmen Javar's des Mando d'chajje: und im festen Glauben an den erhabenen König des Lichts." Auf das Erste Leben, als das Anfanglose, Ewig selige, und Unveränderliche, folgt gleich Javar, der Inhaber des göttlichen Lebens und zugleich der oder dasjenige, wodurch jenes in seiner Unendlichkeit den Wesen sich mittheilt. Der erhabene König des Lichts bildet, als die erste Pro-

gression von beiden (Mano der Mano's) mit ihnen die erste Ordnung im Gebiete des Göttlichen. (Die Uebersetzung von מְנַחֵם מְנַחֵם = מְנַחֵם מְנַחֵם durch Nuntius Vitae ist sehr uneigentlich für Extensio, Extensum, Protensio, Comprehensio Vitae. מְנַחֵם steht für מְנַחֵם entweder von מְנַחֵם — מְנַחֵם — מְנַחֵם oder von מְנַחֵם — מְנַחֵם amplius fuit, amplitudine comprehendit.)

Nach der ersten allgemeinen Unterschrift ist der Cod. Reg. 309 B. am 13ten des Monats der Fische (des Februar) 1042 der Muhammed., oder 1632 der christlichen Zeitrechnung vollendet, in der wasserreichen Stadt Bassora, in der Schule (oder Academie) Ganam's — — des Schatzmeisters (Schrift- und Gottesgelehrten), im Hause Saadan's (Adam Suhrun's s. nachmahls), Sohnes Baktiar's und Bruders Bulbul's, als Eigenthümers der Schrift (בַּעַל הַסֵּפֶר = בַּעַל הַסֵּפֶר die Lateinische Uebersetzung hat doctoris), unter dem Statthalter Ali Pascha, dem Javar die Sünden nicht vergibt.

Nach der zweyten Unterschrift ist der Codex Colbert. 1715 vollendet im Jahre 968 der Arabischen oder 1560 der christlichen Zeitrechnung in der Hauptstadt Havaisa oder Hovaisa (حَوْبِيسَا -- حَوْبِيسَا). Es folgt eine ganze Reihe von Bestimmungen in Absicht auf Zeit, Ort und Personen, unter welchen mehrere Häupter und berühmte Lehrer des Nazoräismus mit großem Lobe genannt werden. Die Nazoräische Kirche oder Secte muß danach in der zweyten Hälfte des 16ten Jahrhunderts in jenen Gegenden ansehnlich gewesen seyn. Der Inhalt ihrer Schrif-

776 G. g. A. 77. u. 78. St., den 15. May 1817.

ten, und diese Schriften selbst, werden *mysterium lucis* (רזא דנהורא), *thesauri mysterii lucis* (גנויא דרזא דנהורא) und *thesaurus sublimis* (גנויא דמא), so wie die Lehrer und Bewahrer derselben Schatzmeister (גנובריא S. 101, 1; 102, 5) genannt.

(Der Beschluß im folgenden Stück.)

Leipzig.

Ben Gerh. Fleischer d. j.: *Die Töchterchule.* Ein Lese- und Unterrichtsbuch für weibliche Lehranstalten und häusliche Bildung, von Dr. Theodor Zeinsius, Königl. Prof. und Vorsteher einer Töchterchule. 1816. XXII und 352 Seiten in Octav.

Dies dem Schatten der Königin Luise von Preußen gewidmete Buch ist nicht ohne Werth, in sofern es aus vielen ähnlichen mit Nachdenken zusammengetragen und dem Zweck, den der Verf. sich vorgesetzt hatte, ziemlich angepaßt ist. Was er über das was ein Lehr- und Unterrichtsbuch seyn soll, sagt, und womit er die Erscheinung desselben entschuldigt, ist sehr bekannt, und oft schon besser gesagt; es ist schon genug, daß er für seinen Zweck und Kreis in Berlin eine Sammlung nützlich fand, wie Gläser für den feinigern in Hannover. Daß indeß mancher Lehrer diesen und jenen Abschnitt mit ganz andern Augen betrachten werde, als der Verf., z. B. daß der Gebrauch des Buchs vom achten bis vierzehnten Jahre zu weit ausgedehnt sey, wird ihn nicht befremden. Das Buch ist in den Händen eines denkenden Lehrers sehr brauchbar, und daher zu empfehlen, wenn gleich noch manche Mängel zu tilgen sind. Warum sind S. 239 ff. die bekannten Namen der daselbst mit Recht gerühmten Personen nicht ausgeschrieben worden?
K p f.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

79. Stück.

Den 17. May 1817.

Z u n d.

Die besondern Unterschriften des *CODEX NASARAEUS* wurden von denen gemacht, die einzelne Theile der den Nahmen *Liber Adami* führenden Sammlung für diesen oder jenen Lehrer abschrieben. Die erste der sechs besondern Unterschriften (S. 100 – 106), zu Tom. II. p. 208 gehörend, lautet abgekürzt also: „Diese Liturgie und Betrachtung, herrliche Gegenstände betreffend, habe ich demüthiger und aufrichtiger Diener aller Sünder (d. i. ihre Sünden bekennender Nazoräer) abgeschrieben; ich Lohndiener (oder auch: Zögling) der Nazoräer, der den Bekennern die Füße küsset — ich, ein Diener der Schatzmeister, *Bactiar Bulbul*, Sohn meines Herrn *Kam Sivo* diesen erhabenen Schatz, dessen gedacht wird in dieser Welt und in der Welt des Lichts, für den Gottseligen sternglänzenden *Saadän* (*Adam Suhrun*), Sohn *Jachja Bactiar's* nach dem *Codex* meines Vaters (Lehrers) *Kam Sivo*,

G (4)

der von einem Coder des sternglänzenden Sarasch ist, welchen für sich abgeschrieben hatte der große Sachja Bajjan" u. s. w. (Es folgt noch eine lange Reihe von Namen der Abschreiber benannter Handschriften und deren Eigenthümer, bis es zuletzt heißt:) "welchen Coder Akjam, Sohn Sandono's, abgeschrieben hatte von einem alten Coder, den er in seinem Schatze aufbewahrte. Uebrigens sind diese glanzvollen Codices aus der Zahl der alten, aufbewahrt in dem Schatzhause und geschrieben von der Hand Kam's, Sohnes Jamir's. Kam aber schrieb sich die von unsern alten Vorfahren geschriebenen Codices ab." Der Abschreiber Bactiar Bulbul nennt sich hier und S. 114, 6. בולבול בכתב

dagegen S. 120, 10 und 274, 2. בולבול für beides hat die Lateinische Uebersetzung caementarius Nasaraeorum. Man siehet nicht, aus welchem Grunde, und nach welcher Ableitung. Der genannte war schwerlich ein Maurer. Sollte an das Chaldäische $\text{מַרְגָּרִיבְלִיָּא}$ gedacht seyn, so wird dieß zwar wohl fabri lignarii, auch caementarii übersezt, aber ohne sichern Grund; es kann im Thargum 1 Kön. 5, 18, wo es das Hebräische הַגְּבִלִיִּים die Gebaliten (Leute aus Djebel, Byblus) ausdrücken soll, gleichfalls als Eigennahme für גַּבְלִיָּא (mit nicht ungewöhnlicher Vorsetzung des מַר) stehen. מַרְבִּיגַר ist wohl zusammengesetzt aus מַרְבִּי d. i. רַבִּי und מַר filius mercedis, ein Lohndiener, Handlanger, Amanuensis und מַרְבִּיגַל aus רַבִּי und מַגַּל puer, filius, servus, μαῖς im Aethiopischen, ein Fögling. Beides paßt zur Person

Bactiar's, der ein Amanuensis oder Adjunct der Lehrer, so wie ein Zögling der Schule war.

Die übrigen besondern Unterschriften enthalten fast dieselben Nahmen und Angaben. Die genannten Abschriften sind theils als gleichzeitige, theils als solche, die früher und später gemacht worden; zu betrachten. Uebrigens sind diese besondern Unterschriften, (deren Text Theilweise sehr incorrect ist,) wie der Herr Dr. W. richtig bemerkt hat, nicht ohne critische Bedeutung.

Die Reden des zweiten Theils des Coder betreffen inegesamt den Abschied der Seelen aus ihren Leibern und deren Versetzung entweder in die Wohnungen des Lichts, woher sie stammen, oder in das Reich der Dämonen. Sie sind vorzüglich an den Geist oder *Mano* des leiblichen oder irdischen Adams gerichtet. Dieser wollte die Sterblichkeit nicht gern verlassen, weil er auf Erden so manches Lieb gewonnen hatte, worüber er von seinem Sohne Schetel bestraft wird; dessen Worte: "auf dem Wege, durch welchen ich aufgestiegen bin, werden alle wahrhaft gläubigen, edeln und gotteligen Seelen, wenn sie ihren Leib verlassen, zu den Wohnungen des Lichts sich erheben:" (S. 136, 19 f.) die Lehre und den eigentlichen Zweck dieser Rede ausdrücken. Der menschliche Leib (*tunica carnis*) bekommt in diesen Reden sehr erniedrigende Beywörter; Adam selbst aber preist die unvergleichbare Kunst, wonach derselbe von Haupt zu Fuß gebildet worden (S. 150).

Die vierte Homilie (S. 170—192) weist auf eine Zeit zurück, wo die Orgien des Syrischen Thammus oder Adonis noch galten. Denn zum Kerker des Thammus (TM) fahren alle Unzüchtigen, Ehebrecher, Wahrsager, Giftmischer von

beiden Geschlechtern. Der unsterbliche Theil des Menschen wird hier durch Geist aus der Seele oder Geist der Seele (الروح من الروح) die Uebersetzung hat dafür Spiritus *cum* anima (S. 190, 9) bezeichnet.

In der fünften speculativen Liturgie kommt Adam Suhrun Bar Scharat wieder zum Vorschein, nur daß er hier seinen eigentlichen Vater Bactiar, und seine Frau Mudalal eine Tochter Scharat's nennt. Hieraus, verglichen mit den übrigen Angaben, erhellet bestimmt folgendes.

1. Adam Suhrun, Sohn Scharat's, ist einerley mit Saadan, dem Sohne Jahia Bactiar's. (T. III. S. 114, II. 12; 110, 14.) Bar Scharat nennt er sich nach seiner Mutter oder mütterlichem Großvater Scharat; denn seine Mutter hieß Scharat, Tochter Scharat's (T. I. S. 2. 58. 130. 250. T. II. S. 44. 60. 72. 80. 112. 136. 180. 208. T. III. S. 192); sein Vater aber Jahia Bactiar, Bar Anhar Jasmin. (T. I. S. 2. 58. II. 72. 112. 136. 189. 208. III. 114, II. 12; 110, 14.)

2. Saadan, Sohn Jahia Bactiar's, oder Adam Suhrun, war ein Priester und Schriftgelehrter zu Bassora, Inhaber geheiligter Schriften, wovon in seinem Hause Abschriften für ihn selbst und für andere gemacht wurden. Da nun nach T. III. S. 96 in dessen Hause eine solche vollendet ward, so lebte derselbe in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts. Wiefern nun Adam Suhrun gewiß Verfasser eines T. II. S. 208–218. befindlichen Stückes ist (gel. Anz. 1816. S. 1855–1856), so könnte danach vermuthet werden, daß die übrigen, mit einer Vorrede seines Namens beginnenden Stücke auch von ihm seyn möchten, wenn nicht in den sechs besondern Unterschriften, außer Adam Suhrun, noch

andere ältere Befiger von dergleichen Schriften genannt wären, von denen es heißt, sie seyen nach alten, unverfälscht gebliebenen, Abschriften gemacht worden. Ueber diese angeblich alten Handschriften fehlt es nun bis jetzt freylich an jeder weitem und bestimmtern Nachricht. Da indessen in einigen Stücken theils Muhammeds, theils der spätern Muhammedanischen Dynastien gedacht wird, so läßt sich danach urtheilen, daß zwar ein wesentlicher Theil des Inhalts der Nazoräischen Religionschriften sich aus einem vormuhammedanischen Zeitalter herschreibt, die Schriften selbst aber erst in den Jahrhunderten nach Muhammed, da das Chalifat sich bereits in mehrere getheilt hatte, verfaßt worden seyen.

Die Liturgie selbst hebt in der Person Adams also an. "Ich war ein Mano des großen, erhabenen Lebens. — Wer hat mich auf diese Erde versetzt? Warum bin ich meiner Heimath entrückt und zu einer Säule geworden? — Wie soll ich wieder Licht werden? wann wird meines guten Vaters Unterredung mir wieder werden, der ich hier unter den Verfinsterten wandle?" (S. 192, 16 f.) So gehet das fort durch 28 Abtheilungen mit wenigen Veränderungen. Jede derselben schließt damit, daß ein von Javar gesandter Befreyer zur Ablegung des vergänglichen Leibes auffordert. Der zehnte Absatz — einer der merkwürdigsten — lautet abgekürzt also: "Ein Mano war ich des erhabenen Lebens, ein Mano des großherrlichen Lebens, wohl unterwiesen — von dir, o Vater! du warst mein Pflanzeur.

(ܡܢܘ plantator, statt restaurator in der Uebersetzung. Die Genien und Manen sind Worte und Pflanzen des Ur-Mano.) "Sage mir dem Knaben (ܕܢܘܒܢܐ d. i. dem Unwissenden, der die

Welt nicht kennt, in die er versetzt werden soll) wohin sendest du mich?" — "An den für dich bestimmten Ort, den die Vortrefflichen — zum Daseyn gerufen haben." "Sendest du mich dahin, so sage mir, welcher unter den Vortrefflichen hat ihn hervorgerufen?" "Wie nun der Vater (الله) S. 214, 12) den Mano (Adam) in die Welt Setahil's herabfahren ließ, umgab ihn der Kreis des Bösen. Seufzend sprach der von seiner Heimath abgeschnittene Mano: Nicht hat Aicht gehabt auf mich der ruhige Vater, nicht zurecht gewiesen mich über dieß und das, im voraus nicht gegeben mir bestimmte Weisung über eine Welt, in der alle Uebel mich betreffen haben. O wie viel Ungemach, wie viel der Dranasale hat ein Mano hier zu dulden! Es thut mir weh, daß der Vater nicht Worte des Unterrichts mich hat vernehmen lassen. Gefäht es dir (o Vater), so sende ihm (dem leiblich gewordenen Adam) einen Magnaten, dem in Allem, was er besitzt in seiner Wohnung (von da aus), gewillfahrt werde." Wer diese Welt zum Daseyn gerufen, das weißt du, Mano: dir aber wird nur, was gut und schön ist, gerathen." (Du kennst den zwenedeutigen Setahil, der nichts Reingutes schaffen kann: du aber darfst nur, was Recht ist, wollen.) "Nun dachte der Mano bey sich, in Hinsicht dieser Welt, also. "Nach dem Ausspruche des guten Vaters werde ich in diesem vergänglichem Leibe wohnen, bis er mich von euch hienieden ausführt. Bis dahin wird euer häßlicher Geruch mir lästig werden, und unerträglich das Vernehmen der Falschheit eurer Rede, des Trugs, der in euch ist. — So redend, was dem Vater wohlgefiel, sandte er mir

einen Magnaten: meine Augen wurden erleuchtet, mein Mund pries den, der nicht Fehl noch Gebrechen in mir fand. — — Erkennest du, sprach ich, daß ich nicht zurück blieb hinter euren Lehren, wessen würdiast du mich dann?“ Hierauf führte der Leitgeist den Mano (Adam) aus dem Leibe und — erhob ihn zu den Wohnungen des Herrn der Seligkeit, dessen unwandelbarer Sitz ist im herrlichsten Lichtglanz.“ Die Lateinische Uebersetzung des zum Theil schwierigen, auch wohl unrichtigen, Textes möchte einiger Berichtigung bedürfen, wozu hier der Raum fehlt.

Zu Nr. 6. (S. 264 — 270), gleichfalls mit einer kurzen Vorrede von Adam Suhrin, wird gelehrt, der Leib Adams sey von den sieben Planeten und zwölf Zodiacalen (d. i. aus Elementen von beiden) gebildet, seine Seele aber zugleich mit drey andern Lichtwesen aus dem Hause des Lebens herabgekommen, um von ihren Begleitern, da sie sich der Leiblichen Wohnung weigerte, in diese eingeführt zu werden. (S. 266, 4 u. f.) Ihr, so wie den Seelen der Adamischen Familie, ward die Bestimmung angewiesen, unter der Hülle einer verborgenen Macht-haberinn, vermöge der Waffen des Lichts, die Gestalten des Bösen zu lähmen, und den stärksten Machthaber der Finsterniß zu binden. (S. 268, 13 f.) “Zu deinem Behuf,” sagt Tobo, “ist dieses Firnament ausgespannt, und mit Sternen besetzt; die trockne (Erde) zum Vorschein gekommen; Sonne und Mond, die sieben Planeten und die zwölf Zodiacalen und die vier Winde — — geworden. Es kommt aber die Zeit, da Alles dieß vergehen wird, wie wenn es nie gewesen wäre.”

Wn Nr. 7 (S. 272) findet sich nur der Anfang, worin die Frage aufgeworfen wird, warum Fetahil zum Daseyn gelangt und Schöpfer dieser Welt

geworden sey? Der fehlende Text enthielt vermuthlich die Beantwortung.

Die nun folgende Clausula citati Codicis Colbertini (1715) S. 374 — 278, gleicht den vorhin angezeigten Unterschriften an Inhalt und Zweck.

In den Anfangs gedachten Fragmenten des Hrn. Knös werden der Seele eines abgeschiedenen Gläubigen vor dem, ihre Thaten abwägenden, Richter die Worte in den Mund gelegt: "Keine Lüge ist aus meinem Munde gegangen — und die trugvollen Chaldäer haben mich nicht zum Chaldäer gemacht." (כִּי לֹא שָׁוְרָה מִפִּי וְלֹא חַלְדָּאִים לֹא עָשׂוּ מִי) (S. 268, 18.)

Einer andern Seele wird (S. 296, 10. 11) von Todesengeln ein Attest zur Rechtfertigung angehängt, damit ihr das Thor des Lebens geöffnet werde. Von den Seelen der Bösen heißt es (S. 302, 5 f): "Finsterniß ziehet ihnen voran, und Dunkel folgt ihnen. Dämonen und weibliche Nachtgeister (שֵׁטִים) verkündigen als Vorläufer dem Reiche der Finsterniß derselben Ankunft. (Für שֵׁטִים hat die Uebersetzung liberatrices, statt Nunciae, praeventrices von פְּרִינְקָא praecursor, nuncius.) "Anderthalb Parasangen weit hört man ihr Wehklagen, und eben so weit dringt ihr häßlicher Geruch." Was habt ihr gethan? fragt eine ihnen begegnende Lebensseele. "Wir trugten unsern Kopf hoch, winkten mit den Augen verlobt (s. Jes. 3, 15. 16); unser Ohr horchte an den Thären, unsere Hände verübten Mord; unser Herz war getheilt; — wir trieben Ehebruch und beugten unsere Knie vor den sieben Pflanzen." Die reine Seele erwiedert, "wären eure Werke gut

gewesen, so hättet ihr nun ein gutes Vademecum
 אַזְוֹל von אָרָרָי — אֲזוֹל viaticum, ἐφόδιον;
 weicht von mir, ich kann euch nicht begleiten.”
 S. 302, 2 - 16.

Aus dem Schluffe des letzten Fragments siehet
 man noch, wie sehr die Ideen des Lichts und der
 Finsterniß, des Lebens und des Todes die Seele
 dieser ganzen Lehre sind. “Gehüllt in ein reines
 Gewand des Lichts bin ich hier. — Das Leben kam
 zu mir, bis wo ich lag. Es faßte mich, darreichend
 mir die Rechte. Geworfen hatte mich ins Finstere
 das Leben: allein die Finsterniß ward voll des Lichts:
 sobald das Licht aufging, verbarg sich die Finsterniß.
 Mein ist das Leben!”

Zum Schluffe noch einige Bemerkungen über das
 Ganze. Eine nähere Bekanntschaft mit dem Original-
 Text dieses Werks wird den Kenner bald über-
 zeugen, mit wie zahlreichen Schwierigkeiten von
 ganz verschiedener Art der Herr Dr. und Ritter
 Norberg bey der Bearbeitung desselben zu kämpfen
 hatte. Die Uebersetzung konnte daher, bey der
 Unsicherheit und augenscheinlichen Unrichtigkeit des
 Textes in so manchen Stellen, öfters nur nach
 unsichern Muthmaßungen gewählt und gleichsam
 gewagt werden. Jener würde durch critische Ver-
 gleichungen aller zu Paris und Orford vorhandenen
 Handschriften ohne Zweifel sehr gewinnen: damit
 wäre aber bey weitem nicht Alles gewonnen. Denn
 außer den mannichfaltigen Anomalien des Sprach-
 dialects, stößt man auf eine nicht kleine Zahl räthsel-
 hafter Ausdrücke, deren Bedeutung nur unsicher
 gemuthmaßt werden kann. Die daraus entsprin-
 gende Ungewißheit würde durch den längern Aufent-
 halt eines mit den erforderlichen Sprach- und Sach-

Kenntnissen ausgerüsteten Gelehrten unter den Nazoräern selbst, und durch eine vertrautere Bekanntschaft mit den Gelehrtesten unter ihnen, gehobert werden können. Denn diese vermuthlich noch jetzt zahlreiche Religionssecte macht aus ihren Schriften, den Lehren ihres Glaubens, ihren Sitten, Gebräuchen und Meinungen gar kein Geheimniß, wie die Zeugnisse E. Kämpfer's und anderer, die eine längere Zeit in ihrer Nähe waren, bekräftigen. Aus diesen Gründen darf daher Niemand erwarten, daß das von dem Hrn. Dr. N. über dieses Werk noch bekannt zu machende Lexicon ein Werk der Vollkommenheit seyn werde, wozu es durchaus noch an den erforderlichen Hülfsmitteln fehlt; wiewohl wir hoffen, daß dieses Lexicon nebst seinem Onomasticon zur Erleichterung des Gebrauchs der Nazoräischen Religionschriften sehr dienlich seyn werde. So viel ist jedoch durch die bloße Bekanntmachung des Liber Adami schon erreicht, daß man das Eigenthümliche der darin enthaltenen Lehre, nebst der ganzen dabey zum Grunde liegenden Denk- und Vorstellungsweise, mit Sicherheit daraus kennen lernen kann, wenn gleich noch vieles fehlt, um gewisse wesentliche Theile des Inhalts dieser Schriften auf die Quellen ihres Ursprungs zurück zu führen, und nachzuweisen, wie und unter welcher Umständen und durch welche Veranlassungen nach Zeit und Ort aus ursprünglichen Johannissjüngern Menschen eines solchen Glaubens und solcher Lehre geworden sind und werden konnten. Die Semerobapristen verschwinden sehr bald aus der Geschichte des kirchlichen Alterthums. Die Verwandtschaft des Nazoräismus mit dem Gnosticismus ist unleugbar, aber ungewiß, wie und wo, wann und wodurch sie entstand. Dabey muß es sehr auf-

fallen, daß in dem Buche Adams dem christlichen Namen gerade solche Schändlichkeiten angedichtet werden, derenwegen gewisse gnostische Parteien des zweyten Jahrhunderts so übel berüchtigt waren.

Nach dem Sprachdialect, in welchem diese Schriften verfaßt sind, zu urtheilen, können dieselben nur von Verfassern herrühren, die mit ihren Glaubensgenossen, oder deren Vorfahren ursprünglich in Galiläa, und in den Gegenden des obern Jordans, lebten, bis sie durch schwere Verfolgungen, vermuthlich von Seiten der Muhammedaner, zum Auswandern sich genöthigt sahen.

Eine andere wichtige Frage betrifft das Verhältniß der Nazoräischen Schriften zu denen des A. und N. T. Sie stehen damit wenigstens in einer nähern Verbindung, als mit sonst irgend andern bekannten Schriften. Wie manches wird in ihnen gelesen, was die Geschichte des A. und N. T. voraussetzt! Und doch ist, was man dahin zielendes liest, so beschaffen, daß es bloß mündlichen, sehr verfälschten Sagen und Ueberlieferungen nachgeschrieben zu seyn scheint. Denn an eine absichtliche Verfälschung und Verunstaltung des vielleicht Gelesenen läßt sich nicht wohl denken, weil diese Verfasser aus der Geschichte des A. T. sonst gewiß viel mehr, als was sie davon berühren, eben so behandelt haben würden. Es kommt daraus aber weiter nichts vor, als die Schöpfung der sichtbaren Welt, und die Bildung des ersten Menschenpaars nach gnostischen und anderweitigen Meinungen; Noah's Sündfluth, Abraham und dessen Nachkommen bis zum Durchgange durchs rothe Meer, Moses, David und Salomo: und was hievon gemeldet wird, weicht so sehr von den Geschichtserzählungen des A. T. ab, daß diese von den Verfassern der jezigen Nazoräi-

schen Schriften nicht wohl gelesen seyn können. Das selbe gilt noch mehr von den Schriften des N. T., aus welchen gar nichts Bestimmtes vorkommt, nicht ein einziger Name, nicht eine einzige Spur von der ursprünglichen Eifersucht der Schüler Johannis gegen Jesum und dessen Jünger. Nur Jesus selbst, der Sohn der Maria, wird von diesen Verfassern in mehrern Stellen auf eine Art gelästert, die nicht bloß angeerbt, und mit der Zeit immer tiefer gewurzelt, sondern auch gegen den Namen Jesu, sondern zugleich die tiefste und roheste Unwissenheit in der evangelischen Geschichte verräth. Bei einer wirklichen Kenntniß der Schriften des N. T. würde sich ihr seltsamer Antagonismus wenigstens anders gestalten haben. Wenn man dessen ungeachtet da, wo in dem Liber Adami ein göttlicher Lebensbothe beschrieben wird, der von Johannes im Jordan getauft zu werden verlangt, dieser aber demuthsvoll sich dessen weigert u. s. w., so wie bei andern erhabenen Schilderungen derselben Person, an die Erzählungen der Evangelisten von der Taufe Jesu, und an Stellen in den Schriften Johannes, des Evangelisten und Apostels, erinnert wird, so läßt sich diese Art von Uebereinstimmung sehr gut erklären, ohne daß man voraussetzen darf, die Nazoräische Verfasser hätten ihre mythisch-idealischen Beschreibungen aus den christlichen Evangelien entlehnt.

Ein arger Mißbrauch der Nazoräischen Religionschriften würde es übrigens seyn, wenn jemand sich einbilden wollte, die evangelische Geschichte, als solche, könne durch jene eine wohl andere Gestalt gewinnen, wo nicht gar verdächtig gemacht, oder bestritten werden. Das was in jenen Schriften auf diese Geschichte hinweist, setzt vielmehr die Wahrheit derselben voraus, und bestätigt dieselbe.

in gewisser Hinsicht. Denn selbst das, was dort als Dichtung erscheint, würde nicht vorhanden seyn, wenn es nicht durch Etwas Historisches angeregt und veranlaßt worden wäre.

Von Seiten des äußern Lebenswandels stehen die Nazoräer oder Mendäer in einem mehr guten als schlechten Rufe. Mit wie seltsamen Dichtungen ihre Lehre auch durchweht seyn mag, so ist sie doch eine idealische, wodurch selbst die Gemüther ihrer Befenner eine Richtung derselben Art erhalten. Ja, wenn der berühmte Königsberger Philosoph die "Träume eines Geistersehers mit Träumen der Metaphysik" lehrreich verglich, so dürfte es nicht schwer halten, von den zahllosen Genien des Lichts und Dämonen der Finsterniß, womit die Nazoräische Phantasie sich beschäftigt, eine ähnliche Anwendung zu machen. Daß diese Menschen aber an wenigen Ideen und Bildern, wie die des Lichts, des Lebens, der Wahrheit, Keinheit, Demuth und einigen andern so durchaus festhalten, das wirkt auf ihre Seelen ohne Zweifel wohlthätiger, als was der Islamismus ihnen gewähren könnte. Wegen der tiefen Unwissenheit und finstern Vorurtheile, womit diese Secte in Ansehung der Geschichte Jesu, und der evangelischen Lehre, befangen ist, wäre vielleicht zu wünschen, daß die Britische Bibelgesellschaft Gelegenheit suchte, gedruckte Arabische Neue Testamente unter sie vertheilen zu lassen. Die ganze Lebenslehre derselben beruhet auf der Vorstellung, "der Geist des Menschen stamme von oben; aus dem Hause des Lebens; er sey auf diese Erde verpflanzt, um, so lange er den vergänglichen Leib trage, seiner höhern Abkunft eingedenk, diese Welt nicht lieb zu gewinnen, sondern so zu wandeln, daß er, beim Hinscheiden von der Erde, würdig sey, zu seiner ursprünglichen Heimath zurück zu kehren."

Göttingen.

Bei Vandenhoeck und Ruprecht: Dr. Justus Claproth's Einleitung in den ordentlichen bürgerlichen Proceß. Erster Theil 540 S. und zweyter Theil 844 S. nebst Vorreden und Register. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von dem Universitäts-Syndicus Dr. Friedrich Christoph Willich. 1816 und 1817.

Der vorzügliche Werth dieses Werkes für alle practische Rechtsgelehrten, das man nicht leicht unbefriedigt aus der Hand legen wird, bedarf keiner besondern Empfehlung, da dasselbe längst bekannt ist und sich bewährt hat. Ein starker Beweis dafür ist auch, daß die Verlagshandlung wegen häufiger Nachfrage sich veranlassen sieht, eine abermalige Auflage, nach des Verfassers Tode, zu veranstalten. Es wird also hier nichts von der bekannten Einrichtung des Buches, sondern nur von den in dieser neuen Auflage vorgenommenen Veränderungen, die jedoch das Wesentliche nicht betreffen, etwas wenig gesagt werden dürfen.

Die innere Einrichtung dieses Werkes ist demnach völlig so geblieben, wie der verstorbene Hofrath Claproth dieselbe in der letzten, von ihm selbst herausgegebenen dritten Auflage gemacht hatte. Der gegenwärtige Herausgeber hielt sich nicht für berechtigt, darin eine Veränderung vorzunehmen, vielmehr sind die Abschnitte, Hauptstücke und Paragraphen, so wie die Bezeichnung der Noten und Buchstaben völlig beibehalten, wie sie in der vorigen dritten Ausgabe vorkamen. Wenn Zusätze gemacht sind, so sind dabei mehrentheils doppelte Buchstaben oder Sternchen gebraucht. Hiedurch ist die Absicht zu erreichen gesucht, daß die dritte Auflage für die Besitzer nicht ganz unnütz gemacht werde. Einige Erläuterungen, Beispiele und Ausführungen,

die den Vortrag sehr unterbrachen, sind mehrentheils in den Noten mit aufgenommen. Die Rechtschreibung des sel. Verfassers, die größtentheils nach veralteten Vorschriften eingerichtet war, ist durchgängig abgeändert worden, und die Schreibart ist mehr nach der heutigen Sitte eingerichtet. Zweideutige, undeutliche und unbestimmte Ausdrücke sind deutlicher und bestimmter darzustellen gesucht. Auch sind Anführungen neuerer Schriftsteller und mehrerer Gesetze hinzugekommen und an den gehörigen Stellen hinzugefügt worden.

Die Noten folgten vorhin hinter dem Texte nach geendigten Paragraphen, welches die Unbequemlichkeit hatte, daß man mehrere Blätter umschlagen mußte, wenn man selbige nachsehen wollte. Jetzt sind sie auf eben der Seite befindlich, so daß man also beides Text und Noten sogleich mit einem Blicke übersehen kann und vor Augen hat.

Leipzig.

Das Repräsentativsystem, oder Ursprung und Geist der stellvertretenden Verfassungen mit besonderer Hinsicht auf Deutschland und Sachsen. Vom Prof. Krug. 1816. 94 S. in Octav.

Auch in dieser kleinen Schrift, wie schon in mehreren, zeigt sich der Verfasser als einen zwar von lebhaftem Gefühl fürs Gemeinwohl beseelten, aber mit ruhiger Umsicht forschenden und urtheilenden Denker. Bey den noch immer einander widersprechenden Meinungen vom Werth und der besten Einrichtung der Landesstände, als Volksvertreter, ist er bemüht, auf eine einleuchtende Weise, erst die Nothwendigkeit, dann die Bedingungen derselben darzustellen. Von dem Nutzen, bey irgend rechtlicher Verfassung, sich und andere zu über-

zeugen ist nicht schwer; wenn man nur erst Voraussetzung und Erwartung idealischer Vollkommenheit, bey der Regierung sowohl als bey den Volksvertretern, aufzugeben gelernt hat; sich darauf beschränkt, auszumitteln, was auf alle Fälle, auch den schlimmsten, wenigstens das Kleinere Uebel; das beste Mittel noch zur Verhinderung des Uelers schlimmsten, aus ganz unbeschränktem Mißbrauch der obersten Gewalt entspringender tumultuarischer Volksempörungen seyn kann. Bey den Vorschlägen zur Einrichtung einer Volksvertretung sieht der Verf. bedachtsam auf die in Deutschland bestehenden Rechte; denn einer seiner ersten Grundsätze fordert Achtung für vorhandenes Recht. Was er vorschlägt, ist: daß auch der Bauernstand seine Vertreter wählen und zugesellen dürfe; daß unadeliche Besizer großer, ehemahls adelichen Familien gehöriger Güter diesen gleich stehen; die Geistlichkeit und die Gelehrten, nicht aber die Krieger, als solche, ihre Repräsentanten haben; und, was das Wesentlichste, daß, bey der Gesetzgebung überhaupt, und den Auflagen besonders, diesen Repräsentanten nicht bloß beratendes, sondern mitentscheidendes Stimmrecht zustehet. Die Vereinigung in eine, nicht Absonderung in zwey Kammern, hält der Verfasser wenigstens in Deutschland für besser; und, wenn nicht öffentliche Verhandlung, doch Bekanntmachung der Verhandlungen durch den Druck, so wie den Ständen zukommende Einsicht der Rechnungen über Einnahme und Ausgaben des Staats, für nothwendig. Eine scharfe, verdiente, Rüge gegen einen Schriftsteller der die feyerliche Verheißung der hohen Altkürten, daß in allen Deutschen Staaten Landesstände seyn werden, gar sonderbar entkräften will, ist S. 37 ff. zu lesen.

— — — — —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

Den 19. May 1817.

E d i n b u r g h.

A System of Mineralogy. By *Robert Jameson*, Reg. Professor of Natural History, Lecturer of Mineralogy etc. Second Edition. 1816. 3 Voll. In Octav.

Der Verfasser dieser Mineralogie, der sich bereits durch mehrere andere gründliche, mineralogische und geognostische Schriften rühmlichst bekannt gemacht hat, ist unmittelbarer Schüler des Hrn. Bergvaths Werner in Freiberg, und gehört zu den eifrigsten Anhängern seiner Lehre, um deren Verbreitung in Großbritannien er sich die größten Verdienste erworben hat. Mit welchem guten Erfolge seine Bemühungen belohnt werden, beweist der große Beyfall, den sein System der Mineralogie dort gefunden hat, dessen erste Auflage in wenigen Jahren vergriffen wurde. Da diese Mineralogie ganz im Geiste und in der Form der Schule, aus welcher sie entsprungen, abgefaßt ist, und im Ganzen nur wenige neue Zusätze und Abänderungen enthält, die auch größtentheils wieder aus andern unter uns

S (4)

bekanntem Werken entlehnt sind, so kann sie für uns, die wir einen hinlänglichen Vorrath ähnlicher Mineralogien besitzen, kein besonders neues Interesse haben. Referent kann daher auch seine Anzeige kurz fassen, da eine ausführliche Beurtheilung des Werks eine Critik der Wernerischen oryktognostischen Lehre seyn würde, die sich aber nicht wohl an die Anzeige dieser im Auslande erschienenen Mittheilung derselben anschließen darf, gegen deren vollkommne Authenticität, wegen einiger unbedeutender Abweichungen, leicht bedeutende Einwendungen gemacht werden könnten. Ein Vorzug der vorliegenden Mineralogie ist die sehr sorgfältige Angabe der Geburtsorte und des Vorkommens der Mineralien, vorzüglich in Beziehung auf Großbritannien, wodurch sie zum Nachschlagen auch für Deutsche Mineralogen nützlich wird. Nicht weniger verdient ein besonderes Lob die unparteyische Berücksichtigung und Benützung aller neuerer Mineralogien des In- und Auslandes, wodurch sich die vorliegende nicht allein vor den mehrsten Englischen Werken dieser Art, sondern sogar auch vor manchen Deutschen vortheilhaft auszeichnet.

Die erste Ausgabe der Jamesonischen Mineralogie enthielt im dritten Bande die Geognosie. Aus den beiden ersten Bänden derselben sind durch die vermehrten Materialien in der vorliegenden Ausgabe drey Bände geworden, und die Geognosie scheint davon getrennt zu seyn; wenigstens ist sie dem Referenten nicht zugleich mit jenen zugekommen. Auf eine kurze Vorrede folgt im ersten Bande ein Verzeichniß der benutzten Werke, unter denen die neuesten Deutschen Mineralogien und Sammlungen mineralogischer Abhandlungen nicht vermißt werden. Aber eine Terminologie und Systematologie fehlt. Jene hat der Verfasser in einer frühern Schrift:

“Treatise on the Characters of Minerals” geliefert. Von dem Systeme enthält der erste Band den größeren Theil der ersten Classe der erdigen Mineralkörper, welche in die Familien des Demants, Zircons, Rubins, Schörls, Granats, Quarzes, Pechsteins, Zeoliths, Lasursteins, Feldspaths, Thons, Thonschiefers, Glimmers, Steinmarks, Seifensteins, Talkes zerfallen. Nur ein Mineral ist aufgenommen, welches in den Deutschen Mineralogien bisher fehlte, nämlich Bournon's Indianit, welcher derb, von blättriger Textur, körniger Absonderung, durchscheinend, glänzend, von weißer und grauer Farbe, glasrigend ist, ein spezifisches Gewicht von 2,7420 besitzt, nach Chenevix im Hundert 42,5 Kiesel, 37,5 Thon, 15,0 Kalk, 3,0 Eisen enthält, und im Carnatit vorkommt. Brongniart's Nacrite, der schuppige Talk, ist als besondere Gattung aufgeführt.

Der zweite Band enthält die übrigen erdartigen Fossilien, und zwar die Familien der Hornblende, des Chrysoliths, Basaltes, Dolomits, Balthsteins, Apatits, Flusses, Gypses, Boracites, Barytes nebst der Gallitfamilie. Man ersieht aus dieser kurzen Uebersicht, daß Herr Jameson die Wernerischen Geschlechter der erdartigen Fossilien verworfen, und nur die Sippschaften mit einigen Modificationen beybehalten hat, welches aber auf den Inhalt von keinem weiteren Einflusse ist, da in der vorliegenden Mineralogie, nach dem Beispiele mancher Deutschen, die Abtheilungen des Systems nur zu Ueberschriften dienen, nicht aber durch beygefügte Charakteristiken Rechenschaft von dem ihnen untergeordneten Inhalte geben. Der Widerspruch, in welchem manche solcher Ueberschriften mit dem Inhalte stehen, wohin z. B. die Einordnung von thonerdigen Fossilien in das Kieselgeschlecht

und von Kieselerdigen in das Thongeschlecht gehören, scheinen unserm Verfasser widerstehend gewesen zu seyn, weshalb er sie wahrscheinlich lieber ganz aufgab. — Der zweite Band enthält ferner die Classen der Salze und Inflammabilien. Jene zerfallen in die Ordnungen der erdigen, alcalischen und metallischen Salze, wiewohl auch hier nur die Körper als Salze gelten, die man zur Zeit Cronstedt's dafür ansah. Die Ordnungen sind nach den Grundlagen der Salze in Geschlechter abgetheilt, welche Abweichung von der bey den erdartigen Mineralien befolgten Methode vielleicht getadelt werden wird. — Die dritte Classe der Inflammabilien enthält dagegen wieder nur Familien-Abtheilungen, und zwar die Familie des Schwefels, des Bitumens, Graphites und Resins. In der letztern ist als besondere Gattung, *Fossil Copal*, *Uffin's Highgate Resin* aufgeführt, welches Mineral dem so genannten Ketin-Asphalte sehr nahe verwandt zu seyn scheint. — In einem Anhange sind noch verschiedene später bekannt gewordene erdartige Mineralkörper beschrieben, unter denen für uns *Bournon's Humite* und *Crichtonite* neu sind; der erstere, ein röthlich braunes, octaedrisch krystallisiertes Fossil, welches am Somma vorkommt; der letztere vermuthlich das bisher mit Eisenglanz verwechselte Mineral, welches den Anatas zu begleiten pflegt, und in welchem neuerlich Vauquelin Zirconerde entdeckt haben soll. — Diesem Inhalte des zweiten Bandes sind noch tabellarische Uebersichten von funfzehn älteren und neueren Mineralsystemen angehängt.

Der dritte Band ist der vierten Classe der metallischen Mineralkörper gewidmet, welche auf gewöhnliche Weise, nach den verschiedenen Metallen, in zwey und zwanzig Ordnungen zerfällt. Von

neuen Gattungen ist nur das von Thomson untersuchte *Brown Copper-Ore* oder *Anhydrous Carbonate of Copper* und das von Bruce bekannt gemachte *Red Zinc-Ore* hinzugekommen. Das erstere Fossil, welches vom Dr. Heine in Mysore entdeckt worden ist, scheint im Aeußeren dem muschlichen Kupferbraun oder so genannten verhärteten Siegelerze sehr nahe zu kommen, von welchem es sich aber durch einen Gehalt an Kohlensäure und Mangel von Wasser unterscheidet. Das rothe ZinErz, welches in New-Jersey in Nordamerica bricht, scheint seine ausgezeichnete rothe Farbe bey gemischtem oder vielleicht nur beygemengtem Eisenerz zu verdanken, und schwerlich auf das Recht, eine eigene Gattung zu bilden, Anspruch zu haben. Das Spießglanz-Bleyerz ist unter dem Nahmen *Bourbonite* aufgeführt. Die S. 373 dem verstorbenen Smithson zugeschriebene Berechnung der Hatchett'schen Analyse, muß Referent sich vindiciren, indem er den Beweis mit seinem Handbuche der Mineralogie, I. S. 175, führen kann. — Angehängt ist dem dritten Theile ein Englisches, Deutsches und Französisches Register.

Der Werth der Jameson'schen Mineralogie wird noch erhöht durch beygefügte Zeichnungen der merkwürdigsten Krystallisationen. Der bey weitem größere Theil derselben ist aus Hauy's Meisterwerke entlehnt, und die außerdem hinzugefügten Abbildungen stehen in Hinsicht der Genauigkeit der Zeichnung jenen nach. Jetzt kann man in Edinburgh auch in Holz gearbeitete Krystallisations-Modelle erhalten, die sich auf Jameson's Mineralogie beziehen.

Leipzig, Amsterdam und London.

Wey Brochhaus, Gölpte und Colburn: Correspondance du Duc d'Otrante avec le Duc

de ***. Première lettre. Dresde le 1. Janvier 1816. 1816. 48 Seiten.

Da der Verfasser erfahren, daß von diesem seinem ersten Briefe an den Herzog von Wellington, an den bekanntlich gegenwärtiges Schreiben gerichtet ist, einige verflümmelte Abschriften im Umlauf seyen, und eine derselben sogar gedruckt erschienen, so entschloß er sich eine von ihm selbst durchgesehene Abschrift desselben bekannt zu machen; auf diese Weise entstand die vorliegende, einzig echte Ausgabe eines der merkwürdigsten Actenstücke der Tagsgeschichte. Zwar betrifft dieser Brief zunächst und unmittelbar nur die Verhältnisse des Verfassers seit der zweyten Abdankung Bonaparte's bis zu seiner Verbannung aus Frankreich; allein die Geschichte Fouché's ist ja auch zugleich größtentheils die Geschichte Frankreichs überhaupt, in dem angegebenen Zeitraume. Ueber vier Hauptpunkte sucht der Verfasser in diesem Briefe Rechenschaft zu geben: 1. die Rückkehr des Königs nach Paris; 2. seine eigene Annahme des Polizey-Ministeriums; 3. die Ordonnanz vom 24. Julius und seine Verwaltung, und endlich 4. seine Sendung nach Dresden, und die Gründe, die ihn abgehalten, in die Kammer der Abgeordneten zu treten. Ueber alle diese Punkte erklärt er sich auf eine Weise, die ganz dazu geeignet ist, den höchsten Begriff von seinem politischen Scharfblicke zu geben. Er erzählt einfach und klar, wie er vom Anfange an nur die Rettung Frankreichs vor Augen gehabt, und wie er deshalb immer zur Mäßigung und zum Vergessen des Geschehenen gerathen, als dem einzigen Mittel, die Ruhe in dem durch Factionen zerrissenen Lande wiederherzustellen und dauernd zu sichern. Seine Schilderung der verschiedenen Parteyen nach der Abdankung Bonaparte's, ist zwar kurz aber meisterhaft; was er

über die Legitimität sagt, verdient von allen volle Beherzigung. — Als Bonaparte abgedankt hatte, war die Lage von Frankreich in jeder Rücksicht verzweifelt, die Zerrüttung und die Schwäche des Heeres vornehmlich aber so groß, daß eine Erneuerung des Kampfes beynah unabweislich die Auflösung des gesammten Staats herbeiführen zu müssen schien. Daher habe man auch keine Wahl gehabt, Ludwig XVIII. wiederum als König anzuerkennen; muthig habe er selbst von ihm das Polizeiministerium angenommen, um zu retten, was irgend gerettet werden könne, denn von den Vorurtheilen derer, welche dem Könige gefolgt gewesen, habe man das schlimmste befürchten müssen. Hätte er nur an seine persönliche Sicherheit denken wollen, so hätte er sich gleich nach der Capitulation von Paris von den Geschäften entfernen müssen; wohl möge ein Ministerium für einen obscurn und leichtsinnigen Menschen große Reize haben, für ihn habe es, zumahl unter den damaligen Verhältnissen kein Gegenstand des Ehrgeizes seyn können. Die wilden Leidenschaften zu zügeln, sey sein einziges Bestreben gewesen; die Ordonnanz vom 24. Julius habe er unterschrieben, weil schon die Factionswuth so unbändig gewesen, daß sie nur durch einige Opfer, die man ihrer Rache dargebracht, habe gesättigt werden können; das Vorurtheil, daß eine weit ausgebreitete Verschwörung den Thron gestürzt, sey einmahl allgemein herrschend gewesen. Hätte er sich in diesem Augenblicke zurückgezogen, so hätte er nur den wildesten Leidenschaften Thür und Thor geöffnet. Um die leitenden Grundsätze seiner Geschäftsführung gehörig zu würdigen, müsse man seine Berichte an den König lesen, die man jedoch bis jetzt nur verstümmelt und entstellt bekannt gemacht habe. Er habe die Wahrheit sagen müssen

und habe sie gesagt; auf die Verhältnisse zu dem Verbündeten hätten diese Berichte wohlthätig gewirkt, allein er habe keiner Parthey geschmeichelt, daher habe ihn die Leidenschaft verdammt. Man habe ihm Unthätigkeit der Polizen vorgeworfen, weil er es verschmähet, einer eitelen Neugier zu gefallen, oder um sich einen Anstrich von Wichtigkeit zu geben, jede Kleinigkeit dem Könige zu hinterbringen; nur so weit sey seine Polizen thätig gewesen, als die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung dieß nothwendig gemacht. In die Kammer der Abgeordneten sey er damahls nicht getreten, als er wegen des immer herrischer werdenden Einflusses einer leidenschaftlichen Parthey das Ministerium verlassen, weil er vorausgesehen, daß er noch vergeblicher gegen diese Parthey in der Kammer kämpfen werde. Der König habe ihm bey seinem Austritte aus dem Ministerium durch einen eigenhändigen Brief die Versicherung ertheilt, daß er seiner Dienste eingedenk sey, und daß er selbst durch seine Entfernung nichts verlieren werde; dennoch sey er jetzt verbannt. "Gebe der Himmel, daß das Wort Legitimität uns nicht eben so viel Thränen koste, als das Wort Gleichheit;" mit dieser beherzigenswerthen Aeußerung, die wohl nicht auf Frankreich allein anwendbar seyn möchte, schließt diese in jeder Rücksicht höchst merkwürdige Schrift. Zu der Bekanntmachung eines zweiten und dritten Briefes Fouché's an Wellington, imgleichen der Denkschriften des erstern über sein Leben, wird uns in der vorliegenden Schrift selbst wiederholt Hoffnung gemacht; diese erste Probe aber ist so außerordentlich anziehend, daß der Wunsch nach der baldigen Erscheinung der verheißenen Fortsetzungen gewiß aller Orten lebhaft mit dem Rec. getheilt wird.

— — — — —

**Göttingische
gelehrte Anzeigen**
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 22. May 1817.

Göttingen.

Bei Vandenhoeck und Ruprecht: **Grundriß des
neutestamentlichen Hermeneutik und ihrer Ge-
schichte.** Zum Gebrauche für academische Vorle-
sungen, von Friedrich Lücke, Doctor der Philo-
sophie, Licentiat und Privatdocent der Theologie
an der Universität zu Berlin. 1817. 219 Seiten
in groß Octav.

Ein reger und zarter Sinn für das Hohe und
Heilige, eine tiefe Verehrung gegen die ersten
Urkunden des Christenthums, ein lebhaftes Streben
nach Wissenschaftlichkeit und Neuheit, und eine
schöne Vereinigung des Doctrinellen und Histori-
schen zeichnen diese Hermeneutik des N. T. aus.
Uebrigens hat Rec. bey der Lesung derselben eben
das empfunden, was der Verfasser in der vorange-
setzten Zueignung selbst gesteht, daß er nämlich
nicht ganz mit sich selbst aufs Reine gekommen, und
daß das Buch häufige Spuren des inneren Kampfs,
der Ungewißheit und Aengstlichkeit an sich trage,
womit es theilweise geschrieben worden. Nicht als

J (4)

wenn irgendwo Furcht vor andern oder Rücksicht auf äußeren Schaden und Gewinn sichtbar wäre, es trägt vielmehr Alles den Character der Freymüthigkeit und Offenheit an sich, sondern es ist der Kampf mit den Gegenständen selbst, den er oft nur aufgibt und ruhen läßt, und nicht siegreich überstehen kann, obwohl er glaubt, daß der Sieg dabey überhaupt möglich sey. Kein Wunder also, wenn noch mehr dem Leser manches dunkel bleibt. Wir sind der Meinung, daß der Verf. eher dieß und jenes nicht hätte zu bestimmen suchen sollen, weil es an sich unbestimmbar für uns ist, und daß er in gewissen Stücken Licht würde gefunden haben, wenn er einen andern Weg genommen hätte. Je freymüthiger er selbst über seine Vorgänger urtheilt, und je mehr er überhaupt das gerade und offene Wesen liebt, desto weniger werden ihn unsere Urtheile befremden. Voran steht eine von ihm noch zu Göttingen gehaltene academische Einleitungsrede über das Studium der Hermeneutik des A. T. und ihrer Geschichte. Sie hat den Zweck, den Zuhörern die Stelle zu zeigen, welche die biblische Hermeneutik in der Reihe der academischen Studien des Theologen einnimmt, und die Nothwendigkeit des hermeneutischen Studiums für den Theologen unserer Zeit zu erweisen. Man findet darin auch schöne und beredte Stellen. Vorzüglich haben uns die Stellen über die jetzt so häufige Mißhandlung der heiligen Urkunden des Christenthums, und über die Nothwendigkeit der Verbindung des Doctrinellen und Historischen in den Wissenschaften überhaupt, und der Hermeneutik insbesondere angesprochen. Dagegen vermißt man die gehörige Begründung und Klarheit in dem, was über die nothwendige Wechselwirkung der Exegetik und Dogmatik, über den schwankenden Zustand der exegetischen und dogmati-

schen Principien, und die Mittel, ihm abzuhelpfen, vorkommt. Die Resultate sind: Wenn das philosophische Element der Dogmatik schwankt, so liegt der Grund davon nur mittelbar in dem Historischen und in der Exegetik, unmittelbar aber in der systematisch-wissenschaftlichen Verknüpfung beider, also in der die Principien beider Erkenntnißarten enthaltenden Wissenschaft der menschlichen Denkformen überhaupt S. 31. Die Exegetik und die Dogmatik können, wenn sie durch Wechselwirkung aufeinander schwankend geworden sind, Festigkeit und Uebereinstimmung in ihren Principien und Grundformen weder durch sich selbst, noch die eine durch die andere wieder gewinnen. Was sie suchen und nicht in sich selbst finden können, vermag ihnen nur die beiden gemeinsame Wissenschaftslehre zu geben. Diese hat in Beziehung auf die Dogmatik keinen besondern Namen, und wird gewöhnlich in den Vorerinnerungen und den so genannten Prolegomenen zu derselben abgehandelt; in besonderer Beziehung aber auf die Exegetik und Exegese heißt sie die Hermeneutik. Herrschen in diesen beiden Wissenschaften Festigkeit und daraus nothwendig hervorgehende Uebereinstimmung der Begriffe, der Principien und Grundformen, dann herrschen sie auch in der Dogmatik und Exegetik S. 38 f. Angenommen auch, daß es für uns Menschen eine solche allgemeine Wissenschaftslehre gibt oder geben kann, so folgt noch nicht, daß durch sie auch eine Wissenschaft der christlichen Glaubenslehre, welche ihr nothwendiges historisches und positives Element hat, fest begründet werden kann. Es wäre ja möglich, daß jene allgemeine Wissenschaftslehre in so fern wider die christliche Dogmatik entschiede und sie umstürzte. Wir haben schon Beispiele genug gehabt, daß das, was man uns als allgemeine Philosophie oder Wissen-

fchaft gab, zu diesem Ziele führte. Wenn es auch eine allgemeine Wissenschaftslehre gibt, so gibt es deswegen noch keine Wissenschaftslehre der Dogmatik. Folglich kann nicht so geradezu angenommen werden, daß Dogmatik und Exegetik durch die allgemeine Wissenschaftslehre zur Festigkeit und zur Uebereinstimmung mit einander gelangen würden. In der Einleitung zur Hermeneutik des N. Z. selbst wird von dem Begriffe und der Nothwendigkeit, der Idee und dem Umfange derselben, ihrem Verhältniß zu den übrigen theologischen Wissenschaften und zur Idee der Kirche gehandelt. Was den letzten Punct betrifft, so finden wir darüber schon in der voranstehenden Rede folgendes: "Denken wir die Kirche nach der Idee des Urchristenthums und des wahrhaften Protestantismus, so sind die theologischen Wissenschaften, selbst in ihrer ewigen Bewegungs- und Bildungskraft, ein nothwendiges Element der Kirche, deren Idee und Vollendung ohne sie nicht gedacht werden kann. — Die katholische Kirche fordert und gebietet zwar auch Festigkeit und Uebereinstimmung der exegetischen und dogmatischen Principien, aber sie hat kein Recht dazu. Denn zu einem bloß äußeren, politischen Institute geworden, hat sie die theologische Wissenschaft nicht als nothwendigen Bestandtheil in ihre Idee mit aufgenommen, sondern sie zu einer knechtischen Dienerin gemacht, und alle Freyheit in ihr vernichtet. — Wenn die protestantische Kirche in ihrer wahren Idee begriffen als Herrscherin der theologischen Wissenschaft anerkannt werden muß, kann die katholische im Verhältniß zur wahren Wissenschaft nur die Beherrsichte genannt werden." S. 41 f. Im Grundrisse selbst S. 26 ff. kommen hierüber folgende Sätze vor: Die Erscheinungen der christlichen Kirche können nur dann ihrer Idee entsprechen, wiewohl nie mit der

selben identisch werden, wenn sich in ihnen das Element des Beharrlichen, nämlich das Symbol, mit dem Elemente des Beweglichen, d. h. der einer unendlichen Vervollkommnung fähigen Wissenschaft des Christenthums oder der christlichen Theologie, zu einem harmonischen Ganzen vereinigt, in welchem das eine das andere bedingt. Beide sind in dem christlichen Kanon nothwendig begründet. Mit beiden steht die Hermeneutik des N. T. im Verhältnisse einer unmittelbaren Wechselwirkung. Weder das Schaffen noch der richtige Gebrauch des Symbols kann ohne diese Hermeneutik gedacht werden. Aus der rückwirkenden Kraft des Symbols auf die Hermeneutik erwächst in dieser das lebhafteste Interesse, für das Wohl der Kirche, in einer bestimmten Erscheinung ihrer Idee, zeitgemäß wirksam zu seyn. Zur theologischen Wissenschaft verhält sich die Hermeneutik wie der Theil zu seinem organischen Ganzen. Aus diesem allgemeinen Verhältnisse geht das Recht der neutestamentlichen Hermeneutik hervor, jede frühere Erscheinung der hermeneutischen Wissenschaft, durch welche ein kirchliches Symbol festgesetzt worden ist, also auch das Symbol selbst, der Critik zu unterwerfen und es nach den Ideen derselben entweder ganz oder zum Theil für ungültig zu erklären. Aus demselben Verhältnisse empfängt die Hermeneutik das ihr nothwendige und ihr stetes Wachsthum bedingende religiöse Interesse, auch an ihrem Theile zur Realisirung der Idee der christlichen Kirche behülflich zu seyn. Weil der historischen Erscheinung der protestantischen Kirche die Idee der christlichen Kirche überhaupt zum Grunde liegt, so muß sich die Hermeneutik des N. T. zu der protestantischen Kirche eben so, wie zur Idee derselben verhalten? In einem jeden gefunden Zustande der protestantischen Kirche muß die Wissenschaft der N. T. Hermeneutik die

historische Erscheinung der Kirche beherrschen, von der Idee derselben aber und dem religiösen Interesse, diese zur Wirklichkeit zu bringen, beherrscht werden. Da nach der Ansicht des Katholicismus die historische Erscheinung der katholischen Kirche Eins mit der Idee derselben ist, so ist jedes Verhältniß der N. T. Hermeneutik zu ihr ein unnatürliches, in welchem weder die Idee der Kirche, noch der Wissenschaft rein und lauter gedacht werden kann. Wird da die Hermeneutik von der Kirche beherrscht, so widerspricht dieß der Idee der Wissenschaft, welche ohne Freyheit nicht gedenkbar ist, will sie aber über die Kirche herrschen, so macht sie sich der Kezerey schuldig." Wir haben dieß absichtlich herausgesetzt, weil dieser wichtige Punct bisher kaum von den Hermeneuten zur Sprache gebracht ist, und von den Exegeten so sehr vernachlässiget zu werden pflegt, und weil auch daraus, so wie überall aus dieser Hermeneutik, hervorgeht, daß ihr Verfasser die innigste Ueberzeugung von der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Lehre und Anstalt seinem Werke zum Grunde legt. Da würde aber die Methode erfordert haben, vor allen Dingen die Gründe dieser seiner Ueberzeugung in der Kürze anzugeben und die Frage aufzuwerfen: ob und wiefern der Totaleindruck, den man von der christlichen Religion und Kirche, freylich schon mit Anwendung gewisser allgemeiner hermeneutischer Regeln, durch Studium des N. T. empfangen, die Ueberzeugung, die man dadurch von ihrer Wahrheit und Göttlichkeit gewonnen, hernach wiederum zwar nicht allein, aber doch auch Norm und Princip der Auslegung des N. T. werden dürfe und müsse. Da er selbst so starken Gebrauch davon macht, so hätte er auch das, was er dogmatisches Princip nennt, nachher S. 77 f. nicht so unbedingt vermerken sollen. Die Hermeneutik des N. T. selbst ist von ihm nach fol-

genden Plane abgehandelt: I. Princip derselben, und zwar 1. historische Darstellung der bisherigen Versuche über dieß Princip; 2. Critik der vornehmsten bisher aufgestellten Principe. II. Exegetische Erforschung des N. T. nach Form und Inhalt; dort wird von der Sprache des N. T. überhaupt und der rhetorischpoetischen und symbolischen Form desselben, hier vom historischen und dogmatischethischen Element des Inhalts des N. T. geredet. III. Darstellung des Erforschten oder exegetischer Vortrag theils überhaupt, theils nach seinen zwey Hauptformen, der gelehrten und populären. Eine Geschichte der neutestamentlichen Hermeneutik schließt das Ganze. Jeder einzelne Theil, und dieß ist ein sehr großer Vorzug dieses Grundrisses, ist beides doctrinell und historisch abgehandelt, und überall ist eine ausgewählte Litteratur beygefügt. In der Critik der Principien wird von dem historischen kurz geurtheilt, daß es unzulänglich sey, weil im N. T. außer dem äußeren historischen Anfange auch der innere ideelle Ursprung des Christenthums dargestellt sey. Das Resultat der eigenen analytischen Untersuchung des Verf. über das Princip der N. T. Hermeneutik wird S. 89 so ausgedrückt: Alle bisher aufgefundenene Grundsätze und Principien der exegetischen Erforschung, als auch der Darstellung des N. T. Inhalts vereinigen sich in dem Princip der christlichen Philologie, aus welchem sie sich wiederum folgerrecht ableiten lassen. Von dieser aber wird S. 20 gesagt: Die N. T. Hermeneutik bildet vereint mit der N. T. Linguistik, Critik und Archäologie den Kreis der N. T. Philologie. Aus Allem möchte sich doch ergeben, daß nicht Ein, sondern mehrere Principe der echten Auslegung des N. T. sind. In dem Kapitel über die symbolische Form des N. T. vermißt man eine Bestimmung, was dann mit dieser Form hier

gemeint sey, und wie sich das Symbol vom Mythos, von welchem hier auch geredet wird, unterscheide. Dadurch ist in das ganze Kapitel etwas Dunkles und Schwankendes gekommen. Immer bleibe diesem Grundriss bedeutende Vorzüge vor den früheren Versuchen.

Berlin.

Ben A. Mylius: Des Publius Ovidius Naso Verwandlungen, neu übersetzt und mit Anmerkungen für junge Leute, angehende Künstler und ungelehrte Kunstliebhaber versehen von August von Kode. 1816. Erster Theil XXIV und 423 S. Zweyter Theil VIII und 400 S. in Octav.

Die neue Auflage dieser im Jahre 1791 zuerst erschienenen Uebersetzung beweist, daß sie sich in dem auf dem Titel bezeichneten Kreise nützlich gemacht hat, und wir wollen daher nichts von allem dem auf sie anwenden, was von einem andern Gesichtspunct aus gegen Arbeiten dieser Art gesagt werden kann, die nicht nur aus einer Sprache in die andere, sondern auch aus einem Geist und Gefühl in ein andres übersehen, als welche mit der Form innig verschmolzen sind. Der Verf. hat in einer gänzlichen Umarbeitung sich der Grundsprache näher anzuschmiegen und manche Mängel zu verbessern gesucht. Die Anmerkungen sind im Ganzen unverändert geblieben, nur wenige hinzugekommen. Sie sind größtentheils mythologisch, aus den bekanntesten Quellen; was hinter Winkelmann's Werken und Lippert's Daktyliothek liegt, ist ihnen fremd. Mit der hochgestellten Würdigung des in diesem Ovidischen Werk lebenden Dichtergeistes werden nicht gar viele Kenner der Poesie einverstanden seyn. Daß die Bignette des zweyten Bandes Theseus und Bianor genannt wird, hat keinen ausreichenden Grund für sich.

— — — — —

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. Stück.

Den 24. May 1817.

Wien.

Musei Hedervarii in Hungaria numos antiquos Graecos et Latinos descripsit, anecdotos vel parum cognitos etiam tabulis cupreis incidi curavit C. Michael a Wiczay opere in duas partes distributo. 1814. Erster Theil 360 S. in groß Quart, nebst Parti primae additio S. 1—7 und XXXI Kupfertafeln, mit Abbildungen von 715 Münzen, und eine Tafel mit 257 Monogrammen. Pars altera, 423 Seiten, außer einer Additio von 5 Seiten und 26 Kupfertafeln.

Graf Michael v. Wiczay, Vater des Herausgebers, hatte schon vor mehr als 30 Jahren auf dem alten Familienschloß Hedervar, im Raaber Comitat, eine ansehnliche Münzsammlung zu seiner Unterhaltung und gelehrten Beschäftigung angelegt, und wollte sie durch eine Beschreibung bekannt machen. Diesen Entschluß hat nun sein würdiger Sohn und Erbe auf eine Art ausgeführt, die ihm die Hochachtung und den Dank aller Münzliebhaber zusichert. Zwar wäre bey einer frühern Erscheinung des Werks manchen Münzen, die nun schon in neuern Münz-

K (4)

werken vorkommen, besonders bey Eckhel, der viele seltene Münzen aus dieser Sammlung anführt, die Empfehlung der Seltenheit und ersten Bekanntmachung zu Theil geworden; allein die Sammlung hat durch den Verzug gar sehr gewonnen, indem der edle Besizer weder Mühe noch Kosten gespart, sie mit Münzen aller Classen zu bereichern. Die ganze Sammlung Griechischer Münzen des Grafen Szegheny, die Reihe Persischer Münzen des berühmten Neumann ward ihr einverleibt, und aus dem von den Franzosen veranstalteten Verkauf der Vaticanischen Sammlung erhielt sie 125 Goldmünzen, die ehemahls der Königin Christina gehört hatten, so daß das Münzcabinet zu Hederwar aus 17 bis 18000 meist auserlesenen Münzen besteht; ein Reichthum der mit mancher Fürstlichen Sammlung wetteifern kann. In der vorliegenden Beschreibung gewährt die systematische Ordnung, die der Eckhelschen doctrina Vet. Num. folgt, die typographische Eleganz des Drucks, der Reichthum seltener Münzen aus allen Classen, die Genauigkeit der Beschreibungen und die Schönheit der Abbildungen einen sehr angenehmen Genuß. Der erste Theil, der die Münzen der Städte, Völker und Könige beschreibt, enthält mit fortlaufender Numer 7568, und noch in der Additio 48 Münzen, aus welchen auch nur die merkwürdigsten und seltensten auszuzeichnen über den Raum dieser Blätter hinausgehen würde. Rec. begnügt sich daher nur einiges anzudeuten: Nr. 314 ist die von Sestini zuerst beschriebene einzige Münze von Felsyna in Etrurien (Vonia) (Tab. I. II.), die Eckhel noch nicht kannte. Von Populonia Nr. 324 ein unbärtiger Kopf mit der Löwenhaut, wovon es in der Beschreibung heißt Cap. fort. Apollinis. Es dürfte aber wohl die Omphale seyn. Die folgende würde wegen der Anfangsbuchstaben $\Gamma\Lambda$ besser zu Vetulonia gerechnet

werden. Nr. 422. R. M. von Caiatinum in Campanien, mit dem Kopf der Pallas, und einem Hahn, bisher unbekannt. Von Pästum 70 Münzen, worunter ein as libralis Nr. 901. (Tab. II. 41.) mit dem Cereskopf und einem Pferde. Die Nahmen d. Pulio L. F. C. Modio Gr. F. die auf andern Münzen von Pästum vorkommen, eignen sie dieser Stadt zu. Nr. 1181. die höchst seltene Silbermünze von Rhegium, die Eckhel aus einer Stelle des Pollux erläutert hat, Vol. I. 177. Von Sicilien eine Menge Münzen Nr. 1294 — 1972, darunter Nr. 1872 die angebliche Silbermünze von Dionys II. mit dem halben Pferde und Punischer Schrift; (aber auch hier ist keine Spur des Nahmens, und die von Eckhel erwähnte Münze des Fürsten Torremuzza ist so beschädigt, daß sie ein sehr unsicherer Zeuge ist. Die Münze gehört wohl nicht hieher, sondern unter die punicos literatos S. 56, die von den Karthagern in Sicilien geprägt sind; in der Unterschrift läßt sich der Name Karthago, קרתגו קר ziemlich deutlich erkennen). Zu den Münzen der Philistis Nr. 1904 1c. wird bemerkt, daß sie wahrscheinlich Gemahlinn Sicetas II. war, da in der Wandammeschen Sammlung eine Goldmünze, mit dem Nahmen dieses Königes auf der Rehrseite, vorkomme. Auf der Münze von Megara (in Sicilien oder Attica) Nr. 1436, soll der Name MEΓA stehen; aber im Kupfer (Tab. V. 112) fehlt er, und auf der Rehrseite, wo die Beschreibung sagt, tripus inter duos delphinos, sind auf dem R. zwei Füllhörner. Eine ähnliche Verschiedenheit der Beschreibung von der Abbildung zeigt sich bey Nr. 1878, die bey Eckhel fehlt. Auf dem Kupfer ist (Tab. V. 119) ΓΑΘΟΚΑΕ (sie ist von Agathocles), in der Beschreibung heißt es: βασιλευς; vermuthlich durch ein Versehen. Eben so Nr. 2019 — 20, wo in der Abbildung steht AN. XI. heißt es in der Beschrei-

bung Anno X. Die Münzen sind von Dacien, mit dem Nahmen Gallienus. Auf der Münze von Apollonia Nr. 3132 steht nicht $\Lambda\omicron\upsilon\delta\alpha$, sondern (nach Tab. XIII. 272) $\Phi\omicron\upsilon\delta\alpha$; auf der folgenden ΑΙΒΑΡΙΟΥΣ , wie auch Eckhel liest. Nr. 4635 ein Eistophorus, wahrscheinlich von Adramyttium, wie das Monogramm vermuthen läßt. Nr. 4651 ein schöner Hadrian von Enzicus, mit der Trirème, ehemahls im D'Eneryschem Cabinet, Tab. XX. 446. Auf der Großbronze von Mytilene mit dem Bilde des Commodus Nr. 4839 (Tab. XXI. 466) steht allerdings ΒΙΡΩΣΜΑΧΟΥ . Das C scheint versezt zu seyn, so daß es ΑΡΙΣΤΟΥΑΧΟΥ heißen sollte. Von Metropolis in Phrygien werden S. 249 sechs Münzen beschrieben, obgleich die Bronzen dieser Stadt sehr selten sind. Nur ist kein Grund angeführt, warum sie hieher, und nicht zu Metropolis in Jonien gerechnet werden, wovon hier keine Münzen aufgeführt sind. Sollten nicht die mit der Cybele nach Jonien gehören? Auf Nr. 5482 steht in der eingedructen Abbildung deutlich ΩΤΑΚ (Otacilia), obgleich in der Beschreibung nur das K ausgedrückt ist. Von Judäa, S. 290, mehrere Hasmonäer-Münzen, an deren Echtheit, da sie in diese Sammlung aufgenommen sind, kein Zweifel Statt findet. Die dem R. Alexander, Sohn des jüngern Aristobulus, benzelegten Münzen (Tab. XXVII. 578) haben das ungewöhnliche, daß die Inschrift aus 5 Zeilen besteht, da sonst nur 4 zu seyn pflegen. Aber Rec. zweifelt, daß sie von diesem Alexander sind, der ein sehr ephemeres Daseyn hatte, und nie König ward. Auf der einen Münze (denn die andere ist unleserlich) erkennt man יהוראן הכהן הגדול , Jochanan, Hoherpriester . . Jonathan. Dürfte man nun בן ergänzen, wozu in der Lücke hinlänglich Raum ist, so würde die Münze von dem Sohn Jonathans, d. i. des Alexander Jannäus seyn,

also von Hyrcan oder Aristobul II. deren einer, vermuthlich Hyrcan, hier seinen einheimischen Namen führt. Die Münzen wären dann sehr merkwürdig, da man bisher keine von diesem Jüdischen Fürsten kannte. Die Abbildung, zumahl die Schrift, scheint nicht genau zu seyn; auch die in der Beschreibung erwähnten "literae Samariticae" über dem Mohnkopfe fehlen, daher Rec. einen genauen Abdruck wünschte. Zu den Parthischen Münzen, S. 297, deren 16 sind, erinnert Rec., daß Nr. 6352 unrichtig dem Gotarzes beygelegt ist; auch bemerkt der Verf. selbst, daß das Bild und die Manier auf Phrahat II. führe. Die Münze ist übrigens nicht genau abgebildet und die Schrift unlesbar. Auffallend ist auf dieser und der bald folgenden Münze von den Sassaniden Ardschir I. die Figur eines Adlers an der Ziare, *aquila taenias rostro mordens*, heißt es von jener, und auf dieser *taeniam rostro portat*. Rec. hat auf mehrern Abdrücken ähnlicher Arsaciden-Münzen keinen Adler, sondern deutlich ein Horn gefunden, und das dürfte auch auf dieser gewesen seyn. Auf der Sassaniden-Münze bezweifelt Rec. ebenfalls den Adler, zumahl da in der Abbildung beide so angedeutet sind, als wenn sie nicht deutlich wären. Bey den folgenden Münzen vermist man eine gute Ordnung, und die letzte gehört nicht zu den Persischen Münzen; der Verf. folgte nur Eckhel und Mionnet. Unter den ungewissen Münzen S. 334 ff. sind einige sehr seltene oder einzige, z. B. Tab. XXX. 671. ganz in der Manier der Dänischen goldnen Hörner; woher mag diese gekommen seyn? Eine Additio trägt noch einige seltene Münzen nach, die Tab. XXXI. abgebildet sind, z. B. Nr. 22 eine von Trözene, Theseus der den Stein aufhebt; eine herrliche R. Münze von Germe in Mysien mit dem Kopf des Severus und dem Hercules, der die Pferde des Diomedes bezwungen hat. Ein doppeltes Register,

der Städte, Völker und Länder, und der Könige und Fürsten beschließt den Band.

Im zweyten Bande sind die Römischen Münzen verzeichnet; zuerst die Consular- und Familien-Münzen, 136 und 1429 Stück. Dann die Kaiser-Münzen, die nach den Metallen abgefondert, und jede Art besonders gezählt sind. Der Gold-Münzen, eine vorzügliche Zierde dieser Sammlung, sind 1014, silberne 3002, Bronzen 4643 Numern, woraus der allgemeine Reichthum dieser Sammlung erhellet. Auch scheint dieser Theil mit vorzüglicher Liebe bearbeitet zu seyn, indem nicht nur die der Seltenheit der Münzen durch einen oder mehrere Sternchen, die abgebildeten durch einen größern Stern, wie auch im ersten Theile, angedeutet, sondern auch das Gewicht zuweilen bemerkt (meist nach aureis, vermuthlich Ungarischen Ducaten), und die Beschreibungen oft ausführlicher, erläuternd oder berichtend sind, z. B. S. 257. 268. 277. 387. 410 ff., so daß sich der edle Verfasser nicht nur als eifrigen Sammler, sondern auch als gelehrten Münzkenner bewährt. Selten sind die Bemerkungen des Verf. undeutlich, wie S. 281. *Nihil pro philologia in hoc typo nisi paulo plus luxuriantis metalli singularitas* (es ist eine Groß-Bronze von Commodus mit der sitzenden Roma Nicephora), *non enim excedit pondus aureorum 10½*. Welche seltene und merkwürdige Stücke diese reiche Sammlung enthält, mögen folgende wenige Proben zeigen: Unter den Kaiser-Münzen ist Nr. 105 ein goldner Galba, aus dem Vatican. mit *libertas restituta*, die man sonst nur in Silber und Kupfer kannte. (Die Kugel unter dem Bilde, *sub cuius collo globus*, zeigt sich auf dem Kupfer nicht.) Nr. 388 ein Severus, den Eckhel nur in Silber anführt. Nr. 484 ein goldner Gallienus mit der Victoria. Unter den Silber-Münzen zeichnen sich aus Nr. 283 ein Macer,

aus Africa selbst, mit pro prae(to) Africae. Nr. 1694 ein Severus, wo Parth. Max. mit Cos. III. zusammengesetzt wird. Nr. 2687 ein Gallienus, mit fides exercitus, von Eckhel aus diesem Cabinet beschrieben. (Die stehende Figur ist wohl keine Pallas, sondern ein Krieger.) Nr. 2530 ein Volusian, mit adventus Aug., wo jedoch auf der Abbildung die Umschrift richtiger, als in der Beschreibung, lautet: C. V. AF(inius). Unter den zahlreichen vortrefflichen Bronzen bemerkt Rec. bloß Nr. 3419 von Diocletian mit Fortuna redux vollständig geschrieben. Nr. 3714 mit Carausius und seinen Brüdern für mehr als 20 Ducaten gekauft; die von Eckhel und Zanini beschriebene Münze. Nr. 4064 ein Crispus mit der Stralenkrone, sonst unbekannt. Auch ein Marinus wird angeführt Nr. 2655, jedoch nach bloßer Vermuthung, da der Name unleserlich ist. S. 361 ein Martinianus, mit dem Namen im Nominativ, wodurch Eckhels Verdacht (VII. 73) widerlegt wird, aus Lunis. Noch ist in der Additio S. 4, außer andern, ein schöner Traian, mit fides exercitus, in breiter Einfassung und ehedem stark vergoldet, beschrieben und abgebildet. Bey den Randmünzen (contorniati), worunter sehr merkwürdige sind, Marken, blehernen und alten Münzformen S. 407 ff. darf Rec. nicht verweilen. Auch dieser Band hat zwey Register, nämlich III. der Römischen Familien, und IV. der Kaiser, Kaiserinnen und Cäsarn. Die Kupfer zu diesem Bande stehen an Schönheit der Zeichnung denen des ersten nicht nach, unterscheiden sich aber dadurch, daß die Münzen, der Zierlichkeit und Gleichförmigkeit wegen, wie bey Morell, a. a. in Kreislinien eingefast und oft vergrößert sind, wo dann eine Münze dritter oder vierter Größe nicht selten als von siebenter oder achter Größe erscheint. Doch ist zwischen den beiden Seiten der Münzen ein Maßstab der wahren

816 G. g. U. 82. St., den 24. May 1817.

Größe bengefest. Auch macht es einige Unbequemlichkeit, daß die Kupfertafeln nicht mit fortlaufenden Zahlen bezeichnet sind, wie im ersten Bande; daher es, bey einem Irrthum in der Zahl, schwer ist, die Abbildung zu finden, z. B. S. 50 heißt es vid. Tab. Suppl. Nr. 15. statt Suppl. Aer. Nr. 19. S. 259 Nr. 1195 muß es heißen Tab. II. 12. Die sonderbare Münzen ohne Inschrift Arg. Tab. III. 52. hat Rec. im Text nicht gefunden.

Züllichau.

Bev Dormann: Gradus ad Parnassum, sive Promtuarium Prosodicum, syllabarum latinorum quantitatem hujusque regulas praecipuas, et synonymorum, epithetorum, phrasium, descriptionum ac comparationum poëticarum copiam continens et in usum juventutis scholasticae editum a M. Carolo Henr. Sintenis. 1816. Zwen Theile, 436 und 523 S. in Octav.

So pedantisch es auch vielen klingen mag, so kann doch der Rec. aus Ueberzeugung Anweisung zur Lateinischen und Griechischen Versekunst und Uebung darin gelehrten Schulen nicht erlassen, wegen des mannichfaltigen und wesentlichen Nutzens, den diese Uebungen, auch über die Schuljahre hinaus, gewähren. Die Haupthülfe muß dabey das fleißige Lesen Griechischer und Lateinischer Dichter unter der Anleitung eines geschmackvollen und kenntnißreichen Lehrers geben; aber es ist doch auch bey prosodischen und andern Zweifeln ein Handbuch zum Nachschlagen nöthig: und darum können wir dieses Schulbuch des (nach der Vorrede zu urtheilen) sehr gutmüthigen, nun bereits verstorbenen Greises nicht für überflüssig halten. Was der alte, vielgebrauchte Gradus ad Parnassum enthält, ist auch der Inhalt von diesem, aber viel richtiger und vollkommener.

— — — — —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

83. Stück.

Den 24. May 1817.

W i e n .

Bei Camarina: Historisch-politische Erläuterung über Bank-Anstalten überhaupt, und über die Oestreichische National-Bank insbesondere. Für alle Theilnehmer und Interessenten der privilegirten Oestreichischen National-Bank. Von E. Th. Zohler, Verfasser der Schrift: Das Jahr 1813, 1814 und 1815. — 1816. 68 S. in Octav.

Diese Schrift findet der Rec. dem Zwecke, den weniger Unterrichteten zu einer allgemeinen Kenntniß der Bank-Anstalten überhaupt behülflich zu seyn, den Inhalt der am 1. Jun. vorigen Jahrs zu Wien erschienenen Finanz- und Bank-Patente in händiger Ordnung vorzutragen, und deren Sinn und Zweck zu erläutern, ganz angemessen: dieß ist aber ein um so viel verdienstlicheres Unternehmen, da die ergriffenen Maßregeln Vielen dunkel und unbegreiflich scheinen mußten. In beiden Beziehungen kann jedoch diese Abhandlung keinen Gegenstand einer näheren Betrachtung für unsere Blätter abgeben, indem wir bey den Lesern derselben, sowohl eine

§ (4)

allgemeine Kenntniß der Bank-Anstalten überhaupt, als auch eine Kenntniß des Inhaltes jener Patente voraussetzen können, bey allen denen nämlich, die irgend an diesen Gegenständen und Angelegenheiten Theil nehmen. Auch glaubt Rec., da er die Zweckmäßigkeit der Schrift im Ganzen anerkennt, bey einzelnen Behauptungen des ersten Abschnittes, die ihm eine Berichtigung zu fordern scheinen möchten, nicht länger verweilen zu müssen. Er wendet sich deshalb zu der Anzeige einer andern Schrift desselben Verfassers, welche

. Eben daselbst

bey demselben Verleger unter dem Titel: **Welche Hülfsmittel hat die Oestreichische Monarchie zur Herstellung eines regelmässigen Münzumschlags?** Von E. Ch. Zohler, Verfasser der historisch-politischen Erläuterungen u. s. w. 1816. 59 Seiten in Octav, ungefähr einen Monat nach jener (den 22. Jul.) erschienen ist.

In dieser Abhandlung wird zuerst von den Wegen, auf welchen das bare Geld in Oestreich verschwunden sey, dann aber von den Mitteln gehandelt, diesen baren Umlauf wieder herzustellen. Auch diese Schrift ist wegen des Zwecks zu empfehlen, und eben darum auch kaum anzumerken nöthig, in wie fern der Rec., nach seiner Ansicht, auf diesen oder jenen Punct ein größeres oder geringeres Gewicht gelegt, oder ihn übergangen haben würde, wie er denn z. B. aus der übermäßigen Menge Papiergeldes die zuerst erwähnte Erscheinung allein sich hinlänglich zu erklären getraute. Eine Untersuchung darüber aber: in wie ferne die durch jene Patente eingeleiteten Maßregeln am gerechtesten und sichersten zum Ziele führen mußten, findet man eigentlich in diesen beiden Abhandlungen nicht; sie

beschränken sich auf einen unbedingten Beyfall und die Erläuterung derselben, ohne andere möglicher Weise einzuschlagende Wege einer weitem Prüfung zu unterwerfen. Auch waren die Verhältnisse, unter welchen jene Maßregeln ergriffen wurden, sehr günstig, die Zusicherungen, welche man damit verband, bedeutend. Die Erklärung, nie wieder zum Papiergelde seine Zuflucht nehmen zu wollen; die Verfertigung, alle Verträge jeder Art sogleich in barem Gelde frey eingehen zu dürfen; das Versprechen, die Banknoten der neuen Bank niemandem im Privatverkehr aufzudringen, sie stets gegen bares Geld einzuwechseln, und deren Zahl nicht über den vorhandenen Münzvorrath zu vermehren; die verschiedenen bekannt gemachten Maßregeln zum Einziehen und Vernichten des alten Papiergeldes; endlich die Zusicherung, daß die National-Bank durch selbst gewählte Vorsteher geleitet werden sollte; und mehr als dieß alles der abgeschlossene Friede, der für Oestreich so manche frohe Aussichten eröffnete, von jeglichem Bedürfnisse zum Papiergelde Zuflucht nehmen zu müssen, befreyte, welcher so viele zum vorgesezten Zweck frey zu verwendende bare Geldzuflüsse von verschiedenen Seiten her sicherte, so wie die Beybehaltung des baren Umlaufs-Mittels in den durch den Frieden wieder vereinten Landestheilen, und endlich der Mahme und Ruf Dessen, der an die Spitze der Finanzen gestellt ward: dieß alles gewährte mit Recht sehr gegründete Hoffnungen.

Indeß, wenn ein Staat einmahl in höchst bedrängter Zeit so tief in das Papiergeld sich eingelassen hat, wie Oestreich; so wird es doch selbst unter so günstigen Verhältnissen, wie bisher für dieses Reich nie obwalteren, und bey der Befolgung der besten Grundsätze immer eine schwer zu lösende Aufgabe bleiben, dieß Ziel, so schnell und sicher als

zu wünschen seyn möchte, und ohne zu große Beeinträchtigung der Privaten zu erreichen: indem die sonst am gewissten zutreffenden Berechnungen dennoch fehlschlagen können, selbst dann, wenn die Regierung bedeutende Opfer zu bringen geneigt ist, und dazu die Mittel in Händen hat.

Großbritannien, welches nie ein so übertriebenes und im Umlauf verlierendes Papiergeld hatte als Oestreich, da die Noten der Bank von England, während ihres niedrigsten Standes, kaum über dreißig vom hundert verloren, hat doch ausnehmende, aus dieser Ursache entspringende Verwirrungen verspürt, und den Aufschub der baren Zahlung der Bank noch nicht aufgegeben; erst in dem nächsten Jahre tritt, vermöge eines Parlaments-Beschlusses, die allgemeine Verbindlichkeit dazu ein, wenn die Bank nicht etwa rathsam findet, früher solches zu thun. Gleichwohl war, als man in Großbritannien ernstlich an die Rückkehr denken konnte, der Cours der Banknoten dem Pari nahe, oder hatte sich bereits damit ausgeglichen. Man hat vor der baren Zahlung aller Banknoten eine neue Silbermünze mit einem Kostenaufwande von einer halben Million Pfund geprägt und vertheilt; die neue Goldmünze aber ist erst noch auszugeben. Das in Großbritannien befolgte Verfahren konnte nur da, wo die Banknoten ohne bare Umwechselung, dem Nennwerthe bereits gleich gekommen waren, zu empfehlen seyn. Bey der Erscheinung jener Patente zu Wien aber, stand das Oestreichische Papiergeld mehr denn noch einmahl so niedrig im Cours, als das Englische zu der Zeit seines größten Verfalles gestanden hatte, und der Cours machte weit größere Sprünge, als er je in England, so viel Rec. weiß, gemacht hat. Unter diesen Umständen mochte derjenige doch vielleicht einige Bedenklichkeit hegen,

welcher des oft vom verstorbenen Büsch vorgetragenen Satzes — den die Geschichte zu bewähren schien — gedachte; daß es mit besondern Schwierigkeiten verbunden sey, eine freye thätige Bank zu begründen, wenn die Finanzen und das Geldwesen einmahl sehr in Verwirrung gerathen sey. War indeß für einen hinlänglichen baren Vorrath gesorgt, um auf jede Forderung einen Theil des eingelieferten Papiergeldes bar nach dem Edicte zu zahlen, gegen jede dargebrachte 140 Gulden in Papiergeld die versprochenen 40 Gulden bar zu entrichten, indem die Erfüllung der andern damit verknüpften Bedingungen keine Schwierigkeit eben machen konnten; so schien das Ziel, in so fern durch diese Maßregel die Einlösung und Vernichtung des Papiergeldes bewirkt werden sollte, dennoch sehr schnell erreicht werden zu können, je größer der Andrang war und beharrlich blieb. Zufolge einer Berechnung, die unter andern Verhältnissen vielleicht nicht unrichtig befunden worden wäre, ward das Unternehmen begonnen: allein es scheint kein dem Andrang entsprechender, hinreichender barer Vorrath vorhanden gewesen zu seyn, also daß das Verfahren vorläufig eingestellt werden mußte. Nun erfolgte ein anderes Edict im October, wodurch die Verminderung des Papiergeldes auf einem andern Wege bezweckt ward, indem den Staatsgläubigern, gegen einen, mit dem ursprünglich ihnen zugesagten Zinsfuß in einem bestimmten Verhältniß stehenden Zuschuß in Papiergeld eine jährliche Rente von 5 Procent bar zugesichert ward. Auf diesem Wege war kein in Verlegenheit setzender Andrang zu erwarten, die Gläubiger aber, die früher die Zinsen auf die Hälfte herabgesetzt zu sehen sich meist hatten müssen gefallen lassen, so wie deren Zahlung nach dem Nennwerthe des Papiers,

Scheinen, nach dem, was bekannt geworden ist, in so ferne sie den Zuschuß aufzubringen vermochten, durch die größere bare Rente gelockt, von dem Anerbieten fleißig Gebrauch gemacht zu haben. Dieß deutet entschieden auf ein Vertrauen zu dem Versprechen dem Papiergelde auf immer entsagen zu wollen. Wenn nun durch diese letztere, vielleicht auch durch einige andere noch damit zu verbindende Maßregeln, durch eine größere Theilnahme an den Bankactien u. s. das Papiergeld mehr vermindert, zugleich aber für einen größern, den noch übrigen Einlösungs- und Anticipations-Scheinen entsprechenden baren Fonds gesorgt seyn wird, um die zu bewirkende Umwechslung derselben theils gegen klingende Münze auszuhalten: so wird man, vielleicht mit einer geringern dargebotenen Prämie bey der Umwechslung, im Ganzen wahrscheinlich zu demselben Verfahren wieder zurück kehren, und es ununterbrochen und glücklich bis zu Ende verfolgen können. An diesem ernstern Willen dem Papiergelde ein Ende zu machen, kann man vernünftiger Weise nicht zweifeln; er ist von den beiderseitigen Vortheilen des Volks und der Regierung lebhaft genug unterstützt. Zum Ziele zu gelangen gibt es verschiedene Mittel, die, unter verschiedenen Umständen, verschieden seyn müssen. Mittel, die früher von der Regierung gewählt wurden, die, wenn sie beharrlich befolgt worden wären, oder hätten befolgt werden können, auf einem andern Wege zum Ziele geführt haben würden, sind jetzt, in ganz veränderter Lage, nicht mehr zu empfehlen. Der Wille oder die Beharrlichkeit in der Verfolgung einer ergriffenen zweckmäßigen Maßregel ist jedoch auf jeden Fall durchaus erforderlich, und keine nach dem mißlungenen Ausgange zu beurtheilen, wenn die Beharrlichkeit in der Ausführung fehlte, oder

diese durch Umstände die niemand voraussehen konnte, unmöglich ward, und anderes, was nicht zu vertheidigen stand, damit verbunden wurde. Die Wünsche aber Oestreich von dem Bedrängniß seines Papiergeldes befreit zu sehen, werden alle diejenigen theilen, welche mit dem Rec. die Kraft der Oestreichischen Monarchie für wesentlich zusammenhängend mit der Erhaltung der Europäischen und Deutschen Freyheit halten.

Wir fügen die Anzeige der Abhandlung eines geschätzten Schriftstellers über einen verwandten, oder den gleichen Gegenstand bey, welche zu

Halle

bey Hemmerde und Schwetschke unter dem Titel: Ueber Rußlands Papiergeld und die Mittel daselbe bey einem unveränderlichen Werthe zu erhalten. Nebst einem Anhang über die neuesten Maßregeln in Oestreich das Papiergeld daselbst wegzuschaffen. Von Ludwig Heinrich von Jacob, der Philosophie und beider Rechte Doctor, Russisch-Kaiserlichem Staatsrathe und Ritter, ordentlichem Professor der Staatswissenschaften auf der Friedrichs-Universität zu Halle, der Kaiserlichen Befehl-Commission und Academie der Wissenschaften zu Petersburg, wie auch der Universität zu Charkow Ehrenmitgliede und Correspondenten. 1817. VII und 168 Seiten in Octav erschienen ist.

Zuerst wird in dieser Abhandlung einiges über die nachtheiligen Folgen eines übertriebenen Papiergeldes, dessen Cours tief gesunken ist und große Sprünge macht, angeführt, und gezeigt, daß dessen Steigen nur auf der entgegengesetzten Seite ungefähr eben so viele Unglückliche (mit Ausnahme der Staatsdiener und Staatsgläubiger) mache, als

dessen Sinken; ferner, daß bey der in Rußland vorhandenen Menge der Assignations-Rubel, durch alle bisher ergriffene Maßregeln, nämlich durch die Beschränkung der Einfuhr und durch andere Hülfsmittel, welche auf die Verbesserung des Courses abzielten, dem Schwanken desselben eben so wenig abzuhelfen sey, als der wirkliche Werth des Papier-Rubels dem Nennwerthe gleich zu bringen und darauf zu erhalten stehe, indem er aus guten Gründen eben so wieder fallen werde, als er jetzt, durch große von Außen her bewirkte Getreide-Ankäufe, gestiegen sey. Ferner wird bemerkt, daß es stets eine leere Hoffnung seyn und bleiben müsse, die bis zum Jahre 1810 bereits ausgegebenen 577 Millionen Papier-Rubel durch einen günstigen Wechsel-Cours den ursprünglichen Nennwerth erreichen zu sehen, da eine bey weitem geringere Summe Silber-Rubel zum Verkehr hinreichend sey; eben so wenig aber eine Einwechslung dieses Papiers in Silber zufolge des Nennwerthes je auszuführen stehe. Nachdem dieß alles überzeugend dargethan, so wendet sich der Herr Staatsrath v. J. zu dem einzigen übrigen tauglichen Mittel, das zu Entfernung des großen Uebels zu empfehlen sey.

Er unterscheidet mit Recht zwischen einem Papier-gelde, welches in einem geringen Maße ausgegeben worden, das eben deßhalb nicht sehr tief gesunken seyn wird, wie dieß mit den Preussischen Tresor-scheinen, den Sächsischen Cassenbillets und den Noten der Bank von England der Fall war: unter diesen Umständen sey es, obwohl auch dann nicht ohne mannichfaltige Kränkungen des öffentlichen und Privatvermögens am geräthensten, ohne den Nennwerth anzugreifen, sofort durch die zu Gebote stehenden Hülfsmittel dahin zu arbeiten, daß dieser mit dem wirklichen sich ausgleiche, welches auch im-

angeführten Falle nicht allzuschwer seyn wird. Wenn man aber mit einer solchen Menge Papiergeldes, wie jetzt in Rußland, zu thun habe; so sey dieser Weg nicht einzuschlagen, indem durch dessen Verfolgung allzugroße neue Kränkungen des Privateigenthums und kaum zu erschwingende Opfer für die öffentliche Casse, deren Zuflüsse doch wiederum nur vom Volke kommen könnten, veranlaßt würden, meist ohne den durch das Papiergeld ins Unglück Gestürzten zu helfen, während guten Theils die begünstigt würden, die nicht begünstigt zu werden verdienten, und die gedrückt würden, die nicht gedrückt werden sollten. Unter solchen Umständen bleibe nichts übrig, als dahin zu streben, dem Papiergelde einen festen Werth zu verschaffen, welches, unter jener Voraussetzung, nun also zu bewirken stehe, daß eine unabhängige Bank errichtet werde, die jeglichen Papier-Rubel, welcher nach ihrer Casse gebracht würde, zufolge des Courses, worauf er frey gefallen und auf welchem er fest zu halten sey, gegen Silber umwechsele.

Nun wird auf die Erscheinung aufmerksam gemacht, und deren Grund sehr belehrend entwickelt, (eine Erscheinung die auch Hrn. Zohler nicht entgangen ist,) daß eine Verschiedenheit des Preises des Papiergeldes auf den Hauptwechsellätzen gegen bares Geld, und im inländischen Verkehr gegen Güter statt finde, woraus denn ferner gefolgert wird, daß der Preis, auf welchem der Assignations-Rubel fest zu halten sey, nach dem Durchschnitte dieser verschiedenen Preise zu bestimmen wäre, um dem zufolge das Auswechslungsgeschäft vorzunehmen. Der Herr Verfasser hält dafür, daß durch mehrere der Regierung zu Gebot stehende Mittel jenes Verhältniß oder jener Durchschnittspreis wohl auszumitteln sey; zu hoch oder zu niedrig denselben

anzunehmen, würde jedoch nachtheilig werden. Ge-
 setzt aber dieser Durchschnitts-Cours (welches von
 der Wahrheit nicht sehr abweichen möchte) betrage
 ein Viertel eines Silber-Rubels, worauf er sodann
 fest zu halten wäre; so würde die zu errichtende
 Bank verbindlich gemacht, Jedem, der es begehrte,
 den Assignations-Rubel nach diesem Fuße gegen
 Silber umzuwechseln. Vornehmlich werde die Re-
 gierung (doch sind auch noch andere Zuflüsse ange-
 geben), die von dem Papiergelde am meisten Nutzen
 gehabt, die Bank mit den nöthigen Mitteln ver-
 sehen müssen. Diese aber bedürfe eines hinläng-
 lichen baren Fonds, um der Privaten Bedürfniß
 nach Silber, zufolge dieses Courses, zu befriedigen,
 in so ferne, solches aus dem inländischen Verkehr,
 dem Betrieb der Gold- und Silberarbeiter und den
 bey dem Handel mit dem Auslande zu leistenden baren
 Zahlungen entstehe. Nach einigen Bemerkungen
 und Angaben scheint es unserm Verfasser wahrschein-
 lich, daß die Bank, mit einem Vorrathe von
 25 Millionen Silber-Rubel, alle, aus jenen Be-
 dürfnissen entspringende und an sie zu machende For-
 derungen zur Umwechslung der Assignations-Rubel,
 zufolge jenes Courses, werde bestreiten können.

Es ist nicht zu läugnen, daß in Bezug auf den
 Gebrauch eines Papiergeldes, Rußland sich in
 mancher Hinsicht in einer günstigeren Lage, als die
 meisten übrigen Völker befindet. Sehr unterrich-
 tend wird besonders folgendes deßhalb erwähnt.
 Es ist das Papiergeld in Rußland so sehr, auch in
 die entferntesten Theile verbreitet, zugleich aber
 wegen der leichten Verfälschung in den weitläufigen
 Räumen, und, da es ursprünglich das beschwer-
 liche Kupfergeld ersetzte, so beliebt, und es erfreut
 sich bey dem Gefühle der Unererschütterlichkeit des
 ungeheuern Reichs, eines solchen Zutrauens, daß es

beim Eindringen des letzten Feindes dieses nicht nur nicht einbüßte, sondern, daß man auch da, wo man die Flucht ergreifen mußte, es begierig aufsuchte, weil es eben auf der Flucht in so großen Fernen so leicht mitzuführen war. Es wird ferner auf die bekannten Handelsverhältnisse Rußlands mit dem Auslande aufmerksam gemacht, denen zufolge selten deshalb bare Zahlungen in die Fremde zu machen sind. Demnach würden eigentlich nur die Bedürfnisse der Regierung für bare Sendungen ins Ausland, zur Abtragung auswärtiger Schulden, deren Zinszahlung oder zur Führung eines Kriegs im Auslande übrig bleiben: dafür aber müsse die Regierung selbst sorgen, solche Bedürfnisse zu befriedigen nie der Bank zumuthen, weil diese dadurch in ihrem Umwechslungs-Geschäfte gestört, und es ferner mit Glück zu betreiben ihr unmöglich gemacht werden würde.

Der Rec. ist ganz mit dem Grundsatz einverstanden, daß bey einer solchen den Umlaufsbedarf so entschieden und bedeutend übersteigenden Menge Papiergeldes, kein anderes Hülfsmittel bleibe, um dem unglückseligen Schwanken alles Eigenthums ein Ende zu machen, als den Durchschnitts-Cours zum Grunde zu legen und festzuhalten, um darnach die Umwechslung zu bewirken: denn, da es nun einmahl unmöglich ist, diejenigen auszufinden und zu entschädigen, welche durch das Sinken und Schwanken des Courses verloren haben, mit Ausnahme etwa der Staatsgläubiger und Beamten; so wird durch diese Mittel dem fortdauernden Unheil wenigstens ein Ende gemacht, und den Staatsgläubigern und Beamten steht sonst zu helfen. Dieß Umwechslern, zufolge des ausgefundenen und festzuhaltenden Courses, kann unter verschiedenen Umständen, durch verschiedene Mittel erreicht werden.

Ueber das hier vorgeschlagene der Errichtung einer Bank dieser Art, unter diesen Umständen, und in Rußland, hegt der Rec. jedoch einige Bedenklichkeiten, deren Gewicht der Herr Verfasser, welcher dieses Reich besser kennt, gehörig zu beurtheilen im Stande seyn wird. Man kann wohl gegen alle noch so feyerliche Versprechungen mißtrauisch werden, wenn wir erlebt haben, daß aus den Noten einer Bank, die ihre eigene freye Leitung und Vorsteher hatte, seit dem J. 1797 allmählich ein Papiergeld entstand, bey einem Volke, das eines Vereins von erwählten Stellvertretern sich erfreute, und einer Oeffentlichkeit, wie kein anderes. Jede Regierung wird, wo eine bedeutende, wenn auch ursprünglich noch so freye Bank besteht, durch die Geschäfte, welche sie mit ihr macht, und die gewinnvoll für beide Theile sind, über kurz oder lang einen Einfluß auf dieselbe sich verschaffen. Dieser Gefahr kann nur durch die bessern bey dem Volke allgemein verbreiteten Grundsätze und Ansichten über diese Gegenstände und bey der ausgedehntesten Oeffentlichkeit, und kaum dadurch wirksam und dauernd vorgebaut werden. Ferner, abgesehen von den ungebührlichen Zumuthungen der Regierung an die Bank, können alle noch so wahrscheinliche und unter den jetzt obwaltenden Umständen gegründete Berechnungen über die erforderliche Größe des baren Vorrathes einer Bank, unter veränderten Verhältnissen trügen. Sollten nicht z. B. Viele bey einem Mißtrauen, daß die Bank wahrscheinlich nicht beharrlich ihr Geschäft fortzuführen vermöge, es rathsam finden, der Bank ihren Silbervorrath zu entlocken, um ihn in den Kisten zu verschließen? Zu gegeben, daß die Menge des umlaufenden Papiergeldes nie einen größern Werth haben könne, als die Summe des baren Geldes, dessen Stelle es

vertritt; so ist doch eben die Menge dieses, wie es dem Hrn. Verf. wohl bekannt ist und er selbst erwähnt, zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden; durch dessen Aus- und Einfuhr wird das Uebermaß hinausgeschafft, der Bedarf herben geführt. Nicht die größere Menge der Tauschgeschäfte, sondern die Schnelligkeit des Umlaufs und das Bilden freyer Stellvertreter des baren Geldes durch Privaten und die Regierung können eine uneidliche Menge baren Geldes ersparen lassen, wie England in einem so großen Umfange, wie aber auch die Geschichte anderer Völker lehrt. Nun aber wäre durch die Verbindlichkeit der Bank mit einem Viertel-Silber-Rubel jeden Assignations-Rubel einzuwechseln, die Ausfuhr des Silbers thunlich, wenn es vortheilhaft befunden würde. Auch ist die Erfahrung, von welcher Adam Smith sprach, daß man mit $\frac{1}{2}$ bar die Banknoten von England in gleichem Werthe mit dem baren Gelde erhalten könne, unter andern Umständen, eben aus den angeführten und andern Gründen ganz trüglich befunden worden; wo das Zutrauen fehlt, oder dasselbe erst zu bilden ist, wenn es vortheilhaft wird, das bare Geld auszuführen, da man hinlängliche Stellvertreter im Innern sonst hat, da kann ein gar viel ungünstigeres Verhältniß eintreten. In wie fern diese Zweifel und Bedenklichkeiten durch Rußlands besondere Lage gehoben werden, muß der Rec. dahin gestellt seyn lassen.

Sicher scheint es, wenigstens für alle übrigen Völker, bey welchen eine so unverhältnißmäßig große Menge Papiergeldes vorhanden ist, dasselbe nach dem Durchschnitts-Cours, auf welchen es frey herabgesunken, mit Hülfe der verschiedenen zu Gebote stehenden Mittel umzuwechseln und es zu vernichten. Der Rec. ist ein abgefagter Feind des Papiergeldes, nicht aber der Stellvertreter des baren Geldes, die

frey gegeben, genommen oder verweigert werden können. Diese sind nicht zu unterfagen, sie würden allen Verbothen zum Trog entziehen und können vom größten Nutzen seyn: jenes aber ist nur in der äußersten Noth zu entschuldigen; ihm muß nach überstandener Gefahr entsagt werden, welches nach Umständen verschieden anzugreifen ist. Dieses Endzweck wegen verdient auch, nach des Acc. Einsicht, das Oestreichsche Verfahren alles Lob. Daß durch die Patente die Einwechselung nicht nach dem Nennwerthe geschehen sollte, ist einleuchtend, eben so, daß man sie über den Durchschnitts-Cours zu bewerkstelligen beabsichtigte. Der Grund des Letztern lag, wie auch unser Verfasser zugibt, gewiß an sich in sehr löblichen Absichten; zugleich aber ward der erste Andrang so groß, daß die Umwechselung eingestellt werden mußte. Wird jedoch der Durchschnitts-Cours zum Grunde gelegt, so muß, da der Andrang alsdann nicht statt finden wird, die Umwechselung in einer nicht zu kurz zu bestimmenden Frist gebothen und das alte Papiergeld außer Cours gesetzt werden. Beharrt man bey der Umwechselung zufolge eines höhern Courses, als dem, welcher sich aus dem Durchschnitte ergab; so sind die größern zu bringenden Opfer einleuchtend, auf welche die armen und unglücklichen Staats-Gläubiger wohl den ersten Anspruch gehabt hätten; ist aber zufolge dieses Verfahrens, das noch in Umlauf verbliebene Papiergeld jenem höhern, durch die Edicte bestimmten Course erst gleichgetommen; so wird der Andrang aufhören, und man wird zu dessen gänzlicher Vernichtung, in so fern es nicht durch den Ertrag der Abgaben, der Anleihen oder der Domainen-Verkäufe eingeht, zu der Festsetzung einer ähnlichen Frist seine Zuflucht nehmen müssen, binnen welcher es einzuliefern, umzuzuwechseln und zu vernichten seyn wird.

London.

Printed for John Murray, and Archibald Constable and Co. Edinburgh; by W. Bulmer and Co.: History of James Mitchell, a Boy-born blind and deaf, with an account of the operation performed for the Recovery of his Sight. By *James Wardrop*. 1813. 52 S. in Quart.

James Mitchell, welcher taub und blind geboren war, hatte auf beiden Augen den grauen Staar, und ward dem Verfasser im vierzehnten Jahre zur Behandlung übergeben. Seine Augen und Ohren schienen nicht ohne Licht- und Schall-Perception zu seyn. Die Sonnenstrahlen und glänzende Gegenstände machten ihm große Freude, und stark tönende Gegenstände brachte er gerne gegen die Zähne. Der Gefühl-, Geschmack- und Geruchssinn waren sehr geschärft. Große Gegenstände befühlte er, kleinere berührte er mit den Zähnen oder mit der Spitze der Zunge. Durch den Geruch erkannte er Menschen. Als er zum Verf. geführt ward, so befühlte und beroch er ihn, und erkannte ihn am folgenden Tage durch diese Sinne wieder, welches er durch die Nachahmung der Untersuchung seiner Augen, die der Verf. angestellt hatte, zu erkennen gab. Bey der Untersuchung der Augen schien er es zu muthmaßen, daß er operirt werden sollte, da Astley Cooper ihm schon die membrana tympani, aber ohne Erfolg, durchbohrt, und man auch schon einen Versuch gemacht hatte, seine Augen zu operiren. Der Verf. versuchte die Extraction zu verrichten, mußte aber davon abstehen, weil der Knabe zu unruhig war, und wählte daher die Depression mit Benhülfe einer Maschine zum Festhalten seines Körpers. Mit der Nadel von Cheselden schnitt er die vordere Kapselwand durch, und drückte die

8,2 G. g. A. 83. St., den 24. May 1817.

Linse nieder. Der Knabe blieb bey der Operation sehr ruhig, und schien nach Beendigung derselben Gegenstände zu erkennen. Am folgenden Tage war das Auge nur wenig entzündet. Am dritten Tage schon weniger, und als am vierten Tage das Auge untersucht ward, zeigte es sich, daß die Linse die Pupille zum Theil wieder verschloß. Den folgenden Tag brachte man ihn in ein mäßig helles Zimmer, wo er den Verf. und die Möbeln erkannte. Am sechsten Tage konnte er die Wagen auf der Straße, und einen Schilling auf dem Tisch sehen. Am siebenten Tage, wo die Entzündung sich fast ganz verloren hatte, erkannte er auf dem Tisch ein kleines Stück Papier. Er ward nun zu seinem Oheim gebracht, der bey einem Schneider wohnte, wo ihm die verschiedenen farbigen Kleider viel Vergnügen machten. Die Linse soll resorbirt worden seyn, und das Gesicht zugenommen haben.

Der Verf. fugt noch die Geschichte einer Dame hinzu, welche nach den Blattern das Gesicht, das Gehör und die Sprache verlor. Sie bekam solche heftige krampfhaftige Zusammenschnürungen im Halse, daß sie weder feste Speisen noch Flüssigkeiten schlucken konnte. Dieser Zustand dauerte dreyniertel Jahr. Sie konnte nur die Speisen kauen, behielt sie dann lange im Munde und spie sie wieder aus. Ebenso machte sie es mit den Flüssigkeiten. Der Verf. glaubt, daß sie entweder durch einsaugende Gefäße im Munde ist erhalten worden, oder daß doch etwas hinunter geschluckt worden ist. Während des Verlustes dieser Sinne konnte sie verschiedene farbige Seidenzeuge durch das Gefühl unterscheiden. Durch den Geruch entdeckte sie die Gegenwart, der Menschen im Zimmer.

— — — — —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 26. May 1817.

M a i l a n d.

Wir fassen in diesem Blatte Mehreres zusammen, was wir dem unermüdblichen Eifer des hochverdienten Herrn Bibliothekar's, Angelo Mai, die in seiner Verwahrung befindlichen Codices rescriptos zu untersuchen, von Fragmenten alter, verlorner Classifier verdanken. Bey Joh. Pirotta: *M. Tullii Ciceronis trium orationum in Clodium et Curionem de aere alieno Milonis, de rege Alexandrino, fragmenta inedita*; item ad tres praedictas orationes et ad alias tullianas quatuor editas commentarius antiquus ineditus, qui videtur *Asconii Pediani*; scholia insuper antiqua et inedita, quae videntur excerpta e commentario deperdito eiusdem Asconii Pediani ad alias rursus quatuor Ciceronis editas orationes. Omnia ex antiquissimis Mss. cum criticis notis edebat *Angelus Maius* Bibliothecae Ambrosianae a linguis orientalibus. 1814. XXXV und 144 Seiten. Durch den von uns schon ehedem angezeigten Fund einiger Fragmente Cice-

M (4)

ro's angelockt, forschte Herr Mai noch weiter in der Ambrosischen Bibliothek, und entdeckte in einem Codex (satis grandi membranaceus et vetustissimus), der die Lateinische Uebersetzung des Chalcedonischen Concilii enthält, das vorliegende. Aus dem Kloster des heil. Columbanus zu Bobbio kam durch den Cardinal Friederich Borromäo dieser Codex in die Ambrosische Bibliothek, mit der demselben benegeschriebenen Bemerkung, daß derselbe benähe so alt sey, als die im fünften Jahrhunderte gehaltene Kircherversammlung zu Chalcedon. Hr. Mai setzt ihn in das achte Jahrhundert. Wir wollen aus des Herausgebers praevia operi dissertatio das Wichtigste ausziehen. Die erste und ältere Schrift in diesem Codex rescriptus oder palimpsestus ist ansehnlicher aber beträchtlich roher als in demjenigen, der die vorhin edirten Fragmente Cicero's enthielt: jede Seite enthält nur zwey Columnen, da in jener deren drey sich befinden. Die Blätter sind unordentlich durcheinander geworfen, und mit völliger Aufhebung des Zusammenhanges für die benannten Acten des Chalcedonischen Conciliums gebraucht worden. Dazu kommen beträchtliche Lücken, schwierige Stellen, häufige Fehler, und was das mißlichste war, die Beschwerde, welche die neue über die alten Buchstaben hergezogene Schrift hervorbrachte. Die Ordnung, in welcher wir diese oben angezeigten Fragmente hier finden, rühret einzig von dem Hrn. Mai her, und da sie klein sind, so kann diese Anordnung nicht befremden, wie in den Frontonianis der Fall war. Mit Recht rühmt der Herausgeber den Werth der Fragmente, und zwar zuerst der Ciceronischen. Aus der Rede in Clodium et Curionem finden sich hier so viele Bruchstücke, daß man daraus zu einer ziemlich vollständigen Einsicht des Ganzen der Rede gelanget. Von der Rede de aere alieno Milonis,

wovon uns nicht einmahl das Andenken erhalten war, fand er nur wenige Bruchstücke: von der dritten, *de rege alexandrino*, war nur eine Zeile erhalten, hier sind mehrere aufgefunden worden, woraus sich auch dieser Rede Gang erkennen läßt. Der alte Commentarius, der dazu entdeckt wurde, ist sehr gut, auch in litterarhistorischer Hinsicht vorzüglich. Von wem derselbe herrühre, ist nicht ausgemacht: die Gründe, aus welchen Hr. Mai den Beweis hernimmt, daß Asconius Pedianus, von welchem ein Commentar zu neun Reden Cicero's da ist, auch diesen Commentar, wie den zu den vorhin von Hrn. M. gefundenen, geschrieben habe, sind nicht ohne Wahrscheinlichkeit, doch bey weitem nicht so zwingend, als Hr. M. glaubt. Was bey dieser Gelegenheit von Asconius beygebracht wird, ist zwar schon bekannt, verdient jedoch Achtung: von dem Coder, den Poggio im Kloster von St. Gallen um das Jahr 1415 entdeckte, sind zwey Abschriften auf der Ambros. Bibliothek; die bisher von Hrn. Mai edirten Scholien zu Cicero's Reden flossen aus zwey Msc., wovon er die Schrift des einen ins 2te oder 3te Jahrh., die des andern ins 4te oder 5te Jahrh. setzt. Die Orthographie in beiden ist dieselbe: sie haben *adulescentia*, *aliqui* für *aliquis*, *aliut.* *aput.* *auris* für *ures*, *cetera* für *caetera*, *Clodi* für *Clodii*, *epistula*, *exsolare*, *inlatus*, *intellegere*, *kaput*, *karitas*, *optinere*, *querella*, u. s. w. In Hinsicht der Calligraphie sind beide Msc. verschieden, wie die beygebrachten Proben der Facsimiles sowohl in diesem als dem vorigen Bändchen zeigen. In beiden Scholien finden sich einige befremdliche Ausdrücke, *compects*, *lenities*, *humilitare*, *demeritum* für *meritum*, und *vincen-ter*. Alles dieß hat nun Hr. Mai mit vielem Fleiße, critisch und exegetisch, bearbeitet, indem er jeder Rede eine Einleitung (*monitum* nennt er sie)

vorsezte, Erläuterungen beyfügte, die Fehler der Abschreiber verbesserte, die Lücken bemerklich machte und (mit andern Lettern) ausfüllte ic. Aufmunterungen mit starken Lobeserhebungen Italiens und der Italiäner durchspielt, nebst einer Art von Dedication an Hrn. Jacob Melleris, der diese Ausgabe ebenfalls, wie die der vorigen Reden unterfügte, machen den Beschluß, worauf dann die Fragmente folgen. Die Veranlassung der Rede gegen den P. Clodius und desselben Advocaten C. Curio ist aus Cicero's Briefen bekannt genug: sie wurde nach der Vossprechung gehalten. Hier sind 31 kleine Bruchstücke nebst den Scholien mitgetheilt. Aus den Scholien wird Cic. Ep. I. ad Attic. 16: Quid, inquit, homini Arpinati cum aquis calidis? Narra, inquam, patrono tuo, qui arpinates aquas concupivit, erläutert. Des Clodius Patron war Curio, der das Grundstück des Marius in Arpinum gekauft hatte: Cicero wirft also den Vorwurf auf den Curio zurück. Die Rede (interrogatio) de aere alieno Milonis ward gehalten im J. 702, in welchem Milo den Clodius tödtete. Clodius suchte des Milos Bewerbung dadurch zu unterdrücken, daß er Milos Aeußerung benutzte, er sey sestertium sexagies (= 12,00000 Franken, oder 100,000 Venez. Ducaten, oder 300,000 Rthlr. nach Grossens métrol. Tafeln S. 314) schuldig. Dagegen hielt nun Cicero diese Rede, wovon 24 kleine Bruchstücke hier sind. (Nach Plinius 36,15 war Milo septingenties HS schuldig, also 14 Mill. Livres, oder 3½ Mill. Rthlr.: dieß hätte Hr. Mai nicht vorbeylaffen sollen, bey dem Scholiasten zu bemerken, der nur sestertium sexagies angibt. Clodius hatte nämlich behauptet, Milo habe gelogen, indem er seine Schuld nur auf sest. sex. angegeben: er sey viel mehr schuldig. Das wollte Cicero, der schon gegen den Clodius geredet, nicht gelten

lassen, und tritt nun in einer Widerlegung wieder auf, welche interrogatio heißt.) Die dritte Rede ward gehalten 698, wovon 8 Fragmente gefunden sind. Cicero schlug vor, daß Lentulus den vertriebenen König Ptolemäus Auletes wieder ins Reich einsetzen möchte. Nun folgen sehr schätzbare, aber freylich unvollständige Scholien zu Cicero's Reden, pro Archia, Sylla, Plancio, in Vatinius, in Catilinariam quartam, pro Marcello, Ligario et Deiotaro. Unter diesen werden die Scholien zur Rede pro Marcello Aufmerksamkeit erregen. Dann erscheint Argumentum ineditum Operis Ciceronis de officiis und nobilis nota ad orat. II. de lege agraria. Ein Register und emendanda machen den Beschluß.

Einen sehr dankenswerthen Zuwachs hat die classische Litteratur durch folgenden Fund erhalten: *M. Acci Plauti fragmenta inedita item ad P. Terentium commentationes et picturae ineditae inventore Angelo Maio Bibliothecae ambrosianae a LL. Or. Mailand 1815. 67 Seiten in gr. Octav.* Nach der Dedication an den Hrn. Grafen und Oberaufseher der Ambros. Bibliothek, Gilbert Borromäo, erzählt der verdienstvolle Hr. Bibliothekar Mai, daß er in einem sehr alten mit einem Theile des alten Testaments nach der Vulgata überschriebenen Codex rescriptus, der Plauti Comödien enthalten, auf die von Varro auch schon angeführte Comödie *Vidularia* gestoßen sey, und auf den noch übrigen zwey Blättern etwa achtzig Verse dieses Stückes angetroffen, und mit dem Nahmen dreier Personen, nach unglaublicher Arbeit abgeschrieben habe. Eine sorgfältige Vergleichung des Manuscripts bot auch für die übrigen schon edirten Stücke manche Merkwürdigkeit dar, besonders in der *Cistellaria*, sowohl was unbekannte Verse, als was Varianten, metrische Verschiedenheiten und

vergleichen betraf. Auch traf er ein noch unedirtes in Versen abgefaßtes argumentum Pseudoli an. Es ist sehr schade, daß die Verse der vidularia alle, zwey ausgenommen, verstümmelt sind. Dinias, Nicodemus und Eacistus, Nahmen von den drey Personen sind ganz unverletzt zu lesen gewesen. Vom Inhalte ist gar nichts bekannt; aber aus den Nahmen ist zu schließen, daß Plautus nach seiner Gewohnheit auch hier ein Griechisches Muster vor Augen gehabt habe. Angefügt sind aus Plauti miles gloriosus, aus der vidularia und aus dem argumentum ineditum ad Pseudolum drey Schriftproben oder Facsimiles. Auch um den Terenz hat sich Hr. Mai verdient machen wollen. Zwar konnte er kein Fragment einer unedirten Comödie beybringen, weil Terenz außer den bekannten, die sich erhalten haben, und außer den in Griechenland aus dem Menander übersezt und im Schiffbruche verloren gegangenen Stücken, keines zurückgelassen hat, aber aus dem Ambrosischen Manuscr. der Comödien des Terenz hat er doch einiges sehr Nützliche mitgetheilt. Dieser enthält Abbildungen der handelnden Personen, wie sie uns schon aus den Ausgaben des Mainards, Cocquelines, und aus den Darstellungen von Berger und D'Agincourt nach dem Vaticanischen Coder bekannt sind. Drey Gemälde, die allein im Ambrosischen Manuscripte vorkommen, sind hier mitgetheilt: das eine stellt den Chremes und Syrus aus dem Heautontimorumenos III, 3, 32 vor, das zweyte vor den Adelphi acht Personen bis auf die Brust, die von den edirten ganz verschieden sind, so wie die acht Personen vor dem Phormio. Außerdem fand Hr. Mai noch Scholien, die zwar nicht viel bedeuten, aber von den edirten abweichen, und mit Rechte abgedruckt sind. Daß Hr. Mai auch für diese neue Mittheilung allen Dank verdiene, versteht sich von selbst.

Ebendasselbst 1815, in groß Octav, auf 67 S.: ΙΣΑΙΟΥ ΛΟΓΟΣ ΠΕΡΙ ΤΟΥ ΚΛΕΟΝΥΜΟΥ ΚΛΗΡΟΥ *Isaei oratio de hereditate Cleonymi nunc primum duplo auctior inventore et interprete Angelo Maio Bibliothecae ambrosianae a LL. Or.* Auch dieß Werkchen ist dem Herrn Grafen Gibert Borromäo gewidmet. Isäos, Schüler von Isocrates und Lehrer von Demosthenes, ist nicht als Staatsredner bekannt, sondern zeichnete sich in Privatprozessen meistens aus, und stand bey den Alten in großem Ansehen. Erhalten haben sich von seinen vielen Reden zwölf, welche alle nichts als Erbschaftsachen betreffen: unter ihnen ist die Rede über die Erbschaft des Kleonymos, welche Hr. Mai um die Hälfte vermehrt aus dem Ambrosischen Manuscripte herstellte. Reiske in *Orator. graec. Vol. VII. p. 13* hat die Lücke angegeben, und gemeint, sie mit 9 Wörtern ausfüllen zu können, da doch wenigstens eben so viele Seiten dazu noch nöthig waren. Aldus brauchte einen verstümmelten Codex; daher dieser Uebelstand, der sowohl in diesem Ambrosischen Msc., als auch im Mediceischen, den Vindini beschrieben hat, und wahrscheinlich im Parisischen nicht Statt findet. Angefügt ist die Vergleichung der Varianten des Cod. ambros. in der Rede des Isäos de Meneclis hereditate, wovon bekanntlich in der Göttingischen Bibliothek der alten Litt. und Kunst III. und von Drelli (nebst Isäi Rede de permutatione) ein critischer Abdruck vorhanden ist. Auch hat Hr. Mai zur vita Isaei bey Reiske Tom. 7. S. 301. Note 302 Varianten, und eine Lücke in der Rede des Andocides gegen den Alcibiades (bey Reiske Tom. 4. S. 132 — 133) aus dem Ambrosischen Manuscript ausgefüllt.

Ebendasselbst im J. 1816 in groß Octav auf 79 S.: Θεμιστιου Φιλοσοφου λόγος προς

τοὺς αἰτιασμένους ἐπὶ τῷ δέξασθαι τὴν ἀρχὴν.
 Themistii philosophi oratio in eos, a quibus
 ob praefecturam susceptam fuerat vituperatus:
 inventore et interprete *Angelo Maio*, Biblio-
 thecae Ambrosianae a LL. Orient. Mit den Worten
 des Libanius in dem 371 Briefe an Themistius:
οὐχ οὕτως ὁ Τελέμαχος ἐώρακε τῷ πατρὶ τὴν μορφήν.
ὡς σὺ τῷ Δημοσθένει τοὺς λόγους. Von den 36
 Reden des Themistius, welche Photius kannte und
 recensirte, fehlten uns noch drei, von welchen hier
 eine aus dem Ambrosischen Codex mitgetheilt wird.
 Themistius vertheidigt sich gegen seine Tadler, daß
 er als Philosoph doch eine solche Stelle zu verwalten
 vom Kaiser Theodosius dem Großen, gegen das Ende
 des vierten Jahrhunderts im J. 384, angenommen
 habe. Ob die Rede hauptsächlich gegen den aus der
 Griechischen Anthologie bekannten Pallades gerichtet
 sey, wie der Herausgeber will, mag auf sich beruhen;
 gewiß ist es nicht. Ueber Themistius verbreitet sich
 Hr. Mai ausführlich. Die Rede läßt sich angenehm
 lesen, auch wegen des Lobes auf Theodosius. Die
 17te Rede in der Harduinischen Ausgabe verdient
 damit verglichen zu werden. Aus demselben Mscpt.
 hat Hr. Mai eine kleine in den Ausgaben vermiste
 Vorrede zur 20. Rede beigelegt, wie auch Ergänzun-
 gen der 29. und 33. Rede, und noch einige Verbes-
 serungen. Wenn gleich in Hinsicht der Critik und
 Lateinischen Uebersetzung des Isäos und Themistios
 noch verschiedenes zu wünschen übrig bleibt, so ist
 doch die Gelehrsamkeit und der Fleiß so wenig, als
 der edle Zweck zu verkennen, theils die classische
 Litteratur zu bereichern, theils das Studium der
 Griechischen Litteratur den jungen Italiänern recht
 lebhaft und eindringend zu empfehlen. — Von den
 Fragmenten aus Dionys von Halicarnas und Philo
 in einem der nächsten Blätter.

— — — — —

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 29. May 1817.

London.

Ben Cadell, Davies u. a.: The philosophical Magazine and Journal comprehending the various Branches of Science, the liberal and fine Arts, Geology, Agriculture, Manufactures and Commerce, by *Alex. Tilloch*. Vol. XLIII. 470 S. Vol. XLIV. 476 S. Vol. XLV. 472 S. Vol. XLVI. 476 S. nebst vielen Kupf. 1814—1816. In Octav.

Wir können von der großen Menge meist nur kurzer Aufsätze, Notizen, Bekanntmachungen von allerley Erfindungen, Patent-Maschinen u. dergl. nur einiges im Auszuge mittheilen, mit Weglassung aller Abhandlungen, welche aus den Philosoph. Transactions, Journal de Physique, Annales de Chimie und andern periodischen Schriften in das gegenwärtige Magazin aufgenommen, und in unsern gel. Anz. schon gehörigen Ortes angezeigt worden sind. Vol. XLIII. Beschreibung eines neuen Transit-Instruments, bey welchem durch die Einrichtung, daß der Reflexionspiegel vor dem Objectivglase, unter einem Winkel von 45° gegen die

M (4)

Are desselben, angebracht wird, mehreren Unbequemlichkeiten abgeholfen seyn soll, welche bey der gewöhnlichen Einrichtung statt finden, von Englefield. — Rich. Walker, über die beste Behandlungsart der Brandschäden. Auch der Verfasser empfiehlt, nach einer vieljährigen Erfahrung, die Anwendung einer mäßigen Kälte als die zweckmäßigste und der Natur der Sache angemessenste Heilmethode. J. Webster über die wichtige Rolle, welche die Electricität bey dem Verbrennungsproceffe und bey allen chemischen Operationen spielt. Die so genannten Combustibilen hätten eine große Capacität für die Electricität, und der Sauerstoff unter allen Stoffen die geringste. Kämme Sauerstoff mit einer combustiblen Substanz in Conflict, so stelle sich ein electricisches Gleichgewicht zwischen beiden her, und Licht und Wärme würden abgeschieden. Der Verf. sucht dieß durch die Verbrennungsproceffe an den Polen des electro-chemischen Apparats zu erläutern, und ist Willens die hier nur kurz aufgestellten Ideen bald weiter auszuführen. Bemerkungen über die Electricität von Singer, vorzüglich um einige Behauptungen Hrn. Walkers im vorhergehenden Bande dieses Magazins zu berichtigen, zufolge derer Sauerstoff und Wasserstoff nicht eigenthümliche Substanzen seyen, sondern beide nur aus Wasser bestehen sollen, nämlich Dryngas aus Wasser und Thermogen (+ E) und Wasserstoffgas aus Wasser und Photogen (— E). John Harry Anmerkungen und Beobachtungen über Kob. Baßwells Introduction to Geology, und der darin aufgestellten neuen geologischen Ansichten. J. Murray über das Gelbwerden des Silbers, wenn es mit einem hart gekochten Ey in Berührung kömmt. Mistreß Agnes Ibertson über den Nutzen der Luftgefäße in den Pflanzen. J. Grooby über oben

angeführtes neues Transit-Instrument des Herrn Englefeld, von welchem der Verf. sich das Eigenthumsrecht zuschreibt. Wenn gleich Herr Pond dieser Einrichtung seinen Beyfall nicht geschenkt habe, so sey sie doch allerdings nicht zu verwerfen, und verschaffe mancherley Vortheile bey den Verifikationen des Instruments. Will. Crane über das Hypothetische in der neuen Lehre von den constanten Verhältnissen bey chemischen Verbindungen. Ueber die Phänomene des Schlags, von einem Ungenannten. Thom. Sargreave über das Farbenmischen aus roth, gelb und blau, etwas dem Mayerischen Farben-Dreieck ähnliches, von dem aber der Verf. keine Kenntniß zu haben scheint. Rich. Winter über die Geschwindigkeit des Schalles unter verschiedenem Druck und Temperatur. La Places Idee einer Entwicklung von Wärme aus den einzelnen Luftvibrationen, sey zwar sinnreich, aber unzulässig, die theoretische Bestimmung der Geschwindigkeit des Schalles mit der beobachteten auszugleichen. Th. Howdy über den Einfluß des mehr oder minder feuchten Zustandes der Luft auf die Wirksamkeit Zambonischer Säulen, aus einigen tausend Silber- und Zinkblättern.

Vol. XLIV. L. Zume Beschreibung eines neuen Blasrohres von einer sehr einfachen Einrichtung. Unsers Erachtens zwar einfach aber angreifend für die Lunge. J. Bulkeley beschreibt eine mechanische Vorrichtung (eine Art von Sliding rule), um auf eine leichte und einfache Weise die wegen der Parallaxe erforderliche Correction der mit einem Sextanten genommenen Mondsdistanzen ohne Rechnung, und für viele Fälle mit hinlänglicher Genauigkeit zu bestimmen. Bemerkungen eines Ungenannten über obiges Blaserohr, welches er zum Gebrauche

auch unbequem findet, und daher einer Art von Cylinder-Gebläse den Vorzug ertheilt. Agnes Ibberson über die cuticula auf den Blättern der Pflanzen, und ihre wundervolle Einrichtung um die zur Ernährung der Pflanze erforderlichen Bestandtheile aus der Luft aufzunehmen, mit Abbildungen. Donovan über die Frage: ob Alcohol als ein Product der Gährung oder der Destillation angesehen werden müsse. Des Verf. Untersuchungen stimmen mit denen von Gaylussac überein, von denen er jedoch erst später aus den Ann. de Chimie Kenntniß erhalten habe. Geologische Beschreibung der Nachbarschaft um Bristol von W. S. Gilbr. De Luc über die veränderliche Wirkung Zambonischer Säulen nach Maßgabe des hygrometrischen Zustandes der Luft. Vorschlag eines ungenannten Chemikers, Knallsilber an Thüren und Fenstern so anzubringen, daß wenn Diebe einbrechen wollen, der Knall sie erschreckt, und der Besitzer des Hauses sogleich davon benachrichtigt wird. Donovan über die Unzulänglichkeit der bisherigen Theorien über die Electricität.

Vol. XLV. Agnes Ibberson Fortsetzung ihrer Untersuchungen über die Function der Blätter. Einige (eben nicht sehr erhebliche) Bemerkungen über die Rechnung mit entgegengesetzten Größen, von C. S. Englefield. — Gavin Lowe Tafel der Präcession, Aberration und Nutation des Polarsternes für das Jahr 1815. Versuche über die Bestimmung der Länge des Secundenpendels, welche Hr. Firminger auf der Sternwarte zu Greenwich in Rücksicht auf ein allgemeines Längenmaaß angestellt hat. Rob. Bakwell Beobachtungen über den geologischen Zustand von Northumberland und Durham, erläutert durch beygefügte Zeichnungen. De Luc Bemerkungen über obige Einwürfe des Hrn. Donovan

gegen die bisherigen Theorien der Electricität, zumahl in Beziehung auf diejenige, welche der Verf. ehehin in seinen *Idées sur la Météorologie* aufgestellt hatte. Dieser Streit zwischen Hrn. de Luc und Donovan wird durch mehrere Hefte dieses Magazins fortgesetzt, aber mit aller Mäßigung die ein Gelehrter dem andern schuldig ist. J. Harry geologische Beobachtungen im südlichen Theile von Yorkshire und im nördlichen Wales. Agnes Ibertson theilt Beobachtungen mit, aus denen sie folgert, daß die Keime der Saamen schon in den Wurzeln der Pflanzen gebildet, und von diesen weiter bis zu den Fructifications- Werkzeugen fortgeführt werden sollen. J. Walter Darstellung einiger Versuche über die vortheilhafteste Krümmung, Construction und Verbindung des Schiffbauholzes. D. Clarke über den Ursprung und Zweck der Aegyptischen Pyramiden. In einem Schreiben an den Herausgeber äußert Herr Bakwell die Muthmaßung, daß die merkwürdigen Versuche Baters in den *Philosoph. Transact.* über die verschiedene Quantitäten von Licht, welche in den Cassegrainischen und Gregorianischen Spiegeltelescopen von Spiegeln gleicher Apertur zum Auge gelangten, und wodurch bewiesen zu werden scheint, daß von Lichtstrahlen, welche gegen einen Brennpunct hin sich vereinigen, eine beträchtliche Quantität für das Auge gleichsam verloren gehe, wohl mit der Polarität des Lichtes zusammenhängen mögen. *If the particles of Light have each a positive and negative, or attracting and repelling pole, may not the opposing poles be brought so near to each other, in crossing at the focal point of a lens or speculum, as to be neutralised, and thereby lose the property of acting upon the retina? Unseres Erach-*

tens scheinen die Versuche über die Polarität des Lichtes nicht zu beweisen, daß die beiden Pole eines Lichttheilchens gerade mit solchen entgegengesetzten Kräften begabt sind, als der Verfasser dafür hält. A. Ibertson über die Phänomene der Vegetation, hauptsächlich in Beziehung auf die Ernährung der Pflanzen, und die dazu bestimmten Gefäße. J. Singer Beschreibung und Abbildung einer electricischen Uhr, vermittelt der Schwingungen eines Pendels zwischen den beiden Polen einer electricischen Säule. Evans historische Nachrichten und Bemerkungen über die Versuche, welche bisher über die verschiedene Wärme-erregende Kraft der prismatischen Farben angestellt worden sind. Jos. Read theilt einige Versuche mit, welche beweisen sollen, daß jedes Prisma einen Wärme-erregenden Focus habe, und Herschel daher irre, wenn er glaubt, durch seine Versuche Licht und Wärme in den Sonnenstrahlen von einander geschieden zu haben. J. Harey über die freywilligen Entzündungen in Kohlenminen.

Vol. XLVI C. Jones Beschreibung und Abbildung eines neuen Reflexionscompasses zu geodätischem Gebrauch. A. Ibertson Versuch einer comparativen Thier- und Pflanzen-Anatomie. Einige Untersuchungen über den Druck biegsamer Körper auf vorgegebene feste Unterlagen. Mittheilung einiger Versuche über die Kraft electricischer Batterien, hohle Cylinder von Holz, Metall und andern Materien zu zersprengen, wenn die Entladung durch dünne Dräthe, welche in allerley Flüssigkeiten, womit jene Cylinder angefüllt werden, hineingehen, bewerkstelligt wird, mitgetheilt von G. J. Singer, nebst Abbildungen. Geologische Beobachtungen von W. S. Gilby. Critische Bemerkungen über die ver-

schiedenen Theorien des Lichtes, von Will. Crane. Ueber die Theorie der Gewölbgebögen, von einem Ungenannten. Ueber den Ursprung der Meteorsteine, gleichfalls von einem Ungenannten. Unter der Voraussetzung, daß diese Körper aus dem Monde zu uns gelangten, lasse sich annehmen, daß die metallischen Substanzen aus denen sie bestehen, im regulinischen Zustande ausgeworfen, und dann erst wenn sie in unsere Atmosphäre kämen, sich oxydirten und entzündeten. Es lasse sich bedenken, daß viele Metalle, welche bey uns nur im oxydirten Zustande existirten, z. B. Silicium, die Alcalien-Metalle u. dgl. auf dem Monde, in Ermangelung an Oxygen, nur regulinisch seyen u. s. w. Ch. Goldy über die Franklinsche Theorie der Leidner Flasche.

Wien.

In der Camefina'schen Buchhandlung: Geognostische Bemerkungen über die Karpathischen Gebirge in dem Königreiche Galizien und Lodomerien, und die Art, nach welcher die an diesen Gebirgen liegenden verschiedenen Mineralien am leichtesten und zuverlässigsten aufgefunden werden können. Nach mehrjährigen Erfahrungen bearbeitet und herausgegeben von Carl Ritter v. Schindler, K. K. Galizischem Domainen-Salinen-Administrations-Assessor und montanistischem Referenten. Mit einer Karte. Außer einer Vorrede von M. A. Diesing, und der kurzen Einleitung, 56 Seiten in Octav. 1815.

Noch immer entgeht uns eine genaue geognostische Uebersicht des Karpathischen Gebirgszuges; auch die vorliegende kleine Schrift gewährt sie nicht. Es soll darin eine Anleitung zur Beschürfung des Ostgalizisch-Karpathischen Gebirges gegeben wer-

den, aber nicht einmahl verschafft sie eine deutliche Vorstellung von den Erzlagerstätten und den Gebirgsformationen die sie einschließen. So viel scheint sich daraus zu ergeben, daß der niedrige Theil der Karpathen größtentheils aus Flözgebirge besteht, welches besonders Conglomerate, Sandsteine, Schieferthon, Brandschiefer, Mergelarten, Kalksteine führt, welche Gebirgsarten vermuthlich zur Familie der älteren Flöze gehören, in welchem Gebirge dann auch der sehr verbreitete Eisenstein vorkommt, und woran sich die bedeutende Steinsalzformation ebenfalls zu reihen scheint. Die verschiedenen Gebirgsarten sind weder genau beschrieben, noch sind ihre gegenseitigen Verhältnisse entwickelt, daher dem Beschürfungsplane die nothwendige feste Grundlage fehlt. Alle Eisensteinflöze (sie werden Eisengänge genannt) der Karpathen streichen nach dem Verfasser von Nordwesten nach Südosten, und verflachen sich von Nordosten gegen Südwesten. Die Salzquellen und Salzthonlager sind treue Gefährten der Eisensteinflöze. Es leidet keinen Zweifel, daß an den Karpathen die Salzquellen in den Steinsalzköcken ihren Ursprung nehmen. Aus einem eisenhaltigen Thon- und Mergelgebirge kommen dort, wie im nördlichen Deutschland, viele Eisen- und Sauerwasser zu Tage. Ein weißer Thonmergel-Eisenstein enthält Pflanzenabdrücke. In einem Sandmergel findet sich in einigen Gegenden, z. B. bey Solorwina, zu Mizén, häufig Börnstein. Gehört dieser Sandmergel, wie nicht zu bezweifeln ist, dem Flözgebirge an, so ist dieses Vorkommen eine große Merkwürdigkeit, und verdient mit dem von dem Hrn. Prof. Pfaff beobachteten Vorkommen von Börnstein im Segeberger Gypse verglichen zu werden.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. Stück.

Den 31. May 1817.

Paris.

Chez Treuttel et Würz libraires, rue de Bourbon Nr. 17 et à Strasbourg même, maison de commerce: De l'éducation physique de l'homme par *Friedlander*, D. M. 1815. XVI und 496 Seiten in Octav.

Der Verf. hat sich unstreitig ein Verdienst um die Franzosen durch Herausgabe dieses Werks erworben, indem es ihnen bis jetzt an einem populären Handbuche über die physische Kindererziehung fehlte; und dieser Mangel durch vorliegendes Werk in gewisser Rücksicht jetzt gehoben ist. Allein auch wohl nur in gewisser Rücksicht, denn theils sein Umfang, theils der in demselben herrschende Styl, werden seiner allgemeinen Verbreitung immer im Wege stehen. In Frankreich, wie überall, erzieht die liebe Mutter Natur die Kinder der geringen Leute, und gibt ihnen Kraft gegen alle Erziehungsfehler anzukämpfen,

D (4)

und überdieß hält es immer schwer auf diese Classe, die im Durchschnitt in Frankreich noch weit roher als in Deutschland ist, durch Schriften zu wirken. Ob der Verf. auf die höhern Stände, und insbeson- dere auf die Pariser, viel einwirken wird, muß Recensent, der sich längere Zeit in Frankreich aufhielt, sehr bezweifeln. Sie werden es immer weit bequemer finden, unter dem Vorwande für die Gesundheit ihrer Kinder zu sorgen, diese die ersten fünf bis sechs Jahre ihres Lebens auf das Land zu geben, als wie für ihre Erziehung selbst zu sorgen, es sey denn, daß die allmächtige Mode hierin einmahl eine Veränderung zu Wege brächte. Dem sey nun aber wie ihm wolle, und der wirkliche Nutzen auch nicht so groß, wie der beabsichtigte, so ist darum doch das Unternehmen des Verfassers nicht weniger lobenswerth, die Ausführung nicht weniger vollständig. Herr S. war früherhin Mitarbeiter an den bey Guizot erschienenen Annales de l'Education, und lieferte in Briefform mehrere Aufsätze über die physische Erziehung, diese stellt er hier zu einem Ganzen umgeformt, und reichlich erweitert zusammen, als ein Lehrbuch für Eltern, Erzieher und selbst für Staatsmänner; gibe die Regeln an, nach welchen diese sich bey der Erziehung der Menschen, vom frühesten Alter bis zu den Jahren der Mannbarkeit zu richten haben, um sie in dem Streite gegen die auf sie einwirkenden Schädlichkeiten zu schützen, und ihrer Gesundheit den möglichst höchsten Grad von Festigkeit zu geben. Dieses geschieht hier aber nicht auf eine trockne, ermüdende Art, sondern auf eine höchst anziehende Weise, in einem oft blühenden Style, so daß Rec. es bedauern muß, daß der Verfasser dieses sein Werk nicht in seiner Muttersprache geschrieben hat, und für Deutsche

Frauen, die gewiß mehr Geschmack an demselben finden würden, als die Französinen, wo es doch wohl nur ein Wort in die Wüste gesprochen seyn wird.

So viel im Allgemeinen über dieses Buch; was die Ausführung der einzelnen Abschnitte anbetrifft, so vermißt man darin die Deutsche Gründlichkeit nicht; allein diese ist es auch wohl, welche das Werk so voluminös, und zu einem Toilettegeschenke, was es doch wohl seyn soll, untauglich gemacht hat. Der Arzt wird nicht viel Neues daraus erlernen; allein dieß ist auch nicht der Zweck, warum der Verfasser schrieb, würde sogar gegen denselben gewesen seyn; alte Wahrheiten in richtiger Ordnung zusammen zu stellen, sie dem, der sie benutzen soll, verständlich zu machen, ist wahrlich ein größeres Verdienst, als etwas Neues, was doch nicht immer haltbar ist, in das Publicum zu bringen.

Für den Zweck dieser Blätter wird es hinreichend seyn, nur den Hauptinhalt der abgehandelten Gegenstände anzugeben, das Nähere, wie es ausgeführt ist, aufzuführen, würde unnütz seyn, auch die Grenzen dieser Blätter zu weit überschreiten. Erstes Kapitel. Ueber die ursprünglichen Anlagen der Kinder und die Schwangerschaft. Es wird hier gezeigt, wie wenig oder vielmehr nichts der Wille zur Erzeugung der Kinder, und ihren geistigen wie physischen Anlagen beitrage, und welchen wohlthätigen Einfluß das Leben in einer regelmäßigen Ehe auf die Erzeugung gesunder Kinder habe, und wie eine regelmäßige Lebensweise der Schwangeren so wesentlich auf die Gesundheit des Fötus einwirke. Interessant sind die Tabellen über die Geburten, von denen die meisten in die vier ersten Monate des

Jahrs fallen, und die Anzahl der Monstrositäten.

Zweytes Kapitel. Entwicklung des Fötus. Unterschied der Geschlechter gleich nach der Geburt. — Abtheilung der verschiedenen Entwicklungsperioden. Enthält vorzüglich eine Schilderung eines wohlgeformten neugebohrnen Kindes, seine innere wie seine äußere Bildung, und etwas über die erblichen Krankheiten. Die verschiedenen Lebensepochen theilt der Verf. auf folgende Weise ein: die erste läßt er von der Geburt bis zum sechsten Monathe, die Zeit des Ausbruchs der Zähne dauern; die zweyte nennt er die Zahnperiode, sie geht vom siebenten Monathe bis zu zwey und einem halben Jahre, und die dritte von da bis zur Pubertät, ein Sprung, der Rec. etwas stark scheinen will, wenn gleich der Verf. das Wecheln der Zähne als eine Zwischenperiode einschaltet.

Drittes Kapitel. Erziehungsprincipien für die erste Lebensperiode. Der Verf. begreift in diesem Kapitel die Gewöhnung der Kinder an die Luft, die Sorge für Reinlichkeit, das Säugungsgeschäft durch die Mutter, oder eine Amme, das Auffuttern ohne Mutterbrust, und den Schlaf des Kindes.

Viertes Kapitel. Vom Zahnen und der Sorge für die Zähne. Beide Zahnungsperioden werden hier abgehandelt, über die Vorsichtsmaßregeln während derselben, und die Reinigungsmittel der Zähne gesprochen, dann auch die Entwicklung des Körpers gleich nach diesen beiden Perioden gezeigt.

Fünftes Kapitel. Vom Entwöhnen, den verschiedenen Nahrungsmitteln und ihrem Einflusse auf die Entwicklung des Menschen. Der Verfasser kommt hier noch einmahl wieder auf das Säugungsgeschäft zurück, gibt dann die Menge und Beschaffenheit der Nahrungsmittel eines zu entwöhnenden Kindes an (diese möchten doch wohl sehr großen

Verschiedenheiten unterworfen seyn). Hierauf geht er zu den verschiedenen Nahrungsmitteln der Menschen über, und liefert eine bennabe vollständige auch auf Erwachsene passende Diätetik, zeigt, welche Veränderungen die Nahrungsstoffe im Darmcanale erleiden, und welche eigenthümliche Wirkung sie ihrer besondern Beschaffenheit nach auf den Körper haben. Sechstes Kapitel. Ueber den Einfluß des Clima, des Bodens, der Jahreszeiten und der Localitäten auf die kindliche Constitution, und die Mittel sie gegen die Schädlichkeiten derselben zu schützen. Zuerst werden die Vorsichtsmaßregeln bey den verschiedenen Jahreszeiten abgehandelt; dann die Erziehung der Land- Berg- Eben- und Städte-Bewohner, die Mittel die Luft rein zu halten oder zu verbessern, die Sorge für Keuschheit des Körpers überhaupt und seiner einzelnen Theile. Den Schluß machen Bemerkungen über die Bekleidung, ihre zweckmäßigste Form und die besten Stoffe zu denselben; und endlich noch Einiges über Contagien, insbesondere die Blattern und Schugblattern. Das siebente Kapitel handelt von der Ausbildung des Körpers mittelst gymnastischer Uebungen, ein Punkt der jetzt vielfach zur Sprache gekommen ist, und gewiß nicht genug empfohlen worden kann. Dagegen sind die Warnungen des Verf. gegen die allzustarke Anstrengung des kindlichen Körpers auch gewiß an ihrer Stelle. — Die Uebung der Sinne, welche das achte Kapitel ausfüllen, sind wie die Uebung der Sprache im neunten Jahr ausführlich, und mit besonderem Fleiße abgehandelt. Der jedesmahligen Untersuchung über den einzelnen Sinn geht eine deutliche kurze Beschreibung des Organs desselben und seiner Wirkungsweise voran, für den Laien gewiß von großem Interesse; dann folgen die Mittel

ihm eine möglichst große Schärfe zu geben, und vor Unfällen zu bewahren. Zehntes Kapitel. Von der Mannbarkeit. Sehr schön ist hier die eintretende Periode der Mannbarkeit bey beiden Geschlechtern geschildert, und der Einfluß, den sie auf den ganzen Körper hat. Was der Verf. vom Onanismus sagt, den Mitteln ihm vorzubeugen, und von den physischen wie moralischen Mitteln dieses Laster zu heben, verdient gewiß von allen Eltern und Erziehern beherzigt zu werden. Elftes Kapitel. Ueber die Einwirkung der Seele und der Geistesfähigkeiten auf den Körper, und die moralische Erziehung auf die physische. Dieses letzte Kapitel, welches eines der reichhaltigsten und interessantesten hätte seyn können, ist wohl das magerste im ganzen Werke, und enthält meistens nur alltägliche Bemerkungen über die Leidenschaften und die verschiedenen Temperamente. :

H.

Hannover.

Bei den Brüdern Hahn, 1817: Ueber Deutschlands Verfassung. Eine publicistische Erörterung nach Grundfägen metaphysischer Politik, in Verbindung mit Regeln der historischen Erfahrung. 419 Seiten in Octav.

Bei den in dieser Schrift enthaltenen Betrachtungen und Untersuchungen ist die, im Rahmen der Beherrscher von Rußland und Preußen, und ihrer Allirten, aus Kalisch den 25. März 1813 an die Deutschen erlassene Proclamation zu Grunde gelegt. In derselben werden, unter bestimmten, herrlichen Verheissungen, die Deutschen Fürsten und Völker aufgefordert, sich anzuschließen, für die gute Sache, für Freyheit, Sicherheit, Wohlfahrt,

mittelft einer angemessenen Verfassung Gut und Blut zu wagen. Die Deutschen Fürsten und Völker folgten diesem Aufrufe auf die entschlossenste kräftigste Weise; leisteten das Verlangte. Sie dürfen also mit Zuversicht erwarten, daß auch jene Verheißungen in Erfüllung kommen werden. (Wenn sie nur selbst — denn die Ausführung ist ihnen überlassen — sich unter einander nicht daran verhindern. Doch die mächtigsten unter ihnen, die vornehmsten Mitbegründer dieser Erwartung, Preußen, Oesterreich u. a. haben durch ihr bisheriges Benehmen sie kräftig genährt.) Jene Proclamation, so werththätig angenommen, ist also dem Verfasser ein Völker-Vertrag; sie ist ihm die Magna charta für Deutschlands Fürsten und Völker, die Basis der künftigen Verfassung. Daher sucht er zuerst die hiebey nöthigen staatsrechtlichen Grundbegriffe, durch das vereinigte Licht der Philosophie und Geschichte, aufzuklären. Darauf entwickelt er die Hauptmomente der Verheißung; besonders den Gehalt der Worte: Wiedergeburt, verjüngtes Deutschland, Lebenskraft, Einheit, ureigener Deutscher Geist, Beförderung innerer Glückseligkeit. S. 52 — 251. Er beleuchtet die nach und nach entstandenen Fehler der vormahligen Deutschen Verfassung; was zur Erfüllung der Verheißungen bisher geschehen und nicht geschehen ist; sucht zu zeigen, daß wenn bereits einige Abweichungen davon vorgekommen zu seyn scheinen möchten, dennoch nichts geschehen sey, was der vollkommenen Erfüllung unabwendbar entgegen stünde; und deutet endlich, unter einigen nähern Bestimmungen, an, was und wie es noch zu bewirken übrig sey. Doch die genauere Entwicklung des letztern hat der Verfasser einem zwey-

856 G. g. N. 86. St., den 31. May 1817.

ten Theile vorbehalten; wenn dieser erste eine ermunternde Ausnahme findet. Dem Recensenten hat das Buch viel Vergnügen gemacht; so daß er keinen Anstand nimmt, nicht nur politische Dilettanten, sondern selbst die Geschäftsmänner zum Lesen desselben einzuladen. Es zeigen sich darin sehr achtbare philosophische und historische Kenntnisse; umfassendes und eindringendes Nachdenken. Der Vortrag ist lebhaft, oft blühend, doch immer gedrängt und kräftig; die Sprache, nach des Recensenten Geschmacke, mit zu vielen undeutschen Worten angefüllt. Obgleich auf die Seite der Freyheit und der Volksrechte stark sich hinneigend, erklärt sich der Verfasser doch auch auf das Bestimmteste für die Heilighaltung des Gesetzes, der Ordnung, für die Nothwendigkeit einer hinreichenden Gewalt zur Begrenzung der Freyheit, für möglichste Schonung und Bedachtsamkeit auch bey den gerechtesten Neuerungen. Er gehört zu denen die einen Deutschen Kaiser wünschen. Wenn man denn auch hierin, oder in andern Puncten, nicht einstimmig mit ihm denkt, (wie Recensent z. B. in Ansehung der Besteuerungs-Grundsätze S. 256 f.) so wird man darum den Werth des Ganzen doch nicht verkennen. Der Verfasser nennt sich, unter der Zueignung an des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen Majest. Majest., und auch am Ende einer Nachschrift, **Wilhelm Müller**. Als Beylagen sind angehängt, außer der Proclamation von Kalisch, die Urkunde der heiligen Allianz, die Deutsche Bundesacte, und Kaiser Franz II. Erklärung bey Niederlegung der Deutschen Kaiserkrone.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

87. Stück.

Den 31. May 1817.

B r e s c i a.

Ben Bettoni, 1804 — 1813: I Secoli della *Leteratura Italiana* dopo il suo risorgimento; Commentario ragionato del Consigliere *Giambattista Corniani*. Neun Bände; von theils 400, theils fünfthab hundert Seiten in groß Octav.

Im Vorbericht erwähnt der Verfasser eines vor mehreren Jahren schon von ihm gewagten, uns unbekannt gebliebenen, von seinen Landsleuten aber mit Beyfall aufgenommenen Versuches über denselben Gegenstand. Dieser Beyfall habe ihn denn ermuntert seinen Plan zu erweitern; wobey seine Absicht indeß immer gewesen, nicht über das Zeitalter Leo X. hinaus zu gehen; denn auch jetzt noch bleibt er der Meinung, daß dieser für sein Gefühl wahrhaft goldene Zeitraum von keinem der nachgefolgten, in Hinsicht auf Geschmack und Kunst nur erreicht, geschweige denn übertroffen worden. Auch füllt er, obgleich noch kein halbes Jahrhundert umspannend zwey volle gar nicht schwache Bände bey ihm, und beträgt mithin ein Viertel beynah des Ganzen. Auch diese neue Arbeit, die nur bis ans

P (4)

Jahr 1530 reichen sollte, fand ungemeinen Beyfall: so daß ihr Verfasser dem Wunsche seiner Leser und Vorleser gern oder ungern sich fügen, den am Schlusse des fünften Bandes fallen gelassenen Faden wieder aufnehmen, und vier neue Bände hindurch ihn weiter fortspinnen mußte. Nur bis an die Geschichte der im Jahre 1710 noch gebohrnen Schriftsteller und Gelehrten indeß erstreckt sich derselbe; was ihn aber bewogen gerade am Anfange des verwichenen Jahrhunderts stille zu stehen, wie bekanntlich mit Tiraboschi's ungleich weitschichtigerm Werke auch der Fall ist — läßt er unerwähnt; dürfte jedoch nicht schwer zu errathen seyn; weil er vermuthlich als Italiäner doppelt Bedenken trug, über Landsleute, deren nächste Schüler und Verwandte noch am Leben seyn konnten, mit eben der Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit sich zu äußern, wodurch er seine frühern Schilderungen empfehlenswerth zu machen überall wenigstens gestrebt hatte.

Das Ganze, in seiner jezigen Gestalt, ist eine Gallerie, worin die Bildnisse ungefähr viertelhalb hundert Köpfe, die sich um ihr Vaterland durch Anbau des Geistes mehr oder weniger verdient gemacht haben, nach der Zeitfolge aufgestellt worden; auch ein Duzend weiblicher, die den Parnas Italiens schmücken halfen, finden sich darin aufgenommen; wogegen eine Centurie, oder was daran fehlt, solcher Schriftsteller, die keiner ganzen Figur werth schienen, sich mit im Text selber oder in Noten angebrachter Mignatur haben begnügen müssen. Ob hierunter nicht mancher Name befindlich, der auf günstigere Behandlung Anspruch zu machen gehabt, muß, wie billig, den Preisvertheilern ihres Vaterlandes anheimgestellt bleiben; offenbare Ungerechtigkeiten indeß dürften unserm Geschmacksrichter schwerlich nachzuweisen seyn. Die von ihm umständlicher ausgeführten Artikel heben mit einer, wie

natürlich, bald längern, bald kürzern, meist aber genügenden Lebensbeschreibung seiner Helden an; wenn nämlich eine dergleichen mit Sicherheit sich geben, und aus den Wendungen ihrer Laufbahn auch die Richtung ihres Geistes sich erklären läßt. Au erbaulichen Nutzenwendungen, die der besonnene Leser wohl am liebsten unaufgefordert macht, läßt er es eben so wenig fehlen; da indeß seine Epiphoneme meist nur kurz und obenein zierlich gefaßt sind, läßt man sich es ganz gern gefallen, den Autor uns auf halbem Wege entgegen kommen zu sehen. Der Lebensbeschreibung folgt sodann das mit Beurtheilung derselben begleitete Verzeichniß ihrer Schriften; woben jedoch auf Vollständigkeit Verzicht gethan, und nur eine Auswahl derjenigen getroffen wird, denen die Verfasser ihre Berühmtheit vorzüglich zu danken gehabt. Mitunter belegt er sein Urtheil auch mit aus ihren Werken gezogenen Stellen; was bey nicht mehr im Umlauf befindlichen Büchern, oder bey solchen, worüber infelix operis summa doch das Endurtheil wäre, auch nicht übel gethan scheint.

Angefangen hat Herr C. seinen Bau im eilften Jahrhundert, und ihn nach nicht mehr als neun Epochen bis 1710 fortgesetzt. Weil sein Werk nach Wissenschaften und Materien zu ordnen ihm zu oft in einander greifend, und unaufhörlichen Wiederholungen ausgesetzt zu seyn schien, so läuft Alles in chronologischer Folge hinter einander fort, und der späterhin doch gar zu bunt werdenden Reihe kommt er dadurch zu Hülfe, daß Schriftsteller, die einerley Feld bearbeitet haben, wenn irgend thunlich, einander etwas näher gerückt werden. Jede der von ihm angegebenen Epochen hat ihren eigenen, bald längern bald kürzern Prolog und Epilog; wovon, wie leicht zu erachten, jener irgend eine neue Ansicht und Wendung der Dinge enthält, dieser aber anzeigt, was der Erfolg davon im Ganzen

gewesen. Wie es in Italien überhaupt zu Anfange des eilften Jahrhunderts Geistescultur betreffend ausgesehen, erzählen die ersten 22 Seiten des Werks; mit zu großer Kürze vielleicht; denn wenn gleich in jener Zeit es jenseits der Alpen um Vieles nicht viel tröstlicher als diesseits stand, müssen doch noch Saamenkörner vorhanden gewesen seyn, aus denen das Bessere und Schönere früher als anderwärts hervorkeimen konnte; wie denn auch ihre Sprache bekanntlich ungleich zeitiger als bey den Nachbarn reifte. Lanfranco ist der Ehrenmann, dessen Bildniß in der Gallerie zuerst ins Auge fällt; und hierbey läßt sich sogleich bemerken, daß Herr L. zwar keinesweges das Benehmen schlechter Päpste, oder die Anmaßungen ihrer Curie billigt, sehr freymüthig vielmehr sich darüber ausläßt, übrigens aber sich durchweg als ein so gehorsamer Sohn seiner Kirche finden läßt, daß Heterodoxie nirgends durchblickt, der arme Berengar z. B. in seinen Händeln mit Lanfrank mithin schlecht genug wegkommt, alle im Verfolge des Werks ihm aufstoßende Glaubensneuerer nicht schonender behandelt werden, und jeder gute Katholik das Werk, ohne Aergerniß zu nehmen, wird durchlaufen können; was seinen Glaubensgenossen um desto verdienstlicher erscheinen muß, da während der Periode, worin es geschrieben wurde, ganz andere Ansichten sich in Italien geöffniet hatten, und sein Werk. in so viel andern Fällen gar nicht den engherzigen und furchtsamen Zuschauern bezuzählen ist. Wenn übrigens ein frommer Lanfrank den Silberfaß eröffnete, so ist ein Komiker, nämlich Goldoni, der letzte, den man darin aufgestellt findet.

Ungleich wichtiger ist ohne Zweifel die Frage, welchen Werth man den Urtheilen des Hrn. L. über Kunst, Geschmack und Wissenschaft bezulegen habe; und hierzu braucht eben nicht das ganze Werk durchgelesen zu werden. Sonderlich tief in das Wesen

und die Gesetze des Schönen, Edlen, Nützlichen u. s. w. ist der wackre Mann nirgend eingedrungen, sondern er hat mit den zunächst liegenden Gründen sich begnügt, seine Meinungen zu rechtfertigen; den Geist und die Eigenthümlichkeiten seiner Nation hierbey nie aus dem Auge verloren, und war ihm um Leser zu thun, daran gewiß viel besser gethan, als wenn er diese, und sich selber, durch Spitzfindigkeiten auf die Folter gespannt, und am Ende doch nichts weiter damit gewonnen hätte, als unverständlich zu bleiben oder mißverstanden zu werden: die gewöhnliche Klage aller aufs Unerhörte lossteuernden Speculanten. Dagegen hat er durch überall gleiche Annehmlichkeit des Vortrags den Leser festzuhalten gewußt; was bey Werken dieser Art doch in der That selten genug der Fall ist. Bey der von ihm gewählten chronologischen Methode ließ so wenig wie bey jeder andern den leidigen Wiederholungen sich ausweichen: hier blieb nichts anders übrig, als den ganzen Reichthum seiner Sprache aufzubieten, um durch Mannichfaltigkeit wenigstens des Ausdrucks Leben und Bewegung seinen Darstellungen einzuhauchen; was auch mit so gutem Erfolge von ihm geschehen ist, daß wer an Kenntniß der Italiänischen Sprache sich ergöht, diese Secoli gewiß nicht ohne Vergnügen und Belehrung durchblättern wird; wobey die in Deutschland zum Vorschein gekommenen Wörterbücher und Grammatiken ihn jedoch oft genug im Stiche lassen dürften; und hieraus sich denn gleichfalls ergibt, daß die Italiänische Sprache — mit Ausnahme vielleicht des Toscanismus — noch nicht unter die geschlossenen gehört; denn wenn man auch höchst selten nur auf neugeformtscheinende Wörter stößt, gibt es der dem Französischen offenbar nachgebildeten Wendungen desto mehr bey ihm. Ob die Aristarchen und Puristen seines Vaterlandes durchweg damit zufrieden seyn werden, bleibt frey-

lich eine andere Frage, die uns ausländische Leser aber wenig kümmert; weil jede neue, das Wesen einer Sprache nicht verletzende, durch feinere Schattirungen sie hingegen bereichernde Wendung immer willkommen seyn muß, mag solche einem Idiom entlehnt seyn, welchem sie will!

Non omnia possumus omnes! In der politischen Geschichte Italiens und der seiner anmuthigen Künste, zeigt Hr. C. sich sehr wohl bewandert. Bey den strengern Wissenschaften, wo dieß vielleicht nicht überall der Fall war, hat er sich doch an so gute Gewährleister gehalten, als jenseits der Alpen sich aufreiben ließen, und seine Landsleute werden zuverlässig noch vieles von ihm lernen können. Mit der Französischen Litteratur ist er ungemein vertraut; in der Engländischen auch kein Fremdling; wenigstens weiß er sehr schicklich auch Schriftsteller dieser Nation aufzurufen, wenn es darauf ankommt, dieß oder jenes einheimische Erzeugniß durch den Beyfall ausländischer Gelehrten noch geltender zu machen, oder die Einwürfe derselben zu widerlegen. Die Deutsche Sprache hingegen gesteht er gar nicht zu kennen, und wenn er gleichwohl eben so gern nach Stimmen aus Deutschland sich umsieht, so geschieht dieses nur, wenn er Lateinisch geschriebene Werke befragen konnte; wie z. B. die unsers verdienstvollen Bruders; als den er häufig und mit großem Vertrauen anführt. Auch die philosophischen Schriften und gedruckt vorhandene Briefe des von ihm gleichfalls hochgeehrten Leibniz hat er durchblättert; nur aber, wie es scheint, um Alles aufzuspüren, was der große Mann irgend zum Lob Italiens und dessen Schriftsteller beyläufig darin angebracht hatte; denn seine eigene Philosophie wagt nur selten über die Systeme Condillac's oder Locke's, und im ästhetischen Fache über Batteux oder seinen Landsmann Parini sich hinaus. Daß seine Lands-

leute sich so lange mit den Scholastikern plagen müssen, und nur im Aristoteles und Plato ihr Heil suchten, bedauert er unaufhörlich; und vergift daher eben so wenig einheimische Schriftsteller besonders auszuzeichnen, die in mancherley Feldern des menschlichen Wissens das Joch der Autorität abzuschütteln, selbst zu denken, und mit dem Senkbley der Erfahrung vorzuschreiten anfangen.

Daß er sich exemplarischer Unparteylichkeit überall besinnen, ist schon oben gerühmt worden; nicht leicht also verschweigt er die schwachen Seiten der von ihm geschilderten Schriftsteller, und über den Punct der Sittlichkeit besonders bleibt er unerbittlich. Wirklich stuzt, um nicht zu sagen erschrickt man, über die gewaltige Menge derer, von denen Hr. C. gestehen muß, daß ihre Moralität äußerst verderbt gewesen; vorzüglich in dem übrigens so hoch gepriesenen Zeitalter Leo X. Wenn er hierin, wie gesagt, mit ungemeiner Strenge zu Werke geht, so läßt er hinwieder es auch an Lobsprüchen nicht fehlen, wo nur irgend etwas darauf Anspruch zu machen hatte. Leicht denken läßt sich mithin, mit welcher Wärme, oft Begeisterung sogar, er den geistigen Verdiensten eines Dante, Petrarca, Ariost, Tasso, Scarpi, Galilei, Malpighi, Nedi u. s. w. huldigt. Wer wird einem Vaterlandsfreunde dieß verübeln? Nicht zu rechtfertigen, sondern höchlich zu loben vielmehr ist ferner die besondere Aufmerksamkeit, womit die Nachbarn Jeden auszeichnen, der um den Bau ihrer Sprache und deren Verfeinerung sich verdient gemacht; als worüber auch hier lehrreiche Bemerkungen in Menge vorkommen, und das per quos profecerint mithin ungleich dankbarer von ihnen, als leider bey uns beherzigt wird! Etwas zu stark indeß ist doch wohl die Farbe aufgetragen, wenn in dem, wie man denken kann, nicht kurzen, den Dante betreffenden Artikel es am Schlusse von ihm

heißt: L'indefesso studio di Dante ha formato ne' posteriori tempi de' grandi Poeti, ma nessuno piu grande di lui. — Oder am Ende des vom Petrarca handelnden: daß dieser den Galilei's, Descartes, Newton's, Bossuet's u. s. w. der Folgezeit eine Bahn gebrochen, die ohne seinen Vorgang vielleicht nie wäre von ihnen betreten worden. Auf P—s Canzoniere haben die drey letzten wohl schwerlich einen Blick geworfen, und doch ist es dieser allein, dem er seinen Nachruhm zu danken hat. Was seine prosaischen, jetzt so gut als vergessenen Schriften anlangt, so stößt man allerdings auf Aeußerungen darin, die man jenem Zeitalter kaum zugetraut hätte; die jedoch wirkungslos verhallen, und für Stimmen des Predigers in der Wüste gelten konnten. Wenn Herr C. in den Lobeserhebungen classisch gewordener und geliebener Landsleute bisweilen ein paar Schritte zu weit geht, so ist er hinwiederum dafür zu loben, dem Verfall des Geschmacks im 17ten Jahrhundert, dem Jahrhundert der Concetti's, sorgfältig nachgespürt, und die Veranlassungen zu dergleichen Abwegen überall aufgedeckt zu haben. Daß man von diesem Ungeschmack gänzlich zurückgekommen sey, versichert er mehrmahls, und geräth dabey in großen Eifer gegen Alle, die ihn den Italiänern noch immer Schuld geben. Desto mehr ist zu bedauern, am Schlusse des Werks nicht wenigstens eine Uebersicht des Zustandes anzutreffen, worin der dasige Parnas und Minerventempel nunmehr sich befinden. Statt dessen bekümmert man da nichts weiter zu lesen als: Neuerungskizel und Apterphilosophie hätten seit mehr als 50 Jahren auch in Italien dergestalt um sich gegriffen, daß in dem ganzen Gebiete geistiger Thätigkeit die heillofeste Verwirrung daraus entstanden, Alles noch in Gährung sey, Er selbst aber sich nicht getraue zu bestimmen, was etwa die Folgen davon seyn dürften.

Der seinem eignen Werke indeß gewordene Beyfall wird auch ihn hoffentlich hierüber wieder bejubigt haben.

In welchen Perioden die bildenden Künste am schönsten geblüht, wird nicht unerwähnt gelassen, nur aber das Leben solcher Künstler von ihm beschrieben, die, wie M. Angelo, Palladio, Bignola, Salv. Rosa u. s. w. nach der Feder selbst gegriffen, und zu mehr oder weniger berühmten Schriftstellern geworden. Da Herr C. wirklich ein Richteramt bekleidet, ließ sich erwarten, das Feld der Rechtsgelahrtheit mit einiger, und dieß sehr verzeihlichen, Vorliebe behandelt zu finden; was indeß von Baldus, Bartolus, Alciat, Sigonius, Gravina und so manchem Andern hier erzählt wird, sind uns längst bekannte Dinge. Der so genannten eleganten Jurisprudenz scheint er nicht sonderlich hold zu seyn; aus der Frage wenigstens zu schließen: Ob es fürs Gemeinwohl nicht besser gewesen wäre, wenn von den Spitzfindigkeiten der Römischen Schule sich gar nichts erhalten hätte? Desto mehr wahre Philosophie verlangt er von seinen Amtsbrüdern, und empfiehlt Band VI. S. 236 f. in dieser Hinsicht den zu Ferrara im Anfange des 17ten Jahrhunderts in Blüthe gestandenen — von Tiraboschi nicht erwähnten Alex. Turamini, der philosophischer als alle seine Vorgänger zu Werk gegangen seyn soll, und daher als Vorläufer des Franzosen Domat und des Preussischen Cocceji (?) von ihm begrüßt wird. Ob seine zu Siena 1769 bey Rossa wieder aufgelegten Opera omnia den wackern Antecessor unverdienter Vergessenheit haben entreissen helfen, muß an seinen Ort gestellt bleiben.

Da der Raum unserer Blätter nicht einmahl alle die Nahmen der in dieser Rotunda aufgestellten Ehrenmänner anzuzeigen erlaubt, so ist noch weniger an Beantwortung der Frage zu denken, warum

diese Auszeichnung so manchem Andern versagt worden; auch dürfte die Meinung eines Ausländers hierüber schwerlich von Gewicht seyn. Daß zu ansehnlicher, obgleich oft gedruckter, und noch immer gelebener Ausgeburten in Prorsfa und Worsfa gar nicht gedacht worden, war der Ehrfurcht des Verf. für Sittlichkeit ganz angemessen; dann aber hätte er auch Hannibal Caro's Commentar über Molza's berühmte Fischeide unangeführt lassen mögen. Den schon 1693 gestorbenen, und also noch innerhalb der sich gesteckten Grenzen befindlichen Lazzarelli gleichfalls mit Stillschweigen zu übergehen, obgleich die Ciccade noch immerfort neue Auflagen erlebt, reichte schon der einzige Grund hin, daß ein solcher Gegenstand des darin angebrachten unerschöpflichen Wissens keinesweges werth war; befremdend aber bleibt es alsdann den kleinen Roman Eurialus und Lucrezia aus der Feder des Aeneas Sylvius, nachherigen Oberhauptes der Kirche, als ein Muster von Naivetät und Herzenskenntniß empfohlen zu finden; wofür auch nicht sonderlich strenge Moralisten ihn schwerlich halten dürften. Erst im Jahre 1521 ge- traute man sich in Italien ihn in die Sprache des Landes zu übersetzen; unter Deutschen Pressen hatte solcher, Lateinisch sowohl als Deutsch, bereits ein halbes Jahrhundert früher schweigen müssen. Wie Herr E. sich benimmt, berühmten Büchern, aber zwen- deutig geliebten Inhalts, doch irgend eine ihnen günstige Seite abzugewinnen, will bey ihm selber nachgelesen seyn: z. B. im Artikel Macchia- vell's; wo es ihm überaus sauer wird die Grund- sätze dieses Politikers in ein ihm nicht gar zu nach- theiliges Licht zu stellen; er auch am Ende gestehen muß, daß M. — ein bisher wenig oder gar nicht beachteter Umstand! — bey aller übrigen Thätigkeit doch ein äußerst lockerer Gesell gewesen, und dieser Flecken daher auf seine moralische Ansichten ver-

Dinge einen sehr bedenklichen Schatten werfen müsse. Den berühmten Antimacchiavell fertigt er mit dem Einfall ab: Un gran Principe lo biasimò, den Florentiner nämlich, colla penna, e lo raccomandò colla spada.

Statt nach mehreren Anzeichnungen dieser Art sich umzusehen, ist kaum noch Raum zur Klage übrig, daß Herr C. so selten für gut gefunden, die Ausgaben der von ihm benutzten oder beurtheilten Werke anzuzeigen: freylich würde zu große Ausführlichkeit, das seinige zu sehr ausgedehnt, und für Viele langweilig gemacht haben; allein die neuesten oder besten Ausgaben wäre man doch hier anzutreffen berechtigt gewesen; denn so wenig sich auch die Zahl der in Italien gedruckten Bücher mit der aus unsern Officinen messen kann, ist die der bey ihnen lesbar gebliebenen und deren Ausgaben doch immer noch so groß, (vom Dante gibt es ihrer mehr als 80, und von Petrarca's Canzoniere mehr als noch einmahl so viel,) daß selbst nicht schlecht unterrichtete Inländer oft ungewiß genug bleiben sollen, welcher darunter sie den Vorzug zu geben haben; dieß aber in Betreff Italiänischer Ausgaben, wo so viel verstümmelte und umgeänderte vorkommen, weit öfter als anderwärts der Fall sey, werden Ausländer aus eigener Erfahrung wissen. Zwar besitzen unsere Nachbarn seit kurzem eine aus 250 groß Octav-Bänden bestehende in Mailand sauber gedruckte Sammlung ihrer classischen Schriftsteller, die auch von Seite der Herausgeber durch hierbey angewandte Critik sich empfehlen soll; ob aber Herr C. diese Sammlung schon benutzen können, wird nirgend ersichtlich. Werden hier und da auch Ausgaben angezeigt, kann man sich nicht immer darauf verlassen. So wird gleich auf den ersten Bogen des Werks Albertanus, der im Anfange des 13ten Jahrhunderts als Richter zu

Brescia' gelebt hat, angeführt, dessen *Ars loquendi et tacendi*, eine Moral und Rhetorik in nuce, deshalb merkwürdig ist, weil gleichzeitige Uebersetzer ein schon so gutes Italiänisch schrieben, daß die Crusca bey Anfertigung ihres Wörterbuchs diese Arbeit brauchen konnte. Von besagter Uebersetzung nun gibt Herr C. die Ausgabe von 1640 als die letzte an; da solche doch noch 1732 zu Florenz und Mantua bey Pazzoni in Quart wieder abgedruckt worden. Wir erwähnen dieser *Ars loquendi etc.* hier auch deswegen, weil ihr Lateinischer Text in Deutschland so viel Liebhaber fand, daß unsere Officinen von 1470 bis 1500 ihn um die Wette, und an mehr als zwanzig Druckplätzen unter die Presse nahmen. — Bald darauf kömmt die Reihe an die historischen Schriften der Brüder Villani; für die frühere Geschichte von Florenz gar nicht unbedeutend; noch erheblicher aber für die der Italiänischen Sprache, als welche darin schon in einer Reinheit und Amuth erscheint, wovon im Anfange des 14ten Jahrhunderts alle andere noch weit entfernt waren. Hier gedenkt Herr C. sehr flüchtig einer vermuthlich gar nicht vorhandenen Florentiner Ausgabe von 1573 als der ersten; da das Werk doch zu Venedig und schon im Jahre 1537, obgleich sehr unvollständig noch zuerst gedruckt worden, wie denn um der Villani Schriften in ersten Ausgaben ganz zu besitzen, man mehr als eine zur Hand haben muß; wenn anders Muratori's *Script. rer. Italic.* — und eine solche Reihe von Folianten steht nicht Jedermann zu Dienst — sich nicht in unserer Nähe befinden. Uebrigens haben weder M. selbst, noch andere Italiänische Litteratoren es gewußt, was es mit den Primair-Ausgaben dieser Villani eigentlich für Bewandniß hat, und Ersterer mußte sich wieder nach Handschriften umsehen. — Daß die Einwanderung der aus Griechenland geflüchteten

Gelahrten, so wie die Einführung der Buchdrucker-
 kunst nicht unberührt geblieben, versteht sich von
 selbst; über beides jedoch läßt der Verf. sich ungleich
 kürzer aus, als bey Gegenständen dieser Art zu
 erwarten war. So viel ist gewiß, daß die in Italien
 errichteten Officinen gleich den Vortheil genossen,
 in einer bereits fast ausgebildeten Sprache drucken,
 und an den Römischen Classikern ihre Kunst aus-
 üben zu können; für letztere indeß müssen die Zeit-
 genossen noch wenig empfänglich gewesen seyn; denn
 zu Rom und auch anderwärts giengen die Verleger
 und Drucker derselben bekanntlich sehr bald zu
 Grunde. — Nicht vergeblich wird man sich nach den
 Nahmen eines Columbo, Vespucci, Ramusio u. s. w.
 umsehen; ein Plätzchen aber hätten doch wohl noch
 folgende zwey Curiosa verdient: Franz Verlinghie-
 ri's geographisches Werk nach Ptolemäus, ein statt-
 licher Foliant; und eines Bartholomio Veniziano
 sich nennenden, nach eigener Ansicht gefertigte Be-
 schreibung der Griechischen Inseln in Quartformat;
 beide mit den dazu nöthigen Landkarten; jenes zu
 Florenz, dieses zu Venedig, und, wie aus Neben-
 umständen sich ergibt, um 1480 gedruckt. Was
 ihrer Arbeit einen Anstrich von Sonderbarkeit gibt,
 ist der Umstand, daß der Florentiner sein Werk
 in terza rima, der Venediger aber gar in So-
 netten zu schreiben sich nicht verdrießen lassen; wes-
 halb letzteres auch in Italiänischen Catalogen unter
 der Aufschrift: *L' Isolario del Bartolommeo dalli
 Sonetti* aufgeführt wird.

Aus dem bis hierher Gesagten geht hervor, daß
 wenn gleich der Arbeit des Hrn. C. manches Ver-
 dienst nicht abzuspochen ist, und sein Vortrag sich
 mit Vergnügen lesen läßt, man doch, um im Ein-
 zelnen aufs Reine und Gewisse zu kommen, nach wie
 vor zu den Werken der Tiraboschi, Fabroni, Cre-

scimbeni, Fontanini, Apost. Zeno, Quadrio, Paitoni und noch vieler Andern wird greifen müssen. — Da die Transalpinier sich einmahl herausgenommen, ausländische Nahmen nach ihrer Aussprache zu modeln, so muß man freylich auch hier sich gefallen lassen, unsere Brucker u. s. w. in Brucherio, Sclegelio, Klostoc, Eneccio, Corringio, Morovio umgeformt zu finden. Bischof Huet erscheint überall als Uezio; die beiden Holländischen Gelehrten Wandelzinden und Van Soen werden wohl niemand anders als van der Linden und van Goens; der Lord Sarbruc aber, den der liebliche Dichter Rolli auf seiner Rückreise nach England begleitete, in einen Grafen Scarborough umzutausen sehe. Band IV. S. 259 hat der Tübinger Professor, Hr. Bardili, Herausgeber des heterodoxen Pomponatius de immortalitate animae, gar seinen Familiennahmen eingehüßt, vermuthlich weil er zu italiänisch klang, dieß aber auf arge Gedanken hätte bringen können, und mit den Taufnahmen Christoph Gottfried sich begnügen müssen! — Mehreren Bänden sind Zueignungen an die damahligen höchsten Staatsbeamten des neuen Königreichs, theils in Prosa, theils in versi sciolti vorangestellt. Durch Dichterschwung zeichnen letztere sich eben nicht aus; athmen indefß ungemeynen Eifer für den Ruhm des Vaterlandes; denn auch dieser Sohn Italiens scheint an eine vollständige Wiedergeburt desselben in ganzem Ernst geglaubt zu haben. Mehrere Stellen jedoch wird er nunmehr vielleicht wünschen nicht geschrieben zu haben; z. B. die den Zuruf an den Senats-Präsidenten, Grafen Paradisi, mit einer Verbeugung gegen den jetzigen Bewohner St. Helena's schließende:

Il magnanimo Eroe, che coll' impero
 Agguaglia il mondo, e colla mente i Numi!

Die Prosa des Verfassers anlangend, glaubt Rec. dem bereits darüber gefagten noch folgendes, aus dem vom Bologneser Gelehrten Zanotti handelnden Artikel gehoben, mit seinen eignen Worten hinzufügen zu dürfen; wäre es auch nur um bey einem oder anderm unserer Leser die Beantwortung der Frage zu veranlassen: Wie es denn bey uns um diesen Punct stehe? “Quanto in tal argomento sono discordi ancora le mente Italiane! Dopo tanti secoli non è ancora accertata tra noi la *retta maniera di scrivere in prosa*. Questa è in ora piu che mai fluttuante tra la corruttela straniera e tra la nazionale reazione del Trecentistico rigorismo.” — Mit unsern Tre- und Quattrocentisten wird es hoffentlich nie zu einer solchen Reaction kommen!

Durch zu häufige oder lange Noten und Excurse, die schicklicher in den Text selber zu verarbeiten gewesen wären, so wie durch Nachträge, Hin- und Herweiser und andere dergleichen Störungen hat Herr C. die Benützung seiner Arbeit eben nicht erschwert; dagegen aber, was sehr zu tadeln, es an einem Nahmen- und Sachregister gänzlich fehlen lassen; wie denn, um die Zahl der in diesem Ehrentempel aufgestellten Brustbilder auch nur praeter propter angeben zu können, das ganze Gebäude nochmals durchheilt werden mußte, und man hierbey auf die Vermuthung gerieth, der Baumeister habe durch Abwesenheit eines solchen Registers es dem Krittler etwas mühsamer machen wollen, die darin etwa fehlenden Nahmen auszukundschaften. Was die typographische Ausstattung des Werkes betrifft, so ist solches zwar ohne Wignetten, Bildnisse, die meist doch nur unsicher sind, und andere dergleichen sehr entbehrliche Verzierungen geblieben; empfiehlt sich aber desto mehr durch schönes Papier, dem Auge

gefällende Typen, größtentheils fehlerfreyen Druck, kurz, durch jenes simplex munditiis, das allein schon einladet, mit einem so prunklos sich ankündigenden Präferzeugnisse nähere Bekanntschaft zu machen.

Manland.

Für solche, die sich bey der Kürze des menschlichen Lebens angewöhnen möchten, sich über die Anwendung eines jeden, auch des geringsten Augenblicks der Zeit in physischer, moralischer, intellectueller, geselliger und passiver oder vegetirender Rücksicht Rechnung abzulegen, findet sich eine tabellarische Anweisung in dem Memorial Horaire, ou Thermomètre d'emplois du tems et Biomètre, instrument pour mesurer la vie, composé de Tablettes destinées à procurer le moyen de recueillir en une minute et sur une seule ligne, pour chaque intervalle de vingt-quatre heures, de divers emplois et les principaux résultats de la vie, pendant le même espace de tems. Par M. A. Jullien. 1813. 12. An dieses schließt sich an:

M. A. Jullien's allgemeines Memorandenbuch auf das Jahr 18.. Aus dem Französischen übersezt, mit Anmerkungen und einem Anhang versehen von Joh. Carl Höck, Hof- und Regierungsrath zu Gaildorf. Tübingen bey Hoyer de l'Orme 1817. 297 S. 8. nach sechs Eintheilungen, für das tägliche Geschäft, für Haushaltungssachen, für das gesellige Leben (Personal-Memorandentafel), für Briefwechsel, für Schriften, die man lesen oder sich anschaffen will, für Personen und Dinge, deren man sich erinnern will. Unfre Vorfahren entwarfen sich solche Tafeln zu ihrem Gebrauch handschriftlich; es ist ein Character unsres bequemern Zeitalters, daß man sie dem Liebhaber gedruckt anbietet.

— — — — —

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 2. Junius 1817.

Paris.

Bei Courcier: *Traité élémentaire du Calcul de Probabilité* par S. F. Lacroix. 1816. 300 S. in Octav.

Seit den ersten Bemühungen Pascals und **Fermats**, die Wahrscheinlichkeit eines Erfolgs durch Rechnung zu bestimmen, seyen zwar über diesen Gegenstand viele einzelne Abhandlungen und Schriften erschienen, aber die meisten seyen entweder zu oberflächlich und unvollständig, oder setzten zu viel Kenntniß der höhern Analysis zum voraus "ensorté que même avec des connaissances assez étendues dans les Mathématiques élémentaires il faut encore se borner à croire sur parole la vérité des points fondamentaux de la theorie des probabilités, qui peut cependant s'établir d'une manière très solide par le seul secours des élémens d'Algebre. Allerdings mag der Verf. Recht haben, daß zumahl seine Hrn. Landsleute oft Untersuchungen, die sich sonst ganz gut elementarisch behandeln lassen, in einen Schwall

Q (4)

von Calcul verhüllen, der dabey nicht selten durch eine solche Menge ungewöhnlicher und abschreckender Bezeichnungen verunstaltet ist, daß man es manchem nicht verargen kann, wenn er in Ermangelung von Zeit und Geduld, sich durch ein solches Labyrinth durchzuwinden, sich bloß auf die Resultate solcher Untersuchungen beschränkt, und die Richtigkeit derselben auf Treu und Glauben annimmt. Wie mißlich es aber alsdann auch mit der richtigen Anwendung solcher angeblichen Resultate aussteht, bedarf wohl keines Erweises. Der Probabilitätscalcul, der im gemeinen Leben so mancherley Anwendungen zuläßt, hat seit einiger Zeit aus angeführter Ursache auch das Schicksal erfahren, daß nur wenig Gelehrten der Zutritt zu demselben verstattet ist, und darum mochte es allerdings von dem Verfasser ein nützlichcs Unternehmen seyn, seinen Landsleuten ein Werk zu liefern, woraus sie sich auf eine gemeinverständliche Weise über die vorzüglichsten Gegenstände und Anwendungen jenes Calculs unterrichten könnten. Der Verf. setzt hiebey nicht mehr Kenntnisse voraus, als diejenigen, welche in seinen Elements d'Algebre vorkommen. Dabey bemüht er sich aber vorzüglich die Principien recht deutlich ins Licht zu setzen, worauf die einzelnen Gegenstände dieses Calculs beruhen, und die Resultate daraus, unabhängig von algebraischen Formeln, in kurze und allgemein verständliche Sätze zusammen zu fassen. Um den Uebergang der in dieser Schrift vorkommenden Untersuchungen zu denjenigen zu machen, welche die feinem Kunstgriffe der analyse transcendante erfordern, hat er solche noch mit Anmerkungen begleitet, welche einige Proben von solchen tiefern Untersuchungen mittheilen. Die Schrift selbst ist in zwey Abschnitte getheilt. Zuerst umständlich über die philosophischen Principien der

Wahrscheinlichkeit. Ueber mathematische und moralische Gewißheit, Wahrscheinlichkeit, Möglichkeit und Hoffnung überhaupt, über absolute, relative, einfache und zusammengesetzte Wahrscheinlichkeit, und die Art sie nach Beschaffenheit der günstigen und widrigen, also überhaupt möglichen Fälle, in einer mathematischen Form darzustellen, mit Anwendungen auf verschiedene Spiele in einfachern und zusammengesetztern Fällen. Bestimmung der Grenzen innerhalb denen die Wahrscheinlichkeit eines Erfolgs enthalten seyn muß. Anwendung der Lehre von den Combinationen, Permutationen u. dergl. auf hieher gehörige Fälle. Ueber Lotto, Lotterie- und andere Hazardspiele. Alle diese Untersuchungen gehören zur Bestimmung der Probabilität, wenn die Anzahl der möglichen Fälle eines Erfolgs a priori und aus der Natur der Frage gegeben ist. Im zweyten Abschnitte beschäftigt sich der Verf. mit der Probabilité a posteriori, woben die Zahl der möglichen Fälle aus wiederholten Versuchen, Beobachtungen oder Erfahrungen erhalten wird, so weit es uns möglich ist, solche mit ihren unendlichen Bestimmungen zu übersehen und zu erreichen. In diesen Fällen steht die Bestimmung der Wahrscheinlichkeit im Verhältnisse mit der Menge der angestellten Beobachtungen. Bestimmung der Wahrscheinlichkeit einer wirkenden Ursache, welche aus beobachteten Phänomenen abgeleitet wird, Berechnung einer mittlern Wahrscheinlichkeit u. dergl. Anwendungen auf die Bevölkerung eines Staats, auf die Bestimmung der wahrscheinlichen Lebensdauer, unter diesen oder jenen Umständen, auf Jahrrenten, Leibrenten, Continenz, Witwenkassen, Ersparungskassen, Assurancen u. dergl. Gegenstände, welche wir doch weit besser und vollständiger in dem hieher gehörigen Werke unseres Florencourts behandelt finden,

welches eine etwaige Uebersetzung des vor uns liegenden gänzlich überflüssig macht. Zuletzt de la Probabilité des temoignages et des decisions.

Bamberg und Leipzig.

Von Kunz: Ueber die Beweislast im Civilprozeß(e). Von Nepomuk Borst, Stadtgerichts-Assessor zu Bamberg. Mit einer Vorrede von Anselm Ritter von Feuerbach. 1816. XL und 148 Seiten in groß Octav.

Der Verf. der sich bereits durch mehrere schätzbare Schriften, namentlich über die Erstattung der Prozeßkosten als Schadenersatz (1812), und über die Anwendung neuer Gesetze auf früher entstandene Rechtsverhältnisse (s. unsere Anz. 1815. Nr. 208), seiner Grundlinien für eine vernünftige Gesetzgebung des Civilprozesses (1810), und seines Versuch, einer neuen reinrechtlichen Darstellung des Naturrechts und der Strafbarkeit (1811) nicht zu gedenken, als denkender Kopf bekannt gemacht hat, beschenkt uns gegenwärtig mit der Revision einer Lehre, über welche, selbst nach Weber's trefflicher Abhandlung über die Verbindlichkeit zur Beweisführung im Civilprozeß, und nach der neuesten Schrift von Klöger (Versuch eines Beitrags zur Berichtigung der Lehre von der Beweislast. Jena 1813) die Acten noch keinesweges als geschlossen angesehen werden können. Stimmt gleich der von dem Verfasser aufgestellte Grundsatz in dieser Lehre, im wesentlichen mit dem Weberschen überein, so ist doch die Entwicklung und Durchführung desselben größtentheils eigenthümlich und aus neuen Gesichtspuncten aufgefaßt, welche für den Scharfsinn und wissenschaftlichen Geist des Verf. ein um so rühmlicheres Zeugniß abgeben, als derselbe practischer Rechtsgelehrter, und man

nur zu sehr gewohnt ist, in diesem Stande eine wissenschaftliche Fortbildung verloren geben zu müssen. Das Werk selbst zerfällt in zwei Abtheilungen; in der ersten wird im allgemeinen die Regel, wem der Beweis obliege? festgesetzt, und von dem Beweise verneinender Sätze, so wie von dem Begriffe und der rechtlichen Wirkung der Vermuthungen gehandelt; im zweyten die festgesetzte Regel auf die in dem Verfahren möglichen Beweiskfälle angewandt. Erste Abtheilung: Da überhaupt jeder Beweis nur das Daseyn einer Thatsache, oder eines bestrittenen Gesetzes, aus welchem Rechte entspringen oder erloschen seyn sollen, zum Gegenstande haben kann, so hat der Verf. mit Rücksicht auf jene Voraussetzung die Webersche an sich richtige Regel dahin näher bestimmt, daß er den Grundsatz ausspricht: "wer eine Klage oder Einrede, Replik oder Duplik vor Gericht geltend machen will, und nach der Lage des Rechtsstreits, um zu siegen, geltend machen kann oder muß, der muß das zu deren Begründung erforderliche, rechtlich noch ungewisse Seyn der Thatsache und das ungewisse Nichtseyn der ihr widersprechenden Merkmale, so wie das nicht notorische Gesetz (z. B. die angefochtene Observanz) beweisen." Auffallend ist es hier nur, daß auch das ungewisse Nichtseyn der mit der zur Rechtsbegründung im Widerspruch stehenden Merkmale bewiesen werden müsse, und so führt denn die Auseinandersetzung dieses Glieds der aufgestellten Regel den Verf. auf den Beweis verneinender Sätze, in deren Hinsicht er sodann überzeugend darthut, daß das Nichtseyn einer Thatsache oder eines zu derselben gehörigen Merkmahls nur in so fern, als die Entstehung oder Erlöschung eines Rechts ursprünglich dadurch bedingt ist, nicht aber auch in so fern, als nur deren Reife und Vollendung davon abhängt, von dem Angreifer bewiesen werden müsse, der

Beweis einer Negative jedoch nur dann direct zu führen möglich sey, wenn etwas binnen einem gewissen Zeitraume, so wie in einem bestimmten Zeitpuncte, oder innerhalb eines gewissen örtlichen Raums, so wie an einem bestimmten Orte nicht geschehen seyn solle. Nachzulesen ist die scharfsinnige Ausführung des Verfassers, in welchen Fällen jener Beweis der Negative auch nothwendig sey; am auffallendsten springt diese Nothwendigkeit in die Augen, wenn z. B. der Kläger als Erbe Jemanden eine gewisse Summe ausbezahlt hat, in der Meinung, daß sein Erblasser die Summe diesem versprochen habe, nun aber diese Summe zurückfordert, weil sie nicht versprochen gewesen sey; oder wenn der Besitzer eines Grundstücks keine Fuhr zu haben vorgibt, und deshalb die richterliche Bestellung einer Fuhrgerechtigkeit fordert. — In Hinsicht der bekannten Streitsfrage, ob und in wie fern die Vermuthungen den Beweispflichtigen von der Beweislast befreien? unterscheidet der Verf. die gesetzlichen von den gemeinen. In Betreff der erstern führt er aus, daß bey denselben nur sehr uneigentlich von der Befreyung von der Beweislast die Rede seyn könne, indem der Beweispflichtige immer, anstatt der Thatsache, auf welche es unmittelbar ankömmt, eine andere beweisen müsse, welche den Vermuthungsgrund enthält, und ihm also nur die Beweisführung dadurch erleichtert werde, daß er anstatt jener, diese beweisen müsse, welche vielleicht leichter dargethan werden könne, sein Beweis also jedesmahl als ein indirecter — durch Schlüsse geführter — erscheine. Wenn z. B. die Gesetze aus der Ehe auf die Vaterschaft, und von der Geburt eines Kindes im siebenten Monath der Ehe auf dessen eheliche Zeugung, dann von der Vertilgung einer Handschrift oder von der Zurückgabe einer Schuldverschreibung auf die Aufhebung der Schuld u. s. w. — eine Vermuthung

begründeten, so müsse in allen diesen Fällen zuerst die Gewißheit des ersten Satzes, nämlich die Geburt in der Ehe, die Vertilgung der Handschrift u. s. w. hergestellt werden; der Beweispflichtige könne also immer in der Vermuthung keinesweges eine Befreyung von seiner Last, sondern nur eine Erleichterung derselben finden. — In Hinsicht der letztern verwirft der Verf. geradezu die Annahme einer Befreyung von der Beweislast. — Aus der zweiten Abtheilung erlaubt sich Ref. nur einige Streitfragen auszuheben, welche der Verf. nach seiner aufgestellten Regel sehr consequent entschieden hat. Die, ob bey abgetretenen Forderungen der Cessionar die nach der *lex Anastasiana* erforderliche volle Zahlung der Forderung an den Cedenten, beweisen müsse? behaft derselbe, so wie die, ob die Erbschaftsgläubiger und Legatarien, wenn sie den Notherben belangens wollen, den Beweis führen müssen, daß derselbe die Erbschaft angetreten habe. In Hinsicht der Frage, welchem bey der Negatorienklage der Beweis obliege, tritt der Verf. unbedingt, jedoch aus andern scharfsinnigen Gründen Zufeland (Verträge St. 4.) bey, der bekanntlich dem Beklagten selbst, wenn er im Besitze der Servitut ist, den Beweis auferlegt wissen will. — Ueber die Vorrede des Hrn. von Feuerbach, welche gegen die Gegner der Entwerfung eines neuen Gesetzbuchs gerichtet ist, erlaubt sich der Ref. um so eher zu schweigen, als er sich überzeugt hält, daß beide Parteyen in Betreff der Hauptsache übereinstimmen, und nur darüber streiten, ob jene Entwerfung jetzt möglich und rathlich sey.

London.

The East India Gazetteer; containing particular descriptions of the Empires, Kingdoms,

principalities, provinces, cities, towns, districts, fortresses, harbours, rivers, lakes etc. of Hindostan, and the adjacent countries, India beyond the Ganges and the eastern archipelago; together with sketches of the manners, customs, institutions, agriculture, commerce, manufactures, revenues, population, castes, religion, history etc. of their various inhabitants. By *Walter Hamilton*. 1815. 862 Seiten groß Octav, kleiner aber sehr leserlicher Druck. Ein recht brauchbares Handbuch; da der Verf. mit Fleiß, Einsicht und unparteyischer Vergleichung, bey abweichenden Angaben, die besten Beschreibungen und Nachrichten, auch einige ungedruckte zu Rathe gezogen hat. Nicht nur die Reiche Ava, Birman, Siam, Pegu, Cochinchina etc. wie schon der Titel vermuthen läßt, sind in den Plan mit aufgenommen; sondern auch Canton macht einen Artikel von S. 235 — 240. Es ist, wenigstens einigermaßen dafür gesorgt, daß auch die verschiedene Art, wie die Nahmen ausgesprochen und geschrieben werden, das Aufsuchen in der alphabetischen Ordnung nicht verhindert. Am Ende sind die Bedeutungen öfter vorkommender Indischer Worte erklärt, und die gebrauchten Schriften, deren Verf. unter jedem Artikel nur kurz genannt werden, genauer angezeigt. Da man Auszüge aus einem Werke dieser Art hier nicht erwarten wird: so setzen wir nur noch hinzu, daß bey den Städten fast immer die geographische Länge und Breite und oft auch die Entfernung von den bedeutendsten andern Städten angegeben ist. Zu Beyspielen der ausführlichsten mögen dienen der Artikel Bengalen von S. 116 — 140, Calcutta 200 — 216, Canara (Canara) 223 — 229, Ceylon 261 — 269, Madras 505 — 518, Magindanao (Melindenow) S. 520 — 526.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 5. Junius 1817.

Wien.

In der Gerold'schen Buchhandlung: Versuch einer Beschreibung der vorzüglichsten Berg- und Hüttenwerke des Herzogthums Steyermark. Nebst anderen vermischten mineralogischen, Berg- und Hüttenmännischen Abhandlungen, herausgegeben von Ignaz Ritter v. Pang. und A. Jos. Agl. 1814. XII und 347 S. in Octav. Mit vier Kupfern und zwey Tabellen.

Diese Schrift ist ein überaus angenehmes Geschenk für die Berg- und Hüttenmännische Litteratur. Sie liefert lehrreiche Nachrichten von den Berg- und Hüttenwerken eines Landes, welches in metallurgischer Hinsicht unstreitig zu den merkwürdigsten gehört, doch aber weder in mineralogischer noch in technischer Hinsicht schon so bekannt ist, als es mit Recht zu seyn verdient. Der vorliegende Band ist den Eisen- Berg- und Hüttenwerken am Innernberg, am Vorderberg und in der Radmár gewidmet. In nachfolgenden Bänden versprechen die Verfasser, wenn ihr Unternehmen Beyfall finden sollte, auch von andern Werken, namentlich auch

R (4)

von den Steyerischen Eisen-, Frisch- und Stahlmanipulationen, Beschreibungen zu ertheilen, denen das Berg- und Hüttenmännische Publicum gewiß mit Verlangen entgegen sehen wird. Die Verfasser geben über die genannten Werke Alles, was zu einer vollständigen Kunde derselben gehört: sie berühren das Geschichtliche derselben; sie liefern geognostische und mineralogische Beschreibungen der Erzlagerstätten und der darauf vorkommenden Fossilien; Beschreibungen des Bergbaues; Nachrichten von den Einrichtungen und dem Betriebe der Hütten, woben sie nicht nur das Technische, sondern auch das Oeconomische berücksichtigen, und verflechten in diese Berichte sogar theoretische Untersuchungen in Beziehung auf geologische Gegenstände und auf die Hüttenprocesse. Wenn nun gleich manche theoretische Ansichten der Verfasser nicht haltbar seyn sollten, so entgeht dadurch doch dem Werke Nichts von seinem practischen Werthe. Auch verdienen jene um so mehr eine nachsichtige Beurtheilung, da die Verfasser wie durchgehends, so auch in Hinsicht ihrer, mit lobenswerther Bescheidenheit auftreten. — Wir wollen uns, nach diesem allgemeinen Urtheile, zur kurzen Darlegung des Inhaltes der Schrift wenden.

I. Ueber die Eisen-, Berg- und Hüttenwerke am Innernberg des Eisenerzes in Steyermark.
Zuvörderst: Kurze Geschichte der Innernberger Eisenwerke. Die ältere Geschichte verliert sich in das graue Alterthum. Einigen Inschriften und Urkunden zufolge fällt zwar die Entdeckung der reichen Eisengruben in das Jahr 712 unserer Zeitrechnung; aber die Verfasser machen es sehr wahrscheinlich, daß ihr Alter ungleich höher hinauf reicht. — Lage und Größe des Erzberges. Vom Fuße bis zur höchsten Kuppe mißt er 435 Toisen 2 Fuß; und über das Meer erhebt sich der Gipfel 1959 Pariser Fuß. Wird der kubische Inhalt der noch vorhandenen

Erzmasse betrachtet, so ergibt eine wahrscheinliche Berechnung, daß sie 443,750,400 Cubikfuß beträgt, welche Masse nach dem Durchschnittsgewichte des Eisensteins über 900 Millionen Centner wiegt. Wird nun die jährliche Erzgewinnung zu etwa einer Million Centner angeschlagen, so würde der Erzberg allein, nach dem jetzt bestehenden Eisensteinverbrauch, noch über 900 Jahre Eisensteine liefern können.

Geognostische Betrachtungen des Erzberges und der demselben umgebenden Gebirgsmassen. Das so genannte Uebergangsgebirge herrscht; das Urgebirge scheint in der Gegend des Erzberges überall von jenem bedeckt zu seyn. Grauwacke, Thonschiefer, Porphyr, Kalkstein, Wech- und Talk-schiefer, Quarzfels, Kieselschiefer, Zeichen- und Alaunschiefer, und vielleicht auch Gyps, sind die Gebirgsarten, welche das Uebergangsgebirge dertiger Gegend zusammensetzen. Flözgebirgsarten erscheinen nur in entfernteren Thälern. Das Grundgebirg des Erzberges ist Uebergangs-Kalkstein. Darüber liegt Grauwacke. Thonschiefer erhebt sich in größerer Verbreitung und zu noch höheren Puncten. Ueber diese Gebirgsarten hin scheint der Spatheisenstein übergreifend gelagert zu seyn. Er selbst wechselt mit untergeordneten Lagern von Kalk- und Wechschiefer ab. Die Verfasser glauben daher das Spatheisenstein-Stückgebirge als eine eigene selbstständige Formation betrachten zu dürfen. — Von den Höhlen und Klüften im Erzberge; von Entstehung des Brauneisensteins und der Kalkstalaktiten. Dieser Abschnitt enthält viele schätzbare Beobachtungen, unter andern auch über die so genannte Eisenblüthe, welche mit den Erfahrungen übereinstimmen, die Recensent an andern Orten über die Umänderungen, welche der Eisenspath erleidet, zu sammeln und zum Theil auch schon öffentlich mitzutheilen Gelegenheit gehabt hat. —

Geognostische Uebersicht der im Erzberge einbrechenden Fossilien. Es findet ein allmählicher Uebergang aus Kalkspath in Eisenspath statt, und eben so wird bemerkt, daß sich der vorkommende Braunspath einerseits in Kalkspath, andererseits in Eisenspath verlaufe. Bey dem letzteren unterscheiden die Verfasser einen gemeinen und einen thonigen und talkigen. Diese Trennung kann aber nur in technischer Beziehung gelten, indem sich der letztere nur durch beygemengte Thon- und Talktheile von dem ersteren unterscheidet. — **Politische Begrenzung des Erzberges und Betrieb des Bergbaues.** Der Bergbau ist höchst unregelmäßig, indem er die ganze Erzmasse nach unzähligen Richtungen durchläuft. Diese für ein anderes Local sehr nachtheilige Unordnung, bietet dort den bedeutenden Vortheil dar, daß dadurch der Spatheisenstein so viel wie möglich mit der Atmosphäre in Berührung gebracht und so zur Verschmelzung tauglich gemacht wird. Es fragt sich übrigens, ob derselbe Zweck nicht noch vollkommner durch einen, dem Locale und den Bedürfnissen angepaßten regelmäßigen Abbau sollte erreicht werden können? Der ganze Bergbau zerfällt in den Gruben- und in den Tagebau; von denen der letztere bey weitem der bedeutendere ist. Er wird dadurch sehr begünstigt, daß der Spatheisenstein nur von Dammerde bedeckt ist. Große Massen von Eisenstein werden durch Brüche ohne menschlichen Kraftaufwand gewonnen, und man macht eigene Vorrichtungen, um das Entsetzen von Brüchen zu befördern. Die gewonnenen Erze werden in groben leinenen Säcken, deren jeder $2\frac{1}{2}$ Centner faßt, und im Sommer auf einem kleinen Wagengestelle, im Winter auf einem Schlitten ruhet, zu den Halden gefördert. Diese Art der Förderung, so wie manches andere bey dem Bergbaue, trägt noch sehr das Gepräge des Alterthums, und sicht

gegen die Fortschritte ab, welche man in neuerer Zeit bey dem Hüttenwesen in dortiger Gegend gemacht hat. — Von der Eisensteinverschmelzung zu Eisenerz im Allgemeinen. Die Eisensteine werden in drey Hauptgattungen getheilt: Pflanze oder unzersehter Spatheisenstein, Brauneisenstein und Ocker. In früherer Zeit waren nur die sogenannten Stücköfen im Gebrauch. Diese wurden allmählich durch die 14 bis 16 Fuß hohen Flossöfen verdrängt; und noch später wurden die Hochöfen eingeführt. Dieser beiden Ofenarten bedient man sich gegenwärtig. — Von den Floss- und Hochöfen und dem dazu gehörigen Bau- und Maschinenwesen insbesondere. Die Constructionen mehrerer Floss- und Hochöfen werden genau beschrieben. Dann ist von der Schmelzung, der Saugführung, den Arbeiten im Vorheerde, den Producten und von dem Ausblasen der Öfen die Rede. Man unterscheidet vier Hauptabänderungen von Roheisen: 1. graue Flossen (mit den meisten Kohlen erzeugtes Roheisen); 2. sehr sprödes oder spiegellichtes Roheisen; 3. ordinäre oder streifiges; 4. weiche oder so genannte lufthichte Flossen (mit den wenigsten Kohlen geblasenes Roheisen). Graphit ist ein höchst seltenes Product, welches nur zuweilen bey dem ganz grauen Roheisen sich zeigt. — Von dem Ausbringen in Hohen- und Flossöfen. Der gute Gehalt der Eisensteine, ihre Leichtflüchtigkeit und die zweckmäßige Leitung des Processes bewirken ein sehr hohes Ausbringen, welches übrigens bey den Hohenöfen etwa noch einmahl so hoch als bey den Flossöfen ist. Aus einem Centner Eisenstein erfolgen 37,5 bis 39,87 Pfund Roheisen. Bey dem Kuprechts-Hochofen beträgt das zwölfstündige Ausbringen 61, bey dem Weibna-Hochofen 60 und bey den Flossöfen 26 bis 23 Centner Roheisen. Der Centner Roheisen wird bey dem ersten Hochofen

mit 16,74, bey dem zweyten mit 14,31, und bey den Hoßlöfen mit 21,12 bis 24,72 Kubitfuß Kohlen erzeugt. — Es folgen nun sehr weitläufige Bemerkungen über die Theorie des Schmelzprocesses, wobey gar Vieles vorkömmt, welches mit zuverlässigen Wahrheiten der Chemie im Widerspruche stehet. Die Verfasser gründen ihre Sätze zum Theil auf die Angabe von Schriftstellern, die man bey solchen Untersuchungen gegenwärtig nicht mehr als Auctoritäten anführen sollte. So ist es z. B. allgemein bekannt, wie wenig manchen Hypothesen vom sel. Girtanner zu trauen ist, der von unsern Verfassern oft angeführt wird. Besonders sind sie der in anderen Beziehungen sehr beachtenswerthen Ansicht des Hrn. Prof. Steffens von der Kiesel- und Kalkreihe im Mineralreiche gefolgt, und haben darauf Vermuthungen gestützt, die durch sichere chemische Erfahrungen widerlegt werden. Dahin gehört unter andern dasjenige, was die Verfasser über die Wirkung des vermeintlichen Kohlenstoffgehaltes des Quarzes und seinen Einfluß bey dem Eisenschmelz- und Reductionsprocess anführen. Die von ihnen mitgetheilten Erfahrungen: daß z. B. durch den Zuschlag von Feuerstein das Eisen im Frischfeuer länger in einem gekohlten Zustande erhalten werde; daß man sich bey einem zu grellen Schmelzgange dadurch helfen könne, daß man ein Paar Schaufeln zerstoßenen reinen Quarzes durch die Form in das Gestell bringe, wodurch das Eisen gahrer werde — sind allerdings der Beachtung sehr werth; aber wir glauben doch, daß diese Erscheinungen auf eine genügendere Weise als durch den nicht zu erweisenden Kohlenstoffgehalt des Quarzes sich erklären lassen, besonders wenn man dabey die merkwürdigen Erfahrungen von der großen Verwandtschaft des Siliciums zum Eisen und zum Kohlenstoff zu Hülfe nimmt, womit unser Hr. Prof.

Stromeyer die Chemie bereichert hat. Indem ein Theil von den erwähnten Kieselfossilien reducirt wird, vermittelt das mit dem Eisen sich verbindende Silicium zugleich die Aufnahme von mehrerem Kohlenstoff. Es ist eine auch bey unseren Eisenhöfen bekannte Erfahrung, daß Kiesel-erde haltende oder mit Kieselfossilien irnig gemengte Eisensteine gern auf die Gahre gehen, aber auch oft ein härteres Roheisen geben. — Ueberaus lehrreiche Betrachtungen stellen die Verfasser an über die Höhe und Weite der Oefen, über die Gestalt der Schächte, über die Zustellung, über die Form und die Deupen.

II. Ueber die Eisenhütten am Vorderberge des Eisenerzes. Vierzehn Werke am Vorderberge erhalten ihren Eisenstein ebenfalls vom Erzberge. Die Werke am Innerberge erhalten Pflinze und so genannte Braunerze im Verhältnisse von 2 : 1; wogegen die zum Vorderberge gehörenden so viel wie möglich nur Brauneisensteine zu gewinnen suchen. Die Eisensteine werden geröstet, wobey sie 18 bis 22 Pfund am Centner verlieren. Nur Floßöfen werden angewandt. Von dem von Egger'schen Floßofen, welcher der vorzüglichste ist, theilen die Verfasser die Massen mit. Bey einem der vierzehn Floßöfen befindet sich ein Wasserliederungs-Gebläse.

III. Ueber das Eisen-Berg- und Hüttenwerk in der Radmár. Radmár liegt $3\frac{1}{2}$ Stunde westlich vom Eisenerz entfernt. Das Gebirge gehört auch hier zur Uebergangsformation, und wird von den Verf. genau beschrieben. In dem aus Grauwacke bestehenden Bucheck setzt ein 18 Lachter mächtiges Eisensteinslager auf, welches hauptsächlich Spath- und Brauneisenstein liefert. Auch auf dieser Lagerstätte ist vormahls ein ganz planloser Bergbau geführt worden, und erst in neuerer Zeit hat man angefangen, ihn geregelter zu betreiben. Auch ist der Saßzug ab-

geschafft, und ein zweckmäßiger Rollensturz vorge-
 richtet, von welchem die Verf. eine Beschreibung und
 Abbildung liefern. Der sorgfältig geröstete und nach
 einer neueren Einrichtung mit Wasser abgelöschte
 Eisenstein wird in dem Verhältnisse von $\frac{2}{3}$ Braun-
 erzen und $\frac{1}{3}$ Pflinzen zur Hütte geliefert. Vor-
 dem bediente man sich eines Floßofens; im Jahre 1805
 ist aber eine neue Hütte mit einem 30füßigen Hoch-
 ofen nach dem Muster der Hochöfen zu Eisenerz er-
 bauet. Auf 100 Pfund Eisenstein werden 40 $\frac{1}{2}$ Pfund
 Roheisen ausgebracht, und ein Centner wird mit
 17,0372 Kubikfuß Kohlen dargestellt. Die Roheisen-
 erzeugung betrug bey einer Hüttenreise von 345 Ta-
 gen, 28,993 Centner. Man hat zu den Holzkohlen
 etwas Torfkohlen gesetzt. Nach den Verf. haben sich
 aber die letzteren sehr unwirksam gezeigt. Werkstätte
 bey denen keine so hohe Temperatur als in den Hoch-
 öfen erforderlich ist, als z. B. Streckfeuer, Glühe-
 heerde, bedienen sich derselben mit Vortheil und wirk-
 licher Holzkohlensparung, aber freylich bey etwas
 größerem Zeitaufwande. Der Hochofen in der Rad-
 mâr ist seit 1809 mit sechs aus Holz gearbeiteten
 Cylindern versehen, die durch zwey einander gegen-
 überliegende Formen in der Minute 3221,64 Kubik-
 fuß Luft in den Ofen senden. Die Windleitungs-
 röhren von drey Cylindern münden in einem mit
 Gewichten beschwerten Regulator zusammen, aus
 welchem die Gebläseluft durch ein Deupenrohr in die
 Form gelangt. Von den beiden Formen ist die eine
 niedriger als die andere eingesetzt. Die tiefere
 liegt 14 Zoll, die höhere 17 Zoll über dem Boden-
 stein. Diese ist von der Kernlinie 6 Zoll gegen die
 Rückwand, jene 4 Zoll gegen die Brust entfernt.
 Von dem Gebläse ertheilen die Verfasser eine genaue
 Beschreibung und Abbildung.

— — — — —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. Stück.

Den 7. Junius 1817.

Gröningen.

Mit freudiger Theilnahme gedenken unsere Anzeigen der Acta saecularia Academiae Groninganae (vom 10. bis 13. October 1814). Der König der Niederlanden und dessen Gemahlinn, die ersten Diener des Königreichs, der Magistrat der Stadt, die Gelehrten und das Volk in der Nähe und Ferne haben mit einander gewetteifert, den Verdiensten der Universität Gröningen an diesen Ehrentagen zu huldigen. Was hätten auch die Lehrer einer höhern Bildungsanstalt, die, wenn sie ihren Beruf als Lehrer, Gelehrte und Schriftsteller, als Erfinder und Bereicherer ihrer Wissenschaften ganz erfüllen wollen, keine andere Wahl als ein einsames Leben haben, für eine Ermunterung, wäre es nicht die öffentliche Aufmerksamkeit auf die großen Opfer, welche sie den Völkern bringen? Diese, und die Unterstützung mit Hülfsmitteln, welche die Kräfte des Privatstandes übersteigen, sammt strenger Gerechtigkeit in der Anerkennung des Verdienstes im Einzelnen und Ganzen, die jedem seine gebührende, und keinem eine unverdiente Krone zuerkennt, sind

S (4)

die sichersten Bürgen für den fortdauernden Schwung und die Blüthe einer wissenschaftlichen Anstalt. Das zweyhundertjährige Jubelfest der Universität zu Gröningen war ihr eine hehre, heilige Zeit. Sie war vor kurzem dem Hause Oranien, sie war sich selbst wiedergegeben; und losgerissen von den schmachlichen Befehlen eines fremden Universitäts-Pascha konnte sie einen neuen Lauf, wie er dem Vaterlande ersprießlich ist, beginnen.

Die Geschichte der Feyerlichkeiten von Johann Rudolph van Kerde eröffnet die Sammlung (I—XLVI); dann folgen die Kerkrede en Gebed am Jubeltag (den 10. October) von Felco Tinga (1—24), und die Lateinische Jubelrede des damaligen Rectors der Universität, Hermann Muntinghe, die von den Verdiensten der merkwürdigsten Männer handelte, welche in diesen 200 Jahren zu Gröningen gelehrt haben. Bey der Zubereitung dieser Rede zur Presse ist sie mit Anmerkungen aus der allgemeinen und speciellen Litterär- und Landesgeschichte begleitet worden, die das nachhohlen, was der Redner in seinem Fluge nicht berühren konnte; auch war hier Platz für manche *Deos minorum gentium* unter den Lehrern, die in das Hauptgemälde nicht gehörten: eine Reihe anziehender Artikel (S. 25 bis 138). Darauf zwey Gedichte, im elegischen Sylbenmaße: ein schönes *Carmen saeculare*, von dem seitdem verstorbenen Professor der Beredsamkeit, Johann Kuardi (S. 139—154), das ein Rechtsgelehrter und Sachwalter, (was nicht alle Sachwalter vermögen möchten,) des Dichters Schwiegerohn, Tresling, in einem besondern Gedichte feyerte. Angehängt sind: die Promotionsrede des Mathematikers und Physikers de la Faille bey der Ertheilung der philosophischen Doctorwürde an einen jungen Gelehrten Janus Constantin Driffen, nebst dessen Dankfagungsrede (S. 1—74), und eine

Elegie an den König, der mit seiner Gemahlinn die ganze Feyerlichkeit mit seiner Gegenwart beehrte, von dem Prediger Lucas Jockens (S. I – II). Alles dieses zusammen führt in dem Bande, den der Rec. vor sich hat, den Titel; *Acta saecularia Academiae Groninganae complectentia Orationes et Carmen in Natali ejus ducentesimo publice dicta die x. Octobris 1700cccciv.* Edidit *Hermannus Muntinghe*, Academiae Groninganae Rector. Groningae apud J. Oomkens, Acad. Typographum. In Quart. Die übrigen Feyerlichkeiten, unter denen die mythologische Maske rade nach den vier Facultäten unter Fackelschein ihren eigenthümlichen Reiz gehabt haben mag, verstaten in diesen Blättern keinen Auszug.

Bei der ein Jahr später geschehenen Bekanntmachung des königlichen Decrets über das Studienwesen in Holland erschien: *Tammonis Adriani ten Berge*, Cüratorum Universitatis Groninganae Praesidis, *Allocutio ad Professores et Hermannii Muntinghe*, Rectoris ejusdem Universitatis Magnifici Oratio, habitae die vi. Novembr. 1700ccccv, cum e Decreto Regio instaurata Universitas Groningana sollempniter inauguraretur, novaque institutionis academicae ratio initium caperet. Groningae 15 und 38 Seiten in Quart. Der zweyte Redner setzt die Zweckmäßigkeit und Weisheit des königlichen Decrets und der neuen Studien-Einrichtung in dem Niederländischen Reiche auseinander.

London.

Bei Murray: *The works of the right honourable Lord Byron.* Vol. I. II. III. IV. 1815. In Octav.

Wir haben noch keine besondere Veranlassung gefunden, in unsern Blättern Nachricht von dem neuesten Zustande der poetischen Litteratur der Engländer zu geben. Die vor uns liegende Sammlung der Schriften des edeln Lords, der zu den berühmten unter den jetzt lebenden Englischen Dichtern gezählt wird, erinnert uns an die ganze Schule der neuen Englischen Romantiker, zu denen er gehört. Die Aehnlichkeit zwischen dieser Schule und unsern neuen Deutschen Romantikern ist nicht zu verkennen. Beide Schulen gehören dem neunzehnten Jahrhundert an, und weichen ziemlich weit vom Geschmacke des achtzehnten ab. Beide suchen ihren Erfindungen im Geiste der älteren romantischen Poesie einen noch lebhafteren Reiz durch Verschmelzung der neueren Dichtersprache mit der veralteten zu geben. In der Erfindung stehen diese Englischen Romantiker den Deutschen nach; sie übertreffen sie aber durch einen männlicheren Character; sie gefallen sich nicht, wie ihre Deutschen Geistesverwandten, in kindischen; kindlich seyn sollenden Spielen einer affectirten Frömmelley; sie sind überhaupt weit correcter. Nach Keattie, der durch seinen Minstrel diese Bahn gebrochen hat, sind besonders die Herren Walter Scott, Southey der Hofdichter, und Lord Byron bemüht gewesen, die neue Schule in Aufnahme zu bringen. Unter den älteren Dichtern, deren Sprache und Styl diese Schule mehr oder weniger nachahmt, hat Spenser den Vorzug erhalten. Aber Lord Byron's Gedichte haben auch noch in anderer Hinsicht Aufsehen erregt. Bey den vielen Urtheilen, die nun schon über diesen Dichter gefällt sind, der noch ein junger Mann, wenn gleich über die erste Jugendperiode hinaus ist, kommt besonders sein persönlicher Character in Betracht, der ungefähr in eben so übeln Ruf gerathen ist, als seine Gedichte berühmt ge-

worden sind. Wenn scandalöse Anekdoten hierher gehörten, könnten wir zu denen, die über den edeln Lord im Umlaufe sind, noch einige von guter Hand hinzufügen. Aber wir würden diese Personalien ganz unberührt lassen, wenn nicht auch die Gedichte, die wir hier anzeigen, bey ausgezeichneter Schönheit zugleich einen zurückstoßenden Character hätten, der sich nicht wohl anders, als aus einer persönlichen Denkart erklären lassen will, und zwar einer Denkart, die dieser Dichter dem Publicum so wenig verheimlicht, daß er sogar sich selbst in ihr gefällt. Man sollte glauben, es gebe keine unpoetischere Geistesstimmung, als die Abspannung eines Wüßlings, der früh die ganze Schule der Ausschweifungen durchgegangen ist, und nur noch von Geistesunruhe getrieben, in beständiger Zerstreuung, nichts eigentlich mehr achtend, nichts wahrhaft Sittliches in der menschlichen Natur mehr anerkennend, nur keinen Einfällen nachlebend, durch raffinirte Spannung der Phantasie eine Art von Ersatz für den natürlicheren Lebensgenuß sucht, der durch Uebermaß für ihn aufgehört hat Genuß zu seyn. Aber das Genie weiß sich überall zu helfen; und wahres Dichtergenie spricht aus Lord Byron's Werken. Diejenigen seiner Werke, die, mit Recht, das meiste Aufsehen erregt haben, gehören in das Fach der erzählenden Poesie. Es sind die in den drey ersten Bänden der vor uns liegenden Sammlung enthaltenen Gedichte *Child Harold's Pilgrimage, the Giaour, the bride of Abydos, the Corsair, und Lara*. Gleichwohl scheint uns dieser Dichter von Natur ein Lyriker zu seyn, der nur im Streite mit sich selbst auf die erzählende Poesie gerathen ist; denn seine Art, zu erzählen, ist ganz lyrisch; sein eigenes Gefühl auszusprechen, ist ihm erstes und letztes Bedürfniß. In den erzählten Begebenheiten zeigt sich nicht nur wenig Erfindungsgeist; sie sind überhaupt nur eine Follie, die den

übrigen Partien untergelegt ist, in denen das Genie dieses Dichters eigentlich glänzt. Er ist ein Meister in der Kunst, die Stürme der Leidenschaften, aber auch eine Menge von Eindrücken zu mahlen, welche die Gegenstände und die Situationen, die er eben so trefflich zu beschreiben versteht, auf lebhaftere Naturen machen können, die der feinigen mehr oder weniger verwandt sind. Daher verlegt er auch die Scenen in Gegenden und wirkliche Verhältnisse, die ihm selbst auf seinen Reisen durch Portugal, Spanien, die Türken, vorzüglich Griechenland und die Nachbarschaft von Constantinopel, interessant geworden sind. Man wird hingerissen von der kräftigen Zeichnung und dem lebendigen, frischen, fast glühenden Colorit dieser Natur- und Seelen-Gemälde. Der Styl ist präcis bis zur Ueberspannung. Aber den Eindruck, den nur poetische Meisterwerke machen können, muß man von diesen Gedichten nicht erwarten. Schon das Raffinirte der ganzen Manier thut eine ungesättigte Wirkung. Die festen lyrischen Sprünge der Erzählung werden auf die Länge ermüdend. Das eigentlich Zurückstoßende aber, dessen wir schon erwähnten, liegt in dem Ausdrücke der herben und menschenfeindlichen Gefühle, die fast überall hervortreten, außer wo Gemälde schwärmerischer Liebe den Dichter selbst zur Milde stimmen. Deswegen haben auch seine kleinen lyrischen Gedichte, deren Thema meistens Galanterie und Zärtlichkeit ist, einen viel weicheren und reineren Ton. Sie sind im vierten Bande gesammelt. Abgesehen von dem poetischen Werthe hat diese Sammlung der Gedichte des Lord Byron noch ein besonderes Interesse durch die erläuternden Anmerkungen erhalten, in denen sich bemerkenswerthe Beiträge zur Characteristik mehrerer Nationen, vorzüglich der neueren Griechen, finden. In Griechenland ist ein großer Theil dieser Gedichte entstanden. Wer die

Neugriechische Sprache und Poesie näher kennen lernen will, findet in den Anmerkungen zum ersten Bande schätzbare Beispiele und Notizen, unter andern auch das berühmt gewordene Neugriechische Kriegsglied: *Δούρα παίδες τῶν Ἑλλήνων*. Die Invektiven des Verfassers gegen Lord Elgin, der bekanntlich einen Schatz von Griechischen Kunstwerken nach England geführt, und ihn dadurch der Zerstörung entrißen hat, lassen wir hier ungerügt.

Paris.

De la réunion des Eglises chrétiennes, considérée comme un principe d'amélioration politique, sociale et religieuse. Examen de la question: si cette reunion est possible? Moyens seuls capables de l'operer. Par *Dubroca*. 1815. 82 Seiten in Octav.

Der Verfasser dieser Schrift gehört nicht zu den Freikirchlichen und Unionspredigern, die vor zehn Jahren mit ehrlicher und unehrlicher Einfalt glaubten, daß die Vereinigung unserer getrennten kirchlichen Parteyen unter dem Drucke des Despotismus, den alle in gleicher Maße fühlten, am leichtesten eingeleitet oder auch im Nothfalle erzwungen werden könnte, wenn sich der Despot nur überreden ließe, daß seine Politik oder auch bloß seine Eitelkeit etwas davon gewinnen dürfte. Es hat uns vielmehr eine sehr frohe Empfindung gemacht, in Hrn. Dubroca einen der edlen und redlichen Freunde des Guten kennen zu lernen, denen es bloß um dieses an sich, ohne Hinsicht auf irgend ein eigenes Interesse, selbst nicht auf ihr religiöses Partey-Interesse zu thun ist. Herr D. meint es wenigstens mit unserer Kirche so gut als mit der seinigen, denn es ist bloß der Vortheil des Christenthums und der Religion, die er

bey seinen Wünschen und Vorschlägen im Auge hat. Er ist daher auch überzeugt, daß unter den Bedingungen, unter denen er ihre Vereinigung allein für wünschenswerth und für möglich hält, die katholische Kirche eben so viel als die unfrige dabey gewinnen müsse, so wie er bey diesen Bedingungen von der katholischen Kirche auch nicht weniger als von der unfrigen fordert. Um so mehr bedauern wir aber, ihm sagen zu müssen, daß wir einmahl gar nicht absehen, wie das von ihm vorgeschlagene Vereinigungsmittel, das er für das einzig anwendbare, aber für leicht anwendbar hält, sich anbringen ließe, und daß wir auch in dem Falle, wenn es sich anbringen ließe, und wenn sich auch, was gewiß nicht geschehen wird, die katholische Kirche darauf einließe, doch unsererseits aus mehreren Gründen dagegen protestiren müßten. Sein Vorschlag geht nämlich S. 52 – 65 kürzlich dahin, daß man einer Committee von gelehrten Theologen aus allen christlichen Parteyen auftragen sollte, sich friedlich zusammen zu setzen, und mit einander auszumitteln, jedoch allein aus der Bibel und aus den echten Documenten der ältesten Geschichte des Christenthums auszumitteln, was die ersten Christen über jede einzelne Lehre glaubten, die von irgend einer Partey für christlich gehalten wird, und wie ihr äußerer Gottesdienst beschaffen war, worauf sich alsdann alle vereinigen sollten, dieß zur gemeinschaftlichen Norm ihres Glaubens und ihres Gottesdiensts zu machen. Aus diesem Vorschlage selbst wird gewiß allen unsern Lesern die gute Meinung, die wir Hrn. D. zugeschrieben haben, höchst sichtbar werden, aber aus dem Umstande, daß er den Vorschlag im Ernste für ausführbar hält, wird es allen unsern theologischen Lesern noch sichtbarer werden, daß er selbst — kein Theologe seyn kann.

— — — — —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

91. Stück.

Den 7. Junius 1817.

London.

An Account of the Kingdom of Caubul and its Dependencies in Persia, Tartary, and India; comprising a view of the Afghaun Nation, and a History of the Dooraunee Monarchy. By the Hon. *Mountstuart Elphinstone* of the Hon. East India Comp. Service; Resident at the Court of Poona; and late Envoy to the King of Caubul. 1815. VIII und 675 S. in Quart, nebst 14 Kupfertafeln, meist Portraits mit Landestrachten und 2 Karten unter den Titeln: Map of the Kingdom of Caubul and some of the neighbouring Countries, altered from a Map constructed in the Year 1809 by Lieutnt. *John Macartney* 5th Regt. Bengal Native Caval. und Caubul on a reduced Scale shewing its relative Situation to the neighbouring Countries.

Dieses reichhaltige Werk, mit der befannten Englischen typographischen Eleganz ausgestattet, ist eine Frucht der Gesandtschaftsreise von Delhi nach Peshawer, welche durch das Britische Gouverne-

Z (4)

ment in Indien, im Jahr 1808, zur Anknüpfung und Sicherung freundschaftlicher Verhältnisse mit dem Oberhaupt der Afghanen, Schah Schujauool-Doolk, König von Kabul und Kandahar, veranfalet ward, als die Sendung des Französischen Generals Gardanne an den Hof von Teheran, nachtheilige Machinationen und selbst feindlichen Einfall in Hindostan von Persien her fürchten ließ. Diese Veranlassung wird von dem Verfasser selbst angegeben, der zum Gesandten an den Hof von Kabul erwählt, dann Präsident am Hofe des Marhattenfürsten in Poonah ward, wo er diese Arbeit vollendete. Die Bereicherungen der Geographie, Ethnographie, Geschichte, welche sie enthält, schließen sich an die mancherley andern Berichte über die mittelasiatische Völker- und Länderkunde in den Werken eines Malcolm, Kinneir, Pottinger, Scott-Waring und anderer Brittischer Geschäftsmänner an, die wir den politischen Veränderungen des letzten Jahrzehends im Orient verdanken, welche nicht minder merkwürdig als die Europäischen und denselben nicht selten parallellaufend, auch in Mittelasien nicht ohne bedeutende Folgen für Völkerverhältnisse bleiben dürften.

Elphinstones Mittheilungen sind wichtig, da sie Aufschlüsse über die Erdgegend um den Indischen Kaukasus, den Paropamisus und die Hochländer von Kelat, Kandahar, Herat, Kabul, Budukshan und Klein-Tibet enthalten, die wir seit Alexanders und Timurs Feldzügen fast ganz aus den Augen verloren, und welche wir neuerlich, unbedeutendere Persische und Arabische Fragmente abgerechnet, fast nur allein aus dem Aneen Akbery, G. Forsiers Reise und Kennells wenigen Zusätzen, aber auch nur höchst unvollkommen, kannten. Sie sind um so wichtiger, da sie ziemlich vollständige und

authentische Nachrichten von dem mächtigen Afghanen-Volke in Mittelasien gebe, das seit dem neunten Jahrhundert unter den Namen der Bergbewohner von Ghore, der Afghanen, Pataneen, Kohistan, Kabulien, Eufozien, Dorauices, Kohistaner u. a. m., bey der Bildung aller häufig wechselnden Dynastien des Asiatischen Hochlandes, wie des Hauses Ghazna, Dschingis Khan, Timurs, der Patanen und Mongolen in Delhi, Schah Nadirs in Persien und der neuern Zeit, eine bedeutende Rolle spielte, seinem innern volksthümlichen und äußern politischen Zustande nach uns aber fast gänzlich unbekannt geblieben war, so sehr es auch die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Das gegenwärtige Werk ist für das ganze neuere historisch-geographische Studium des Orients eine um so erfreulichere Erscheinung, da es eine stark gefühlte Lücke ausfüllt, und sich mit dem Mittelgliede zwischen Vorder- und Hinterasien, Persien und Indien, in Hinsicht auf Land, Natur und Volk beschäftigt, wodurch auch für jene Grenzreiche und Nachbarvölker manche Aufklärung gewonnen werden muß.

Der Hochmuth der Herren von Kabul und ihre bekannte Geringschätzung der Europäischen Nationen, vermochte das Britisch-Ostindische Gouvernement, die Gesandtschaft sehr glänzend auszustatten, wobey die Wissenschaft das ihrige gewann. M. Elphinstone, dem Gesandten, wurden außer einem Gesandtschaftssecretär, mehreren Civilbedienten, eine Escorte beigegeben von 200 Mann Fußvolk, 100 Mann Cavallerie, mit einem Capitain, 6 Lieutenants, 2 Ingenieurofficieren, und einem Commandeur. Insbesondere wurden Lieutn. Macartney, und Capt. Kaper, bekannt aus den Asiatischen Researches durch seine Entdeckungsreise zu den Gan-

gesquellen, mit geographischen Beobachtungen beauftragt; Lieutenant Irvin hatte den Boden, die Producte, die Landwirthschaft, Rich. Strachey den Handel und die Finanzverhältnisse, Elphinstone das Studium des Volks in seiner Lebensart, Geschichte und die Regierungsverhältnisse zum Augenmerk genommen. Wir erhalten also hier Nachrichten die von einer Gesellschaft gebildeter Officiere und in Unterhandlungen mit verschiedenen Orientalischen Nationen schon eingeübter Geschäftsmänner, mit aller Sicherheit und Bequemlichkeit während einer freylich für den großen Raum nur sehr kurzen Frist, von allen Seiten her, an den verschiedenen Orten eingefammelt werden konnten, bis zu denen sie selbst gelangten. Sie brachten vier Monath von Delhi durch die Sandwüsten Sind über Multan bis Peshawer auf der Hinreise zu, vom 13. October 1808 bis zum 25. Febr. 1809, und kamen nicht bis zur Stadt Kabul, weil der König, der seinen Bruder Schah Mahmood vom Throne verjagt hatte, seine Macht gegen Kaschmir zu sammeln, von Kandahar nach Peshawer gezogen war. Nach 4 Monathen Aufenthalt an diesem Orte, kehrten sie, vom 14. Juni an, in 3 Monathen auf einem andern Wege über Attock Benares, durch das obere Peshab, über Amritsir, die Hauptstadt der Seiks, und Sirhind nach Delhi zurück. Die Zubereitung zur Reise hatte zwey Jahr, die Reise selbst kein volles Jahr gedauert. Aber sie ging größtentheils durch unbekanntes Land, und die Thätigkeit der Reisenden für wissenschaftliche Zwecke, war unter dem beweglichen, rastlosen, turbulenten Afghanenvolke eben so ausgezeichnet als für politische. Ihre Lage begünstigte sie nicht wenig, weil in Peshawer sich alle Macht des Reiches concentrirte und zum Aufenthalt des Hofes wurde, mit den einheimischen und des

Landes kundigsten Männern aller Art, Stammhäuptern, Hordenfürsten, Kriegern, Beamten und Ministern des Königs, Handelsleuten u. a. m., sich zum Besten ihrer Nachforschungen in Verbindung zu setzen. Von Balk bis Karamanien und von Herat bis Multan und Kaschmir erhielten sie die Aussagen der Augenzeugen von den Grenzen des Reichs. Sie benutzten Persisch-Afghanische Werke, und die seit anderthalb Jahrhunderten aufkeimenden Puschto-Litteratur, zur Vergleichung, und schickten während ihres Aufenthalts mehrere taugliche Männer auf Erkundigung und Entdeckungen in unbekanntern Gegenden aus, zumahl Moolah Nujeeb in das Alpenland Kaseristan, deren Berichte in dem Werke selbst mitgetheilt werden. Von vielen Afghanen, die sie nach Delhi begleiteten, von andern, die sie zu dem Ende am Pilgerorte zu Hurdwar am Ganges und in der Patanen-Colonie Kohilkund besuchten, und von vielen südlichen Afghanen, die sich zu Bombay und im Lande der Mahratten bey Elphinstone nachmahls einfanden, wurden die gesammelten Nachrichten erweitert, berichtigt, vervollständigt. Die Geschichte der Entstehung dieses Werks ist in seiner Art eben so interessant als sein Inhalt wichtig. Dieser zerfällt außer einer Einleitung von 83 Seiten, welche die Reisegeschichte enthält, in fünf Bücher und einen Anhang aus fünf verschiedenen Beplagen; alle Theile insgesammt stehen in genauer gegenseitiger Beziehung. Der Einleitung geht eine kurze Nachricht über die beyliegende Karte voran, deren umständlichere Entwicklung im Anhang, Nr. D., im Auszuge aus einem Memoire des Lieutn. Macartney beygefügt ist. Die größere Karte, von welcher die zweyte nur eine Wiederholung im verjüngten Maasstabe ist, reicht von 27 bis gegen 40 Grad N. Br. und von

60 bis 78 Grad O. L. v. Gr., umfaßt also Afgha-
nistan in seiner weitesten Ausdehnung, das tribut-
pflichtige Beloochistan ausgenommen, welches je-
doch nicht immer zu jenem gerechnet werden kann.
Man muß das ganze Gebiet, welches die Karte um-
schließt, als eine Bereicherung ansehen, welche wir
den außerordentlichen Anstrengungen Macartney's
verdanken; sowohl Kinneirs neue Karte von Per-
sien als Arrowsmiths Improved Map of India
1816 in 9 Blättern, haben davon schon vortheil-
haften Gebrauch gemacht. Elphinstone hat nur an
wenigen Orten Veränderungen von Macartney's
Bestimmungen sich erlaubt, über welche er in der
Notice regarding the Map Nachricht gibt; über
ihre Constructions gibt das angehängte Memoire die
genaueste Auskunft. Die Orte der Reiseroute wur-
den zuerst und noch ihnen die wichtigsten übrigen
fixirt, nach Wegdistanzen und Triangulirung durch-
schneidender Routen. Astronomische Ortsbestim-
mungen bleiben noch zu wünschen übrig; Haupt-
puncte, von denen die übrigen abhängen, sind Buk-
har, Kabul, Kandahar, Bulkh, Fozabad, Bokhara,
welches letztere Elphinstone berichtigt. Kennels
Divinationsgabe bey Entwerfung seiner Karte wird
gerühmt; die Afghanen sind Meister in der Kennt-
niß der Wege und des Terrains; alles, was die
Karte darstellt, hat in Bezug auf die Reiseroute der
Britten nur approximative Richtigkeit. Die größte
Aufmerksamkeit ist auf die Gebirgszüge und die Bil-
dung des Terrains gerichtet, die Nachrichten hier-
über gehen in das größte Detail. Das System des
Hindoo Koosh, in der Direction von O. nach W.
mit der großen Projection in einer Curve gegen
Peshawer, deren höchster Gipfel nach Winkelmessung
mit dem Theodoliten, bey $1^{\circ} 30'$ auf 20,493 Fuß
Höhe geschätzt wird, das System der Pamer-Bu-

duffhan = Sooliman = Gebirge' auf 12841 F. senkrechte Höhe geschätzt, des Paropamisus, der Salzgebirge (Salt range) und der übrigen mit ihnen parallelstreichenden Züge im Osten des Indus, die Berichtigung der Penschabflüsse und vor allem des ganzen Industaufes, zumahl seiner beiden Quellströme in Klein-Tibet, enthalten meistens neue Angaben; auch die ganze Configuration von Kaschmir ist hierdurch berichtigt, und die Untersuchungen über die Quellen des Ganges und des Indus unterstützen sich gegenseitig: so wie auch die über den Drus und seiner obern Zuflüsse, und vieles andere mehr. Auf ihre Angaben sich beziehend, gibt der Verfasser nach der Beendigung des Reisejournals der Einleitung, im ersten Buche S. 33 bis 147, eine umständliche geographische Beschreibung von Afghanistan nach Grenzen, Gebirgen, Flüssen, natürlicher und politischer Eintheilung, Klima und den Producten aus den drey Reichen. Im zweiten Buche von S. 148 bis 323, dem stärksten von allen, eine allgemeine Nachricht von den Einwohnern Afghanistans; über den Ursprung und die frühere Geschichte der Afghanen, über ihre Eintheilungen in Horden, Stämme, Oloß u. s. w., über Heirathen, Todtenfeiern, über den Zustand des weiblichen Geschlechts, über Erziehung, Sprache, Wissenschaften, Religion, Secten, Moollahs, Aberglauben, Gastfretheit, Character, Städtebewohner, über die Großen, die nicht zu den Afghanen gehörigen Bewohner, über Handel und Landwirtschaft. Im dritten Buche von S. 324 bis 462 folgt die Specialgeschichte und Beschreibung der einzelnen Stämme und Abtheilungen der Afghanen, vorzüglich nach den beiden Hauptgruppen der östlichen und westlichen, darin eine Menge der merkwürdigsten Facta niedergelegt sind. Im vierten

Buche von S. 462 bis 470 folgt die Beschreibung der gegenwärtig den Afghanen tributpflichtigen Provinzen, wie Elphinstone sie nennt, von Buktch Bactria und den Uzbeken, von den Eimaks Hazarehs im Paropamisus, von Herat, Si Beloochistan, Unter-Sind, Ober-Sind und K mir, reich an neuen Nachrichten aller Art. Fünftens Buche von S. 511 bis 540 ist die Beschreibung des Reichs Kabul betrachtet, die Herrschaft, die Minister, die Provinzeneintheilung, Verwaltung, Einkünfte, Heer und Cultus im Sta. Im Anhang folgen unter Nr. A. eine Geschichte des Königreichs Kabul seit der Gründung der Dynastie der Dooraunee; unter Nr. B. der Bericht des Abentheurers Durie, der aus Hindostan gebürtig von Englischer und Indischer Abkunft, aus Neugierde in Lumpen gehüllt viele Gegenden Asiens Afghanistans besucht hatte; unter Nr. C. einige höchst merkwürdige Nachrichten über die benachbarten Länder Kasferistan, Budufschan und Kausch unter D., Macartneys Memoire, und unter Nr. E. eine Sammlung von an vierhundert Wörtern der Pushtoo-Sprache, nach dem östlichen und westlichen Dialecte geordnet.

Dieses Inhaltsverzeichnis gibt schon eine Uebersicht von der Reichhaltigkeit dieses Werkes, meistens neue Facta enthält, und daher keinen Ausbruch des Wichtigsten gestattet. Die häufig bis in die kleinsten Einzelne eingehenden Nachrichten müssen willkommen seyn, wenn sie auch zuweilen trocken sind und manche Wiederholung nicht wohl vermeiden werden konnte. Die ungleiche Schreibart vieler fremder Namen erschwert die leichte Uebersicht; die Vergleichung mit den Berichten älterer Zeit, und zumahl der Mongolen, Araber, Perser wird manche Berichtigung der eignen Namen

lassen, die öfter nur Bezeichnungen von Abtheilungen sind, wie z. B. die Huzvaresch und Eimaf, welche hier Hazarehs und Eimaf oder Chahaur Deemaf geschrieben werden. Nur auf einige der vielen mitgetheilten Facta kann hier in einer Anzeige hingewiesen werden. Der Reisebericht setzt es außer Zweifel, daß zwischen dem Ganges und Indus eine große Sandebene liegt, und die Gebirge von Dekan hier auf keine Weise nach der bisherigen Hypothese mit dem Gebirgssystem des Himalaja in Zusammenhange stehen. Großer Unterschied der Menschen in West der Sandebene von den Bewohnern im Osten derselben; in den Reichen zu Bahawalpore und Multan am Indus zeigt sich Persische Sprache und Cultur bey sehr bedeutender Industrie. Die Gegend um Peshawer ist eine höchst reizende, hochcultivirte Landschaft, nach S. 54; aber Kabul wird für die beste Provinz des Reichs gehalten. Penschab, so weit das Gebiet der Seiks reicht, ist voll Ruinen zerstörter Ortschaften, darunter nach S. 79 ein unbekanntes Mauerwerk, Tope of Maunicyaula, nach der Landesfage von den Göttern erbaut, dessen Construction an Griechische Architectur erinnert. Hierzu eine Zeichnung Tab. I. Von den Trümmern Taxilas an der von Capt. Wilford angegebenen Stelle keine Spur. Die ersten Afghanenstämme der Esau Khail am Indus beginnen mit dem Koorrum, dessen westlichen Zuflusse. Der Hof von Kabul war bisher der Sammelplatz aller Mißvergnügten in Indien; dahin waren Tippu Sultan, Vizir Aly und alle Mohammedaner geflohen, die in Streit mit den Britten und Mahratten verwickelt gewesen, selbst Holkar der Mahratten-Fürst hatte dort um Hülfe nachgesucht. Der König voll Mißtrauen gegen die Engländer, ließ sich nach S. 42 nur durch den Glanz und die bedeutenden Geschenke locken die Gesand-

schaft anzunehmen. Der Hof war in zwey Theile getheilt, an der einen stand der Premier-Minister Afram Khaun, ein mächtiger Fürst der Door die andere war die Persische, welche die Gunst des Königs besaß, der über den Einfluß der Door unter den Dooraunees Eifersucht zeigte; beide den Dritten mit Höflichkeit und Offenheit zur in ihr Interesse zu ziehen. Ueber die Negotia wird keine Nachricht mitgetheilt; die Schilderung des Aufenthalts in Peshawer und der dortigen geselligen und politischen Verhältnisse, ist ein anziehendes und lehrreiches Gemälde zur Anschaulichung des Orients. Als Uebergang zur Geschichte der Afghänen setzt der Verf. es auseinander, daß zur Beurtheilung dieses Volks zweyerley Maß anzunehmen ist; die Europäische Ansicht und die Indische S. 149, worüber manches Interessante gesagt ist, was eine viel allgemeinere Beherz und Anwendung verdient. Die Afghänen keinen eigenen Namen für ihr Vaterland S. ihre Ursitze sind nach allen übereinstimmenden Nachrichten die Gebirge von Ghore, deren drey verschiedene genannt werden, wöbey noch Wilk Mirkhond über Gour und Silv. de Sacy I über Gardjestan zu vergleichen ist. Bestätigen merkwürdigen so genannten zwölftausend Höhle Baumeean und der Colossal-Idole die man für des Buddha hält, auf diesem Hochlande, wohin die Höhle des Prometheus verlegt hat, womit Fazil im Aneen Akbery II. S. 183 u. a. zu vergleichen; Unbestimmtheit der ältesten Geschichte der Afgl S. 155; ihre eigene Sage fängt mit den S. Kyfers, den vier Stammhäuptern der Serr Ghoorghoofht, Betnee und Kuleh an. Sie in unzählige Stämme, Dolooß und Horden, zertheilt, die unter Oberhäuptern, Khaun

Speen Iheras, gegenseitig in beständigen Feinden stehen, wie die Araber. Die westlichen Afghanen sind nicht bloß in Sprache, Tracht und Character von den östlichen unterschieden. Die Pushtoo-Sprache hat viele eigenthümliche Wurzeln, ist mit vielen Zend- und Pehlwiwörtern gemischt; von 200 und 1800 Wörtern konnten nach S. 190 bey 110 keine Stammverwandtschaft unter den Persischen, Zend, Pehlwi, Sanscrit, Hindostani, Arabischen, Armenischen, Georgischen, Hebräischen, Chaldäischen Sprachen nachgewiesen werden; doch waren 5 der 110 Wörter Kurdisch. Die Afghanenschrift ist das Persische-Rusht-Alphabet mit Hinzufügung neuer Zeichen für eigenthümliche Laute; so z. B. das d, t, r und csh des Sanscrit; der Lieblingsbuchstab der Afghanen ist das Ghain in Pooshtoo, das sich im Englischen nicht wiedergeben läßt, aber dem beer in Northumberland gleich; auch das Zhay wie das z in azure und s in osier. Beide eigenthümliche Laute werden überall angebracht. Das f ändern sie um in p, das d in t oder l, das o in wu u. s. w. Vom Persischen und Hindostanischen unterscheidet sich das Pooshtoo durch den häufigen Sauselaut in s, sh, sch, st, shp, psh u. s. w. Die Afghanen sind tolerante Mahomedaner; sie glauben an Dämonen der Wüste, oder Kobolde, Ghoollee Beeabaun S. 222, üben die Gastfretheit im hohen Grade, und halten das Plündern allgemein für ein Recht, das ihnen zustehe. Sie sind beständig im Wandern begriffen, sowohl die westlichen in Zelten wohnenden, als die in Osten anfassigen: denn seit mehreren Jahrhunderten bevölkerten ihre Colonien alle Nachbarstaaten, in denen sie sich mit Gewalt Eingang verschafften, zumahl das Indus- und Gangesland. Der Stamm der Eusofynes, S. 328, in viele Democratien gespalten,

steht im fortwährenden Religionskriege mit den Ungläubigen, Kasern, des Indischen Kaukasus. Die untern, fruchtbarern Alpenthäler haben sie ihnen schon entriffen und cultivirt. Sie bilden die Schutzwehr für Kabul gegen das nördliche Indien, und sind die Schule der vielen Krieger-Republiken der Patanen und Kohillas. Sie sind der mächtigste der nordöstlichen Afghanen, der Berdooraunees. Die westlichen Afghanen, Ghiljies, waren früher die berühmtesten, als sie vor Nadir Schah den Thron von Persien bestiegen, S. 434, gegenwärtig sind es die Dooraunees, zu deren Stamm der König gehört. Die östlichen Afghanen sind mehr in Städten angesiedelt. Kohistaner heißen die zur Mahomedanischen Religion übergetretenen Bewohner des Hindoo Khoosch, S. 313; Laujit sind die von den Afghanen unterjochten ältern Bewohner die das Land bauen, Hindoos und Hindkees sind zu unterscheiden, S. 316. Das Reich von Kabul besteht gegenwärtig aus 27 Provinzen, außer Belochistan, dessen Fürst nur als ein Bundesgenosse zu betrachten ist, S. 521; jede der 18 größern Provinzen wird von einem Hausim als Eintreiber des Tributs, und einem Sirdar, als General der Truppen befehligt; in Sind, Multan, Lya und Herat sind diese mehr selbstständige Fürsten als Beamte. Nur Dooraunees können beide Würden vereinigt besitzen. Die Einkünfte betragen an drey Crore Rupien, oder drey Millionen Pfund Sterling; davon eine halbe Million für Geschenke an nicht völlig unterworfenen Fürsten mancher Provinzen abgeht. Die größte Summe wird für die Heere verbraucht; neun Millionen Rupien sind für den König. Die regulären Truppen bestehen meistens aus Reiteren; die herrschenden Stämme bilden sie; das Heer wächst nach der Bezahlung und wird sehr mächtig, zertheilt sich

eben so leicht wieder wie es sich sammelt. Zu den gedrücktesten Provinzen, welche die größten Einkünfte liefert, gehört das Alpenthal Kaschmir, es gibt an 500,000 Pf. Sterl. Tribut. Kaschmir ist die größte Stadt im ganzen Reiche, hat 150 bis 200,000 Einwohner, S. 507. Peshawer, mit der bebauten Ebene, hat 300,000. Zu den merkwürdigsten Nachrichten über die entlegenern Landschaften, die wir hier übergehen müssen, gehören die von den Bewohnern des Paropamisus, S. 478, und des hohen schneeigen Hindoo Khoosch. In diesem wohnen die Kasern, in Bijore, die man wohl für Nachkommen einer Macedonischen Colonie hielt, weil man in ihren Sitten und Cultus viel übereinstimmendes mit dem der Griechen zu finden glaubte. Moolah Nujeeb, den die Britten dahin abschickten, drang von Peshawer über Punjcora im Lande Kaserristan bis Caumdaisch vor, S. 618, und brachte ein Vocabularium und viele Nachrichten von diesem Alpenvolke zurück, das wegen seiner Schönheit, wie die Georgier und Tschirkassier berühmt ist, ganz Europäische Gesichtsbildung hat, Weinbau treibt, gefang- und tanzlustig ist, den Wein aus silbernen Schaaalen trinkt, auf Stühlen an Tischen sitzt, Bilder, welche aus Stein oder Holz gearbeitet, Götter und Heroen, ihre Ahnen und Familienhäupter vorstellend, verehrt, und eine eigenthümliche Sprache spricht. Sie bilden nach den Alpenthälern, die sie bewohnen, sehr viele republicanische Staaten, gehen in schwarze oder weiße Ziegenfelle gekleidet, daher der ältere Name Siaposhian; führen beständige Kriege mit den Muselmännern, haben jedesmahl ihre Alpenthäler auch gegen die größte Uebermacht siegreich vertheidigt, brauchen in den Bergklüften ihre großen Bogen zugleich als Springstangen, bringen ihren Hauptgöttern, deren 13 genannt

werden, Opfer und feyern Feste, die an Griechische und Römische erinnern. Ihre Bildsäulen erinnern an einige Indische Gottheiten; ihr Seddascheo hat den Drenjack, sie besprühen die Bögen mit dem Blut der Thiere, brennen Fackeln, haben Kriegsgefänge, leben von Milch, Butter, Käse und Obst, sind gaisfroh, heiter, machen die ärmern ihrer eignen Nachbarstämme zu Slaven, und sprechen eine Sprache, die in vielen Dialecten dem Sanscrit sehr nahe verwandt ist.

Paris.

Notice sur l'épizootie, qui regne sur le gros betail; par Girard, Directeur et Professeur à l'École royale Vétérinaire d'Alfort; Dupuy, Médecin et Professeur à la même École. 1816. 32 Seiten in Octav.

Die Rinderpest, von der hier die Rede ist, ward 1814 durch die alliirten Armeen nach Frankreich übertragen, wo sie seitdem sich erhalten, und einen sehr fühlbaren Verlust an Vieh zur Folge gehabt hat. Hierdurch bewogen gab das Gouvernement der Thier-Arznenschule zu Alfort auf, den Character des Uebels und dessen Heilungsfähigkeit zu untersuchen. Die vor uns liegende Schrift ist ein Auszug aus dem Bericht der Hrn. G. und D. an den Minister des Innern über die Lösung jener Aufgabe; enthält aber weder neue Ansichten der Krankheit selbst, noch hat Rec. etwas Tröstliches in den Heilversuchen wahrgenommen. Der Character des Uebels ist wie überall so auch in Frankreich sich gleich geblieben, sowohl was die Zufälle als den Gang, die Eigenthümlichkeiten und die Sectivität betrifft. Rec. ist es indessen aufgefallen, daß her Rauschischen Crostionen nicht einmahl Erwähnung geschieht, so wie überhaupt zu irgend einem Belege bloß älterer Französicher

Erfahrungen Erwähnung geschieht. — Sehr richtig wird bemerkt, daß das sicherste Präservativ in der Abhaltung des Ansteckungsstoffes bestehe, Räucherungen, Haarfeile und Arzeneyen helfen zu jenem Zweck gar nichts. Die Heilung selbst wurde an zwölf Pestkranken Stücken versucht; vier davon genesen durch die Anwendung des spiritus Mindereri in warmem Wasser gegeben, bey andern blieb dieses Mittel unwirksam. Die Hrn. Verf. ziehen daraus den nicht ganz sicheren Schluß, daß im Anfang der Krankheit von jener Verordnung Nutzen zu erwarten sey, der aber mit der Zunahme des Uebels allerdings ausbleibe! Die Dosis des Mindererschen Geists wird zu 2 bis 8 Unzen in einer halben Bouteille warmen Wasser zweymahl täglich eingegeben; zwischendurch bittere Arzeneyen, gesäzte Mehlsränke. Andere Versuche mit der Bierhefe, der Jalappe, mit Brechweinstein verbunden, fielen unglücklich aus. Zuletzt kommen die Hrn. Verf. auf die Inoculation; die als das vorzüglichste Mittel gerühmt wird, diese Pestkrankheit gutartig (?) zu machen, und den Trost ihrer Heilung zu geben. Die gutartige Krankheit könne aber dennoch unglücklich ablaufen, wenn nicht sogleich mit der Krankheitsäußerung die vorgeschlagene Heilmethode befolgt werde. Rec. wird seines Urtheils über diese Procedur, durch alle ältere und neuere Erfahrungen überhoben, die so wenig der Impfung als Heilung der Pest das Wort reden. Ob auch ein hierzu aufgestellter Vergleich des Erfolgs der Schaauspocken-Impfung mit der der Pest Stichhalte, widerlegt die verschiedene Natur beider Krankheiten hinlänglich, und Niemand dürfte wohl bey genauerer Würdigung derselben sich darauf stützen, um die Impfung der Pest anzuwenden. Selbst in Frankreich ist sie, der Preisung ungeachtet, nicht eingeführt worden.

912 G. g. A. 91. St., den 7. Jun. 1817.

Hannover.

Bei den Brüdern Hahn: Erste Anfangsgründe der Französischen Sprache für Schulen und zum Privatunterrichte. Von J. S. Schaffer. Vierte durchaus umgearbeitete Auflage. 1815. XIV und 286 S. in Octav. Auch mit dem Titel; Französische Sprachlehre, für Schulen und zum Privatunterrichte von J. S. Schaffer. Erster Cursus, welcher die Anfangsgründe enthält.

Wie stark der Beyfall sey, den dieß Werkchen erhalten hat, beweiset diese vierte Auflage, welche von dem bekannten Fleiße des denkenden Verf. fast auf jeder Seite Vermehrungen und Verbesserungen gewonnen hat; die fragende, verneinende, und fragend verneinende Redensart ist den Conjugationen beygefügt worden. Auf Verlangen mehrerer Lehrer hat der Verf. jetzt die Französische Terminologie, so unzulänglich sie auch ist, neben die Deutsche gestellt, nach de Mailly: weshalb er nöthig gefunden hat, sich gegen die jezigen Deutschen Sprachreiniger gar gut zu vertheidigen. Vorher noch erschien eben daselbst im Jahre 1814, XVI und 200 Seiten in Octav: Erster Unterricht in der Französischen Sprache für Kinder, oder Vorübungen zur leichtern und schnellern Erlernung des mündlichen Ausdrucks im Französischen, für Schulen und zum Privatunterrichte, auch für Mütter, welche ohne Fertigkeit in dieser Sprache zu seyn, ihre Kinder selbst darin unterrichten wollen. Von J. S. Schaffer. Auch mit dem Titel: Darstellung eines neuen Systems der Französischen und jeder andern Grammatik, von ic. Wir können auch dieses Werkchen zu dem auf dem Titel angegebenen Zwecke mit Recht empfehlen: es leistet recht gebraucht bey Kindern von vier bis sieben Jahren was der Verf. demselben nachrühmt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 9. Julius 1817.

Copenhägen.

Libri Sibyllistarum veteris ecclesiae, crisi, quatenus monumenta christiana sunt, subjecti. Disquisitio auctore Bizio Thorlacio, Dr. Theol. ac Philos. et Prof. Ling. lat. Ord. in univ. Havn. 1815. 172 Seiten in Octav.

Da diese Schrift neue Ansichten und eine höhere Critik der Sibyllinischen Bücher enthält, so wollen wir ihren Hauptinhalt in der Kürze angeben. Diese im christlichen Alterthum sehr hochgeschätzten, späterhin aber in Verachtung und Vernachlässigung gesunkenen Bücher, haben wirklich einen großen Werth. Sie sind nicht nur Quellen der Geschichte der Dogmen und der unter den Christen in den ersten Jahrhunderten herrschenden Vorstellungen, sondern sie enthalten auch die trefflichsten poetischen Stellen, die reinsten moralischen Lehren, die herrlichsten Schilderungen von den sittlichen Wirkungen des Christenthums. Sie dienen zur Erläuterung der Archäologie und Geschichte, der christlichen Alterthümer und Denkmähler. Sie enthalten nicht nur Spuren, sondern

ganze Reste alter christlichen Hymnen. Wir haben nicht mehr alle Sibyllische Orakel übrig, in dem übriggebliebenen, mag Manches etwas späteren Ursprungs, als das zweyte Jahrhundert seyn, in der Composition der noch vorhandenen Bücher ist vieles, in Uppassung und, an eine unrechte Stelle gekommen, aber der größte Theil dieser Orakel muß vom Jahre ~~1000~~ 170 nach Christi Geburt geschrieben seyn. Die Bücher, so wie auch einzelne Theile derselben, haben verschiedene Verfasser, wie theils aus äußeren Spuren und Zeugnissen, theils aus dem inneren verschiedenen ~~Stil~~ und Inhalte erhellt. Die Verfasser lebten auch in verschiedenen Gegenden. Doch ist wahrscheinlich Aßen und besonders Phrygien der Geburtsort von dem meisten dieser Gedichte. Fast alle Seiten zeügen davon, daß sich diese Dichter sehr häufig auf die Länder, Inseln, Städte, Monumente und Drängsäle Aßens beziehen, und am meisten tritt das Phrygische hervor. Einige dieser Dichter waren Alexandriner, wie man aus der öfteren Erwähnung von Aegypten und besonders Memphis und aus den Spuren höherer und ausgesuchter Gelehrsamkeit vermuthen kann. Vieles weist auch in denselben auf jüdisch-christliche Verfasser hin, weil sie jüdische Ideen lieben, und dieß Volk über andere hinaussetzen, anderes aber auf Heidenchristen und zwar die vertraute Bekanntschaft mit Profanscribenten und mit der heidnischen Mythologie und Geschichte, bey beiderley Verfassern aber bemerken wir eine damahls seltene Geistescultur und Liberalität im Denken. Im Anfange des zweyten Jahrhunderts wurden, wie Celsus bezeugt, diejenigen Christen, welche ihre Ahnungen von der Zukunft so aussprachen, als wenn sie aus dem Munde der Sibyllen kämen, von einigen Sibyllisten genannt. Diese Benennung, welche Origenes nicht misbilliget, verdient beybe-

halten zu werden. Die Sibyllinischen Bücher sind nicht Werke des Betrugs, und es haben auch die Sibyllisten nicht ihr Eigenes in die Orakel der alten Sibyllen eingetragen und eingemischt. Umgekehrt haben sie, wiewohl sparsam, einiges aus jenen Orakeln in ihre Gedichte aufgenommen. Daß sie die Personen alter Sibyllen annahmen, war nicht Betrug. Sie trugen diese Orakel in Versammlungen der Christen vor, von welchen jeder wußte, wie er sie zu nehmen habe; sie waren für gebildete Christen geschrieben, und es ist nicht Schuld dieser Bücher selbst, wenn die verkehrte Frömmigkeit einiger sie zu sehr oder anders, als sie selbst verlangten, verehrte. Es hat keinen Zweifel, daß es unter den Sibyllisten Leute gab, welche täuschen wollten, aber daß ihrer sehr wenige waren, dafür bürgt uns die höhere Bildung dieser Verfasser und die ganze Beschaffenheit ihrer Bücher. Es gibt eine Stelle in diesen Büchern, welche beweist, wie sehr die Sibyllisten solche Betrügeren verabscheueten, und wo der Dichter nicht undeutlich zu verstehen gibt, daß jüdischgestimmte Christen solche Künste trieben, zugleich aber ausdrücklich erklärt, daß große Gewissensangst solcher war, welche sich so etwas aus Gewinnsucht erlauben VII, 131 ff. In der ganzen Sammlung findet sich nur Eine Episode, welche den Verdacht eines Betrugs erregen kann III, 358 — 370, wo der Sibylliste den Homer angreift, weil er den Sibyllen Weisheit entwendet habe. Allein es kommt hier darauf an, ob der Verfasser nicht einen ästhetischen Fehler gemacht habe. Sollte man aber auch in diesen Versen einen Betrug finden, so würde diese in ihrer Art einzige Stelle mehr dazu dienen, die Ehrlichkeit der Sibyllisten zu bekräftigen als zu schwächen. Die Sammlung enthält Alles, was schon Paulus 1 Kor. 14, 26. zur wechselseitigen Erbauung der Christen in ihren

Versammlungen rechnete und erforderte, die *γλωσσαι* ausgenommen, für welche hier keine Stelle war. Bald beschäftigten sich diese Sibyllisten mit heiligen Hymnen, die sie der Versammlung mittheilen, bald mit der Ausführung und Anwendung von historischen Abschnitten des A. oder N. T.; bald mit moralischen und religiösen Lehren, mit Vorschriften, wie Gott auf die erhabenste Art gedacht und verehrt werden soll; mit trefflichen Gnomen, mit der Darstellung und Mäßigung der Hoffnungen und Besorgnisse, welche die Erwartung der Ankunft des Messias regte, bald mit Ahnungen und Orakeln, welche entweder die Geschichte der Nationen überhaupt oder besonders die Schicksale der Christen an die Hand gaben. Die Lage und Stimmung der Christengemeinen wachte, daß sie Betrachtungen und Darstellungen der letzten Art vorzüglich liebten. Es scheint, daß diese Vorträge, nachdem sie in den Versammlungen gehalten waren, zuerst nach ihren verschiedenen Arten in kleinere Sammlungen, und dann in diese größere gebracht wurden. Die Anzahl der unter der Person der Sibylle vorgebrachten Orakel war die größte, und daher erhielt die ganze zur Erbauung der Asiatischen Christen bestimmte Sammlung den Namen der Sibyllinischen Orakel. Der Text, wie wir ihn haben, ist in vielen Stellen dunkel und verdorben, eine Menge von Stellen ist aus ihrer rechten Stelle gerückt. Die Critik hat bis jetzt wenig an diesem Werke gethan. (Herr Thorlacius geht das ganze Werk durch, und sucht zu bestimmen, wo die verschiedenen Orakel und Abschnitte anfangen und aufhören, zu welcher Gattung sie gehören, und von welcher Beschaffenheit sie seyen, auch warum sie gerade an dieser Stelle stehen.) Die fünf ersten Bücher enthalten vorzüglich solche Orakel, die ins zweite Jahrhundert gehören, die drei letzten aber mehrere,

welche richtiger in die Mitte und selbst an das Ende des dritten Jahrhunderts gehören. Was die Sibyllisten von andern gleichzeitigen kirchlichen Schriftstellern vorzüglich unterscheidet, ist ein durch die Besung der besten Griechischen Schriftsteller gebildeter und genährter Geist und Styl. Ihre Verse und Diction überhaupt sind Homerisch. Wenn die Verfasser auch sonst noch so verschieden sind, alle müssen den Homer fleißig gelesen und sich nach ihm gebildet haben. Dieß ist bey Astaten und Alexandrinern nicht zu verwandern. Oft entfallen den Sibyllisten Hemistichien und fast ganze Verse, welche aus der Ilias und Odyssee genommen sind, sie schöpften unzählige Epitheta daraus, und trugen viele Homerische Bilder auf die biblische Geschichte oder gegenwärtige Zeitumstände über. Auch mit Hesiods Gedichten waren sie vertraut, und nahmen Wörter, ganze Verse und Mythen aus ihnen her. Zweifelhafte, doch sehr wahrscheinlich ist der Gebrauch des Phocylides, anderer Gnomiker und der Orphischen Gedichte. Auch aus den Orakeln, die unter dem Wolfe im Umlaufe waren, schöpften sie, wenn sie Gegenden berührten, auf welche sich solche Orakel bezogen. Das A. Z. kennen sie nur aus Griechischen Uebersetzungen, besonders der Alexandrinischen. Die Anzahl der Orakel, welche sich auf die Schicksale der heidnischen Nationen beziehen, ist größer, als derjenigen, welche die der Israeliten besingen, und daraus kann man mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß mehrere dieser Sibyllisten Heidenchristen als Judenchristen sind. Bestätiget findet man in diesen Büchern das, was die Gelehrten durch eine genauere Untersuchung der Geschichte des Canons schon gefunden haben, daß die vier Evangelien schon am Ende des ersten, die Sammlungen der apostolischen Briefe aber, wie auch die Apokalypsis und der Brief an die Hebräer gegen die Mitte des zweyten Jahrhunderts

unter den Christen so bekannt waren, daß noch vor dem letzten Drittheil dieses Jahrhunderts das ganze N. T. in den Händen aller Christen war. Da die Sibyllinischen Orakel zwischen den Jahren 100 und 170 in die Sammlung, die wir haben, gekommen sind, so erwartet man, daß die Evangelien häufiger und bestimmter, als die Briefe in ihnen gebraucht sind; welches auch die aufmerksame Lesung derselben ergibt. Doch findet man vom Evangelium Johannis weniger Spuren, als von andern, und dieß scheint daher zu kommen, weil die Sibyllisten den Zweck haben, von den Reden Jesu vorzüglich diejenigen zu benutzen, welche mit seiner Wiederkunft zusammenhängen, Johannes aber bey der Auswahl und Darstellung dieser Reden andere Rücksichten nimmt. Von den Paulinischen Briefen trifft man kaum sichere Kennzeichen an; die Stelle 2. Thess. 2, 1—14. muß diesen Verfassern unbekannt gewesen seyn, sonst würden sie gewiß starken Gebrauch von ihr gemacht haben. Daß sie aber den Brief Judä und den zweyten des Petrus zu Rath gezogen haben, kann kaum bezweifelt werden. Die vertraueste Bekanntschaft hatten sie mit der Apokalypsis, man findet bey ihnen Worte und Redensarten, welche diesem Buche eigenthümlich sind, Vorstellungen, welche sonst nirgends so, wie in demselben angetroffen werden, und ganz übereinstimmende Orakel. Von der andern Seite aber weichen andere Theile der Sibyllischen Sammlung wiederum so sehr von der Apokalypsis ab, daß man nicht nur aus diesem Grunde verschiedene Verfasser, sondern auch das annehmen muß, daß einige dieser Verfasser dieß Johanneische Werk nicht gekannt haben oder absichtlich von demselben abgewichen sind. Unter den Apokryphen des A. und N. T. sind wenige, von welchen man mit Gewißheit behaupten kann, daß die Sibyllisten von ihnen Gebrauch gemacht haben, da hier nur solche Bücher in

Betracht kommen können, von welchen man mit Grund annehmen kann, daß sie am Ende des zehnten Jahrhunderts schon existirt haben. Das so genannte vierte Buch Esrä steht der Zeit nach in der Mitte zwischen der Apokalypsis und den Sibyllinischen Büchern, und eben so nähert es sich dem Inhalte nach bald jener, bald diesen, doch gewöhnlich mehr jener. Bey denjenigen Sibyllisten, welche Jüdisch gefinnt waren, mußte Pseudoesras weit mehr Beyfall finden, als bey den liberaler gefinnten, und daher finden wir, daß die Sammlung bald mit ihm übereinstimmt, bald von ihm abweicht. Vom Buche Esrah gibt es in den Sibyllinischen Büchern viele Spuren. Aus dem Evangelium der Hebräer, dem der Aegyptier und dem des Nikodemus haben die Sibyllisten nur einzelne Stellen benutzt. Allen Apokryphen, die sie gebrauchten, stehen sie an Geistesbildung und gesundem Urtheile weit voran. Wir wünschen, daß der Verfasser nicht nur die in dieser Schrift versprochene Darstellung der christlichen Lehre, wie sie in diesen Büchern enthalten ist, sondern auch eine neue Ausgabe der Bücher selbst bald liefern, alsdann die jetzt angezeigte Abhandlung wieder hinzufügen, und in derselben den Hauptpunct mehr begründen und ausführen möge, daß es Dichtungen zur Erbauung christlicher Versammlungen seyn sollten. Er wird alsdann auch tiefer in das Wesen, die Form und den Geist dieser besonderen Dichtung eindringen, und vorzüglich die Frage untersuchen müssen, ob, wiefern und warum solche Dichtungen, durch welche das Heidenthum eingemischt wurde, zur Erbauung christlicher Gemeinen haben dienen können?

Leipzig.

In Ernst Klein's Comptoir: Handbuch der Geschichte von Altgriechenland, auch als Anleitung

zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische, bearbeitet von Friedrich Carl Kraft, drittem Lehrer am Hennebergischen Gymnasium zu Schleusingen. 1815. 412 Seiten in Octav.

Nach unserer Meinung ein nützliches Schulbuch, zumahl da es die Schüler an dem Reize von Kenntnissen fesselt, die eine Hauptsache in gelehrten Schulen seyn sollten, an Kenntnisse des Alterthums (denn der Rec. ist kein Freund von der gegenwärtig auf gelehrten Schulen üblichen Polymathie). Wir wünschen zwar, daß die alte Geschichte mehr aus den besten Classikern, ihren Quellen selbst, als aus neuen historischen Compositionen erlernt werden möchte; jedoch daneben ist ein gut geschriebenes neueres Buch zum Orientiren nothwendig, und dazu wird das vor uns liegende bey seiner Richtigkeit des Inhalts gut gebraucht werden können.

Seine zweyte Bestimmung, zum Uebersetzen ins Lateinische, wird dazu dienen, die Griechische Geschichte dem Gemüthe tiefer einzuprägen. Auch haben wir gegen solche Lateinische Sprachübungen bis nach Secunda nichts zu erinnern; bis dahin sind sie nothwendig und nützlich. Aber in Prima (um bey dieser Schul-Eintheilung zu bleiben) müßten solche Uebersetzungs-Übungen nicht mehr Hauptsache seyn, sondern freye Ausarbeitungen in Lateinischer Sprache, bey denen man erst das Lateinisch denkt, was man Lateinisch ausdrücken soll. Nur auf diesem Wege gelangt man zu einem wahrhaft Lateinischen Styl; und die gegenwärtig auf sehr berühmten Schulen bis auf den Abzug auf die Universität fortgesetzten bloßen Uebersetzungs-Übungen sehen wir mit als die Ursache an, warum auf den Universitäten die Zahl derer, die mit ihren sonst guten humanistischen Kenntnissen einen wahrhaft Lateinischen Styl verbinden, immer kleiner wird.

— — — — —

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.

Den 12. Junius 1817.

St. Petersburg.

Atlas archéologique de la Russie Européenne, par le Comte *Jean Potócki*, de l'Académie des Sciences de St. Pétersbourg, des Sociétés Savantes de Moscov, Varsovie etc. Seconde édition imprimée à 12 exemplaires. St. Pétersbourg, de l'imprimerie d'Alexandre Pluchart et Comp. 1810. Groß Royal-Folio.

Eines der die Russische Literatur betreffenden Werke aus den letztern Jahren, überdem zu den Seltenheiten gehörend, deren Anzeige nachzuholen ist. Dem vor kurzem verstorbenen Verfasser, Grafen *Jwán Potócki*, einem der edelsten und gelehrtesten Polnischen Magnaten, K. Russ. Geheimen Rathe, Senateur, und Chef des Asiatischen Departements im Collegio der auswärtigen Angelegenheiten, war das Studium der älteren Polnischen und Russischen Geschichte und Geographie Lieblingsbeschäftigung. Schon früher hat er mehrere dahin einschlagende Schriften herausgegeben: *Essai d'histoire universelle et recherches sur la Sarmatie*; à Varsovie

X (4)

1789. T. I. II. — Histoire primitive des peuples de la Russie; à St. Petersb. 1802. 4. — Histoire ancienne des provinces de l'Empire de Russie; St. Petersbourg 1805. 4. (so viel Rec. weiß, nur drey Hefte über die Gubernien Cherson, Podolien und Wolhynien). — Fragmens sur les Slavons; T. I—IV. u. a. Sie sind sämmtlich auf seine Kosten, in kleinen Auflagen, eigentlich zum Verschenken an Freunde und Bekannte, gedruckt, und daher nicht in den Buchhandel gekommen. Daß er dabey die vornehmsten Griechischen und Römischen Geschichts- und Erdbeschreiber, so wie manche Polnische, Russische und hauptsächlich Französische Werke, z. B. den Pather über Herodot, benützt habe, auch sein Vaterland und das Russische Reich durch Beobachtung und Erfahrung kannte, ist nicht zu leugnen. Aber die neueren kritischen Untersuchungen, besonders Deutscher Gelehrten, Schlözer's, Thunmann's, Gatterer's, Kruse's, Mannert's, Heeren's u. a., sogar in Rußland lebender, sind ihm entweder unbekannt geblieben, oder nicht von ihm beachtet. Als Geschichtsforscher war er deshalb hinter dem Zeitalter zurück, hieng noch an längst widerlegten Meinungen; oder stellte solche eigene auf, die mehr auf cursorischer Lectüre, flüchtiger Wahrnehmung, zufälliger scheinbarer Ähnlichkeiten, willkürlichen Combinationen der Phantasie, als auf ruhiger Umsicht und gründlicher Prüfung beruhen. Der obige archäologische Atlas, eine seiner letzten Arbeiten, sollte den vorbemerkten Schriften zur anschaulichen Erläuterung dienen. Die erste Ausgabe desselben hat Rec. nicht gesehen; doch ist vermuthlich die zweyte, kleine Aenderungen etwa ausgenommen, nicht von ihr verschieden. Er besteht aus sechs Exemplaren einer schön gestochenen Karte des Europäischen Rußlands, wo die Uralische Bergkette und der Altai die östliche

Grenze bilden, jedoch außer den Meeren, Bergen, Seen und Flüssen nur die Eintheilung des Russischen Reichs in Gubernien angedeutet ist, mit beigefügten Römischen Zahlen, welche auf ein Verzeichniß derselben hinweisen; so daß man nach Belieben die Namen von Ländern, Völkern, Orten, eintragen kann. Wie sich der Graf die Geographie Rußlands in verschiedenen älteren Zeitepochen dachte, und selbst die Karten ausgefüllt haben würde, erhellt aus dem mit typographischem Aufwande auf Blättern in gleichem Formate, wie die Karten, gedruckten Texte, der sich wegen der weiteren Ausführung und Gründe der Angaben auf die erwähnten früheren Schriften desselben bezieht. *Première Carte. Géographie d'Hérodote.* Nach kurzer Berührung der Kimmerier, Hippomolgen (Tataren) u. s. w., beim Homer, ist hier aus Herodot (lib. IV.) eine Reihe Stellen Griechisch und Französisch übersezt eingerückt, mit einigen Bemerkungen, um die geographische Lage der vom Herodot genannten Völker mit dessen Worten anzugeben. In einigen Puncten weicht der Verf. von Larcher ab. So glaubte er, daß die Scythen zuerst am nördlichen Ufer des schwarzen Meers zwischen der Donau und dem Dnjepr wohnten, hernach aber vor den Griechischen Colonisten sich an das linke Ufer dieses Stroms zogen, auch bereits im Anfange des siebenten Jahrhunderts vor E. G. von den — Türken weiter gegen Norden gedrängt wurden. Wie die Türken schon hieher gerathen, ist daraus zu erklären, daß der Verf. die *Λυπτοι* des Herodot in *Τυρκοι* verwandelt haben will, auch beim Mela (I, 19). Richtiger als diese Verbesserung, und was daraus hergeleitet wird, dürfte seyn, daß er die kahlköpfigten geheiligten *Argipäer* (in der heutigen Songaren), die unter Bäumen und Filzjelten wohnten, für Kalmücken

hält, deren Priestern noch jetzt der Kopf geschoren wird; wie häufig auch den übrigen, um sich der Läuse, die sie aus Aberglauben nicht gerne tödten, sondern nothigenfalls abschütteln, zu erwehren. Ueber die vom Herodot angeführten Flüsse des südlichen Rußlands, namentlich die Quellen derselben, gibt der Verf. einige lehrreiche Winke. Der Pantikapos ist jetzt die Konska; der Gerchus die Molotschnyja wody; der Enras entspringt aus dem Moraste Komarno; der Hypanis aus dem See Menzibos — durch Druckfehler heißt es im Französischen: ce marais est la mer de l'Hypanis; im Griechischen: λιμνη μητηρ Ἵπανιος) — die Mündung des Hypaktyris heißt jetzt tschernaja rjeka; der schwarze Fluß, welchen Schlözer irrig durch die Benennung der Byzantiner Μαυρο ποταμος, Μελας ποταμος, verleitet anderswo suchte; s. dessen Nestor II. S. 231. Der D-n kommt aus dem Iwanowoe osero Einige Flüsse, die östlich in den Don gehen, hat Herodot mit solchen verwechselt, die westlich mit jenem parallel laufen, und ins Azowsche Meer fallen. Die Grenze von Herodots Kenntniß Rußlands wird bey der letzten Katarakte des Dnjepr gesetzt, ziemlich einstimmig mit Gatterer, der sie nordwestlich bis zur Oka annimmt; nordöstlich reichte sie bekanntlich viel weiter, worauf sich der Verf. nicht eingelassen. Seconde Carte. Géographie de Strabon. An die Stelle der Scythen traten die Roxolanen, ein Zweig der Thyssageten; jene verloren sich in das innere Rußland. Die Sarmatischen Jazygen ließen sich am Dnjepr und der unteren Donau nieder. Andere neue Völkernahmen sind die Siraken und die Korsen; jene ebenfalls Thyssageten; diese nach dem Vorurtheile des Verf. wiederum Türken, in der Folge Turkomanen (Trugmenzi) genannt. Wie mangelhaft Strabo's

Runde vom Europäischen Norden war, noch dazu oft im Widerspruche mit Herodot, (und für uns bey dem Verluste des siebenten Bandes seiner Geographie über Thracien und Macedonien,) beweist die Behauptung, daß das Kaspische Meer ein Busen des Nordmeers sey, an welchen nordlich Germanien grenze. Ueberhaupt hatte bis auf ihn die Geographie des Nordens bey den Griechen aus leicht darzulegenden Ursachen keine sonderlichen Fortschritte machen können. Troisième Carte. Géographie de Pomponius Mela, Pline et Tacite. Mit dem Mela ist der Verf. unzufrieden; doch zeigen die Völkernamen bey ihm, daß er, oder sein Zeitalter, mehr vom Norden wußte, als Strabo; auch kannte er Slavische Völker. Die historia naturalis des ältern Plinius ist ein Inventarium damahliger Gelehrsamkeit, nicht immer gut geordnet. Die geographischen Notizen Herodots sind mit denen späterer Schriftsteller oft verworren, was zu berücksichtigen ist. Tacitus zog Vortheil von den Kriegen und dem Handel der Römer in Germanien; seine Nachrichten sind äußerst schätzbar; in Ansehung des höhern Nordens gleichwohl spricht er nur von vier Völkern de la Sarmatie septentrionale, den Plucini, Venedi, Fenni und Aestyi (Etschudi, Tschuden, wie die Finnen, die Scythen des Alterthums, die damahls schon so hoch hinauf getrieben waren, noch jetzt bey den Russen heißen). Der Verf. beruft sich auf seine Hist. du Gouv. de Volhynie. Quatrième Carte. Géographie de Ptolémée. Diesem alten Erdbeschreiber macht der Graf zum Vorwurfe, daß Scandinavien bey ihm eine Insel ist, und der Finnische Meerbusen mit dem weißen Meere zusammenhängen soll. Indes ist die Idee nach den bis damahls gemachten Seereisen und Entdeckungen durchaus nicht zum Verwundern. Auch dem Plinius

heißt Scandinavien (den Nachrichten des Pytheas, Timaeus, Xenophon von Lampfacus zufolge) eine große Insel Abalum im Norden; wovon man jedoch nicht, wie gewöhnlich, den Namen des Balthischen Meers herleiten darf, welcher später, und erst nach Saxo Grammaticus auffam. Ptolemäus ist also an dem Irrthume unschuldig. Andererseits ist dagegen unbegreiflich, wie der Graf behaupten konnte: *Le rivage d'Archangel est marqué chez lui (Ptolémée) avec beaucoup d'exactitude.* Wie hätte derselbe Schriftsteller, der nicht wußte, daß zwischen dem weißen Meere und dem Finnischen Meerbusen eine ziemliche Strecke Land liegt, das Gestade jenes genau bezeichnen, und woher hätte er die Kunde davon bekommen mögen? Seine Angabe, gleich wie der Meridian, den er von der Gegend Archangels bis zur Mündung des Don gezogen, und der bey ihm das Europäische Sarmatien von der terra incognita trennt, ist Hypothese, die durch Zufall mit der neueren Abtheilung Europas und Asiens einigermaßen zusammentrifft. Als umständlichere Erklärung der Nordischen Geographie des Ptolemäus empfiehlt der Verf. seine *histoire de Podolie. Cinquième Carte. Géographie de Jornandes et Moyse de Khorène.* Für diese Periode bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung sind, außer den angeführten Schriftstellern, Marcian von Heraklea und Ammianus Marcellinus in Betracht zu ziehen; auch der Geograph von Ravenna, und die Peutingersche Tafel. Doch ist unstreitig Jornandes am wichtigsten für die Slavischen, Finnischen, Lettischen Völker in Rußland; und Moses von Chorene für die Völker Satarischen Ursprungs. Der Verf. hebt hier unter andern die Russiatz, als Zweig der Kopalanen hervor, zu Gunsten einer im Grunde bloß auf

Nahmenähnlichkeit gestützten Vermuthung über die Abkunft der Russen, nicht als Nation, sondern als Stifter des Russischen Staats und Namens. Rec. kann dieser Vermuthung so wenig beypflichten, wie der von der Rhosarischen Abkunft der Russen, so gelehrt und scharfsinnig die letztere neuerlich abermahls vertheidigt worden; wovon inzwischen hier keine nähere Erörterung zulässig ist. Sixième Carte. Géographie de Constantin Porphyrogénète. Die Karte steht bereits vollendet im vierten Bande von des Verf. *Fragmens sur les Slavons*, um die geographische Genauigkeit des Russischen Annalisten Nestor zu beurkunden. Sie selbst verräth aber nur sehr oberflächliche Einsicht. Was zur Aufhellung der Geographie des Constantin, z. B. in V. XXXI. der allgemeinen Welthistorie, in Schlozer's Nestor u. s. w. geleistet war, ist gar nicht, oder nicht genug gebraucht; vielweniger daß man auf neue und bessere Erläuterungen stieße, die sich gerade hier, bey den nunmehr vorhandenen anderweiten Hülfsmitteln, und nachdem von den Vorgängern aufgeräumt, in Fülle beybringen ließen.

Gotha.

Bei dem Herausgeber: Holzschnitte alter Deutscher Meister, in den Original-Platten gesammelt, von Hans Albrecht v. Derschau. Als ein Beytrag zur Kunstgeschichte herausgegeben von Rudolph Zacharias Becker. Dritte Lieferung. Mit einem Französischen Text zur Seite. 7 Seiten Text. Imperial-Folio. 1816.

Das unverdiente harte Schicksal, welches den würdigen Herausgeber dieses Werkes vor einigen Jahren betraf, ist allgemein bekannt, und das ganze Publicum nahm den wärmsten Antheil, als man seine endliche Befreyung erfuhr. Durch diesen Um-

stand ist die Herausgabe der vorliegenden dritten Lieferung verzögert worden. Zwey Lieferungen sind bereits erschienen, und in unsern Blättern vom Jahr 1808. Stück 194, und vom Jahr 1810 Stück 95 angezeigt worden; die gegenwärtige dritte Lieferung enthält 12 im 15ten Jahrhundert und früher geschnittene Blätter, 15 größere und 44 kleine Holzschnitte von Hans Sebald Beham, 4 von Virgilius Solis, 3 von Jost Amman, 2 von Melchior Lorck, 1 von Hans Brosamer, 1 von Ludwig Frig, 14 Blätter mit Monogrammen, und 16 von unbekanntem Meistern ohne Zeichen; also im Ganzen 58 Holzschnitte. Unter den Incunabeln ist die Darstellung der Belagerung von Preßburg durch die Türken einer der ältesten Holzschnitte. Meisterhaft geschnitten sind die beiden Blätter Nr. 76 und 77, von Hans Sebald Beham oder Böhm, so wie auch die Vorstellung der Geschichte des verlorne[n] Sohns in vier Blättern von demselben Meister. Auch die beiden Blätter von Melchior Lorck, der Tod des heiligen Sebastians (wenn hier nicht ein anderer Gegenstand vorgestellt seyn soll, da der h. Sebastian sonst immer als Jüngling, hier aber als ein alter Mann dargestellt ist), und die Sündfluth, sind mit vielem Fleiß gearbeitet. Besonders interessant sind einige Blätter mit Monogrammen und von unbekanntem Meistern ohne Zeichen, als Nr. 30 die Auferstehung des heiligen Lazarus; so wie auch unter den großen Hauptblättern, Nr. 13 der verlorene Sohn von Hans Sebald Beham, und Nr. 17 ein Kriegszug von Jost Amman einer besondern Erwähnung verdienen. Wir können zum Schluß den Wunsch nicht unterdrücken, daß es dem Hrn. Herausgeber gefällig seyn möchte, die wahren Freunde der Deutschen Kunstgeschichte durch die baldige Fortsetzung dieses Werks zu erfreuen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. Stück.

Den 14. Junius 1817.

Göttingen.

In der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 17ten vor. Mon., zeigte Herr Obermedicinalrath Blumenbach einige edle Topase aus dem fünften Welttheile, von der Gegend bey Bathurst, jenseit der blauen Berge, im Westen von Sydneycove, die er von Hrn. Dr. Noehden aus London erhalten, als Belege zu den interessanter Nachrichten über die neuesten Entdeckungen im Innern von Neu-Holland, welche eben dieser thätige Correspondent der Societät im vorigen Jahre Hrn. Hofr. Seeren mitgetheilt hat, und von diesem in unsern Blättern (1816. 57. Stück) bekannt gemacht worden.

Jene Edelsteine finden sich in gedachter Gegend als Geschiebe von ansehnlicher Größe und in beiden Hauptfarben des Topases, orange gelb und blaßmeergrün. Von jenen unter andern ein krystallisirtes, von der Stärke des vordern Daumengliedes, die verschobene achtseitige Säule mit abgestumpften Seiten- und Endkanten; und von dem blaßmeer-

Y (4)

grünen ein kieselartig abgerollter von der Größe eines Laubeneyes.

In der gleichen Sitzung wurden auch nachbenannte handschriftliche Aufsätze, die der Königl. Societät zugesandt worden, vorgelegt:

Von Hrn. Dr. Ayres zu Harburg *Observatio de physconia intestinali concreto glomerata*; die ausführliche Krankheitsgeschichte und Bericht von der nachherigen Leichendöffnung einer 30jährigen verheiratheten Frau. Ein merkwürdiger Fall, der zwar keine ausführliche Anzeige für diese Blätter gestattet, dagegen aber in ein medicinisch-practisches Journal eingerückt zu werden verdient.

Vom Herrn Kammerjunker und Forstmeister von Drais zu Freiburg im Badenschen eine Notiz und Modelle zur Erläuterung eines von ihm erfundenen so genannten Erhöhungs-Perspectivs, mittelst dessen man z. B. im Theater über die Köpfe der im Wege stehenden Zuschauer hinweg auf die Bühne sehen könne u. dergl. m.

Vom Herrn Senator Klinkhard zu Duderstadt Nachträge zu seiner Schrift über die beste Einrichtung der eisernen Windöfen.

Und von Herrn Dr. Lehmann aus Holstein *novarum e boraginum familia plantarum decas gemina*, wovon in der Folge nähere Nachricht gegeben werden wird.

Berlin.

Von Dunfer und Humblot: *Abhandlungen aus dem Gebiete des Römischen Rechts*, von Carl WITTE von Lochau, b. R. und der W. W. D. der fr. K. M. und der Wetter. Gesellschaft für die ges. Naturkunde corr. Mitgliede. 1817. XIV und 124 Seiten in groß Octav.

Es ist aus den Zeitungen bekünnft, wie laut ein großer Theil der Berliner Studierenden erklärt hat, er mißbillige es durchaus, daß der junge Herr Dr. Witte schon als Lehrer auftreten wolle. Abgesehen von dem Gefühle, woraus Etwas dieser Art entstehen kann, und worüber man auch hier freylich oft ganz anders urtheilen muß, als über die Handlung selbst, versteht es sich nun wohl, daß eine solche Selbsthülfe immer Unrecht ist, nicht nur als Aufsehnung gegen die Obern, die einmahl die Vorlesung erlaubt hatten, und so lange wir keine leges annales haben, wohl erlauben mußten, sondern auch weil sie so leicht durch Verhegungen und falsche Gerüchte veranlaßt werden könnte, auch gegen solche, die keine solche Beschämung verdienen, und weil also auch derjenige, dem man in der That damit nur das sagt, was er sich selbst sagen sollte, sich bey sich selbst und bey Andern darauf berufen kann, in seinem Falle sey es nun gerade die Folge von Meid und von Furcht, in Vergleichung mit ihm unterzuliegen. Zu einer solchen für ihn günstigen, wenn gleich ganz ungegründeten, Auslegung, ist gerade der Unbescheidene und der Mäntevolle, der Erdichter falscher Umstände, vorzüglich geneigt, es gelingt ihm auch wohl Andere zu täuschen, zunächst wenigstens kann er sich beynabe freuen, daß es so gekommen sey, und der letzte Betrug wird dann leicht ärger als der erste.

Herr Dr. Witte hat nun den Ausweg ergriffen, das, was er, bey Gelegenheit seines Doctorwerdens und seines Gesuchs um die Erlaubniß zu Vorlesungen, ausgearbeitet hatte, drucken zu lassen. Dagegen ist um so weniger zu erinnern, als es bey seiner Dissertation, die vom fr. 10. D. 7, 2. handelt, nach der gewöhnlichen Sitte der hohen Schulen, ohnehin hätte geschehen sollen. Die zweyte Abhand-

lung von S. 39 an, ist eine Lateinische, der Berliner Facultät vorgelesene, über einen von ihm selbst gewählten Gegenstand, das Citirgesetz; die dritte von S. 70 an, seine Deutsche Vorlesung über eine von der Facultät ihm vorgeschriebene Lehre, das Schicksal der dos nach getrennter Ehe. Ueber die zweite Abhandlung kann der Verfasser dieser Anzeige genauern Bericht abstaten. Es sind darin zwey neue Meinungen vorgetragen, erstens man habe vielleicht vorher geglaubt, von Gajus gelten nur die Institutionen und libri singulares, und darum sey verordnet worden, seine übrigen Schriften sollten eben so gültig seyn, und dann eorum ... scientiam ... ratam esse censemus heiße: man soll wohl daran thun, sie kennen zu lernen, sich mit ihnen zu beschäftigen. Keiner von beiden Vorschlägen wird wohl Beyfall finden, auch abgerechnet, was freylich nur eine Nebensache ist, daß die libri singulares, die man so oft dem Gajus zuschreibt, ohne allen Zweifel nicht von ihm sind, sondern wie die übrigen *leges*, zu welchen sie nach Justinians *const. ad antecessores* offenbar gehörten, aus dem Werke Ulpian's *ad edictum*. Auch die Sprache der Abhandlung selbst ist ziemlich schlecht, und wenn man sich gleich gegen diesen Tadel auf die Antwort gefaßt machen muß, es seyen Druckfehler, deren allerdings, auch was die Abtheilungszeichen betrifft, viele vorkommen, noch mehr, als hinten angegeben sind. (S. 71 steht Februar statt Januar), so läßt sich dagegen fragen, warum Jemand, der, vollends unter diesen Umständen, ein "specimen eruditio- nis" drucken lassen will, so äußerst nachlässig ist? S. 60 in der untersten Zeile steht *expressae sanctionis indigna*, und dieß ist wohl sicher ein Sprachfehler, denn das vorhergehende *primo loco* gehört gewiß zusammen *ala. erstens*, und der

Genitiv wird also nicht von loco regiert. S. 68 Z. 4 v. u. heißt *rerum naturae injunctas difficultates*, die in der Natur der Sache liegen, und so noch manches andere, woraus sich allerdings ergibt, daß der junge Verfasser, weil man ihn im sechzehnten Jahre zum Doctor der Rechte machen lassen wollte, nicht lange genug bey den Vorkenntnissen aufgehalten worden ist. (S. 76 kommt das schöne *in manum conventa* vor.)

Uebrigens ist nicht zu leugnen, daß auch unter denen, welche im gewöhnlichen Alter, und nachdem sie nicht bloß zwey Jahre juristische Collegien gehört haben, Doctoren werden, bey weitem nicht alle es besser zu machen im Stande sind, und den Vorzug hat Herr Dr. W., daß er so sehr jung ist. Dieser Vorzug verliert aber an seinem Werthe, je älter man wird; ein Kind von acht Jahren erregt Aufsehen, wenn es so viel weiß, wie mancher Knabe von zwölfen, ohne daß darum ein Lehrer oder ein Geschäftsmann um deswillen gewählt wird, weil er so gar jung sey.

Doch dieß möchte alles hingehen, und selbst den Zweifel soll Niemand vorbringen, woher man denn wisse, daß Herr Dr. W. seine Aufsätze ohne fremde Hülfe ausgearbeitet habe, ein Zweifel, auf den man sonst bey Prüfungen immer Rücksicht nimmt, und weswegen denn auch die, allerdings oft gemißbrauchten, öffentlichen mündlichen Einwürfe auch ungebetener, auf den hohen Schulen gewöhnlich waren, und hier und da noch sind. Aber die Vorrede ist abscheulich, indem sie geradezu die Berliner Juristenfacultät angreift, denn wer anders, als diese, kann dem Verf. "unzählige Schwierigkeiten" bey seinem Wunsche, Vorlesungen zu halten, gemacht haben, und auf wen anders, als auf die Mitglieder derselben, alle oder einzelne, können die Vorwürfe

von "elenden Verläumdungen" gehen, die "man," als er durchgedrungen sey, gegen ihn brauchte, zumahl da gesagt wird, die Gegner hätten "bloß durch die ihnen bekannt gewordenen Producte seines juristischen Fleißes" nämlich die drey der Facultät vorgelegten oder vor ihr gehaltenen Vorlesungen über ihn urtheilen können? (Wer kann dieß aber überhaupt sagen, wenn er ein halbes Jahr an einem Orte gelebt hat, also doch gewiß auch in dem Falle gewesen ist, im Gespräche entweder keine Kenntnisse zu beweisen oder Blößen zu geben? Und selbst wenn dieses nicht ist, können nicht auch ganz vernünftige Leute, auf das Zeugniß glaubwürdiger Personen hin, gut oder schlecht von Jemand denken? Der Verfasser dieser Anzeige hat nie ein Wort mit Hrn. Dr. Witte gesprochen, aber noch ehe er Etwas von ihm gelesen hatte, war er schon, z. B. auch durch unsere Anzeigen von 1815 St. 75, überzeugt, daß dieser ganz falsch geleitet werde.)

Die Berliner Juristen-Facultät hat sich herabgelassen, auf diese Ausfälle öffentlich zu antworten, und ebenfalls zu

Berlin

bey Ferd. Dümmler auf 28 Seiten in Octav herauszugeben: Die Juristen-Facultät zu Berlin und der Doctor Witte. Das Meiste sind Actenstücke, worunter Nr. III., ein Rescript des Ministerium an den D. (phil.) Witte den Aeltern, diesem die heilsamsten Lehren über seine "raschen Absichten" mit seinem Sohne gibt. — Zwey Thatfachen verdienen besonders ausgehoben zu werden. Erstens, daß die Facultät bey der ganzen Geschichte völlig einmüthig verfahren ist, da doch von der Wittischen Seite, in Zeitungs-Artikeln und sonst, auf ein ganz verschiedenes Benehmen der einzelnen Mitglieder hingedeutet wurde. Zweytens, daß die Erklärung

im Namen des jungen Dr. W., seine Dissertation sey genau so abgedruckt, wie er sie handschriftlich der Facultät übergeben habe (Vorrede zu den Abhandlungen S. VIII. Z. 4 v. u.), Etwas sagt, was nicht ist, denn, nach dem hier aus den Acten abgedruckten Anfange der eigenhändigen Handschrift, ist ein gewaltiger Unterschied, z. B. dort waren nur funfzehn Anmerkungen über die Lesarten, in dem von ihm besorgten Drucke sind ihrer vier und zwanzig, dagegen enthielt die Handschrift einen Beytrag zur Lateinischen Sprachlehre, die gewiß seltene Form: imitavimus, die nun weggefallen ist.

Der nächste Erfolg von allem diesem ist übrigens, daß der junge Herr Dr. Witte zu einer zweyjährigen gelehrten Reise eine neue Unterstützung von der Regierung erhalten hat. Hugo.

Coburg und Leipzig.

In der Simmerschen Buchhandlung: Lehrbuch des Deutschen Styls, von Johann Andreas Wendel, Dr. der Philos. und Prof. am Herzoglichen Gymnasium in Coburg. 1816. 296 S. in Octav.

Dieses neue Lehrbuch unterscheidet sich als Arbeit eines selbstdenkenden Kopfs von mehreren ähnlichen, unter andern auch von dem bekannten Adelung'schen. Daß der Verf. den Weg verlassen hat, auf welchem mehrere unsrer Deutschen Styltiker hinter Adelung wandeln, müssen wir eben so sehr billigen, als daß er auch die Werke der alten Griechischen und Römischen Classiker zur Erläuterung der von ihm aufgestellten Grundsätze benutzt hat. Denn Adelung, so ein verdienstvoller Grammatiker er auch ist, kann doch in Sachen des Geschmacks nur so weit für einen sicheren Führer und competenten Richter gelten, als auch die Regeln des Styls auf grammatische Verhältnisse sich zurückführen lassen, oder, als

von Klarheit und Deutlichkeit die Rede ist. Und aus den Werken der alten Classiker läßt sich zur Bildung des Styls überhaupt, also auch des Deutschen, manche Belehrung schöpfen, zu der unsere Deutsche Litteratur bis jetzt noch nicht hinreicht. Gegen die von dem Verfasser befolgte Anordnung und Ausführung der Grundsätze des Styls der Deutschen Prosa lassen sich auch gar manche Einwendungen machen. Als eine kleine Uebersetzung dürfen wir wohl die Definition des Styls ansehen, mit der das Buch anfängt. Denn unter Deutschem Styl, sagt der Verfasser, versteht man die Art und Weise, seine Gedanken in Deutscher Prosa auszudrücken. Hat denn nicht auch die Poesie ihren Styl? Unterscheidet sich nicht besonders die höhere Poesie von der Prosa durch Wörter, Wendungen und Ausdrucksarten, die freylich lange nicht hinreichen, ein Gedicht zu einem Gedichte zu machen, aber doch der reinen Prosa völlig fremd sind? Nun kann man allerdings keinen unglücklicheren Begriff von der Poesie haben, als wenn man, nach Adelung's Anleitung, den Unterschied zwischen Poesie und Prosa vorzüglich nur in der Verschiedenheit des Styls nachweisen will. Der Verf. handelt zuerst von den Wörtern; dann von den Redensarten und den Figuren; hierauf von den Perioden und von den Figuren als Verschönerungen der Perioden; dann erst (was auffällt) von der Schreibart überhaupt nach ihren logischen und ästhetischen Eigenschaften; dann von den Arten des Styls, namentlich dem Geschäftsstyle, dem historischen Style, und zuletzt von dem oratorischen, wobey sehr gute Beispiele aus dem Demosthenes gewählt sind. Daß der Verfasser seinen Gegenstand durchdacht, und nicht nachgeschrieben hat, was er bey Andern fand, zeigt sich durch das ganze Lehrbuch.

— — — — —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

95. Stück.

Den 14. Junius 1817.

München.

Theoretisch practische Wasserbaukunst, von dem Königl. Bairischen wirklichen geheimen Rathe 2c. auch Ritter des Kaiserlich Russischen St. Annen-Ordens zweyter Classe, von Wiebeking, neue umgearbeitete und vermehrte Ausgabe, dritter Band, 744 Seiten in groß Quart. 1814. Mit 32 Kupfern, zum Theil 38 Zoll lang, 27 Zoll hoch.

Dieser Band ist Sr. Königl. Hoheit, dem souverainen Fürsten (jetzt Königl. Majestät) der vereinigten Niederlande zugeeignet. Darauf folgt ein Sendschreiben an die Holländischen Gesellschaften d. W. zu Harlem und Rotterdam, worin der Autor bemerkt, daß die Kammer Schleusen (zur Schifffahrt) in Holland erfunden; daß auch dieß Land nur durch die Wasserbaukunst bestehe, oder wie der sel. Brünings sich ausgedrückt: nur allein durch Kunst über Wasser erhalten werde.

Achte Abtheilung. Canalbaukunde und Schiffbarmachung der Flüsse. In der Einleitung, S. 1—4, bemerkt der Vërf. sehr richtig, daß es

Z (4)

mehr Einsicht und Kunst erfordere, die Flüsse schiffbar zu machen, als neue Canäle auszuführen; in jedem Fall aber der Wassertransport große Vortheile in Vergleichung der Landfuhren gewähre. Z. B. auf dem von ihm vorgeschlagenen Canal, zwischen der Donau und dem Main, von Regensburg nach Bamberg, etwa 25 Meilen lang, rechnet der Verfasser, daß etwa 4,000,000 Centner jährlich möchten transportirt werden, wozu täglich 120 Pferde 200 Tage im Jahre nöthig seyn würden, wenn ein Pferd 840 Centner = 21 Last zu Schiffe zieht, und täglich 5 Meilen zurücklegt. Zu Lande rechnet er 12 Centner auf das Pferd und 300 Fuhrtage im Jahr, das gibt 555 Pferde täglich mehr. Er nimmt ferner an, daß jedes Pferd jährlich 600 Fl. verdienen müsse, wenn der Fuhrmann bestehen, und Wagen und Pferde unterhalten soll; das gäbe also eine jährliche Ersparung mittelst der Canalfahrt von 3,261,000 Fl., die den Werth eines Capitals von 65 Millionen Gulden betragen. (Ein Umsatz von 100,000 Last durch diesen Canal, gleichsam über den Rücken von Europa, scheint Dec. eben nicht übertrieben zu seyn; und wenn anders der Canal ordentlicher Weise ausführbar, und auf dem Gipfel desselben zureichender Wasservorrath vorhanden ist: so steht zu hoffen, daß nach einiger Erholung von dem verderblichen Kriege, Fürsten und Völker für eine so nützliche Unternehmung sich interessiren werden.)

Erstes Kapitel. Canalbaukunde. S. 5 – 29.

a. Ableitung des überflüssigen Wassers aus Canälen. (Die gute Ordnung hätte erfordert, zu förderst damit anzufangen, die benötigte Quantität Wasser; wie es aufzusuchen und dem Canal zuzuleiten, anzugeben; welches die wichtigste Sache bey dem Entwurf oder Bau eines Canals ist.) Wenn ein Canal durch starken Gewitterregen oder Schneegewässer so hoch

aufschwilt, daß er über seine Ufer oder Dämme tritt, so könnte er diese zerstören und die Gegend in der Nähe des Canals überschwemmen; dieß zu verhüten, werden Seitenablässe in den Ufern veranstaltet, welche in Schüttöffnungen, Balkenwänden, Drehthüren, heberartigen Gewölben, und gemauerten Ueberfällen, bestehen, die der Verf. hier kürzlich beschreibt und mit guten Beispielen von Französischen Canälen erläutert.

b. Durchleitung des Wassers unter den Canälen. Zu verhüten, daß das von den Bergabhängen herabströmende Wasser den Canal nicht mit Sand und Schlamm anfülle, oder zu stark anschwelle, wird das Wasser in Röhren (die von Holz oder Eisen seyn können), oder Sielen, gewölbten Aquäducten ff. unter dem Canal durch von der höhern nach der niedrigen Seite der Bergflächen geführt; welches der Verf. gleichfalls durch gute Beispiele, größtentheils vom Canal von Languedoc entlehnt, auch von Belidor mitgetheilt, erläutert.

c. Brückcanäle, die mittelst einer Brücke über Flüsse und Thäler fortgeführt werden, müssen so hoch seyn, daß sie den Lauf des Flusses nicht hindern; geht das an einer Stelle nicht an, so muß man den Brückcanal an einer andern Stelle weiter Flußabwärts überführen. (Wäre der Canal mit dem Flusse gleich oder gar niedriger als derselbe, wie in Holland oft der Fall seyn mag, so möchte man wohl am besten in den Fluß selbst übergehen; wo jedoch der Eintritt des Stroms in den Canal durch Dämme und Schleusen zu verhindern wäre.) Der Verf. gibt hier übrigens mehrere gute Vorschriften und Beispiele von Brückcanälen, insonderheit am Canal von Languedoc. Auch theilt er selbst einen Entwurf zu einem hölzernen Brückcanale mit, welcher ganz gut seyn mag, wenn es überhaupt rathsam wäre, dergleichen Werke von Holz auszuführen.

d. Zuführungs- oder Leitgräben, welche das Wasser in den Canal führen. Ihre Breite betrage 6 bis 24 Fuß, sagt der Verf., und ihre Tiefe 3 bis 6 Fuß. Doch, sagt er bald darauf, sollte die Breite nie über 10 Fuß seyn, damit man die Tiefe und Geschwindigkeit vermehre. Vorschriften über die Größe des Falls seyen unnütz, weil die Localität müsse benutzet werden. Doch hält er den Abfall von 1 bis 2 Zoll auf hundert Klafter Länge für gut, weil bey geringerem Falle eine größere Länge entstehe. (Das sehr unbestimmte und irrige in diesen Vorschriften gibt zu erkennen, wie weit der Hr. Verf. in der Hydragogik noch hinter seinen Zeitgenossen zurück ist. Begreiflich muß man zuerst wissen, wie viel Wasser in einer Leitung fließen soll, und hiernach ihre Größe, Abfall und Geschwindigkeit zweckmäßig anordnen. Auch ist hier nicht, wie bey den Entwässerungscanälen, der Abfall durch das Local absolut bestimmt; man kann ihn vielmehr vermindern oder vermehren, wenn nur in gehöriger Ordnung verfahren, zuerst die Wasserleitung, dann der Canal, bestimmt wird; daß ein geringer Fall mehr Länge der Leitung erfordere, ist offenbar keine nothwendige Folge.)

e. Von den Wasserbehältern. Gute Vorschriften zu Anlegung der Dämme derselben, und wie die Filtration zu verhüten, wo doch auch der Vorschlag, dem Behälter einen Pflanzenboden, die Fugen mit Moos verstopft, zu geben, im Großen ohne Beyspiel und ohne Nutzen seyn dürfte. Die über die Canäle anzulegenden Brücken werden hier übergangen, weil sie im Abschnitt vom Brückenbau mit vorkommen.

zweytes Kapitel. Erklärungen und Maximen, den Bau und die Anlage der Schiffahrts-Canäle betreffend. S. 30-91. Die Canalsstrecke zwischen zwey Schleusen nennt der Verf. eine Haltung, welches wohl eine Uebersetzung von retenue seyn soll, aber

hier weder nöthig noch passend zu seyn scheint. Sehr richtig bemerkt der Verfasser, daß die Breite des Canals nicht nach der Breite der Schiffe zu bestimmen sey, aber die Ursache, daß nämlich das Local und die Baucasse oft Erweiterung oder Beschränkung zulassen, paßt eben so gut auf die Schiffe als auf den Canal; auch schließt er damit, daß der Canal $4\frac{1}{2}$ so breit seyn müsse, als die größte Breite der Schiffe, und beweiset mit vielen Beispielen an bestehenden Canälen, daß man sie nicht sieben bis achtmahl breiter, als die Schiffe, die darauf fahren, gemacht habe, welches Verhältniß von einigen Schriftstellern vorgeschlagen sey, und eine übertriebene Breite der Canäle geben würde. (Rec. der Gelegenheit gehabt, über schiffbare Canäle vieles zu lesen und nachzudenken, kann nicht glauben, daß irgend ein Schriftsteller die siebenfache Breite der Schiffe zur Breite des Canals vorgeschlagen habe, zumahl jedes weiß, daß die Breite der Schiffe wohl einen Bestimmungsgrund zur Breite der Schleuse, aber nicht zur Breite des Canals geben kann. Der Vf. verwechselt hier offenbar Profil mit Breite, und Rec. findet es ganz richtig, daß das Breitenprofil des Canals etwa siebenmahl größer seyn müsse als das größte Breitenprofil des Schiffes, wenn dieß ohne merkliche Beschränkung darin fahren soll. Des Verf. Vorschrift, den Canal $4\frac{1}{2}$ mahl breiter zu machen, als die Schiffe die darauf fahren sollen, und ihm dabey 2 bis 3 Fuß mehr Tiefe, als die beladenen Schiffe erfordern, zu geben, würde ohne Zweifel das Canalprofil meistens zehnmal größer, als das größte Breitenprofil des Schiffes, folglich übermäßig groß und kostbar machen. Daß der Spielraum zwischen dem Boden des Schiffes und des Canals kein bestimmtes Maas, sondern für größere Schiffe größer, für kleinere kleiner seyn müsse,

leuchtet jedem von selbst ein. Wer wird solchen Böten, die überhaupt nur 3 oder 4 Fuß tief gehen, einen Spielraum am Boden von 2 bis 3 Fuß geben, welcher für Schiffe die 8 bis 12 Fuß tief gehen, genügt?) Was der Verf. von dem Uferböschungen, Ziehwegen, Form der Canalschiffe sagt, zeigt Ueberlegung und Bedachtsamkeit; nur von den Nutzen der Verme ist zu wenig gesagt; gut angelegt macht sie die künstlichen Uferbefestigungen von Riesel und Steingrand (die doch auch in den Canal hinabrollen möchten), oder Verschaalungen, Faschinenbau ff., welche der Verf. gleich anfangs bey der neuen Anlage empfiehlt, entbehrlich. Wichtig, sagt der Verf. mit Recht, ist die Bestimmung der erforderlichen Wassermenge zu einem schiffbaren Canal. Und obwohl er sehr umständlich in Bestimmung der zur Durchschleusung der Schiffe erforderlichen Wassermasse ist, so scheint er doch keinesweges damit auf's Keine gekommen zu seyn. (So heißt es z. B. Seite 33: Bey gleicher Größe der Schleuse wird desto mehr Wasser erfordert, je kleiner die Schiffe sind, obgleich in dem Fall der aufsteigenden Schiffe, wovon gerade hier die Rede ist, nach dem angeführten Exempel es umgekehrt, nämlich je größer die Schiffe, desto mehr Wasser, heißen sollte. Ferner ein heruntergehendes Schiff erspart so viel Wasser, als es selbst schwer ist; wenn nun viele Schiffe passiren, meint der Verf. S. 46, könne dieß eine bedeutende Ersparung werden, die in Rechnung zu bringen sey, welches richtig seyn würde, wenn alle Schiffe bloß hinunter gingen. Aber in der Regel gehen eben so viele Schiffe den Canal hinauf als herunter. Hat nun der Canal gewöhnliche, regelmäßige (keine gekoppelte) Schleusen, so sey die Füllmasse der Schleusenkammer = P; die Schiffsmasse = Q; so braucht ein jedes Schiff eine Quantität Wasser,

$$\begin{array}{l} \text{wenn es den Canal hinaufgeht} = P + Q \\ \text{wenn es heruntergeht} = P - Q \end{array}$$

also bey jeder Fahrt hin und zurück

die Wassermenge = $2P$; wenn der Canal nur einen Abhang hat; oder $4P$, wenn der Abhang doppelt ist, und das Schiff über den ganzen Canal hin- und zurückfährt; wobey demnach die Größe der Schiffe aus der Rechnung wegfällt und hier nicht weiter in Betracht kommt, als daß Länge und Breite der Kammer und der Schiffe für einander und für den Canal passend müssen eingerichtet werden. S. 45. Zeile 4 v. u. scheint auch steigend mit fallend verwechselt, und die Formeln von Prony, denen es an gehöriger Erläuterung, richtigem Ausdruck und correctem Abdruck fehlt, scheinen bloß dazu seyn, um Figur zu machen.)

Die übrigen Regeln und Vorschriften des Verfassers, daß man keine gekoppelte Schleusenfälle bauen, den Theilungspunct des Canals möglichst niedrig anlegen, kein unreines Wasser in den Canal führen, die Krümmung des Canals nach sanften Bogen ziehen soll u. s. w., sind zweckmäßig und allgemein bekannt; wo hingegen die bald darauf folgende Regel: Canäle müssen so viel als möglich nach geraden Linien gezogen werden, einer Einschränkung, so wie die Bestimmung der Oberfläche der Bassins S. 49 einer Correction bedarf. Ferner handelt der Verf. von unterirdisch durchgeführten Canälen, nach Beyspielen am Canal von Languedoc und St. Orentin. Auch, wie man statt Schleusen, durch Maschinen und Rollbrücken die Schiffsgesäße von einer Canalstrecke auf die andere führe. Den Beschluß dieses Kapitels macht des Verf. Entwurf einer Verordnung, zur Ausführung des Canals zwischen Weser und Elbe.

Drittes Kapitel. Beschreibung einiger der merkwürdigsten Canäle. S. 92 — 168. Man findet hier die neuesten Nachrichten von dem Canal von Languedoc und andern Französischen Canälen von 1813, welche man dem Hrn. Ober-Ingenieur Carl von Wiebeking, dem Sohn des Hrn. Verfassers, welcher diese Canäle bereisete, verdankt. Auch werden die schiffbaren Canäle in England, Italien, Schweden, Rußland und Holstein nachhaft gemacht. Den Beschluß machen zwey Entwürfe des Verf. zu schiffbaren Canälen. Der eine ist ein Entwurf zur schiffbaren Gemeinschaft zwischen Weser und Elbe vermittlest der Aller und Ohre. Diese Canalverbindung soll bestehen 1. in einem Canal bey Magdeburg aus der Elbe nach Wollmirstädt auf der Ohre; 2. in der Schiffbarmachung dieses Flusses von dessen Mündung in der Elbe bis oberhalb Calvörde; 3. in einem Canal von Calvörde bis Boersfelde in die Aller, und 4. in Schiffbarmachung dieses Flusses bis unterhalb Zelle. Von Wollmirstädt soll also eine zwiefache Fahrt, eine aufwärts nach Magdeburg, etwa 1 Meile; eine unterwärts, dem Lauf der Ohre folgend, etwa $1\frac{1}{2}$ Meile lang, in die Elbe führen. Der Verf. nimmt hiebey an, daß die Elbe bey Magdeburg höher sey als die Ohre bey Wollmirstädt, das will sagen: daß die Elbe auf etwa $2\frac{1}{2}$ Meilen mehr Fall habe, als die Ohre auf $1\frac{1}{2}$ Meile; welches möglich, aber nicht gewiß ist, indem kleinere Flüsse gewöhnlich mehr Fall haben, als die größern, morein sie sich ergießen. Es soll demnach dieser Canal bey Magdeburg sein Wasser aus der Elbe empfangen, gegen die Hochgewässer der Elbe aber mit Schleusen und Deichen gesichert werden. Aber wird nicht das Sand- und Thonführende trübe Elbewasser den Canal von Magdeburg bis Wollmirstädt, and von hier wieder zur Elbe nach der Ohremündung

gar bald wieder verschlammten? Oder soll das Elbwasser etwa in einem Bassin durch Ruhe von der trüben Materie befreuet werden; so erfordert dieß abermahls neue Anlagen und Reinigung des Bassins. Und wozu soll denn dieser zweyte Canalarm nach Magdeburg dienen? Dazu, sagt der Verfasser, diese Fesung mit Bremen in Verbindung zu bringen. Nun bey einer Verbindung von 35 bis 40 Meilen würden doch 3 Meilen weniger oder mehr auch nicht sehr in Betracht kommen, und jeder Schiffer von Bremen kommend dürfte zufrieden seyn, wenn er aus der Ohremündung in die Elbe u. s. w. nach Magdeburg kommt. Die Sache wäre ganz anders, wenn das Dorf Wollmirstädt einen großen Umsatz mit Magdeburg machte: da wäre auf eine Meile Entfernung ein Umweg von drey Meilen unerträglich. Es scheint demnach, daß hier von zwey Canälen nahe bey einander einer wohl könnte erspart werden. Der übrige Theil des Projectes besteht darin, daß die Ohre und Aller regulirt und überall bis zu 5 Fuß unter den niedrigsten Wasserstand ausgetieft, die darauf befindlichen Mühlen mit Canälen und Cammerschleusen umgangen werden sollen; endlich soll auf der höchsten Strecke der Fahrt der schon bestehende Allerfanggraben zu einem ordentlichen Canal ausgetieft, und ihm das Wasser aus den höher belegenen Theilen der Aller und Ohre zugeleitet werden. Der Verf. rechnet so nach Anzahl der Mühlen drey Schleusen auf der Aller, vier auf der Ohre und zwey für die höchste Canalstrecke, in allem nur neun Schiffahrtsschleusen nebst zwey Grundablässen, endlich für den Canal von Magdeburg zwey Schiffahrtsschleusen. Die Gegend in den zusammenstoßenden Flußgebieten der Ohre und Aller scheint nach des Verf. Beschreibung zu urtheilen, diese Unternehmung zwät zu begünstigen, indeß können

doch die Versicherungen des Verfassers, welche auf keine gründliche Untersuchung durch Nivellement gestützt sind, schwerlich eine solche Ueberzeugung von der Möglichkeit des Projectes, von den dazu nöthigen Bauwerken und deren Kosten, gewähren, welche ohne weiteres eine Verordnung zur Ausführung erwarten ließe. Auf der einen Seite behauptet nämlich der Verf. zur Beförderung seines Projectes mehr, als ohne Nivellement zu wissen möglich ist; und auf der andern übergeht er mit Stillschweigen einen zur Beurtheilung dieser Unternehmung wesentlichen Punct; die Art und Weise nämlich, wie die Navigation zwischen Celle und Wollmirstädt soll betrieben werden. Es gibt außer der natürlichen Flußfahrt ohne alle Schleusen und Stauwerke zwey wesentlich verschiedene Methoden, auf den, durch Kunst schiffbar gemachten, Flüssen zu schiffen, welche darin bestehen, daß die Schiffe entweder auf dem Schwall des Stromes oder auf dem Stau (by flash - or by stagnant - water) von einer Schleuse zur andern fahren. Die erstere Art ist auf der Streckniz zwischen Lübeck und Lauenburg üblich; die Schiffe vereinigen sich bey dieser Methode in eine Caravane, und fahren zugleich auf der künstlichen Anschwellung von einer Schleuse zur andern hinauf oder herunter. Diese Fahrt ist langweilig, erfordert viel Wasser, aber wenig Schleusen. Die zweyte Art ist die auf gewöhnlichen Canälen; die Schiffe können einzeln und jederzeit ohne Aufenthalt fahren. Zu dieser Fahrt genügt in der Regel weniger Wasser, aber es werden mehr Schleusen, als zur ersten Methode, erfordert. Nach der Entfernung der Schleusen auf der Aller könnte man vermuthen, der Verf. habe auf die erstere Methode zu schiffen gerechnet; hingegen scheint der von ihm bestimmte Wasserorrath nur die zweyte zu verstaten.

Ueber das andere Project, die schiffbare Vereinigung des Mayns mit der Donau, sagt der Verf. sehr wenig; woraus man jedoch ersieht, daß noch keine gründliche Untersuchung, kein Nivellement über diese Unternehmung angestellt, folglich die Ausführbarkeit desselben noch keinesweges erwiesen ist.

Viertes Kapitel. Schiffbarmachung der Flüsse. §. 169 - 229. Groß und weit über alle Berechnung erscheint der Vortheil aus schiffbaren Flüssen, sagt der Verfasser, wenn man bedenkt, daß die dazu erforderlichen Werke und Anlagen zugleich die Ueberschwemmungen und den Uferabbruch abwenden, [Silberschlag (Hydrotechnik zweyter Band, §. 758) ist hierüber anderer Meinung. Rec. hält dafür, daß manche Hindernisse in Strömen sowohl der Schifffahrt als dem Ablauf des Stromes nachtheilig sind, z. B. alle Brückenpfeiler, Stacken, Buhnen ff., daß jedoch diejenigen Mittel, welche man anwendet, die zu seichten Ströme schiffbar zu machen, und die nur darin bestehen können, daß man ihnen entweder mehr Wasser zuführt, oder das was sie haben, zurückhält, allemahl mehr beytragen, die Hochgewässer des Flusses zu erhöhen, als zu erniedrigen.] Uebrigens zeigt der Verf. hier sehr überzeugend die Vortheile der Flußfahrt über die Landfuhren. Wenn die Geschwindigkeit des Stroms nicht über $3\frac{1}{2}$ bis 5 Fuß in 1 Secunde beträgt, wie auf der Donau, zieht ein Pferd noch 100 Centner gegen den Strom, und da das Schiff mit dem Strom gar keine Ziehkraft braucht, so könne man 200 Centner (5 Last) auf ein Pferd rechnen. Auf dem Inn, dessen Geschwindigkeit 5 à 6 Fuß, zieht ein Pferd 150 bis 200 Centner gegen den Strom; und auf allen Flüssen, deren Geschwindigkeit nicht über 2 Fuß ist, rechnet der Verfasser 400 bis 500 Centner auf ein Pferd, und hält dafür, daß wenn die Geschwindigkeit des

Stroms nicht über 7 Fuß sen, könne die Flussfahrt noch mit Vortheil über die Landfracht bestehen. Was ferner der Verf. von den Anlagen der Ziehwege, der Stauwerke, Durchlässe, Kammer Schleusen, Räumung der Flussbetten von Stein, Pfählen ff. sagt, ist in guter Uebereinstimmung mit dem, was auch vor ihm Schemerl (Schiffbarmachung der Ströme, Wien 1788), Silberschlag und andere über diesen Gegenstand geschrieben haben. Die hierauf folgenden Vorschriften zur Verbesserung des Laufes der Flüsse in Rücksicht auf die Schiffahrt, sind fast alle Wiederholung aus dem ersten Bande, worüber Rec. im 16. Stück dieser Anzeigen (vom 27. Januar 1816) das nöthige geäußert hat. Endlich theilt der Verf. noch die neuesten Formeln über die gleichförmige Bewegung des Wassers in Canälen von Langsdorf, Littelwein, Prony ff. und deren Resultate auf einige Flüsse angewandt, tabularisch mit. Begreiflich können diese Formeln, die alle auf einerley Beobachtungen, größtentheils von Buat gegründet sind, richtig angewandt, nicht erheblich von einander abweichen. Das findet man auch, in so ferne die data von andern sind; aber auf des Verf. Beobachtungen angewandt, stimmen sie weder unter sich, noch mit der Beobachtung erträglich überein; welches ohne Zweifel von Fehlern in den Beobachtungen, von Fehlern in den Rechnungen, hauptsächlich aber daher rührt, daß der Vf. diese Formeln auch da anwendet, wo sie gar nicht hingehören. Es unterscheidet nämlich der etwas eilige Verf. hier zwischen motus aequabilis und inaequabilis so wenig, als in vielen andern Stellen seines Werks zwischen ratio directa und inversa. — Des Verf. Entwurf zur Schiffbarmachung der March auf 37 Meilen von Olmütz bis in die Donau besteht darin, daß die Mühlen auf diesem Fluß beybehalten, und

mit Canälen und gewöhnlichen Canalschleusen sollen umgangen, daneben massive Grunddurchlässe für das Wasser, Durchstiche und Rectificationen des Flusses, sollen bewerkstelliget, auch die Mündung der March in die Donau corrigirt werden. Die mitgetheilte Zeichnung von einer Schleuse und Durchlaß fällt stark und schön ins Auge. Die Fundamente sind rundum mit Spundwänden oder Plankepfählen umgeben, die Mauern mit Quadern angeedeutet und zweckmäßig abgerundet. Kurz die Anlagen erscheinen in der Zeichnung musterhaft, nur ist dabey auf Sparsamkeit offenbar keine Rücksicht genommen; auch darf Rec. nicht unbemerkt lassen, daß bey allem Aufwand von Plankepfählen sie dennoch gerade da fehlen, wo sie am allernothwendigsten sind, nämlich unter dem Schwellenwerke der Schleusenthüren und Staubalken des Wehrs. Da die Mühlen ohne Zweifel schon Wehre haben, so wird man fragen: wozu die neuen? Oder sind jene nicht gut, und neue Durchlaßwehre nothwendig: warum denn Schleusen und Durchlässe neben einander? Kann nicht die Schleuse selbst als Durchlaß dienen? Hätte der sehr geschätzte Herr Verfasser sich diese Fragen vorgelegt, sie würden ihn sicher auf eine neue Entdeckung in seiner Schleusenbaukunst, nämlich auf einen wesentlichen Unterschied in der Construction der Schiffahrtsschleusen auf Flüssen, von der auf Canälen, geführt haben; welcher Unterschied nothwendig zu beobachten ist, wenn so kostbare Gebäude ihren Zweck ganz erfüllen sollen. Wenn indeß eine Abweichung von den Regeln der Sparsamkeit irgendwo zu entschuldigen ist, so ist es vielleicht hier, wo das Interesse die Kosten so sehr weit übersteigt. Der Verf. rechnet nämlich die Vortheile der Schiffbarmachung des Marchflusses in Hinsicht auf Commerz, Agricultur, Krieges-

operationen, und noch einer Verbesserung der Fluß-
gegenden (vielleicht Salubrität) in allem auf

(6)

12,911496 $\frac{2}{3}$ Fl.

Die Baukosten nebst Unterhal-
tuna dessen, was sich nicht
selbst unterhält, in allem auf

2,998055 "

und den reinen Gewinn 9,913411 $\frac{2}{3}$ Fl.

wofür der Verf. immer eine runde Zahl von 9 oder 10 Millionen Fl. hätte setzen mögen, wenn er nicht lieber bis auf $\frac{2}{3}$ Fl. genau rechnen wollen. Man erachtet leicht, daß ein so ansehnlicher Vortheil die Attention der Kaiserlich-Oestreichschen Regierung auf sich ziehen mußte. Auch ward den 30. Decem-
ber 1804 des Verf. Plan genehmigt; aber er folgte im nächsten Februar dem Ruf nach Baiern. — Was der Verf. über die die Schiffbarmachung der Charente in Poitou sagt, ist aus Sogreve (Wau-
kunst schiffbarer Canäle) bekannt. Den Beschluß dieses Kapitels macht ein Entwurf zu einer Flußbau-
Polizy-Verordnung, die gewiß viel Gutes enthält, aber nirgends mit Rechtsregeln, Gutachten und Belegen von Männern, die über Kameral-Polizy oder Wasserrechte geschrieben haben, unterstützt ist. Vielleicht rührt es eben daher, daß es dem Verf. noch nicht gelingen wollen, diese Verordnung in Baiern einzuführen. Eben dieser Mangel an Be-
weisen und Belegen ist auch vielleicht der größte Fehler dieses ganzen Werks. Die Achtung auf die Meinung anderer würde den Verf. vieler Irrthümer überhoben haben.

Die neunte Abtheilung des Wasserbaues. Von den künstlichen Ueberschwemmungen zur Ver-
theidigung der Festungen, Flußgegenden u. s. w. Der Verf. meint, daß die Ueberschwemmungen im

Kriege bey weiten nicht genug benutzt werden, weil die Militär-Ingenieurs mit dem Faschinenbau unbekannt, nicht wissen, daß man, wenn es an Menschen und Materialien nicht fehlt, in einer Nacht einen Faschinendamm von 1000 Fuß lang und 10 Fuß hoch legen könne. [Zum Glück für die Menschheit ist es doch so leicht nicht, die Flüsse auf die Weise abjudämmen, als der Verf. zu glauben scheint. Seine eigene Bauten dieser Art, z. B. am Rhein bey Honneff (erster Band S. 260 ff.), und am Inn unterhalb Ruffstein (erster Band S. 390 ff.) beweisen gar sehr das Gegentheil; und was einem so großen Meister in der Kunst so viele Schwierigkeiten machte; das werden Unkundige nie zu Stande bringen.] Uebrigens theilt der Verf. hier manche Winke, Regeln und Vorschriften mit, welche von denjenigen gelesen und beachtet zu werden verdienen, die in der traurigen Nothwendigkeit sich befinden, sich gegen erobersüchtige Feinde zu vertheidigen. Auch findet man hier manches Geschichtliche über militärische Ueberschwemmungen, insonderheit in den Niederlanden, so wie Auszüge aus Carnots Buche von Vertheidigung der Festungen, auf welchen Autor unser Herr Verfasser viel zu halten scheint, daß er ihn sogar mit Vaubans (S. 221) in gleiche Linie stellt.

Zehnte Abtheilung. Brückenbaukunde. Erstes Kapitel, S. 1—11. Von dem Nutzen der Brücken im Allgemeinen, und Fortschritten der Baukunst in Ausführung derselben, worüber der Verf. Studium und Belesenheit zeigt, und Schramms historischer Schauplatz der Brücken; *Gauthey traité de constr.* d. P. 1809 benutzt sind. Von den Erfordernissen einer großen Brücke: die Construction müßte 1. auf Sparsamkeit des Baumaterials, und 2. auf größtmögliche Weite der Bogenöffnungen gerichtet seyn,

damit 3. die Brücke dem mindestmöglichen Angriff des Stromes und Eises ausgesetzt; 4. der Schiff- und Floßfahrt kein Hinderniß von langer Dauer sey; weshalb 5. Joche und Pfeiler in der Richtung des Stromstriches stehen müssen. Auch müsse 6. die Brücke die Landschaft verschönern; 7. eine bequeme Auffahrt und zureichende Breite (die der Verfasser auf 22 bis 42 Fuß setzt) haben, und 8. des Ruhms einer verständigen Regierung nicht unwürdig seyn. Der Verf. hätte noch beyfügen können, daß die Richtung der Brücke rechtwinkelig über den Strom gehen, daß in der Mitte des Stroms ein Bogen, kein Pfeiler kommen, folglich die Anzahl der Bogen ungrade seyn müsse, wenn anders nicht sehr viele Bogen vorhanden sind. In Ansehung der Höhe bemerkt der Verf. in einer Note sehr richtig, daß die Bogen ganz oder wenigstens $\frac{2}{3}$ ihrer Höhe über den höchsten Stand des Flusses erhaben seyn sollten. Ueber die Mittel zum Brückenbau wird historisch gezeigt, daß Grundsteuern gehoben, Ablassbriefe gegeben, Zölle auf Wein und Bier gelegt, bey den meisten aber Brückengeld eingeführt worden sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lüneburg.

Wey Herold und Wahlstab: Chronologisches Handbuch der neuesten Geschichte. (Von dem Frieden zu Presburg, 1805, bis zum Pariser Frieden, 1815.) Von Anton-Christian Wedekind. 1817. 278 Seiten in Octav. Mit Achtung und Dank nehmen wir diese Fortsetzung einer das Studium der neuesten Geschichte sehr erleichternden Arbeit an. Sie ist mit einer Genauigkeit fortgeführt, die nichts zu wünschen übrig läßt, und sie zum täglichen Handgebrauch recht geschikt macht.

— — — — —

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 16. Junius 1817.

Mailand.

Hier ist erschienen: ΔΙΟΝΥΣΙΟΥ ΑΛΙΚΑΡΝΑΣΣΕΩΣ ΡΩΜΑΙΚΗΣ ΑΡΧΑΙΟΛΟΓΙΑΣ ΤΑ ΜΕΧΡΙ ΤΟΥΤΕ ΕΚΛΕΙΠΟΝΤΑ. Dionysii halicarnassei romanarum antiquitatum pars hactenus desiderata, nunc denique ope codicum Ambrosianorum ab *Angelo Maio*, Ambrosiani Collegii doctore, quantum licuit, restituta. Opus Francisco I. Augusto sacrum. 1816. XXXII und 187 S. in Quart. Auch mit der Aufschrift: DIONYSII HALICARNASSEI ROMANARUM ANTIQVITATVM postremi libri novem, qua fieri potuit, ratione reparati.

Zu den großen, von uns schon nach Würden gepriesenen Verdiensten, welche sich der unermüdliche und im Suchen so glückliche Hr. Professor in Mailand *Angelo Mai* bereits um den Cicero, Fronto, Symmachus, Plautus, Terentius, Isäus, Themistius und Isocrates, durch die Hülfe der Ambrosischen Bibliothek in Mailand erworben hat, kommt auch die Herausgabe dieses Werks, welches uns als ein

A (5)

Auszug, als eine Epitome der Römischen Geschichte des trefflichen Dionysius aus Halikarnas, des Zeitgenossen von Livius, mitgetheilt wird. Die Zueignung desselben konnte nicht leicht von Hr. Mai an einen bessern Gönner gerichtet werden, als an den über unser Lob erhabenen Kaiser Franz I., welcher, mit dem Dionysius nicht unbekannt, durch den auf der Ambrosischen Bibliothek huldreich geäußerten Wunsch, daß aus den Italiänischen Handschriften bald eine Römische Geschichte, und aus den Schätzen dieser Bibliothek bald etwas Treffliches ans Licht treten möchte, dem Herausgeber ganz natürlich die Gelegenheit und Veranlassung anbot, dem lange ersehnten so väterlich gesinnten Herrscher dieses Landes, dieß auf der Ambrosischen Bibliothek aufgefundenene die Römische Geschichte betreffende Werk freudigst zu widmen. Auf diese Dedicatioⁿ folgt eine Dissertatio praevia auf XXXII Seiten, welche die Gelehrsamkeit des Hrn. Mai aufs neue bewährt. Nachdem hier das Studium der Geschichte gepriesen, und die Verstümmelung der Römischen Geschichtschreiber angeführt und beklagt worden, kommt Hr. Mai auf den Dionysius, dessen theilweiser Verlust in der Geschichte um so fühlbarer wird, da er über 20 Jahre sich mit dem Studium der Römischen Geschichte beschäftigt hatte, und da das, was wir von seinem Geschichtswerke besitzen, etwa die Hälfte des Ganzen, ihn uns als einen, wenn gleich bey weitem nicht fehlerlosen, doch sehr ehrenwerthen Historiker darstelllet. Daß Hr. Mai ihn allen Beschreibern der Römischen Geschichte vorzieht, (*atque ut rem uno verbo expediam, historiam nusquam absolutiorem reperies, quum a Dionysio discesseris, p. iv*) wird zwar, wie so manches andere, was er von Dionysius anführt, Widerspruch finden, ist aber verzeihlich, als eine litterarische doch nicht in aller Hin-

sicht grundlose Meinung, die jedem in der gelehrten Republik vorzutragen vergönnt ist. Mag sie dann billigen oder verwerfen, wer will oder kann! Die Wahrheit verlieret dabey nichts. Hier hat die Litteratur durch diese Vorliebe gewonnen, denn indem sich Herr Mai bemühte, in der Ambrosischen Bibliothek besonders von Dionysius etwas zu entdecken, war er so glücklich, zwey Handschriften zu finden, dießmahl keine rescriptos, sondern zwey codices papyraceos, welche diese Auszüge aus dem größern Geschichtswerke des Dionysius enthalten. Eine genauere Beschreibung der Handschriften theilt er nicht mit; er sagt nur, daß sie auf Papyrus, nach seiner Meinung, die eine Q benannt, im 14ten, die andere A benannt im 15ten Jahrhunderte geschrieben, und daß die ältere lückenloser sey als die jüngere. Manches, was man noch gern von denselben wissen möchte, wird nicht berührt. Weiß man nicht, woher diese Codices nach Mailand kamen, wo und von wem sie abgeschrieben sind? Führen sie diese Aufschrift, welche der Herausgeber dem Werke gibt, und dergl.? In derselben liegt doch schwerlich ein Grund, das Werkchen für die Epitome zu halten, deren Photius und Stephanus aus Byzanz gedenken. Gleichwohl hält Hr. Mai es dafür, und nicht für Excerpte, er behauptet auch gegen Henr. Stephanus, daß Dionysius die Epitome selbst geschrieben habe. Was Stephanus aus dem Dionysius selbst anführt, der sich gegen die Geschichtscompendien deutlich erklärt, ist doch nicht ohne Gewicht, und die Beschaffenheit des Werkchens selbst spricht für Stephanus Meinung, nach dem zu urtheilen, was der eine Theil der Handschrift, den wir nicht gesehen haben, zu erkennen gibt. Herr Mai hat nämlich, für gut gefunden, uns nur das mitzutheilen, was als Ergänzung der, in den verlorren Büchern des größern

Geschichtwerks von Dionysius enthaltenen, Geschichte im Manuscripte sich findet, also vom zwölften Buche bis zu Ende. Die ersten eilf Bücher des Geschichtwerks, von der Erbauung Roms an bis etwa zum Jahre 313 sind da, die übrigen neun Bücher bis zum Anfange des ersten Punischen Krieges, wo Polybius Geschichtwerk anhebt, sind verloren gegangen. Nach Hrn. Mai's Erzählung ist die Epitome der ersten eilf Bücher schlecht: von den Reden ist nur oft ein geringer Theil vorhanden, oft fehlt der Sinn, hier und da sind große Lücken, und manche wichtige Thatsache und Beschreibung, worin Dionysius ausführlich ist, als in der Erzählung von den Decemviren und von den Monaten, im zehnten und eilften Buche, sind fast ganz weggelassen. Aus diesen Gründen ließ Herr Mai diese Auszüge aus den ersten eilf Büchern ganz aus. Dieß können wir nicht billigen, da selbst diese lückenhafte Gestalt der Epitome zur Vergleichung und Beurtheilung des Ganzen, und zur Entscheidung der von Stephanus aufgeworfenen Frage und Behauptung führen muß: wiewohl das Mitgetheilte uns Stoff genug zu der sehr wahrscheinlichen Behauptung darbietet, daß Dionysius von dieser Epitome der Verfasser nicht seyn könne; ja man könnte eher darin ein nicht übel eingerichtetes Excerptenbuch aus des Dionysius Werke, und nach dem Gange desselben, zu finden sich berechtigt halten, besonders wenn man den Livius damit vergleicht. Denn das Werkchen hebt mit der Bestrafung des Spurius Mätius an, als wohin, einige Jahre abgerechnet, das eilfte Buch des größern Geschichtwerks von Dionysius reicht, also etwa mit dem Jahre 315 (Liv. 4, 15): es geht nun fort bis zum Jahre nach Roms Erbauung 487, kurz vor dem Ausbruche des ersten Punischen Krieges. Da Livius zwente Decade bekanntlich verloren ge-

gangen ist, so ist es uns allerdings sehr wichtig, wenigstens eine Art von Ergänzung des Verlustes vom 11. 12. 13. 14. 15. Buche des Livius, deren Inhalt uns die bekannten epitomae Liv., die man einem Florus zuschreibt, anzeigen, hier zu finden; also von den 74 Jahren, deren Geschichtserzählung in der zweiten Decade des Livius verloren ging, haben wir hier von etwa 28 Jahren die Hauptfacta, mit einigen sonst nicht so vollständig bekannten Notizen, etwa vom 17. Buche an. Denn, da im Manuscripte von den fünf Büchern, in welche die von Photius gelesene Epitome getheilt war, nicht die geringste Spur sich zeigte, und gleichwohl der Deutlichkeit halber eine Abtheilung nöthig oder doch nützlich schien; so hielt Herr Mai es für rathsam, das Ganze als eine Fortsetzung des größern Werks betrachtend, daraus neun Bücher mit Kapiteln zu machen, in welche, auch ganz nützlich zur Vergleichung mit der Epitome, die bekannten Excerpte de legationibus et de virtutibus ac vitiis, die von Fulvius Ursinus und Valesius herausgegeben waren, aus Reiskens Ausgabe, und mit Zuziehung der Handschrift, gehörigen Orts eingerückt worden sind. Der Griechische Text ist mit literis capitalibus abgedruckt, mit Angabe der Lücken, die sich im Mspt. finden; links am Rande stehen die Inhalts-Anzeigen, rechts die Jahreszahl nach der Erbauung Roms, unten die Lateinische Uebersetzung, die Hr. Mai alle Ehre macht, und darunter die Bemerkungen, welche sich auf das Geschichtliche, Critische und dergl. beziehen. Das Frontispice ziert eine Abbildung des sitzenden Dionysius, wie er die Geschichte schreibt, aus dem Ambrosischen Codex, welche Montfaucon und Reiske schon gegeben hatten, aber hier schöner erscheint. Alles ist mit vieler Umsicht, großem Fleiße und mit ehrenwerther Gelehrsamkeit besorgt und

ausgestattet worden: so daß der Leser dem Herausgeber doppelt dadurch verpflichtet wird. Manches wird freylich die Critik noch ausbessern, z. B. 17, 3. ὠπυισμένον setzen für ἄνωπισμένον u. dergl. Aber Herr Mai hat noch mehr gethan, indem er zwey Appendices und zwey Parerga beygefügt hat, die wir mit vielem Danke von ihm annehmen. Die erste Appendix enthält additamenta scriptorum Dionysii Halicarnassei: fünf sehr schätzbare Bruchstücke aus den verloren gegangenen Werken des Dionysius (s. Fabricii Biblioth. gr. Vol. IV. p. 397. 399, der Harles. Ausg.): drey aus dem Werke über die Nachahmung, περὶ τῆς μιμήσεως, und zwey aus dem Werke über die vorzüglichsten Schriftsteller von Griechenland, τῶν παλαιῶν χαρκτηῆρες, oder τῶν ἀρχαίων ἡρώων. Die ersten drey hatte der ehrwürdige Herr Bibliothekar Jacob Morelli zu Venedig in den Manuscripten der St. Marcusbibliothek gefunden, und Herr Mai in den Ambrosischen Handschriften, eben so auch die andern beiden. Die zweite Appendix enthält: Dionysii Halicarnassei Codices Ambrosiani cum aliquot ineditis particulis: sehr nützlich. Es sind 14 Codices. Das erste Parergon hat die Ueberschrift: Procopii lacuna expletur. Die Pinellischen Manuscripte von Procopius, von welchen Fabricius (Biblioth. gr. ed. vet. Tom. VI. p. 257) nicht wußte, wohin sie gekommen seyen, befinden sich auf der Ambrosischen Bibliothek, und da Herr Mai sie untersuchte, so fand er darin eine Stelle, welche in der Pariser Ausgabe der Byzantiner fehlt, bey Procopius de bello Persico B. I. Cap. 6. (in corpore Byzantinae historiae ed. Paris. an. 1662. Tom. II. p. 18. D.), wo nach dem Worte Ἐσόσθ eine Lücke ist, welche hier ausgefüllet wird. Da dieses Kapitel, natürlich mit derselben Lücke, auch

in unfers Hrn. Hofrath und Ritters Eichhorn's Antiqua historia ex ipsis veterum scriptorum graecorum narrationibus contexta Tom. I. p. 317, aus jener Ausgabe abgedruckt ist, so glaubt Rec. zunächst den Besizern dieses Werks einen Dienst zu erweisen, wenn er diese ganze Stelle, so wie sie Herr Mai aus dem Pinellischen Codex mitgetheilt hat, abschreibt. Maltretus hatte sie aus einer alten Lateinischen Uebersetzung in die seinige schon übergetragen. Sie lautet so: Καβαδης δὲ λαδων ἀπαντας ἐν τῷ Σέσση ἐς Οὐνους τοὺς Ἐφθαλπίας ἀφίκετο. Καὶ αὐτῷ τὴν παῖδα γυναῖκα ὁ βασιλεὺς γαμετὴν δίδωσιν. Οὕτω τὸ στρατεύμα λόγου πολλοῦ ἀξίον ἄτε κηδεστῆ ἐπὶ Πέρσας ἐνέπεμψε. Τούτῳ τῷ στρατῷ Πέρσαι ὑπαντίστησιν οὐδαμῇ ἤττελον κ. τ. λ. Das zweyte Parergon enthält einige Varianten zum Polybius (Tom. IV. p. 253—255 der Schweigh. Ausgabe), aus einem Ambrosischen Codex. Den Beschluß macht ein doppelter Index, historicus und graecitatis, und animadversiones miscellae et emendationes.

Für jeden Freund der Griechischen Litteratur und der Römischen Geschichte sehr erwünscht, erschieht sogleich, nachdem diese Mailändische Ausgabe ins Publicum gekommen war, ein sehr zweckmäßiger Abdruck dieses Werks, 1817, in der Herrmannischen Buchhandlung zu Frankfurt am Main, unter dem zu Anfange dieser Anzeige bemerkten Titel, ad editionem principem Mediolanensem regis typis MDCCCXVI, XVI und 120 Seiten in Octav. Das Papier und der Druck empfehlen sich dem Leser sehr, wie es sich von dem trefflichen Vorsteher dieser Buchhandlung, Herrn Reinherz, erwarten ließ: anstatt der großen Lettern sind kleine, aber gut ins Auge fallende Buchstaben gewählt, für die Excerpte von Fulvius Ursinus und Valerius zur Unterscheidung etwas kleinere, die Lateinische Uebersetzung, wie auch

960 G. g. A. 96. St., den 16. Jun. 1817.

der Index graecitatis sind mit Recht weggelassen, die Dissertatio praevia ist abgekürzt, doch mit den Worten des Verf. wieder gegeben, und hier und da sind kurze Anmerkungen hinzugefügt worden, welche, wie die zuletzt angehängte *admonitio*, den Kenntnißreichen und scharfsinnigen Gelehrten, wenn wir nicht irren, den Hrn. Dir. Matthia, verrathen, der diese Ausgabe besorgt hat. In dieser *admonitio* bemerkt er unter andern, es sey ein Irrthum, die *Ὀλυμπιάδων ἀναγραφὴ* als ein altclassisches Werkchen zu betrachten, wie so oft geschehen ist. Sie rührt, wie schon manche, als Corsini, und noch zuletzt besonders Valckenaer zu Theocrits Adoniaz. S. 269 f. bemerkt haben, von Joseph Justus Scaliger her, der sie zu seinem Privatgebrauche verfertigt hatte. Wir wünschen dieser bequemen und wohlfeilen Ausgabe, die alles wesentliche der Mailändischen Ausgabe enthält, recht viele Käufer und Leser.

Leipzig.

Mit doppeltem Titel, als *Commentarius in libros Novi Testamenti historicos. Vol. II.*, und als *Commentarius in Evangelia Marci et Lucae*, ist die Fortsetzung der neuen Auflage der gelehrten exegetischen Erläuterung der historischen Bücher des N. T., von Hrn. Dr. Kühnol, zur Oster-Messe 1817 auf 716 S. in Octav erschienen. Bey diesem nach seinen Vorzügen schon allgemein bekannten Buch, dessen zweite Ausgabe wegen des häufigen von ihm gemachten Gebrauchs sobald nach seiner Erscheinung nöthig geworden ist, beziehen wir uns billig nur auf die frühere Anzeige (Jahrg. 1807. S. 1689. vgl. Jahrg. 1816. S. 1584) in unsern Blättern. Auch das wichtigste aus den *Selectis escolis Valckenarii* ist fleißig und mit Critik nachgetragen.

— — —

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

Den 19. Junius 1817.

London.

Travels in Beloochistan and Sinde; accompanied by a Geographical and Historical Account of those Countries, with a Map. By Lieutenant *Henry Pottinger* of the Hon. East India Comp. Serv. Assistant to the Resident at the Court of His Highness the Peishwa; and late Assisstant and Surveyor with the Missions to Sinde and Persia. 1816. XXX und 423 S. in Quart, nebst Titelfupfer.

Da General-Brigadier *Malcolm* im Jahre 1809 als Gesandter der Engl. Ostindischen Compagnie nach Persien ging, und vom General-Gouverneur in Indien insbesondere beauftragt ward, die Zugänge und Hülfsmittel dieses Landes kennen zu lernen, welche es einem gegen Indien ziehenden Eroberungsheere darbieten könne, erhielt er zugleich die nöthige Unterstützung, die unbekanntern Provinzen von so vielen Officieren in militärischer Hinsicht bereisen zu lassen, als ihm zweckdienlich er

B (5)

scheinen würde. Unter diesen befand sich der Verfasser gegenwärtiger Schrift, welcher nebst Capt. Ch. Christie, vom untern Indus aus nach Westen durch das Land der Belooches vorzudringen versuchte. Beide gingen gemeinschaftlich vom Hafen Sonmeany an der Westseite der Indusmündung in Beloochistan ein, bis zur Hauptstadt Kelat und zur Grenze der großen Sandwüste von Seistan bey Nooshky, wo sie sich trennten, um zwey Hauptstraßen durch das unbekante Land zu verfolgen. Capt. Christie ging über Herat, Pezd, und Keut. Pottinger über Dunm, Kirman, Shiras nach Ispahan, wo sie sich, nachdem beide einen bisher unbekanten Weg von mehr als 2000 Englischen Meilen unter mancherley Gefahren zurückgelegt hatten, glücklich wieder vereinigten. Ihre Beobachtungen in diesem wilden, hohen Berglande, das von keinem Europäer in neuern Zeiten besucht wurde, von welchem wir durch Alexanders berühmten Rückzug, vom Indus durch Gedrosien und Karamanen nach Susiana, die erste und einzige Kunde erhalten hatten, macht den Hauptinhalt dieser Schrift aus. In ihr sind zugleich die Berichte einiger andern, unter gleichen Verhältnissen auf verschiedenen Wegen reisender Officiere, der Capt. W. Marfield, Grant und H. Ellis mit benutzt, um die vollständigsten Nachrichten über den Erdstrich, dessen Naturbeschaffenheit und Bewohner mitzutheilen, welcher seit Nadir Schahs Regierung unter dem Nahmen der Beglerbegschast von Beloochistan verstanden wird, und bisher völlig unbekanntes Erdgebiet war. Die Schrift zerfällt in zwey Theile; der erste enthält den Reisebericht von S. 1 bis 246; der zweyte hat den besondern Titel: A Short historical and geographical Memoir of the Countries explored u. s. w. von

S. 249 bis 402. Zu ihm gehört die beigefügte vortreffliche Karte: A Map of Beloochistan and Sinde with parts of Kutch, Seistan, Khorasan, Persia, by H. Pottinger, welche der Verfasser mit der sorgfältigsten Genauigkeit nach allen vorhandenen und neugewonnenen bedeutenden Hülfsmitteln entwarf. Als Anhang folgt von S. 403 bis zu Ende, ein Auszug aus Capt. Christie's Reisejournal, der bey aller Kürze um so wichtiger ist, da er durch das alte Drangiana und Ariana führt, dessen neuere Hauptstadt, Herat, hier als ein wichtiges Emporium des innern Asiens genauer beschrieben wird. Dieser ausgezeichnete Officier, dessen an mehreren Stellen dieses Werks die ehrenvollste Erwähnung geschieht, sah sein Vaterland nicht wieder. Denn von seinem Gouvernement beauftragt, die Persische Armee, nach dem Begehren des Schahs, auf Europäische Weise zu organisiren, fiel er im Jahre 1812 bey einer Attacke, welche Russische Truppen auf das Persische Lager machten.

Des Verf. Arbeit ist ein merkwürdiger Beytrag zur ältern und neuern Erdkunde des östlichen Persiens, besonders wichtig durch die vollständigsten Nachrichten über das räthselhafte weitverbreitete Gebirgsvolk der Belooches. Sie bewohnen ein Hochland, das von der Südküste am Indischen Meere gegen 5000 Fuß hoch sich erhebt, und immer höher bis zur Sandwüste von Seistan aufsteigt, wo es sich plötzlich in gewaltigen Felsstufen, die auf sieben beschwerlichen Pässen zu übersteigen sind, in die Tiefe senkt. Eben so steil fällt es ostwärts zum Indus ab, verbreitet sich aber in weiten kalten Gebirgsebenen, von unzähligen Bergzügen durchschnitten, westwärts bis Kirman. Auf seinem Rücken liegt die Hauptstadt Kelat mit norddeutschem Winter

(unter 29° N. Br.). Am Nordsaime des Berglandes zieht, in weit größerer Tiefe, die große Sandwüste hin, die von den Bergen der Belooches bis zu denen des Paropamisus eine Strecke von 500 Engl. Meilen füllt, und von O. nach W. in einer diagonalen Richtung auf 600 Engl. Meilen Länge berechnet wird. Einige Arme derselben, welche der Verf. durchreisen mußte, zeigten ihm außer dem bekannten so oft täuschenden Phänomene des trocknen Wasserpiegels, Mirage, hier Suhr-ab (سراب) genannt, ein ganz eignes bisher noch nicht beobachtetes; nämlich während der größten Mittagshize ein Aufsteigen der feinsten Theilchen der erhitzten Sandoberfläche, so daß der ganze Horizont verschwand, und die Reisenden in einen beweglichen sandigen Nebel gehüllt waren, dessen Ebben und Fluthen bey verdüstertem Himmel einen höchst widrigen Eindruck auf Sinne und Gemüth machte. Der begleitende Belooche sagte, die Sonne ziehe den Staub der Wüste durch die Lüfte. Pottinger hält dafür, daß ein Wirbelwind als primaire, die übermäßige Erhizung des Sandes aber als begleitende Ursache diese Bewegung der feinsten Sandstäubchen nach oben bewirke, welche bey verminderter Temperatur ihrem specifisch größern Gewichte folgend, wieder zum Higheerde zurücksinken. Sowohl in diesem Sandgebiete als auch in ihrem kalten Bergrevier spielen die Beloochen die Rolle der Arabischen Beduinen, an welche ihre Lebensart häufig erinnert, obgleich sie in Gestalt, Phystognomie, Sprache völlig von ihnen verschieden, den Verf. bewogen, sie zu den Turkmannischen Völkerstämmen zu zählen. Sie selbst rühmen sich der Verwandtschaft mit den Afgbanen, haben eine mit dem Neupersischen vermischte Sprache, und behaupten zu

den ersten Verbreitern des Islam zu gehören. Sie sind Zelotische Sunniten, den Schiiten im hohen Grade gehässig. Viehzucht und Chupao machen, d. h. Raubzüge unternehmen, auf deren glückliche Beendigung sie stolz sind, ist ihr Haupterwerb. Sie bewohnen mehr das Land im Westen; die Brahooes, nach dem Verfasser, wahrscheinlich ein Tatarisches von ihnen ganz verschiedenes Gebirgsvolk, das östliche Hochgebirge von Beloochistan gegen den untern Indus. Von beiden rohen Völkern sind die umständlichsten Nachrichten mitgetheilt. Erst außerhalb ihres Gebietes gegen Persien hin, auf der Grenze von Kirman, folgt Culturland; da glaubte der Verfasser, nachdem er 1300 Engl. Meilen in directer Richtung durch das Land der Plünderer unter mancherley Verstellungen als Pferdehändler, als Afghane, als Induer, Mahomedaner, als Pilger nach Mesched und Mekka, als Kaufmann, glücklich zurückgelegt hatte, zum erstenmahl, unter dem Schutz Persischer Gouverneurs sicher zu seyn. Die Geschichte seiner Wanderschaft und seiner mannichfaltigen Abenteuer ist unterhaltend und belehrend, weil sie die Völkerverhältnisse in diesen südöstlichen Provinzen Persiens und der Nachbarstaaten zur lebendigsten Anschauung bringt.

Darmstadt.

Von Heyer und Leske: Denkmähler der Deutschen Baukunst, dargestellt von Georg Moller, Großherzoglich Hessischem Oberbaurathe. Drittes und viertes Heft, jedes mit 6 Blättern in groß Folio.

Der verdienstvolle Verfasser ist dem Leser bereits durch die Anzeige des ersten und zweyten Heftes in unsern Blättern vom Jahre 1816, Stück 10, Seite 89, bekannt; wir bemerken daher nur mit

wenigen Worten, daß die Wahl der Gegenstände, so wie die Sorgfalt mit welcher sie ausgeführt sind, den frühern Hefen ganz gleich kömmt. Da den Kupferstichen, so wie den frühern, kein erläuternder Text beygefügt ist, so wollen wir nur folgendes zu ihrer bessern Verständigung anführen: 1. Aussicht der Kirche St. Kastor zu Coblenz, wovon sich der Grundriß im zweyten Hefte befindet. Dieses Gebäude hat einen ganz originellen Charakter; die meisten Bogen sind zirkelförmig und nur einige haben das Arabische Ausgejackte, weshalb man dieses Werk denjenigen zurechnen könnte, welche einen Byzantinischen Ursprung verrathen. 2. Geometrischer Aufriß des ehemahligen Kaufhauses zu Mainz; dasselbige, welches im zweyten Hefte perspectivisch vorgestellt ist. 3. Kaufhaus zu Mainz, innere Ansicht. Ein meisterhaftes imponirendes Gewölbe, welches uns an manches von Marienburg erinnert. 4. Kaufhaus zu Mainz, nämlich Seiten-Aufriß, Durchschnitt nach der Länge und einige Details von Profilen u. s. w. 5. Kirche zu Oppenheim. Details eines Fensters, welches in einer großen Rose besteht; auch sind einige Glieder der Einfassung des Fensters angegeben. 6. Kirche zu Friedburg im Grundrisse. Ein herrliches Gebäude ganz wie die alten Römischen Basiliken, und mit großer Einsicht, wegen passender Benutzung des Locals zu Windeltreppen.

Das vierte Hefte enthält folgende Blätter: 1. Kirche zu Oppenheim, zweytes Blatt, Details eines Fensters, welches von größerer Simplicität als das vorige ist. 2. St. Catharinenkirche zu Oppenheim. Ansicht eines Theils der kleinen Seite. Gewölbe mit einem Grabmahl der Familie von Dalberg. 3. Dom zu Mainz. Details des Fensters in der

Capelle Allerheiligen; erbaut 1317. 4. Dom zu Mainz. Thür an der Südseite des östlichen Chors; erbaut zwischen 978 und 1009. Ein imponirendes Werk mit Corinthischen Säulen, in einem großen Styl. 5. Der Münster zu Ulm, nach einer Zeichnung auf Pergament, aus dem 15ten Jahrhundert, welche Herr Prälat Schmid zu Ulm besitzt. Der Bau wurde im Jahre 1377 angefangen. Das ganze gleicht einer feinen Filigranarbeit. 6. Münster zu Ulm, fac simile des mit a b bezeichneten Theils der alten Zeichnung. In einem Schreiben des Hrn. Verfassers an den Rec. vom 2. December v. J. heißt es: "Der Ulmer Münster, dessen Originalriß mir der Besitzer, Prälat Schmid zu Ulm, liberal mittheilte, macht gewissermaßen den Schlußstein in der Kette der alten Baukunst, in dem er die letzte wenn auch nicht fehlerlose, doch grandiose Art dieser Kunst darstellt. Der Thurm ist nur fertig bis dahin, wo die Musikanten blasen u. s. w." (ungefähr die Hälfte seiner Höhe). Der Reichthum der Ornamente, das Zusammengefählungene, das beynahe in der Luft Schwebende u. s. w. ist meisterhaft gestochen; wie sehr verdient daher der Werk. einen reichlichen Debit, da sich das Werk auch durch einen so billigen Preis auszeichnet. Aber leider scheint es, als wenn in unsern Tagen die Meisten den wahren Deutschen Patriotismus mehr in dem Tragen altmodiger Röcke und Barette, als in der Unterstüzung eines so echt vaterländischen Unternehmens suchen.

Gießen.

Von G. F. Heyer: Handbuch der Volksschullehrer; enthaltend den Denkfreund mit einem reichen Vorrathe von Zugaben für den Schülger

958 G. g. A. 97. St., den 19. Jun. 1817.

brauch. Von Johann Ferdinand Schlez, Großherzoglich Hessischem Kirchenrathe und geistlichem Inspector der Gräflich Vorsischen Standesherrschaft Schllz. Erstes Bändchen. 1815. 6 und 264 Seiten in Octav. Auch mit dem Titel: Entwürfe zu Catechisationen über wichtige Angelegenheiten des Verstandes und Herzens, von u. s. w.

Dies schätzbare Bändchen macht den Anfang des versprochenen Handbuchs zu dem schon in kurzer Zeit zweymahl aufgegebenen Denkreunde, einem sehr gut eingerichteten Lesebuche für Volksschulen. Noch vier andere von gleicher Stärke sollen nachfolgen, welche nicht, wie dieses Bändchen, Materialien zu Catechisationen, sondern nur gehörigen Orts eingeschobene Zusätze und Erläuterungen enthalten sollen: daher der Abdruck des Denkreundes auch hier mit Recht wiederhohlet wird. Der Verfasser hat, wie es Rec. scheint, bey diesem ersten Bändchen seine Absicht wohl erreicht, daß die Schullehrer aufs deutlichste sehen, wie nöthig eine genauere Vorarbeit zur Catechisation sey, daß sie Stoff zu denselben erhalten, und daß den Schulpräparanden Entwürfe in die Hände gegeben werden, wornach sie vollständige Catechisationen schriftlich ausarbeiten und gehörigen Orts vorlegen können. Sehr hat es uns gefallen, daß der würdige Verfasser zur passenden Sprachmelodie und Betonung Anleitung gibt, und überhaupt diejenigen, für welche er arbeitet, nie aus den Augen verliert, Männer, denen die catechetische Lehrart keine große Schwierigkeit macht, denen aber mit folgerecht zusammengestellten Materialien und Beyspielen gedient ist. Was noch fehlt kann und muß der Lehrer, welcher das Gegebne sorgfältig gebraucht hat, leicht ergänzen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. Stück.

Den 21. Junius 1817.

München.

Der dritte Band der Wasserbaukunst des Hrn. v. Wiebeking handelt im zweyten Kapitel, S. 12–60, von hölzernen Brücken. Wenn die Jochpfähle bloß mit einem Holm auf dem Kopfe verbunden sind, worauf die Brückenbalken liegen, so nennt der Verf. es eine Pfahlbrücke; sind aber die Jochpfähle überdieß mit Gurt- und Riegelholzern verbunden, so heißt sie Jochbrücke. Er hält eine Reihe Jochpfähle für besser als eine gedoppelte, weil Eis und Treibholz sich eher vor dieser anhäuft und den Strom aufstauet ff. Rec. würde doch, wo es auf Stärke und Stabilität ankommt, zwey, in einzelnen Fällen auch drey Reihen den Vorzug geben. Die Jochpfähle sollten wenigstens $\frac{2}{3}$ ihrer Länge in festem Grunde stehen, (welches gut ist, wo die Tiefe sich nicht ändert; wenn aber, wie der Vf. von Baierns Flüssen sagt, die Stromrinne oft verändert, also bald an dieß, bald an jenes Joch verlegt wird; da würde Rec. sich überall nach der größten Tiefe des Stroms richten). Es ist gut, sagt der Verf.,

E (5)

die obern und untern Pfähle eines Jochs etwas schräg zu stellen, auch den obern Pfahl mit einer eisernen Eisschiene zu versehen. Wie die Kammgerüste auf dem Joch- oder Kammschiffe mit Pfahllehren einzurichten, um den Pfählen die verlangte Stellung zu geben, zeigt der Verf. umständlich. Die Anzahl und Stärke der Straßenträger (Brückenbalken) richtet sich nach den Jochweiten und Größe der überfahrenden Lasten (auch Breite der Brücke); man sollte, sagt der Verfasser, nie unter 7, und bey starker Frequenz und 26 Fuß breiten Brücken, 11 bis 13 Stück, allemahl so viel als Pfähle im Joch nehmen. ihre Oberfläche en dos d'ane machen, zum bessern Ablauf des Wassers, und wo sie zusammenstossen, zwischen Kronholz und Deckschwelle (Holme und Stegstücke, welche letztere stärker als das übrige Deckholz, und von Perronet bey der hölzernen Brücke am Ende seines Werkes pieces de pont genannt werden), beassen und verbinden, welches zu ihrer Verstärkung beiträgt. Ueber diese Balken werden dann die Deckhölzer, von 3–6 Zoll dicken Bohlen gelegt. Aus verschiedenen Erfahrungen an Baierschen Jochbrücken schließt der Verfasser, daß bey Jochweiten oder Jochfeldern von 54 Fuß keine Sprengwerke nöthig seyen, wenn die Brückenbalken 15 Zoll (vermuthlich im Diam.) in der Mitte ihrer Länge stark, im Zusammenstoß auf erwähnte Art verbunden, und überdieß noch zweymahl (also von 18 zu 18 Fuß lang) mit Tragschwellen verstärkt worden. Der Verf. kommt nun auf Häng- und Sprengwerks-Brücken, und macht S. 285 eine Tirade auf den um die Baukunst sehr verdienten Gilly, welche dem Rec. ganz grundlos und ungerecht zu seyn scheint. Gilly habe in seinem Grundriß zu Vorlesungen S. 111 und 112 einen für die Ausübung sehr nachtheiligen Satz aufgestellt;

daß die Fochfelder nur 20 Fuß weit seyn dürfen, und man bey größern Oeffnungen Häng- und Sprengwerke anbringen müsse. (Bis auf 20 Fuß Rheinh. können nach Gilly die Brückenbalken, die 4 – 4½ Fuß, beynah doppelt weiter als unser Verf. es will von einander entfernt, frey liegen; von 20 bis 30 Fuß legt er Sattelhölzer unter, von 30 bis 50 Fuß Unterzüge, was unser Verf. Tragschwellen nennt, die an ihren Enden durch krummgewachsene oder verzahnte Träger gehalten werden; über 50 bis 60 Fuß Weite seyen künstliche Häng- und Sprengwerke nöthig; Rec. kann unmöglich glauben, daß außer unserm Verf. irgend ein Baumeister in diesen Vorschriften eine zu weitgetriebene Vorsicht oder Mangel an richtigen Grundsätzen finden werde.) Dieses beweist, sagt unser Verfasser, daß man noch vor zehn Jahren keine richtige Grundsätze über den Bau der hölzernen Brücken hatte. (Dies ist wiederum viel Ehre für den verewigten Gilly, daß der Verf. den Zustand der Brückenbaukunst allein nach seinem Büchlein beurtheilt.) Ich lasse die engsten Fochfelder 36 Fuß weit machen, und die weitesten 55 Fuß. (Wenn der alte Practicus **Schildknecht** eine Brücke, deren Balken 55 Fuß lang frey liegen, gemacht hätte, so würde er nach seiner Manier hinzugesetzt haben: „Ein Esel kann noch mit einem vollen, vielmehr aber mit einem ledigen Sack sicher darüber traben; aber Elephanten, die mit Mühlsteinen beladen sind, darf man nicht darüber jagen.“ *)

*) Lustige und anmuthige Beschreibung Festungen auf bodenlosen und festen Grunde zu bauen. Alt-Stettin 1652. Dritter Theil, Seite 96. Im neunten Kapitel des ersten Theils findet man auch die Methode, mit Faschinen, Steinen, Kiesel und Schutt nebst ungelöschtem Kalk Fundamente zu bauen, ganz so, wie Herr von Wiebeking vorschreibt.

Des Verf. eigene Vorschriften und alle seine Zeichnungen geben auch zu erkennen, daß er seine Tragschwellen zuweilen nur 8 bis 10 Fuß meistens 12 bis 14 Fuß, nie über 16 bis 18 Fuß entfernte; und wo Tragschwellen sind, liegen die Balken nicht mehr frey.) Selbst alle Jochbrücken, fährt der Verf. fort, deren Jochfelder nur 30 Fuß weit, und mit neun Balken besetzt sind, werden mit einer 4 Zoll hohen Kiegedeckel beworfen, und tragen dennoch die größten Frächtwagen. (Wenn Gilly vielleicht nur fünf oder sechs Balken rechnet, wo hier neun sind; so ist es ganz in der Regel, daß sechs auf 20 Fuß nicht mehr tragen können als neun auf 30 Fuß.) Auch will dieser Autor (Gilly) schon bey den Sprengwerken unbedingt gemauerte Widerlager haben, die zwar bey allen Brücken gut, aber nicht durchaus erforderlich sind: (Der Verf. hat sie doch bey fast allen seinen Brückenbogen die eigentlich Sprengwerke sind, für notwendig erachtet; aber Gilly will noch mehr, nämlich auch gemauerte Pfeiler für diejenigen schweren und kostbaren Sprengwerke, welche den ganzen Fluß nicht überspannen; und selbst dieß scheint durch des Verf. Bauart, nach welcher er die Joche mit Fackhinenwerken und Steinwürfen zu umgeben sich genöthigt gesehen, vollkommen erwiesen zu seyn. Aus allem folgt, daß seit Gilly, die Brückenbaukunst — mit Ausnahme der von unserm Verf. erfundenen Bogen — noch nichts an richtigen principis gewonnen, vielmehr verloren hat; denn es ist offenbar, daß steinerne Pfeiler zweckmäßiger sind, als die irregulären Steinhäufen, womit der Verf. die zu schwachen Joche der von ihm erbauten Brücken umgeben hat.) Der Verf. theilt Beschreibung und Zeichnung der von ihm zu Landsberg erbauten Brücke von Häng- und Sprengwerk über drey Oeffnungen à 127 Fuß weit, in welcher die

Streben ungewöhnlich flach liegen, mit der Bemerkung mit, daß er die Häng- und Sprengwerke nicht weiter auf große Weiten anwenden werde, seitdem er seine Bogenbrücken erfunden, welche vorzuziehen seyen, worin Rec. ihm völlig beistimmt, wenn diese Erfindung ihre Vollkommenheit wird erreicht haben. Diese Landsberger Brücke ließ der Verf. mit einer Decke von doppelter Bohlenlage mit Wachholderholz dazwischen, welches Holz die Nägel anziehe, und das Brückenholz gegen Fäulniß schütze, versehen. Hierauf folgt eine Erwähnung der Brücken, welche bogenförmige Hängwerke haben, z. B. die Mellingerbrücke in der Schweiz, von Kitter; die Neckarbrücke im Württembergischen, von dem Landbaumeister Engel construiert; (hier hätte doch auch die Weserbrücke zu Minden nicht sollen übergangen werden; die Tragbogen derselben sind aus Bohlenstücken formirt, und das Werk gefällt, weil die Construction einfach, leicht und dabey zureichend stark ist). Die zu diesen Bogen angewendeten Hölzer waren gerade und nur bogenförmig ausgehauen; der Verf. bemerkt, daß es besser sey, krummgebogene (am besten krummgewachsene) Balken dazu anzuwenden, und daß drey solcher Balken auf einander gefügt, neunmahl so viel als jeder einzeln, trägt, welches allerdings richtig seyn würde; wenn die drey Balken durch Verzahnung und Schrauben so vereinigt würden, daß sie wie ein einziges Stück könnten angesehen werden, woran jedoch nach des Verf. Construction viel fehlt. Diese Hängwerksbogen haben den Nachtheil, daß man nur an jeder Seite der Brücke dergleichen Bogen anbringen, die Brücke daher nicht sehr breit machen, auch die Bogen seitwärts gegen Ausweichen und Schwanken ohne Dachverbindung darüber nicht füglich absteifen kann. [Dies ersetzt

nun des Verf. allerdings nützliche und rühmliche Erfindung, welche darin besteht, die flachen Bogen aus gekrümmten Balken, als Sprengwerke zum Tragen unter der Brücke anzuwenden. Da kann man mehrere derselben neben einander stellen, und durch Bänder, Schwellen, Riegel und Kreuzstreben verbinden, zugleich gibt die Drückendecke ein Dach für dieses Holzwerk. In das Krümmen großer Brückenbalken an sich, wird der Verf. wohl nicht eigentlich den Werth seiner Erfindung setzen. Hierin hat er gewiß Vorgänger, unter andern noch den Oberstlieutenant Fuchs (Handbuch für Hydrotechniker, Leipzig 1791), der die verzahnten Balken seiner Brücke von 66 Fuß lang, 18 Zoll dick mit Schrauben und Ketten krümmte, auch die Kreuzstreben schon anwandte, die unser Verfasser Windruthen nennt. Hr. Fuchs war in der That unsers Hrn. Verfassers Erfindung sehr nahe: er würde, sagt er, die Balken ohne Verzahnung übereinander legen, wenn er sie nur in der Spannung zu erhalten müßte; und wir werden bald sehen, daß es auch hierin der Construction unsers Verf. noch am meisten fehlt.]

Drittes Kapitel. Von den vom Verfasser erfundenen aus gekrümmten Hölzern construirten Bogenbrücken, S. 61–157. Ein krummgehogener, zum Bogenholz bestimmter Balken heißt eine Curve. Dergleichen Curven werden durch Aufblattung, oder Schiftung, wie der Verfasser es nennt, verlängert, so lang als der Bogen werden soll; und mehrere (wenigstens drey) Curven übereinander gelegt und fest verbunden machen einen R i p p e. Diese Rippen reichen von einem Pfeiler zum andern, wo sie mit ihren Enden in lothrechte Stützsäulen an den Jochpfeilern, oder auf beynähe

horizontalen Stützschwelen in den Widerlagern, in Kerbenlöcher gestellt und befestigt werden. (Diese Stützhölzer, rechtwinkelig auf die Tangente des Bogens zu legen, wie bey der Mellingerbrücke, wäre vorzuziehen, aber bey den hölzernen Jochen freylich nicht anwendbar gewesen.) Ein Brückenhogen (der ganze Theil der Brücke zwischen zwey Pfeilern) erfordert nun wenigstens zwey Rippen, die alsdann an den beiden Stirnseiten, oberhalb und unterhalb, unter die Brücke gestellt, und worauf die Tragschwelen und darüber die Brückenbalken gelegt werden. Wenn die Brücke breit ist, oder doch viel zu tragen hat, nimmt der Verf. noch eine, zwey, oder mehr Rippen zwischen jene beiden, zieht auch wohl Diagonal-Rippen; doch bleiben die beiden äußersten allemahl so nahe am Brückenrande, daß die Geländer darüber zu stehen kommen; und werden zusamt dem Hirnholz der Schwelen und Brückendecke, seitwärts herunter mit Bretten gegen Regen und Sonne bekleidet. Da diese Rippen von Nadelhölzern die Schwelen, Bänder, Balken, mit einem Wort die ganze Brücke tragen, und ihre Tragkraft von ihrer innigsten und festen Verbindung abhängt, so bewerkstelliget der Verf. diese durch starke Verbindungsschrauben, von $\frac{1}{4}$ bis $\frac{3}{4}$ ölligem Eisen, die 22 bis 79 Pfund wiegen, und in verschiedenen Entfernungen von 6 bis 11 Fuß lothrecht durch die Rippen zusamt den darauf liegenden Schwelen und Balken durchgesteckt, und unter den Rippen durch starke Mütter an gezogen werden. Nach den Umständen werden zwischen zwey auf einander liegenden Curven auch Löcher, zur Hälfte in der einen und der andern Curve ausgehauen, und darin trockne Keile getrieben, welche das Verschieben der Curven über einander verhindern, zu

welchem Ende zuweilen, jedoch selten, nur wenn das Holz unregelmäßig oder ungleich stark ist, werden auch Verzahnungen gemacht. Der eigentliche Verband oder Zusammenpressung der Curven in einander, beruht demnach allein auf den Schrauben, womit sie bei der Errichtung der Brücke, so wie nachher, wenn sie ausgetrocknet (denn um sie besser krummen zu können, werden sie in ihrer natürlichen Seudrigkeit verarbeitet) zusammen gezogen werden. Über von diesen Hauptverbindungschrauben ist nur die einzige im Scheitel des Bogens verständig angebracht; alle übrigen stehen so, daß je mehr man sie anzieht, desto mehr wirken sie, die Curven zu verschieben, folglich durch zweckwidrige Spannung von einander zu entfernen; welcher Verschiebung, die ohne Zweifel augenfällig merkbar werden mußte, der Verf. durch die erwähnte Verteilung zu begegnen gesucht; die bei kunstmäßiger Stellung der Schrauben ganz überflüssig seyn würde. Es muß nämlich, so oft Hölzer durch Eisen (Nägel, Bolzen, Schrauben, Klammern) zu verbinden sind, die Verbindung in der kürzesten Linie geschehen, oder das Eisen muß allemahl rechtwinklich auf die Holz-fugen gerichtet seyn; und daraus folgt, daß die Verbindungschrauben durch die Bogenrippen alle ohne Ausnahme gegen das Centrum des Bogens hätten gerichtet werden sollen, anstatt sie in allen Zeichnungen des Verf. vertical oder lothrecht, folglich schief auf die Fugen, stehen. Richtig ist es dahingegen, daß wenn der Bogen einmahl vollendet oder fest verbunden ist, alsdann alle Stützen und Hängesäulen, die ihn beschweren, nach verticalen Richtungen anzubringen sind.]

(Der Beschluß im folgenden Stück.)

— — — — —

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

99. Stück.

Den 21. Junius 1817.

München.

Der Hr. von Wiebeking theilt in dem Abschnitt seiner Wasserbaukunst, in dem wir im vorigen Stück stehen geblieben sind, mehrere interessante Resultate von Versuchen über Tragkraft, Elasticität und Compressibilität der Bogenhölzer mit, denen es aber zum Theil an Zuverlässigkeit zu fehlen scheint. So sieht man zwar S. 325, daß die meisten Hölzer durch die Krümmung in der Höhe ab, in der Breite zugenommen, aber es sind auch einige, die in beiderley Dimensionen zunahmen, wenn es nicht vielleicht Druckfehler sind. An Elasticität verlor alles Holz durch die Krümmungsarbeit, doch Eichen und Lerchenholz weniger als Kiefern und Fichten. Die Krümmungen, welche der Verf. den Curven von 12 — 16 Zoll stark, bey seinen Brückenbauten gegeben, fallen meistens zwischen $\frac{1}{3}$ und $\frac{1}{50}$, welches die Sagitte von der Länge des Bogens betrug. Die Tragkraft des Holzes schätzt der Verf. S. 314 zwar nach dem richtigen Princip, daß sie bey den Balken sich wie das Quadrat der Höhe derselben verhalte; aber seine folgenden Schlüsse, z. B. daß drey Balken oder drey Curven übereinander neunmahl so viel tragen, als einer, sind offenbar unzulässig, weil sie des

Endes auf das festeste gegen alles Verschieben, und gleichsam zu einem einzigen Ganzen mit einander verbunden seyn müßten; und weil überdieß die Bogenrippen nicht bloß wie Balken, sondern auch wie Stützen und Streben tragen, wofür ein anderes Gesetz der respectiven Festigkeit gilt, nach welchem sie im quadratischen Verhältnisse ihrer Länge geschwächt werden. Rec. glaubt, daß auch der geschickteste Calculator verlegen seyn dürfte, aus der respectiven Festigkeit der einzelnen Brückenhölzer die Festigkeit oder Tragkraft der ganzen Brücke zu bestimmen. Aber es gibt eine andere sichere Methode, die Festigkeit der Brücke zu bestimmen. Unser Vf. hat von allen seinen Brücken vorher Modelle machen lassen, und andere Baumeister werden bey so sehr zusammengesetzten Zimmerwerken ohne Zweifel dasselbe thun. Diese Modelle sind sehr bequem, auszumachen, was die Brücke selbst werde tragen können, nach dem Lehrsatz, daß sich die Tragkraft oder Resistenzen ähnlicher Brücken, und anderer Gebäude oder Maschinen, die in nichts als in der Größe verschieden sind, wie die Quadrate ihrer homologen Dimensionen verhalten. Man sehe hierüber diese Anzeigen 4. Stück vom 6. Jan. d. J. Auch *Euler* de *dijudicanda firmitate pontis ex modulo*; *Novi Comm. acad. Petrop.* Tom. XX. 1775. — Der Verf. beschreibt hierauf die von ihm erbaueten Bogenbrücken, namentlich
 bey Neu-Dettingen über den Inn, von 5 Bogen à 107 f. w.
 bey Freysingen über die Isar, von 2 Bogen à 159 —
 bey Quasburg über den Lech, von 3 Bogen à 118 —
 bey Schärding über den Rottflus, von 1 Bogen à 200 —
 bey Bamberg über den Neantzflus, von 1 Bogen à 215 —
 und noch verschiedene andere von kleinern Bogen;
 bey Rosenheim über den Inn, von 3 Bogen à 124 —
 bey Muhlthor über den Inn, von 3 Bogen à 125 —
 diese letztere ist von dem Ober-Ingenieur v. Wiebe-
 king 1812 bis 13 mit massiven Pfeilern, im übrigen
 nach der Construction des Verf. ausgeführt. Von
 mänden dieser Brücken sind kleine Unfälle, Abände-

rungen und Reparaturen vorgefallen, wovon der Vf. ausführliche Nachricht gibt; nur bey einer einzigen ist, nachdem der Bogen seit fünf Jahren sich 3 Fuß gesenkt hat, ein gänzlicher Umbau nöthig geworden. Bey der Freysinger Brücke S. 343 wird folgendes angeführt: "Unter den eichenen Kost des Widerlagers, der $1\frac{1}{2}$ Fuß unter dem niedrigsten Wasserstand liegt, wurden die Pfahlräume 4 Fuß hoch mit Kies und lebendigem Kolk, welche Masse in das Wasser geschüttet wurde, vollkommen ausgefüllt; diese Füllmasse bildete nach 14 Tagen einen steinharten Körper." Diese Entdeckung, die Rec. für Baierns Wasserbau noch für wichtiger halten müßte, als die Erfindung der Bogenbrücken, hätte, wenn sie sich anders erprobt, verdient, hervorgehoben und näher beschrieben zu werden! Erstlich, wie ward die Untersuchung unter Wasser und unter dem Fundament vorgenommen, und verificirt? Zweitens, waren es gemeine Kiesel, die am Stahl Funken geben, oder kalkartige, die mit Säuren aufbrausen, oder vielleicht vulcanische Producte, die Pozzolanderde und Larras enthielten? — Der Verf. kommt nochmals auf seine Bauprincipien von den Bogenbrücken zurück, woben Rec. noch manches erinnern müßte, wenn der Raum es verstattete. So kann man z. B. Faschinenwerke und Steinwürfe neben den Jochen, welche mit dem Zweck der weiten Bogen im Widerspruche und wahre Stauwerke des Stroms und Klippen der Schifffahrt sind, keinesweges billigen; Rec. würde an deren Statt massive Pfeiler, jedoch nicht nach dem Beispiel des Vf., Mauern von 4–6 Fuß dick, sondern von zureichender Stärke, empfehlen; statt der nassen Balken, von 12–16 Zoll in Kanten dick, zu Curven, möchte getrocknetes Platholz von 7–8 Zoll dick, 16–18 Zoll breit, welches sich leichter, und ohne schadhast zu werden, biegen läßt, zu wählen, auch es gerathen seyn, vorzüglich für die Dichtigkeit der Brückendecke zu sorgen. Ferner wären die äußern Bogenrippen vielleicht nicht unmittelbar unter die Ränder der

Brücke, sondern 2 — $2\frac{1}{2}$ Fuß weiter zurück zu stellen, und die Geländer auf Steinstücken zu errichten; auf die Weise würde die Last gleichförmiger vertheilt, auch würden dadurch die Bogen, Tragschwellen und Balken genugsam gegen Sonne und Regen beschützt, ohne daß es des kostbaren und lästigen Vorhangs von Brettern bedürfte, welche ihre angeblendete Schönheit bald verlieren, und dann ihre sehr vergängliche Holznatur in Bruchstücken zur Schau stellen. Das Schwanfen nach den Seiten möchte wohl nach Euler's Bemerkung durch ausgebreitete Streben gegen die Pfeiler am besten gemäßiget werden: *inprimis autem utile erit, ponti in utroque termino majorem tribuere latitudinem, quam circa medium* *Eul. l. c.* Am Ende seiner Vorschriften S. 415 sagt der Verf., daß wenn man statt der Joche steinerne Pfeiler und gutes Holz wähle, könne man auf eine Dauer von 250 Jahre bey den Bogenbrücken rechnen, auch zeigt er, durch einen Entwurf, daß er Bogen auf 600 Fuß zu construiren sich getrauet. Nach den Erfahrungen an den bisherigen Brücken unsers Verf. zu urtheilen, wo so manches fehlerhaft in der Construction war, und er dennoch Bogen von 200 Fuß zu Stande brachte, ist Rec. geneigt dafür zu halten, daß wenn ein Bogen den ganzen Fluß überspannt, folglich an beiden Ufern feste und bequeme Widerlager erhält, alsdann eine verbesserte Construction dieser Art Bogen zu einer Bogenweite von 240 Fuß wohl geeignet, dieß aber auch das Maximum seyn möchte. Auf größere Breite des Flusses würde Rec. lieber drey oder mehreren Bogen von 80 Fuß und darüber den Vorzug geben, jedoch nicht zwey Bogen wählen und den Pfeiler mitten in den Strom setzen, wie der Vf. bey der Frensfinger Brücke that. In den meisten Fällen dürften Bogen von 80 bis 100 und 120 Fuß, wo zwey und drey Holzlängen abwechselnd zur ganzen Curve zureichen, die sichersten und schicklichsten für diese Bauart seyn.

Viertes Kapitel. S. 158 — 189. Vom Bau der eisernen Brücken. Der Vf. gibt Beschreibung und Zeichnung von den drey größten eisernen Brücken in England, die zu Coalbrook über den Fluß Severn von 94 Fuß weit im Bogen, 1779 erbauet; die zweyte über den Fluß Wear, bey Wearmouth in Northumberland, welche wegen ihres Bogens von 221 Fuß Oeffnung, der größte aller bis jetzt erbaueten Brückenbogen, merkwürdig und 1793 — 96 erbauet ist; das Eisen zu dieser Brücke soll 5000 Et. betragen; die dritte ist in einem Bogen bey Stains über die Themse geführt, von 168 Fuß weit. (Sollte hier nicht vielleicht ein Irrthum, und die Themse die zu London benläufig an die 1000 Fuß breit seyn mag, nicht in Middlesex wenigstens 3 bis 400 Fuß breit seyn? also die Brücke wenigstens drey Bogen haben?) Zu Paris sind seit 1807 zwey eiserne Brücken über die Seine erbauet, wovon die eine, pont des arts, nur für Fußgänger, 9 Bogen à 55 Fuß weit; die andere bey dem Jardin des plantes, 5 Bogen à 99 Fuß weit bekommen hat. Noch gedenkt der Vf. der kleinen eisernen Brücke zu Berlin von 19 Fuß, und einer andern in Niederschlesien von 40 Fuß im Bogen weit und 18 Fuß breit; welche letztere der Graf Burghaus über das Steingauer Wasser erbauet, 800 Et. gewogen und 7694 Thaler gekostet hat. Der Vf. kommt nun auf die von ihm selbst erfundene Construction der eisernen Brücken, die in der That Ueberlegung und Künstlergenie verrieth. Er bedient sich auch hier der flachen Bogenrippen, die er aus gegossenen eisernen Röhren zusammensetzt, und mit kürzern Ein- und Aufsteckröhren verbindet. Der Vf. verwirft nämlich die gewöhnliche Verbindung der eisernen Röhren mit Schrauben durch die Scheiben, womit die Röhrenden gleich im Guß versehen werden, aus verschiedenen Gründen, wovon jedoch der erste, daß diese Scheibe eine unnütze Last sey ff., nicht gültig ist; was so wesentlich zur Verbindung dient, kann man nicht unnütz nennen, sonst wären

ja alle seine Verbindungs-Rohrstücken auch unnütz. Uebrigens scheint, wie gesagt, des Wf. Methode sinnreich und zweckmäßig, nur kann Rec. doch den schiefen Schnitt und Zusammenstoß der Hauptrohren mit den löffelartigen Lappen nicht billigen. Schon früher hat Hr. Reichenbach (München 1811) eine Theorie der Brückenbogen herausgegeben, worin derselbe gleichfalls eiserne Röhren zu den Bogen vorschlägt, aber sie auf erstgedachte Art mittelst Schrauben (wenn Rec., der die Reichenbachschen Kupfer nie sah, nicht irrt) verbindet. Rec. muß demnach seine Meinung über die Vorzüge der einen oder andern dieser Constructionen suspendiren, und nur noch bemerken, daß er überhaupt von der Zweckmäßigkeit der Röhren zu Brückenbogen nicht ganz überzeugt ist. Zu lasttragenden Säulen und Stützen, oder wo Stöße und Angriffe von allen Seiten zu erwarten sind, würde er ohne Bedenken die Röhren anwenden. Die Brückenbogen haben aber, wie Balken und Sparren, doch mehr in der verticalen als in der horizontalen Richtung auszuhalten. Wenn man nun dieselbe Eisenmasse, welche eine Röhre enthält, in eine Platte von gleicher Länge und Dicke, wie die Wand der Röhre, anwendet, so wird die Platte in der hohen Kante beyläufig eine fast drey-mahl größere Last, als die Röhre tragen. Wenn man ferac mehrere solcher Platten nach Art der gebogenen Sparren zu Wohldächern zusammenschraubt, so scheint es, daß daraus ein drey-fach stärkerer Bogen, als durch Röhren, von gleicher Masse möchte erhalten werden. Von einem massiven Cylinder, einer Röhre und einer Platte (die letztere von gleicher Dicke mit der Röhrenwand), haben alle drey gleiches Gewicht und gleiche Länge, und der Röhre äußerer Durchmesser sey = r , der innere = ρ ; so verhalten sich ihre Tragvermögen zu einander wie $\sqrt{(r^2 - \rho^2)}$; r ; $\frac{r + \rho}{2} \pi$; wenn $r = 5''$; $\rho = 4''$; also die Röhren-

wand und Platte 1" dick; so verhält sich ihre respective Stärke unter einander wie 3, 5, 14, 13; welches Rec. deswegen bemerkt, weil der Vf. (S. 440) anführt: Hr. Eyrelwein habe die respective Festigkeit eines vollen Cylinders zu der Röhre von gleicher Masse wie 0,824 . . . zu 1 berechnet; welches ohne Zweifel ein Irrthum, nicht des Hrn. E., sondern des Hrn. Vf. seyn wird. Daß des Hrn. Reichenbach angeführtes Werk und Construction der eisernen Brücken hier gar nicht erwähnt worden, mag demselben sehr gleichgültig seyn; nicht so denjenigen, die unsers Vf. Werk kaufen, in der Erwartung, darin alles was neu, nützlich und lehrreich ist, zu finden. Diese werden wünschen, der Vf. möge sich über seine eigene Baumeethoden etwas kürzer gefaßt, und dagegen die Maximen und Verfahren anderer geschickter Männer ihnen nicht vorenthalten haben. Der Verf. machte auch Versuche über die Tragkraft der eisernen Röhren, und ließ selbst auf eigene Kosten ein Modell von dem geschickten Gußmeister Hrn. Keizer in Augsburg (von welchem auch ein Aufsatz über Formen und Guß der Brückenröhren hier mitgetheilt wird) verfertigen, welches äußerst genau gegossen und ausgeführt worden. Der Maßstab dieses Modells war $\frac{1}{2}$ der Brücke, oder diese sollte neunmahl größer werden als das Modell. Die drei Röhrenbogen des Modells, welche eigentlich alles tragen müssen, wogen 102 Pfund, also ziemlich genau 1 Centner. Mit diesem Röhren-Modell stellte der Vf. Versuche über dessen Tragkraft an, deren Resultat ergab, daß es 37 Centner ohne schädliches Sinken mit Sicherheit tragen könne. Und nun schätzt der Verf. hiernach die Tragkraft der Brücke auf 18981 Centner, in der irrigen Voraussetzung, daß die Röhrenbogen der Brücke in dem Verhältniß, als sie selbst schwerer sind, auch mehr tragen werden. Dieß ist aber eben so viel, als annehmen, daß die Festigkeit ähnlicher Körper im cubischen Verhältniß

ihrer Größe wachse, statt sie nur im quadratischen zunimmt, wie oben schon bemerkt worden, nach welcher Rechnung hier nur 2349 Centner gefunden wird, ungefähr $\frac{1}{8}$ von 18981 Centner, worauf der Verf. diese Tragkraft schätzte. — Der Verf. machte drei Entwürfe zur neuen Harbrücke für die Hauptstadt, nämlich zu einer hölzernen Bogenbrücke, zur eisernen Röhrenbogen-, und zur steinernen Brücke, wovon der letztere den Beyfall des Königs erhielt, und in der Ausführung begriffen ist.

Fünftes Kapitel. Von den Fähren und beweglichen Brücken. §. 190. Ueber die eigentlichen Fähren und fliegenden Brücken findet man hier nur, was ziemlich allgemein bekannt ist, und auch dieß nicht einmahl vollständig. Doch beschreibt der Verf. die Einrichtung, wie man mittelst eines über den Strom gespannten Laues die Fähre übergieren läßt, und eine dazu dienliche Laufrolle mit Reibwalzen, deutlich und weitläufig. Diese Einrichtung mit dem Spanntau über Wasser, würde doch nicht anwendbar seyn, wo viele bemastete Schiffe passiren; es hätte also noch bemerkt werden mögen, daß man auf eben die Weise die Fähre an einem solchen Spanntau übergieren könne, wenn dieß Tau unter Wasser auf dem Boden des Flusses liegt, und die Schiffe darüber wegfahren. Beym Uebergang der Fähre hebt sie das Tau über Wasser vorwärts nach und nach selbst hervor, und läßt es rückwärts wieder sinken. Von den Zug-, Wipp- und Drehbrücken gibt der Vf. nur einigen kurzen Begriff, und von Floßbrücken und Schiffbrücken ist gar nicht die Rede. Desto vollständiger ist das folgende

Sechste Kapitel. Von den steinernen Brücken und Aquäducten. Der Verf. zählt 129 der merkwürdigsten steinernen Brücken und 14 Brückwasserleitungen in Europa, theils aus dem Alterthum, theils aus neuern Zeiten, wovon er hier Zeichnung

und Nachrichten mittheilt, welche jedoch bey weitem zum größten Theil, da die Zeichnungen nur perspectivische oder orthographische Ansichten sind, kein anderes, als geschichtliches Interesse für die Wasserbaukunst haben können. Die Construction dieser Werke vorzutragen und in guten Beispielen zu erläutern, wäre eine Auswahl von vier oder fünf Brücken, nach ihren Grundrissen, Längs- und Querprofilen, zu reichend gewesen. Alle diese Brücken (worunter die über die Themse und Seine zu London und Paris die vorzüglichsten, doch auch manche andere in Frankreich und England, so wie die zu Dresden und Prag, merkwürdig sind) auch nur zu nennen, würde den mäßigen Raum dieser Anzeigen überschreiten. Man findet Nachrichten und Kupfer davon zum Theil in den Brücken-Schauplätzen von Leupold und Schramm, vorzüglich aber in den von Französischen Autoren, Perronet, Gauthey ff. bekannt gemachten Werken über die Construction der Brücken. Von eben diesen sehr erfahrenen Sachverständigen konnte auch unser Verf. am besten seine Regeln und Anweisungen zum Bau der steinernen Brücken hernehmen, welches er auch fleißig und nur allzuweitläufig gethan, dabey jedoch auch allzuviel Gewicht auf seine eigenen Einfälle gelegt, und seine Werke, selbst wenn sie kaum ausgeführt, schon als Muster für andere empfohlen hat, wozu sie doch, wenn sie auch mit der Zeit standhaft erfunden würden (welches Rec. von ganzem Herzen wünscht), zum Theil keinesweges geeignet zu seyn scheinen. So z. B. anstatt die Pfahlroste der Widerlager und Pfeiler einige Fuß in den Grund oder unter die Oberfläche des Flußbettes zu legen, empfiehlt der Verf. zur Ersparung der großen Kosten, welche mit dem Bau in Fangdämmen oder Kästen verknüpft sind, entweder einen Faschinendamm zu legen, und durch diesen die Grundpfähle einzuschlagen, oder auch, wenn der Strom nicht über 12 Fuß tief ist,

diese Pfähle geradezu einzurammen, ihre Zwischenräume mit Steinen, Kiesel und ungelöschtem Kalk, aufzufüllen, die Pfähle 1 — 5 Fuß unter dem niedrigsten Wasserstand abzuschneiden, darauf die Schwellen zu legen und den Pfeiler zu errichten, das Fundament aber überdieß mit einem Vollwerke oder Vorbau rund herum gegen Minirung des Stroms zu verwahren. Diese Bauart ist in der That eben diejenige, welche schon vor mehreren Jahrhunderten üblich war; (denn ob die Pfähle mit dem niedrigen Wasser gleich, oder ein paar Fuß tiefer abgeschritten werden, macht für die Dauer des Holzes wohl wenig Unterschied, und für die gute Verbindung der Schwellen mit den Pfählen, ist offenbar ersteres besser), und welche der Verf. an der alten Brücke zu London und zu Regensburg mit Recht tadelt. Nicht zu gedenken, der beständigen Reparaturen an den Nebenwerken dieser Fundamente, der daraus entstehenden Verengung des Stroms und der Schwierigkeiten für die stromaufwärts gehenden Schiffe; so scheint doch auch der Stand des Pfeilers auf dergleichen schwebendem Rost von Pfählen getragen, die mehrere Fuße über den festen Grund hervorstehen, sehr unsicher zu seyn. Ueber des Verf. Berechnung der Last, welche eingerammte Pfähle tragen können, S. 557, ist nichts weiteres zu bemerken nöthig; das große Licht, was ihm hier aus den Cessart'schen Regelversuchen erschien, war offenbar ein feu follet, welches außer dem Vf. keinen irre leiten kann. Nur die Maxime, unter den Pfahlrost bey gewissen Umständen Pfahl an Pfahl einzurammen, S. 555, muß Rec. noch als einen in allen den Fällen gefährlichen Irrthum anzeigen, wo diese Pfähle zum Tragen schwerer Lasten bestimmt sind. Bey Gelegenheit des Grundbaues mit Betonmörtel unter Wasser, wird S. 572 wiederholt bemerkt, daß man die ganze Masse einige Jahre müsse ruhen lassen, damit sie sich zusammendrücke und er-

härte. Dieß weicht sehr ab von des Verf. angeführter Erfahrung, wo die Masse in 14 Tagen hart geworden. Rec. hält es aus Belidor Arch. Hydr. für erwiesen, daß guter Pozzolanmörtel in zwey bis drey Monathen unter Wasser vollkommen erhärte, und ist der Meinung, daß ein Mörtel, der erst nach einem oder einigen Jahren unter Wasser erhärten soll, nie erhärten werde. Von dieser letzten Art scheinen alle diejenigen Mörtelcompositionen zu seyn, deren sich der Verf. zu seinen Fundamenten unter Wasser bedient hat, wobey von keiner Proportion und Zubereitung der verschiedenen Ingredienzen die Rede ist, sondern Steine, Kiesel, Cement und ungelöschter Kalk aufs Gerathewohl ins Wasser geworfen sind, welches man, obgleich es unglaublich scheint, nach des Verf. Beschreibung zum wenigsten zu vermuthen gezwungen ist. — Ein anderer wesentlicher Punct, worin Rec. des Verf. Meinung nicht bestimmen kann, besteht darin, daß er nach dem Beyspiel einiger wenigen Brücken, insonderheit aber nach Perronet Aeußerung, über die Pfeiler des pont de Neuilli, zur Dicke der Pfeiler $\frac{1}{5}$, $\frac{1}{6}$ oder gar $\frac{1}{4}$ der Bogenweite für genügend hält, in der Voraussetzung nämlich, daß der Seitenschub des Bogen von der einen und andern Seite im Gleichgewicht sey. Von einer, oder wenigen Brücken, Regeln für alle herzunehmen, ist offenbar nicht gütig, und Perronet sagt selbst in seinem mémoire sur l'épaisseur des piles, daß die Regel: den Pfeilern $\frac{1}{5}$ der Bogenweite zur Dicke zu geben, am meisten befolgt werde; auch am Ende desselben mémoire, daß in schwierigen Fällen die Ingenieurs sich nach dem richten sollen, was am meisten gebräuchlich sey. Schon Belidor sciences de Ing. empfiehlt die Dicke der Zwischenpfeiler zu $\frac{1}{4}$ der Bogenweite, die also wohl den Vorzug verdienen möchte, so weit im Allgemeinen, und mit Voraussetzung, daß Materialien, Höhe der Pfeiler, Dicke

des Bogens ff. gut und regelmäßig sind, hierüber sich etwas festsetzen läßt. Hierbey liegt denn aber das Gleichgewicht der Bogenspannung gegen die Zwischenpfeiler als eine wesentliche Bedingung zum Grunde, und nur die stärkern Endpfeiler oder Widerlager werden gegen den Druck des Bodens in jeder Richtung als vollkommen zureichend angesehen. Gleich den Pfeilern werden auch die Widerlager allein hier nach der Bogenweite proportionirt, ohne auf die Höhe, ein wesentlicher Coefficient bey allen tragenden Körpern, Rücksicht zu nehmen. Diese Maxime: den Brückenpfeilern ein kühnes und sparsames Ansehen zu geben, ist nur von den Franzosen, nicht von den Engländern befolgt worden, wie die von dem Verf. mitgetheilten Figuren von den Englischen Brücken beweisen, die sich fast allgemein characteristisch dadurch unterscheiden, daß der größte Bogen in der Mitte ist und die übrigen uferwärts abnehmen, womit jenes Aequilibrium der Bogenspannung unvereinbar ist. Und hätte man in Deutschland, z. B. bey Erbauung der Dresdener Brücke, diese Maxime befolgt, so wären, nachdem die Franzosen 1813 zwey Pfeiler derselben zersprengt, alle übrigen wegen Mangel an Gleichgewicht von selbst umgefallen, und die ganze Brücke in die Elbe gestürzt. Es bedarf aber nicht allemahl der Kraft des zerstörenden Schießpulvers; eine ungewöhnliche Anschwellung des Stroms, ein paar un feste Steine, ja selbst ein Platzregen oder sonst unbedeutender Zufall zur Zeit, wenn die Lehrbogen weggenommen werden, kann verursachen, daß ein Bogen etwas tiefer sinkt, als sein Antagonist, wodurch das Gleichgewicht unterbrochen, folglich eine Ursache zum Einsturz der Brücke erzeugt wird. Es ist demnach bey dieser Bauart keine Sicherheit, und noch weniger ein Gewinn, wenn man den Holzaufwand zu den Lehrbogen erwägt, die alle zu gleicher Zeit müssen errichtet werden, statt

sonst ein und derselbe Lehrbogen für alle Gewölbe dienen kann. Uebrigens ist die *Maxime* nicht neu; schon 1719 sagte *Scurm*: "in einer ganzen Reihe auf einander folgender Bogen kommt es nur auf die beiden äußersten an, die übrigen können auf sehr dünnen Pfeilern sicher ruhen, weil sie gegen einander streben." *Leupold. theatr. pontif.*

Der Verf. theilt auch eine Anweisung: *Korb*linien zu verzeichnen, von dem bey dem Brücken- und Straßenbau in Baiern angestellten Ingenieur von *Kammerloher* mit; welche der Sache nach bekannt genug, die Benennung aber dem Rec. wenigstens fremd war. Der Verf. versteht nämlich unter diesem Nahmen Kreisbogen aus mehreren Mittelpuncten, welche einen gedruckten Bogen darstellen. So soll es eine Uebersetzung von *arc en anse-panier* seyn; wofür im Französischen doch *arc surbaissé*, und im Deutschen gedruckter Bogen längst gebräuchlich ist. Der Verf. nimmt hier also eine triviale Benennung aus dem Korbmacher-Handwerk gegen eine bekannte bessere auf; wendet sie auf Theile von Kreisbogen an, wohin sie gar nicht gehört, und findet S. 605, die Ähnlichkeit in dem *panier* (Wrotkorb), die doch eigentlich nur in dessen Henkel (*anse*) zu suchen ist. — Obgleich die bisher bekannten Theorien vom Druck der Gewölbe einer sichern Anwendung nicht entsprachen, sagt der Verfasser, so sey doch eine wissenschaftliche Uebersicht davon dem Studium der Brückenbaukunde unentbehrlich, deshalb habe er den Hrn. Ingen. von *Camerloher* (zuvor *v. Kammerloher* genannt) veranlaßt, einen Auszug aus den ihm mitgetheilten Theorien zusammen zu tragen. Herr *v. Camerloher* hat bey diesem Geschäfte auch in der That Fleiß, Critik und Anwendung des sublimen *Calculs* gezeigt; jedoch nur allzu unerwartet fruchtlos endet diese gelehrte Abhandlung S. 668 mit. einem kleinlichen, discrepanten

Resultat. Der Hr. Verf. hätte seines Substituten in der Theorie hier um so eher entbehren mögen, weil es demjenigen, der die Theorie als untauglich und fehlerhaft verwirft, nicht geziemet, den Beweis durch Theorie selbst, sondern vielmehr durch Versuche und Erfahrung zu führen. Freylich müssen die Versuche nicht von der Art seyn, wie S. 672, wo der Verf. gefunden, daß ein harter Stein über einen andern weggleitet, wenn sie 44 bis 45 Gr. schief gelegt sind, und daß dieß erst bey 70 und 80 Gr. erfolgt, wenn sie mit Mörtel fest verbunden sind. Ein jeder wird begreifen, daß außer den angeführten es noch 100 größere und kleinere Winkel gibt, unter welchen ein Stein fällt oder festliegt, je nachdem die Kraft beschaffen ist, die ihn heruntertreibt oder festhält. Dergleichen unbestimmte Versuche mit veränderlichen Resultaten (wozu alle diejenigen gehören, die der Verf. über das Einrammen der Pfähle vielfältig angestellt und mitgetheilt hat) sind in der That eitel Spielwerk, welches nur die Aufmerksamkeit der Leser zerstreuet, oder sie von der Kunst auf den Künstler leitet.

Den Beschluß dieses Werkes macht die eilfte Abtheilung: von dem Bau und Unterhaltung der Kunststraßen, welche Materie der Verf. bereits in seiner practischen Anleitung zum Bau und Unterhaltung der Landstraßen, wovon in Sulzbach 1808 die zehnte Auflage herausgekommen, ausführlich abgehandelt hat; um so weniger ist hier eine vollständige Anzeige nöthig. Der Verf. setzt die Breite der Landstraßen zu 26 Fuß, nämlich 18 bis 20 Fuß zum Fahrweg und 3 Fuß an jeder Seite zum Fußweg. Wo die Straße wegen erforderlicher Steine und Kies sehr kostbar, oder auch der Boden zur Cultur nützlich und theuer ist, mag diese Masse ganz schicklich, in andern Fällen, z. B. für einen bloßen Erddamm, oder auch für eine Steinstraße und Sommerweg

neben einander, etwas zu schmal seyn. Selten sind die Wege auf lange Strecken horizontal; sie steigen und fallen abwechselnd. Wenn die Steigung nicht über 3 Zoll auf die Klafter lang beträgt, so kann, sagt der Verf., das Zugvieh durch stärkere Anstrengung den Frachtwagen auf eine gute Strecke noch fortziehen; wenn aber die Steigung 4 Zoll auf 6 Fuß lang beträgt, müsse Vorspann genommen und an den heruntergehenden schweren Wagen der Umlauf schon gehemmt werden. Er gibt hiebey die Regel, daß man die Steigung der Bergstraße allmählich abnehmend einrichtet, z. B. mit 4 Zoll anfangen, dann 3, hierauf 2, und endlich mit 1 Zoll und horizontal endigen soll, wobey das Zugvieh weniger ermüden werde. Hier hätte der Verf. zur Unterstützung seiner Maxime noch beifügen können, daß dieß auch in Frankreich so üblich sey. *S. mémoire par Trésaguet im Recueil von Vesage.* Indes möchte doch die gleichförmige Steigung den wenigsten Aufwand der Kraft zum Ziehen erfordern, wo sie aber zu lang und ermüdend ist, durch horizontale Ruheplätze zu unterbrechen seyn. — Die bogenförmige Mündung des Fahrweges zum Ablauf des Regenwassers setzt der Verf. zu $\frac{1}{4}$ der Breite fest, bey Steinpflaster allenfalls etwas weniger. Man weiß nicht recht, ob dieser Seitenabhang von $\frac{1}{7}$ der halben Breite das Maximum oder Minimum seyn, für neu und reparirt, oder für die Grenze des Verfalls gelten soll; verschiedene Umstände, z. B. ob die Straße der Länge nach horizontal oder weniger oder mehr Abhang habe, ob sie regelmäßig oder grob gepflastert, ob es eine Kiesstraße oder Erddamm sey ff., scheinen auch hierin eine Variation nothwendig zu machen. Uebrigens beschreibt der Verfasser das Verfahren, bey dem Wegebau, sowohl in gewöhnlichen als in schwierigen Fällen; auch die dabey gebräuchlichen Geräthschaften, und gibt Wor-

schläge, wie die Fuhrwerke zu verbessern wären, um die Straßen mehr zu schonen; wobey denn alles sehr gedehnt, manches wiederholt auch manches vorgetragen wird, was jedem Bauer längst bekannt ist; mitunter stößt man wieder auf gelehrte, sonderbar angewandte Ausdrücke, z. B. S. 716 "dicke Wagenaxen verringern die mechanischen Momente," wo eben so gut vergrößern hätte stehen können. Wie wichtig, sagt der Verf. mit Recht, sind nicht die Fuhrwerke, Schubkarren, Pflug und Spaten für die Deconomen und alle Gewerbe, gleichwohl wird man sie in wenigen Ländern zweckmäßig finden. Hiernach hätten wir doch auch von dem Hrn. Verf., der so viele Deich- und Wegearbeiten auf seinen Reisen gesehen und selbst ausgeführt hat, erwartet, er würde uns eine Beschreibung und Zeichnung von einer ganz zweckmäßigen Handkarre zu Erdarbeiten geliefert haben. Aber das ist in der That nicht der Fall. Er würdigt diesen Gegenstand nicht einmahl einer ordentlichen Zeichnung. Doch sieht man so viel aus der, vielleicht aus einem Bilderbuch für Kinder entlehnten Figur, daß die von ihm empfohlene Karre von der Art ist, wo der Arbeiter fast die Hälfte des Gewichtes der Erde, die er schiebt, zugleich selbst tragen muß. Der Schwerpunct liegt nämlich zu weit von der Ase des Rades entfernt, aber zugleich liegt er auch zu tief, weshalb die Karre höchst beschwerlich umzustürzen und auszuheeren seyn würde. Ungleich besser sind die Kastenkarren mit etwas gekrümmten Hebearmen, welche an der Unter-Weser und Unter-Elbe im Gebrauch sind, und dem Verf. nicht unbekannt seyn können. Rec. hat gewünscht, die Leser dieser Anzeige in den Stand zu setzen, den Inhalt und Werth der Wasserbaukunst des Hrn. v. Wiebeking selbst beurtheilen zu können; und hofft, daß das gesagte dazu hinreichen werde.

—*—*—*—

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 23. Junius 1817.

Paris.

In der Königl. Buchdruckerei: Histoire et Mémoires de l'Institut royal de France, classe d'Histoire et de Littérature ancienne. Tome I. 1815. Die Histoire 376 S. die Mémoires 307 S. in Quart.

Die als Academie der Inschriften am 8. October 1792 erloschene Gesellschaft der alten Litteratur und schönen Wissenschaften ist als Königl. Institut für Geschichte und alte Litteratur wieder auferstanden. Je schmerzlicher die Empfindungen waren, mit welchen der Verfasser dieser Anzeige ehemals (Jahrg. 1811. S. 119) den Lesern dieser Blätter das Ende der Histoire et Mémoires de l'Academie des Inscriptions angezeigt hat, mit desto fröhlicheren kündigt er ihnen nun den Anfang der Schriften ihrer Nachfolgerin und Stellvertreterin an. Möge der Segen, den jene den Wissenschaften brachten, auch auf diesen dreifach ruhen!

Die Stiftung des Französischen Nationalinstituts fiel in die Zeiten, wo Frankreich nur Politiker und

E (5)

Salpeterfeder, Messkünstler, Soldaten und Ignoranten haben wollte, und ihm classisch ausgebildete Gelehrte etwas sehr überflüssiges schienen. Wozu damahls im Nationalinstitut eine eigene Classe der Geschichte und alten Litteratur? Der Umfang der Wissenschaften, die von ihm bearbeitet werden sollten, wurde daher unter drey Classen vertheilt; der Geschichte und Geographie wurde bey den moralischen und politischen Wissenschaften, der Französischen Sprache und Litteratur, desgleichen den alten und orientalischen Sprachen bey der Classe der Litteratur und schönen Künste ein bloßes Gnadenplätzchen angewiesen. Der 24. Januar 1803 hob endlich diese schmäbliche Einrichtung des Sansculotismus auf; die aus Gnade nur nicht ganz ausgestoßenen Wissenschaften, wurden wieder in ihren wohlverdienten Ehrenplatz als eigene Classe eingesetzt, und das Französische Institut bestand seitdem aus vier Classen: 1. für Physik und Mathematik; 2. für Französische Sprache und Litteratur; 3. für Geschichte und alte Litteratur; 4. für schöne Künste.

Mit Eifer begann die Classe der Geschichte und alten Litteratur ihren neuen Lauf. Gleich Anfangs war ihr aufgetragen, die Notizen und Auszüge aus den Manuscripten der Königl. Bibliothek, die Sammlung der Französischen Geschichtschreiber, die der Gesetze und Verordnungen im Louvre fortzusetzen; 1806 wurde ihr auch ihre vormahlige erste Bestimmung, die Aufschriften auf öffentliche Gebäude und Münzen zu besorgen, wieder gegeben, und im Fortgang der Zeit außer der Abfassung ihrer eigenen Memoires noch manche außerordentliche Arbeit aufgetragen. Und was hat sie seitdem nicht geleistet! Als Academie der Inschriften hat sie bereits eine *histoire metallique de l'Empereur* in zwey Folio-Bänden mit Kupfern und Text im Manuscript vollendet.

det; als Academie der alten und orientalischen Litteratur drey Bände der *Notices et extraits*, und 1808 das Gemählde von dem Zustand des ihrer Classe zugeeigneten Theils der Litteratur in Frankreich seit 1789 ausgearbeitet und im Druck geliefert; als Academie der Geschichte hat sie den dreyzehnten Band der wichtigen *Histoire littéraire de France* (s. diese Anzeigen 1815. S. 697), von den Französischen Geschichtschreibern den vierzehnten und fünfzehnten Band, von den *Ordonnances des Rois de France* den fünfzehnten Band erscheinen lassen, und von allen diesen Sammlungen schon neue Fortsetzungen zur Presse zubereitet, und darneben (1810) die weitläufigen Discussionen über den bekannten zehnjährigen Preis, die auch gedruckt worden, verhandelt; ihre eigenen *Mémoires* der Presse überliefert, die nun, nachdem die ihrer Erscheinung lange in den Weg gelegten Hindernisse gehoben sind, in vier Quartanten schnell hinter einander ausgegeben werden sollen. Preis und Ehre der litterarischen Thätigkeit der gelehrten und allgemein geschätzten Männer! Ihr Beyspiel zeigt, was der Gelehrte, selbst bey schweren Hindernissen, vermag, wenn er die Wissenschaften um ihrer selbst willen liebt, und nicht wie litterarischer Tagelöhner treibt: nur ihm fällt jeder Kampf mit Schwierigkeiten leicht, und glückt er ihm, so fühlt er sich für seine Anstrengungen aufs reichlichste belohnt. — Den Beschluß der Nachrichten von den Vorfällen in dieser Classe des Instituts macht eine Anzeige der zwischen 1806 bis 1811 ausgetheilten Preise, von denen drey hiesigen Gelehrten zu Theil worden sind, ein ganzer dem sel. von Villers, zwey getheilte den Herren Seeren und Sartorius.

Die *Histoire des ouvrages de la Classe de l'histoire et de littérature ancienne* fängt mit

Hrn. Gosselin's Forschungen über die alte Geographie an. Hier nur ein Auszug der gelehrten und scharfsinnigen Untersuchungen. Der Verf. hat sie inzwischen nach ihrer ganzen Ausführlichkeit in den *Recherches sur la Géographie systématique et positive des Anciens* T. III. IV. (1813. 4.) bekannt gemacht, und nach dieser ist schon von einem andern Recensenten eine kurze Uebersicht in diesen Blättern (1816. St. 90. S. 889) gegeben worden, 2. Ueber zwey von Hr. Fauvel zu Athen entdeckte und eingesendete Inschriften erstattet Herr Visconti Bericht. Die erste ist eine in Hexametern abgefaßte Griechische Grabschrift eines tapfern, sonst nicht bekannten Kriegers, Python aus Megaris, der während des heiligen Kriegs (von 352 bis 347 vor Chr.) bey dem Rückzug der Athener aus Böotien geblieben ist; die zweyte eine auf eine Blehtafel gegrabene und in einem Grab gefundene Zauber- und Beschwörungsformel, durch die mehrere Personen der Rache der Gottheiten der Unterwelt geweiht werden. 3. Ueber ein zu Lyon gefundenes Monument zu Ehren des Septimius Severus, von dem Tribun Philippianus, nach der Unterwerfung der Gegend von Lyon im J. Chr. 209 oder 210 (nach Hr. Mongez Vermuthung) errichtet. 4. Hr. Mongez über eine zu Lyon gefundene Grabschrift vom J. 447, aus welcher man einen Consul Calpius kennen lernt, der auch in Leo's Briefen vorkommt. 5. Herr Mongez über ein zu Lyon gefundenes Epitaphium eines Centurio legionarius, Namens Paternianus. Hinter der Lateinischen Aufschrift folgt noch eine Griechische, die (nach Mongez Vermuthung) ihren Ursprung dem Umstand verdankt, daß man in jenes frühere Begräbniß eines Heiden späterhin die Leiche eines Griechischen Christen beysetzte. 6. Herr Mongez

über die Masken mit weitgeöffneterem Munde, deren sich die Acteurs in Trauer- und Lustspielen bedienten. Die weite Oeffnung soll nicht zur Verstärkung der Stimme, sondern zum leichtern Athemhohlen gedient haben. 7. Nachricht von den auf Verlangen der Regierung von der Classe der Geschichte und alten Litteratur entworfenen Aufschriften auf Schaumünzen, Triumphbögen, Obelissen und andere öffentliche Bauwerke. 8. Ueber Leben und Arbeiten der seit der neuen Stiftung der Classe (am 24. Januar 1803) verstorbenen Mitglieder, Veron, Poirier, Vouchaud, Klopstock, Garnier und Billoison, allesamt von dem perpetuirlichen Secretär, Hrn. Dacier.

Es folgen die Mémoires. 1. Herr Silvestre de Sacy sur la nature et les révolutions du droit de Propriété territoriale en Egypte, depuis la conquête de ce pays par les Musulmans jusqu'à l'expédition des François (S. 1 bis 165). Ein sehr ausführlicher Aufsatz, der erst einen Theil der Materie beendigt. Dieses Mahl wird zuerst das Territorialeigenthumsrecht, wie es die Franzosen in Aegypten fanden, beschrieben; darauf erörtert, wie es beschaffen war, als die Osmanen von Aegypten Besitz nahmen, und welche Veränderungen es während dieser 300 Jahre erlitten hat. Wir wiederholten das hier nicht, was wir einst schon aus dem Egypte moderne (Jahrg. 1811. S. 807) über diesen Gegenstand ausgezogen haben, und bemerken aus dem zweiten Abschnitt nur dieses Wenige: Selim vertrieb bei der Eroberung von Aegypten die Circassischen Mamlucken nicht aus dem Besitz ihrer Ländereien; er hob nur verschiedene, ihnen bis dahin zugestandene Concessionen auf, wie das Recht der Veräußerung der Grundstücke und ihrer Vererbung, wodurch er seine

Absicht verrieth, das Corps der Mamlucken nach und nach aussterben zu lassen. Sie gieng aber nicht in Erfüllung; die ihnen verwilligten Concessionen blieben und ließen zuletzt dem Sultan nur einen Schatten von Souverainetät übrig. Selim sah sich nach den Rechten, welche die Eroberer in Asien behaupten, für den Eigenthümer des ganzen Landes, die religiösen Fonds ausgenommen, an. Die Verwaltung desselben wurde dreierley Personen anvertraut. 1. Die Caschefs, die auf Besoldung gesetzt waren, mußten alle Auflagen zur Unterhaltung der Canäle, Dämme, Straßen u. s. w. in den nicht verpachteten Dörfern erheben, sie an den Kaiserlichen Fiscus abliefern; was sie auf die Erhaltung öffentlicher Anlagen verwendeten, berechnen, und waren Generaleinnehmer, Statthalter und Intendanten ihres Districts. 2. Arabische Scheiche waren Generalpächter ihrer Scheichschaft, und kauften jedesmahl ihre Stelle unmittelbar von der Hoforte. Man zog die Summe einzelner Pachtungen ihres Districts zusammen, von der sie für ihre Mühewaltung einen bestimmten Theil abzuziehen das Recht hatten. Das übrige ward in zwölf gleiche Portionen vertheilt, und am Ende eines jeden Monats ein Zwölftel davon abgeliefert, wozu noch am Ende des Sommers die für den Sultan erhobenen Sommerfrüchte kamen. Die Unterhaltung der öffentlichen Anlagen ihres Districts besorgten die Arabischen Scheiche auf Kone ihrer Dörfer, die auch bey ihrem Umherreisen für ihre Verpflegung zu sorgen, und den von ihnen gemachten Aufwand zu vergüten hatten. Noch gab es 3. Agenten, eines oder mehrerer Dörfer. Sie waren Pächter der landesherrlichen Einkünfte, und gaben jeden Monat ein Zwölftel ihres Pachtens und die Naturalien am Ende des Sommers ab; wurden aber auch mit der nöthigen Macht bekleidet, um

die an sie verpachteten Rechte zu vollstrecken. Aus diesen sind im Laufe der Zeit die gegenwärtigen Mültezim entstanden. Diese gelehrte Abhandlung verbreitet sich noch über eine Menge Nebenuntersuchungen, die wir nicht einmahl berühren können, und verspricht in Zukunft zu zeigen, daß das vom Großsultan behauptete Eigenthumsrecht des ganzen Landes weder das Resultat der ersten Eroberung von Aegypten durch die Araber, noch die Ausführung eines nach und nach entwickelten Systems sey, sondern die Wirkung einer Menge auf einander gefolgt Revolutionen, der Entvölkerung des Landes und der Niederlassung verschiedener Arabischer Colonien, um die verlorren Einwohner wieder zu ersetzen.

Noch enthält dieser erste Band ein *Mémoire sur le Phoenix ou Recherches sur les périodes astronomiques et chronologiques des Egyptiens*, par *M. Larcher*, (S. 166-307), in drey Abschnitten. Der erste sammelt mit großer Vollständigkeit die Nachrichten der Alten vom Phönix, von seiner Gestalt, dem Lande, wohin er versetzt wird, von seiner Geburt, seinem Tod und der Dauer seines Lebens. So wie Dupuis ihn für das Bild der Sonne angesehen hat, so betrachteten ihn be*anntlich andere als das Bild des großen Jahres, wo alle Planeten wieder an denselben Ort des Thierkreises zurückkehrten. Daher werden im zweyten Abschnitt die verschiedenen Vorstellungen der Alten von dem großen Jahr, wieder mit einer großen Vollständigkeit, gesammelt, und mit beständigen Widerlegungen begleitet, um ihre Vermuthungen davon in ihrer völligen Nichtigkeit darzustellen, da diese Rückkehr aller Planeten an denselben Ort des Thierkreises noch nie statt gehabt habe. Sollte nun der Phönix das Bild des großen Jahres seyn, so müßte

1000 G. g. A. 100 St., den 23. Jun. 1817.

seine vorgegebene Lebensdauer mit einer von den Bestimmungen des Umfangs, den die Alten dem großen Jahre geben, übereinstimmen. Der dritte Abschnitt zeigt nun, daß dieses mit jener auf keine Weise zusammentreffe. Mit aller Bescheidenheit äußert sich am Ende der Verf. dahin: que la fable de phoenix, ridicule en elle-même, prêtant cependant beaucoup à l'imagination des poètes, dont cette faculté est le principal domaine, la saisirent avec empressement pour en embellir leurs ouvrages. Ganz wohl; indessen müßte doch etwas Veranlassung zu dieser Wunderfabel gegeben haben, das vielleicht einmahl ein glücklicher Augenblick einem scharfsinnigen Forscher darbieten möchte. Ursprung der Fabel, und Gebrauch den man, nachdem sie einmahl da war, von ihr machte (wie, wenn die Aegypter nach Horapollon den Phönix zum Bild der Unsterblichkeit der Seele nach ihren Begriffen brauchten) — diese sehr verschiedenen Dinge dürfen nie vermischt werden. Wer über die astronomischen Kenntnisse der Aegypter, ihre allmähliche Entdeckung des wahren Inhalts des Sonnenjahrs, ihre Canicularperiode und andre ähnliche chronologische Fragen des Aegyptischen Alterthums Untersuchungen anstellt, wird im zweyten Abschnitt dieser sehr gelehrten Abhandlung viel Belehrendes gesammelt und beurtheilt finden, das aber doch nicht immer neu ist.

Verbesserung.

Stück 94. S. 390 statt novarum e *boraginum* familia plantarum decas *gemina* l. novarum e *borraginearum* familia plantarum decas *prima*.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. u. 102. St.

Den 26. Junius 1817.

Göttingen.

In der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 17. May hielt der Herr Professor Zausmann die Vorlesung, deren Inhalt ein Specimen crystallographiae metallurgicae war. Die metallurgischen Proceße bieten treffliche Gelegenheiten dar, um die Wirkungsarten der Kräfte, die bey der Bildung unorganisirter Körper thätig sind, zu beobachten. Oftmahls kann uns die Art und Weise der Entstehung gewisser Hüttenproducte Aufschlüsse über die Bildung gewisser Naturproducte verschaffen, deren Entstehung unserm Auge verborgen blieb. Freylich werden wir dabey auch nicht selten die Ueberzeugung erlangen, daß die Natur ähnliche Körper auf sehr verschiedenen Wegen hervorzubringen vermag. In den Oefen der Oberharzischen Silberhütten bildet sich durch Sublimation zuweilen Bleiglanz und Zinkblende, dem Bleiglanze und der Zinkblende die auf den Erzgängen vorkommen, zum Täuschen ähnlich. Es ist aber kein Grund vorhanden, die letzteren für Feuerproducte anzusehen. In dem oberen

Thelle des Ganges der Grube Katharina Neufang zu St. Andreasberg, hat sich ein Gemenge aus Gediegen-Arsenik, Silber-schwarze, schlackigen Kauschgelb, schlackiger Arsenikblüthe und einiger anderen Fossilien gefunden, welches auf den ersten Blick größte Aehnlichkeit mit gewissen Erzeugnissen bey dem Rösten des Steins arsenikalischer Blei- und Silbererze hat, doch aber offenbar durch eine auf dem nassen Wege bewirkte Zersezung der Gangmasse hervorgegangen ist. — Um zu zeigen, welch' ein bedeutender Gewinn für das Studium der Geschichte der unorganisirten Natur aus der genaueren, bisher sehr vernachlässigten Beachtung der Hüttenproducte zu ziehen sey, wählte der Herr Prof. Hausmann zunächst eine Reihe vorzüglich merkwürdiger, bey verschiedenen metallurgischen Processen erzeugter krystallisirter Körper, an deren Beschreibung die weitere Betrachtungen über ihre Entstehung von ihm geknüpft wurden. Da bey den Krystallisationen die bildenden Kräfte in einer mathematischen Gesetzen folgenden Regelmäßigkeit wirken, so darf man sich von den Beobachtungen über ihre Entstehung gewiß die interessantesten Aufschlüsse für die Anorganogenie versprechen. Zugleich können sich aber auch aus solchen Untersuchungen nützliche Erfahrungen für die Metallurgie ergeben.

I. Metallische Krystallisationen. Die metallischen Substanzen zeigen in ihren Krystallisationen eine weit größere Einförmigkeit als andere krystallinische Körper. Allen Metallen scheint das reguläre Octaeder als Grundform eigenthümlich zu seyn. Dieses zuerst aus den Beobachtungen der in der Natur vorkommenden gediegenen Metalle gezogene Resultat, erhält durch die Untersuchung der Krystallisationen der künstlich erzeugten Metalle vollkommene Bestätigung. a. Eisen. Das ductile Eisen,

welches als so genanntes *Reicheisen* sich in den Eisenhohöfen ansetzt, zeigt zuweilen octaedrische Krystallisation. Auch ist diese Form dann und wann in dem Bruche des grobkörnigen Stabeisens nicht zu verkennen. Vom Roheisen sind bekanntlich zwey Hauptabänderungen zu unterscheiden: das gemeine und das stahlartige. Das erstere hat die Eigenschaft, wenn es gahr geblasen worden, mit Graphit mehr und weniger gemengt zu seyn. Das letztere enthält dagegen den Kohlenstoff durch die ganze Masse gleichmäßig vertheilt, und pflegt, wenn es, wie gewöhnlich, aus Brauneisenthaltigen Eisensteinen erzeugt worden, einen geringen Gehalt von Magnesium zu besitzen. Das letztere hat eine ungleich größere Tendenz zur Krystallisation als das erstere, und dieses eine um so geringere, je mehr es von Graphit erfüllt ist. Doch bilden sich zuweilen bey diesem, bey langsamem Erkalten, gleichsam die Gerippe octaedrischer Krystalle, eine unvollkommene Ausbildung, die auf ähnliche Weise auch bey anderen Metallen vorkommt. Das stahlartige Roheisen zeigt oft eine ausgezeichnet blätteriche Textur, und die nicht selten an der Oberfläche zu vorstehenden Zellen sich erhebenden Krystallblätter lassen zuweilen einen dem regulären Octaeder entsprechenden Durchgang erkennen. Die große Anlage zur Krystallisation, welche das stahlartige Roheisen zu besitzen pflegt, dürfte theils darin ihren Grund haben, daß sich in diesem niemahls Graphit auszubilden pflegt, dessen größere Krystallisations-tendenz die krystallinische Ausbildung des Eisens verhindert; theils aber auch in der Verbindung des Eisens mit etwas Magnesium. Denn aus mehreren Erfahrungen scheint sich zu ergeben: daß Metallgemische eine größere Neigung zur Krystallisation besitzen als die einfachen Metalle aus denen sie bestehen; so wie es wahrscheinlich ein allgemeines Gesetz

in der unorganisirten Natur ist, daß die Körper eine um so größere Tendenz besitzen sich krystallinisch auszubilden, je zusammengesetzter ihre Mischung ist.

b. Kupfer. Die krystallinische Form des Kupfers ist bey dem natürlichen, so wie bey dem künstlich durch so genannte Cämentation gebildeten, bekannt. Das reguläre Octaeder ist vorherrschend. Dieselbe Krystallform zeigt sich auch zuweilen bey dem unreinen Kupfer, welches auf den Hütten unter dem Nahmen des Schwarzkupfers bekannt ist. Der Hr. Prof. **Zausmann** erhielt schöne Stücke octaedrisch krystallisirten Schwarzkupfers von **Kiegelsdorf** durch seinen eifrigen ehemahligen Zuhörer, den Churfürstlich Hessischen Bergwerkseleven **Hrn. Zeuser**. Bey dieser Gelegenheit sind von ihm auch über die so genannten Kupferhaare genauere Untersuchungen mitgetheilt. Sie bilden sich auf der Oberfläche und in den Höhlungen des Kupfersteins, zumahl wenn solcher mit Wasser abgelöscht wird, und sind nicht, wie man wohl glauben sollte, Producte der Krystallisation, daher sie auch nicht in Ansehung ihrer Bildung den natürlichen haarförmigen Metallen analog zu seyn scheinen, deren Entstehung eher von einer gehemmten Krystallisation abzuleiten seyn dürfte. Die Kupferhaare bilden sich, wenn der Kupferstein, außer dem geschwefelten Kupfer auch Kupfer enthält. Das erstere erstarrt schneller als das letztere. Indem jenes sich zusammenzieht, wird das noch flüssige Kupfer durch die in der Oberfläche des Steins entstandenen Poren gepreßt, und nimmt dann die Form an, welche die kleinen Oeffnungen vorschreiben.

c. Messing. Das Messing der ersten Schmelzung, die so genannte Mengepresse zeigt, wenn sie glühend zerstückt wird, eine Anlage zur Krystallisation, die ebenfalls den octaedrischen Typus nicht verkennen läßt.

d. Speise. Dieses bey der Fabrication des Kobaltglases oder der Smalte sich bil-

vende metallische Product, welches hauptsächlich aus Arsenik-Nickel zu bestehen pflegt, aber gemeinlich auch Kobalt und verschiedene andere Metalle enthält, erlangt bey gewöhnlichem Erkalten nur gefiederte KrySTALLISATIONS-Anlagen auf der Oberfläche; krySTALLISIRT aber bey langsamem Erkalten zwischen Kohlen zuweilen vollkommen aus. Der Hr. Prof. **Hausmann** verdankt der Güte des Hrn. Inspectors **Bernstein** auf dem Carlshavener Blaufarbenwerke überaus instructive Stücke dieser Art, die ihn in den Stand setzten, die KrySTALLISATIONEN der Speise genauer zu untersuchen, die sich ebenfalls auf das reguläre Octaeder zurückführen lassen. Durch diese Untersuchung ist zugleich ein neues Licht auf die bisher sehr wenig gekannte KrySTALLISATION des natürlichen Arseniknickels oder so genannten Kupfarnickels geworfen.

2. **Graphit**. Diese krySTALLINISCHE Verbindung von wenig Eisen mit vielem Kohlenstoff erzeugt sich in Menge bey dem Schmelzen des Roheisens, wenn dieses aus nicht Braunsteinhaltigen Eisensteinen mit vielen Kohlen geblasen wird. In kleinen Schuppen macht er einen Gemengtheil des Roheisens aus; bildet aber in den Höhlungen und auf der Oberfläche desselben, so wie zwischen den das Roheisen deckenden Schlacken nicht selten KrySTALLe, die wohl einen Durchmesser von $\frac{1}{2}$ Zoll haben, und eben so wie die, gemeinlich unvollkommenen KrySTALLe des natürlichen, in Grönland gefundenen blätterichen Graphits, in sehr dünnen regulär sechsseitigen Tafeln erscheinen.

3. **Geschwefelte Metalle**. a. **Geschwefeltes Kupfer**. Der bey der ersten Schmelzung der gerösteten Kupfererze gewonnene so genannte Kupferstein, dessen Hauptbestandtheil geschwefeltes Kupfer ist, zeigt sich zuweilen krySTALLISIRT, und kommt dann in denselben Formen vor, wie das natürliche geschwefelte Kupfer, der Kupferglanz. Unter den Schätzen der

Alchischen Schenkungen des academischen Museums befindet sich ein krystallisirter Kupferstein von einer Werchoturischen Hütte, woran der Hr. Prof. Hausmann nicht allein mehrere der bekannten Krystallisationen des Kupferglanzes, sondern außerdem auch einige neue beobachtete, wodurch er zur genaueren Bestimmung der Krystallisationen des geschwefelten Kupfers in den Stand gesetzt wurde. b. Geschwefeltes Blei. Der in den Bleierz-Schmelzöfen regenerirte Bleiglanz kommt oft ausgezeichnet krystallisirt vor. Die Krystalle pflegen würflicht aber selten vollkommen ausgebildet, sondern ähnlich den Krystallen des auf gewöhnliche Weise im Großen bereiteten Kochsalzes, wie aus sechs hohlen vierseitigen Pyramiden mit treppenförmigen Seitenwänden zusammengesetzt zu erscheinen. c. Geschwefeltes Spießglanz. In Verbindung mit dem regenerirten Bleiglanz, der gemeiniglich einen geringen Antheil von geschwefeltem Spießglanz enthält, bildet sich dieses Schwefelmetall auch dann und wann rein durch Sublimation in den Schmelzöfen der Oberharzischen Silberhütten, und kömmt in überaus schönen nadelförmigen Krystallen vor, die denen des natürlichen Grauspießglanzes ähnlich sind.

4. Oxide. a. Zinkoxyd. Wenn mit dem Eisenstein Zinkminern zufällig verbunden sind, so setzt sich in den Schächten der Hohöfen ein Ofenbruch an, der größtentheils aus kohlensaurem Zinkoxyd zu bestehen pflegt. Seltner ist die Erscheinung von krystallisirtem Zinkoxyd in Spalten der Gestellsteine, wie sie hin und wieder in den Hohöfen der Eisenhütten am Harze vorkommen. Die kleinen Krystalle sind regulär sechsseitige Prismen, und haben gemeiniglich eine olivengrüne Farbe. Sie zeigen sich mithin manchem krystallisirten phosphorsauren Bleie sehr ähnlich, mit welchem sie um so leichter ver-

wechselt werden könnten, da Mennige zuweilen in ihrer Begleitung vorkommt. Unser Herr Professor Stromeyer entschied zuerst durch eine chemische Untersuchung über ihre wahre Natur, indem von ihm Zinkoryd mit einer Spur von Eisenoryd darin aufgefunden wurde. Der Hr. Prof. Hausmann hat zu zeigen sich bemühet, wie das regulär sechsseitige Prisma dieser Substanz sich von der Grundkrystallgestalt des natürlichen Zinglases ableiten läßt, zu welcher Untersuchung er ausgezeichnete Stücke von der Rothenhütte am Harz durch die Güte des Hrn. Bitterbergcommissairs Ilsemann zu Clausthal erhielt.

b. Kupferglimmer. Dieser Körper gehört unstreitig zu den merkwürdigsten Hüttenproducten. Seine genauere Untersuchung bietet manche interessante Aufschlüsse für Metallurgie und Krystallogenie dar. Er war am Harz längst als eine schädliche Vermengung der so genannten Kräzkupfer bekannt, die, wenn Kupferglimmer in ihnen vorkommt, hart, spröde und zu manchen Verarbeitungen, namentlich zur Messingfabrication unbrauchbar sich zeigen; aber die Bestandtheile dieses in dünnen, regulär sechsseitigen Tafeln krystallisirten, goldgelben, stark glänzenden, theils in der Oberfläche, theils im Innern des Kupfers sich befindenden Körpers, waren verborgen, bis nun durch eine mühsame Untersuchung des Hrn. Prof. Stromeyer sich ergeben hat, daß er aus Kupferoryd, Antimoniumoryd, etwas Bleuoryd, Alaunerde-haltige Kieselerde und sehr kleinen Antheilen von Silberoryd, Eisenoryd und Schwefel zusammengesetzt ist. Dem Antimoniumgehalte der Hüttenproducte, woraus die Kräzkupfer dargestellt werden, ganz besonders aber dem Antimoniumgehalte der Bleue, womit diese Kupfer gesaigert werden, ist die Bildung des Kupferglimmers vornehmlich zuzuschreiben. Durch die genauere Kunde

der Natur dieses Körpers wird man in den Stand gesetzt werden, zweckmäßige Mittel zur Verhütung seiner Erzeugung anzuwenden, worüber der Herr Prof. Hausmann an einem andern Orte ausführlicher seine Meinung äußern wird. c. Krystallisirte Schlacken. Den Schlacken hat man bisher geringe Aufmerksamkeit geschenkt, und doch ist es nicht möglich die metallurgischen Proceffe genau zu kennen, wenn man nicht die Abfälle mit derselben Sorgfalt als die nuzbaren Producte untersucht. Durch die in dieser Abhandlung mitgetheilten Beobachtungen wird es klar, daß auch bey der Bildung verschiedenartiger Schlacken Verbindungen in bestimmten Proportionen der Bestandtheile vorkommen, die sich an gewissen Krystallisationen erkennen lassen; daß sogar mitunter bey ganz verschiedenartigen Hüttenproceffen Schlacken von derselben Art erzeugt werden. Anlagen zur krystallinischen Bildung werden nicht selten bemerkt bey Schlacken mit faseriger Textur. Unser Verfasser fand dieses Gefüge unter andern an Schlacken von dem Kupfersteinschmelzen und an Eisenhohofen-Schlacken. Aber auch vollkommen krystallisirte Schlacken kommen hin und wieder vor. Besonders merkwürdig ist eine in Rectangular-Octaedern krystallisirte, hauptsächlich aus Eisenoryd und Kieselerde bestehende und außerdem gemeiniglich auch Alaunerde, Kalk und Kali enthaltende Schlacke, die von dem sel. Karsten unter dem irrigen Nahmen von vulcanischem Essenglase beschrieben, und vom sel. Blaproth analysirt worden ist, und von welcher der Prof. Hausmann früher bereits in von Moll's neuen Jahrbüchern der Berg- und Hüttenkunde einige Nachrichten mitgetheilt hat. Zuerst fand derselbe dieses krystallisirte Glas in Eisenfrisch- und Rohestahl Schlacken der Königshütte am Harz; ein besonders ausgezeichnetes Stück davon erhielt er darauf

durch die Güte des Hrn. Obermedicinalraths Ritters Blumenbach von einem Eisenwerke in den Pyrenäen. Später entdeckte er dasselbe krystallisirte Glas unter den Schlacken von einer alten Schwarzkupferarbeit zu Jahlun in Schweden, und von einem vor Jahren zu Laurentthal am Harz betriebenen Kupfertieschmelzen; endlich noch erhielt er dasselbe vor Kurzem durch seinen eifrigen Zuhörer, Hrn. Wolf aus Schmalkalden, der diesen Körper in den Schlacken vom Ausblasen eines Blauofens gefunden hatte. Die rechteckig-octaedrische Krystallform dieser Schlacke hat Grundkanten von $75^{\circ} 31' 40''$ und $124^{\circ} 24' 58''$. Die secundären Krystallisationen bestehen in dem keilförmig verlängerten Octaeder mit Endkanten von $55^{\circ} 35' 2''$ und in derselben Krystallisation mit abgestumpften Endkanten oder an den stumpfen Grundkanten abgestumpft. Die Schlacke von der Kupfertiesarbeit, so wie die Blauofenschlacke zeigen rechteckig tafelförmige Anlagen zur octaedrischen Krystallisation. — Eine ausgezeichnet krystallinische Eisenhohofenschlacke erhielt der Herr Prof. Hausmann zu Gammalbola in Westmanland. Diese ist von einer perlgrauen Farbe und in stark geschobenen vierseitigen, an sämtlichen Seiten zugeschärferten Tafeln, mithin nach Art des Gypses, krystallisirt.

5. Arsenigte Säure. Dieser Körper bietet manche lehrreiche Beobachtungen über die Ausbildung der Krystalle dar. Er kommt oft krystallisirt vor, und in den mannichfaltigsten Abstufungen der mehreren oder minderen Vollendung. Das reguläre Octaeder ist die herrschende Form; aber sehr oft zeigt sich dieses nur an den Kanten ausgebildet, und in der Mitte jeder Fläche mit einer tetraedrischen Vertiefung, deren Seitenbegrenzungen auf ähnliche Weise, wie bey den unvollkommenen Würfeln des regenerirten Bleiglanzes, treppenförmig sind. Auf

diese Art erscheint das reguläre Octaeder wie aus acht hohlen Tetraedern zusammengesetzt. Zuweilen finden sich auch einzelne hohle Tetraeder, hin und wieder mit Ansätzen zur Ausbildung der benachbarten. Die in dieser Abhandlung über den weißen Arsenik mitgetheilten Bemerkungen gründen sich auf die Untersuchung des krystallisirten weißen Arsens, der auf den Rösthaufen arsenikalischer Erze, z. B. besonders ausgezeichnet auf den Hütten am Unterharze, so wie bey dem Rösten des bey der Silber- und Bleiarbeit auf der Andreasberger Hütte gefallenen Steins sich erzeugt.

Durch die in dieser Abhandlung enthaltenen Untersuchungen wird es einleuchtend: daß das Studium der unorganisirten Naturkörper nicht unbedeutenden Gewinn aus der genaueren Betrachtung metallurgischer Kunstproducte ziehen kann; und daß auf der andern Seite auch die Metallurgie dabey gewinnt, wenn die in ihrem Gebiete erzeugten Producte mit derselben Sorgfalt und denselben Hülfsmitteln erforscht werden, womit man bisher nur die Naturproducte zu untersuchen pflegte.

Bamberg und Leipzig.

Ben E. F. Kunz: Der Reichhusten, über seine Erkennung, Natur und Behandlung, von Dr. Adalbert Friedrich Marcus. 1816. XVIII und 216 Seiten.

Mit dem innigsten Bedauern ergreift Rec. die Feder, um das letzte Werk eines Mannes anzuzeigen, dessen Nahmen in der gelehrten Welt mit Achtung genannt, und immer im ehrenvollen Andenken bleiben wird, an dem so manche Leidende und Hülfesuchende einen treuen Rathgeber und Freund gefunden haben, und in dessen Schule sich so mancher wackere Arzt

ausgebildet hat. Niemand, der den hohen Werth eines nur seiner Kunst lebenden, denkenden und immer weiter strebenden Arztes zu schätzen weiß, und der es bekennen muß, daß die Zahl derer, die mit Geist und Kraft in das Innere der Natur zu dringen, und sich über den großen Haufen der Receptschreiber und Handwerksärzte zu erheben bemühet sind, nur klein sey, wird dem Verewigten einen Platz unter den vorzüglichern Heilkünstlern Deutschlands verweigern. Seine Verdienste um unsere Wissenschaft sind nicht zu leugnen, sein Streben in dieselbe immer mehr Licht zu bringen ward rastlos, und sein Bemühen sich als Arzt und Schriftsteller nützlich zu machen, sprach sich in seinen Handlungen und Schriften aufs lebendigste aus. Sanft ruhe seine Asche. So sehr sich Rec. von Achtung für den Verewigten durchdrungen fühlt, und so aufrichtig er seine Verdienste schätzt, so sehr glaubt er aber, sey es auch seine Pflicht, die letzte Schrift desselben mit der Fackel der Wahrheit und Unparteylichkeit zu beleuchten. Je wichtiger ein Gegenstand, und je bedeutender der Name des Schriftstellers ist, der darüber seine Stimme abgibt, desto strenger muß auch die Critik seyn, sie muß dafür sorgen, ne *res publica aliquid detrimenti capiat*, daß nicht der Name und das Ansehen eines Verf. zur Aufnahme und Verbreitung nachtheiliger Irrthümer die Veranlassung geben mögen. Bey aller Gelehrsamkeit und Einsicht unsers Verf. entging er doch dem Fehler nicht, der so oft das Eigenthum lebhafter Köpfe ist, eine Idee zu schnell aufzufassen, sie durch seine Phantasie lebhaft auszumahlen und sein Lustgebilde für Wahrheit auszugeben. Seine Schriften geben hiezu so manche Belege, und seine in den letztern Jahren so laut ausgesprochne Behauptung des Daseyns einer Gehirnentzündung beym Typhus

ist noch in zu frischem Andenken, als daß Rec. daran zu erinnern braucht. Leider zeigt sich auch diese Schwäche in genannter letzten Arbeit des Verfassers, und verringert dadurch den Werth, auf welchen sie sonst mit so vielen Rechte Anspruch machen könnte. Doch Rec. will dem Leser nicht vorgreifen, und gehet deswegen lieber gleich zur Anzeige derselben selbst über.

In vierzehn Kapiteln wird in derselben Nahme, Geschichte, Sitz, Wesen, Character, Ursache und Heilung des Keichhustens abgehandelt, und die darin herrschende Idee ist, daß derselbe seinen Grund in einer Entzündung der Luftröhrenäste habe, und mit bronchitis einerley seye. Der Verfasser, der in den letzten Jahren so gerne allenthalben Entzündung sah, glaubte diese auch beym Keichhusten zu finden, und fand sich in dieser Idee durch Dr. Whatts in Glasgow treatise on the history, nature and treatment of chincough, und durch Carl Badham's Versuch über die bronchitis oder Entzündung der Luftröhrenäste, übersetzt durch Dr. Kraus, mit Anmerkungen und Vorrede von Dr. J. A. Albers bekräftiget. Schade aber, daß er das erste Werk, wie er selbst gesteht, nicht einmahl ganz gelesen hat, denn sonst würde er nach des Rec. Ueberzeugung, der es in den Götting. gel. Anz. (oben St. 71) angezeigt hat, gefunden haben, daß die darin angezeigten Fälle zwar eine zum Keichhusten in späterer Zeit, und bey Vernachlässigung der Kur hinzugekommene bronchitis, aber keines weges den entzündlichen Character des reinen ungemischten Keichhustens darthun. Doch genug, um dem Leser den Gesichtspunct zu bezeichnen, aus welchem er diese Schrift betrachten muß, und nun zu derselben selbst.

Im ersten Kapitel geht der Verf. die Nahmen durch, welche der Keichhusten bey verschiedenen Wöls-

tern hat, und findet keinen nach seinem Sinne, *tussis convulsiva*, der sich so gut für ihn paßt, verwirft er ebenfalls, weil auch andere Brustaffectionen, wie *asthma Millari* und der Kroup mit krampfhaften Zufällen verbunden sind; aber welcher Arzt wird, wenn in letzterer Krankheit auch krampfhafte Beschwerden da wären, welches doch nur selten der Fall ist, diese wohl jemahls mit dem Reickhusten verwechseln können? Er gibt ihm den Namen *bronchitis epidemica*, weil nach seiner Behauptung jede Entzündung der Luftröhrenäste wie jeder Reickhusten eine *bronchitis* ist. Erstes ist zwar wahr, aber ist es deswegen auch letzteres? Rec. zweifelt sehr daran. Wer nur einmahl beide Krankheiten rein beobachtet hat, der wird den großen Unterschied, der zwischen beiden herrscht, nicht verkennen. Die Ursache dieser Verschiedenheit soll darin liegen, daß die eine sporadisch und die andere epidemisch herrscht, wie Kroup und Nervenkeber; diese haben also auch einerley Natur. Allein wenn auch eine epidemische Constitution den Organismus für irgend eine Krankheit stimmt, ihren Einfluß in der allgemeinen Verbreitung derselben zeigt, und gerne auch andere Krankheiten in ihren Kreis zu ziehen sucht, so kann sie doch den wesentlichen Character derselben nicht so ändern, daß zwey gleiche Krankheiten unter zwey ganz verschiedenen Bildern erscheinen. Der Reickhusten herrscht gewöhnlich epidemisch, aber doch auch zuweilen sporadisch wie die *bronchitis*, wie kömmt es denn nun, daß er im letztern Falle mit den nähmlichen Erscheinungen hervortritt als im erstern; was gibt ihm jetzt die Verschiedenheit von der *bronchitis*, da es das Epidemische nicht thun kann? Die *bronchitis* herrscht auch oft epidemisch und ergreift Kinder und Erwachsene, und nicht,

wie der Verf. meint, erstere vorzüglich, und hat bey beiden gleiche Zufälle, nur mit dem Unterschiede vielleicht, daß das kindliche Alter leichter zu Ersudationen geneigt ist, ob sich gleich diese auch bey Erwachsenen einfinden, bey denen sich gegen die Meinung des Verf. beym Kroup eben so gut verdickte plastische Lymphe in der Luftröhre findet als bey Kindern. Warum zeigen sich denn nun aber bey einer solchen Epidemie nicht eben solche Zufälle als beym Reichhusten, was doch seyn müßte, wenn beide Krankheiten einerley Grundursache hätten?

Der zweyte Abschnitt ist der Geschichte des Reichhustens gewidmet. Der Verf. ist der Meinung, daß er nicht zu den neuern, sondern nur den verkannten Krankheiten gehöre, und schon in den frühesten Zeiten geherrscht habe, obgleich die älteren Schriftsteller seiner nicht ausführlich erwähnen. Zuerst soll er sich 1111 unter der Regierung Carls IV. in Frankreich gezeigt haben, und von dieser Zeit an wurde er als eine eigene Art Husten angesehen. Bey den Arabern, besonders beym Mesur, findet man deutliche Spuren von demselben. In spätern Zeiten haben Lemnius, Willis, Fr. Hoffman und Sydenham von ihm als einer eignen Krankheit geschrieben.

Im dritten Abschnitte gibt der Verf. ein Bild von der wirklichen Luftröhrenentzündung ganz nach Badham, auf welchen der Rec. die Leser verweisen muß so wie er im vierten den Reichhusten zeichnet.

Im fünften stellt er nun beide Krankheiten gegen einander über, und sucht dadurch seine Leser auf die in der Folge weitläufiger entwickelte Idee, daß beide einerley Krankheiten seyen, vorzubereiten. Rec. muß sich, wenn er nicht das ganze Kapitel abschreiben will, bloß mit einigen Bemerkungen begnügen.

In beiden Krankheiten sollen einerley Hauptzüge seyn, und nur die Verschiedenheit darin liegen, daß der Reichhusten bey Kindern vorkomme, die nicht genug Energie haben. Allein ersteres ist gewiß ein Irrthum, beide Krankheiten sind in ihren Hauptzügen so verschieden, daß es auch den Layen auffallen muß. Noch in diesen Tagen hat Rec. beide Krankheiten sporadisch bey Kindern zu beobachten Gelegenheit gehabt, aber auch keine Aehnlichkeit zwischen beiden gefunden. Und wenn die Verschiedenheit nur bloß daher kommen soll, daß der Reichhusten bey Kindern vorkommt, die keine Energie haben, wie kömmt es denn, daß einige Kinder, selbst schwache Säuglinge, die reine bronchitis bekommen; wie geht es zu, daß bey ihnen nicht Reichhusten erscheint; und warum zeigt sich der Reichhusten auch bey starken Kindern, selbst solchen, die der Pubertät nahe sind, auch wohl bey Erwachsenen? In dem angegebenen Grunde kann also unmöglich die Ursache der Verschiedenheit des Bildes von beiden liegen. Aber gehen wir weiter; beide sollen ein Catarrh seyn. Von bronchitis kann dieses gewiß nicht behauptet werden; hier ist es von der bey dem Catarrh herrschenden entzündlichen Affection der Schleimgebilde hundertmal verschiedene und sich ganz davon abweichend aussprechende Gefäßentzündung vorhanden; ferner, bey dem Reichhusten und der bronchitis sollen Husten, Ton, Schmerz und Geräusch in der Brust einerley seyn. Dieses wird aber nicht leicht Jemand, der beide Krankheiten einmahl gesehen hat, behaupten; bey ersterm kömmt der Husten, wie bekannt, periodenweise, diese Perioden sind bald kurz bald lang, ohne Unterbrechung fortdauernd, mit einem eignen auszeichnenden Tone verbunden, ohne Schmerz und Geräusch in der Brust, es wäre

denn, daß derselbe mit localen Leiden der Respirationorgane verbunden wäre. Bey der bronchitis ist ein kurzer fast immer mit ganz kleinen Unterbrechungen fortwährender, nicht periodischer Husten, ohne besondern Ton, eine beschwerliche reichende Respiration mit bedeutendem Fieber, keine Intermision oder Perioden von völliger Ruhe und Wohlfeyn wie bey dem Reichenhusten. Im Reichenhusten soll Schmerz in der Brust bey dem Einathmen sich finden, im Liegen das Schwerathmen zunehmen, bey ihm Reichen wie bey der bronchitis seyn, und der Puls eine entzündliche Beschaffenheit haben; die Hustenanfälle ganz übereinstimmen. Allein niemahls sind die ersten Zufälle bey dem reinen Reichenhusten vorhanden, und tausende von Kindern erleiden denselben ohne auch nur im mindesten an denselben zu leiden. Nur wenn derselbe vernachlässiget oder unrecht behandelt wird, kann sich ein entzündliches Leiden der Respirationsweg zu ihm gesellen, und dann ist er nicht mehr eine reine, sondern complicirte, in ihrem Wesen ganz veränderte Krankheit. Wie es aber möglich ist, die Hustenanfälle bey beiden Krankheiten übereinstimmend zu finden, kann Rec. nicht begreifen, eben so gut kann man Epilepsie und kaltes Fieber für übereinstimmende Krankheiten halten.

Im sechsten Abschnitte geht der Verfasser die Meinungen der verschiedenen Schriftsteller über den Sitz der Krankheit durch, und verwirft, wie leicht zu erachten, alle Behauptungen, daß es ein Nervenleiden seye, oder von einem gereizten Zustande der Lungen, oder von einem Miasma herrühre, und nimmt bloß die Idee des Dr. Whast von der Entzündung der Luftröhrenäste als die einzige Ursache an.

(Der Beschluß im folgenden Stück.)

— — — — —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

103. Stück.

Den 28. Junius 1817.

Bamberg und Leipzig.

Der siebente Abschnitt in welchem der sel. Marcus von dem Wesen des Reichhustens, welches er bestimmt in Entzündung sezet, handelt, ist gewissermaßen das wichtigste im ganzen Buche, weil auf diesem Wesen alles andere, was von dieser Krankheit gesagt werden kann, beruhet. Hier tritt der Vf. vorzüglich gegen den Hrn. Dr. Albers in die Schranken, der in der Vorrede zu Badhams Werke die Idee des Dr. Wharr vom Reichhusten so gründlich als möglich zu widerlegen suchte, und nun in dem Vf. einen Gegner seiner Meinung antrifft, der zwar seine Ansicht mit vielen Worten zu vertheidigen, und die entgegengesetzte auf eben die Weise zu bekämpfen sucht, aber sich solcher Waffen dabey bedient, die leicht unschädlich gemacht werden können. Rec. möchte in diesem Streite nicht gerne Schiedsrichter seyn, aber sein Motto amicus Plato, amicus Aristoteles, sed magis amica veritas macht es ihm zur Pflicht, demjenigen Recht zu geben, der nach seiner persönlichen Ansicht Recht hat. Um dieses zu können, würde er diesen ganzen Abschnitt hier hersezen, und die Gründe für und gegen abwiegen müssen; allein hieraus könnte leicht eine ganze, die Grenzen

dieser Blätter übersteigende Abhandlung entstehen, weswegen er sich mit der Heraushebung einiger Momente, die ihm die wichtigsten zu seyn scheinen, begnügen muß. Zuerst behauptet der Vf.: kein Contagium, kein Miasma kann als die nächste Ursache einer Krankheit, sondern nur als ihr ursachliches Moment angesehen werden. Allein das Miasma ist doch das Wesen, das der dadurch erregten Krankheit ihre eigene Form und Character gibt. Blattern- und Masernstoff bringen doch ewig nur Blattern oder Masern hervor, folglich muß doch in ihnen der Grund liegen, daß bestimmt diese und keine andern Krankheiten auf ihre Einwirkung erfolgen; sie bestimmen doch durch ihren specifischen Reiz die eigene Art von Reaction, die darauf entsteht, und sich als die besondere Krankheit ausspricht. Sind auch andere Ursachen da, die derselben eine verschiedene Form geben, so bleibt doch ihr individueller Character immer der nämliche. Ferner sagt der Vf., es gebe wenig Brustaffectionen, woran die Nerven so wenig Antheil hätten, als am Keichhusten. Aber sprechen denn nicht fast alle Erscheinungen bey demselben für diesen Antheil? Sind nicht das Abwechselnde, Periodische, die dem Hustenanfalle vorhergehende Angst, die Zusammenschwürung des Brustkastens, die Heftigkeit und Schnelligkeit der Aus- und Einathmungen, die Erschütterungen des Zwerghalles, das Erbrechen, das Zittern der Hände und Füße, das Aufstoßen von Blähungen, womit sich der Anfall des Hustens gewöhnlich endiget, Erscheinungen, die ihren Grund in einem convulsivischen Leiden der Respirationorgane in einer Affection der Nerven haben, und keiner außer dieser liegenden constanten Ursache zugeschrieben werden können? Doch nun zu den im Streite seyenden Puncten. Hr. Dr. Albers behauptet mit Recht, daß der Keichhusten nie so schnell und so versteckt entstehe, wie die bronchitis. Hr. M. erwiedert darauf, die Verschiedenheit käme daher, daß erstere epidemisch, letztere sporadisch vorkomme, die Art ihrer

Entstehung beweise nichts gegen ihre Identität, denn es herrschen ganz verschiedene ursachliche Momente bey ihnen. Die bronchitis entstehe oft bey Personen, die lange vorher in einem cacochymischen Zustande gewesen wären, hier entstehe die Krankheit nur scheinbar auf eine versteckte Weise. Der Keichhusten ergreife reizbare und saftreiche Kinder, wo dieses nicht statt hätte. Diese ganze Antwort scheint aber dem Rec. nichts zu beweisen. Das Sporadische und Epidemische kann in der Natur der Krankheiten keinen, ihren ganzen Character ändernden Einfluß haben, und die große Verschiedenheit, die in der Form beider herrscht, begründen. Die Cacochymie ist hier angenommen, aber nicht bewiesen, die dabey vorwaltende starke Schleimabsonderung zeigt nichts als ein catarrhalisches Leiden, das in dieser Absonderung selbst erlischt. Die echte bronchitis ergreift wie jede Gefäßentzündung schnell, tritt sie zu der angenommenen Cacochymie, so ist sie ein neues ganz davon verschiedenes Uebel. Ueberdem, wenn der Keichhusten entzündlich wäre, so müßte er ja bey reizbaren, saftreichen Kindern sich recht schnell entwickeln, welches gegen die Erfahrung ist. Nach Hrn. Alb. sind schnelles, bekommenes Athemholen, Gefühl der Schwere auf der Brust, Symptome der bronchitis, aber nicht des Keichhustens. Dieses wird jeder unbefangene und erfahrene Arzt zugeben müssen. Nach Hrn. Marcus soll dieses aber nichts beweisen; der Einfluß individueller Umstände, das Alter, die cacochymische Prädisposition, Witterungsconstitution, wodurch sich sporadische von epidemischen Zuständen unterscheiden, sollen die Differenz machen. Wie dieses aber eine Antwort auf Hrn. Alb. gründliche Bemerkung sey, ist schwer zu begreifen. Ueberdem sind die von letzterm angeführten Symptome wesentliche Zeichen eines constanten Brustleidens; wo diese fehlen, kann man doch auch jenes nicht annehmen, und Krankheiten, bey welchen sie sind und fehlen, für einerley halten. Die vom Verf. angeführten Umstände können bey der einen

unmöglich ein Nichterscheinen derselben hervorbringen und eine so wesentliche Differenz hervorrufen. Und gesetzt einmahl, bey zwey Individuen vom nähmlichen Alter, Kinder oder Erwachsene, bey gleicher Witterung und epidemischer Constitution, bekäme das eine den Reickhusten, das andere die bronchitis, woher wäre denn nun die Differenz herbengeführt, doch wohl von nichts anderm als ihren verschiedenen Ursachen? Auf die Behauptung des Hrn. Alb., daß der Reickhusten eine Krankheit des Nervensystems mit keiner wesentlichen Entzündung verbunden sey, erwidert Hr. M., daß er sich dadurch die Ansicht in diese Krankheit abgeschnitten habe; allein Rec. befürchtet, daß dieses bey der Annahme des letztern wohl eher der Fall sey. Die Idee, der Reickhusten sey eine catarrhalische Krankheit und mit der bronchitis identisch, hat schon einen Widerspruch in sich; ist er das eine, so kann er das andere nicht seyn, denn beides sind ganz in ihrem Wesen und Verlaufe verschiedene Krankheiten, bey der einen ist das Drüsenystem der Luftwege, bey der andern das Gefäßnetz der innern Haut ergriffen; und mit beiden hat der Reickhusten keine Aehnlichkeit, es sey denn, daß man den beym Husten herausgepreßten Schleim als für wesentlich und den Character des Catarrhs begründend ansehen wollte. Ist der Reickhusten rein entzündlich, wie bewirken denn krampfstillende nichts weniger als entzündungswidrige Mittel die Genesung? Warum weicht er denn nicht der antiphlogistischen Behandlung? So lange er einfach ist, hat er weder mit Catarrh, noch mit bronchitis, noch mit laryngitis einige Aehnlichkeit. Bey letzterer zeigen sich zuweilen Zufälle, die ein Ergriffenseyn der Nerven anzeigen und vom Krampfe herrühren; aber dieses sind nur Folgen der heftigen entzündlichen Reizung oder des fremden Körpers in den Luftwegen; beym Reickhusten hingegen ist das Krampfhafte das erste sich offenbarende Symptom, welches Wochen und Monate dauern kann, ehe sich eine sterige

Affection der Luftwege, die nur Folge der Anstrengung und Erschütterung ist, zeigt. Unser Wf. schließt ferner so: "ist der Reichhusten ein Catarrh, so kann es auch keinen ohne Entzündung geben, er muß also immer diese Ursache haben." Allein bey dieser Behauptung herrscht eine nicht zugebende *petitio principii*. Wer sagt denn, daß der Reichhusten ein Catarrh sey? Der Beweis fehlt hier. Ferner behauptet er: allen Fiebern läge Entzündung zum Grunde, der Reichhusten sey immer mit Fieber begleitet, also sey er auch entzündlich. Aber das erstere ist so wenig in der Wahrheit gegründet, als das letztere. Bey der großen Classe von adynamischen Fiebern, bey der Gattung von Paralyfen nach Keil, bey den nervösen Fiebern mit torpor ist doch wohl schwerlich Entzündung anzunehmen, wenn man nicht mit Wörtern spielen, sondern sich an den Begriff vom wahren Wesen der Entzündung halten will. Und wenn dieses auch zugegeben werden könnte, so folgt doch daraus nichts in Rücksicht des Wesens des Reichhustens; denn Fieber gehöret nicht zu ihm; in seiner reinen Gestalt ist er niemahls damit verbunden, nur wenn sich Brustleiden zu ihm gesellen, tritt dieses auch hinzu, tausende leiden ihn aber, ohne daß man eine Spur von Fieber entdecken kann. Auf die Bemerkung von Hrn. Alb., daß der Reichhusten epidemisch sey, und viele Subjecte auch ohne alle Arzneyen von ihm genesen, welches nicht seyn könnte, wenn Entzündung bey ihm zum Grunde läge, erwidert Hr. M.: eben daß er epidemisch ist, setzt voraus, daß er febrilisch entzündlich sey. Allein wenn eine Epidemie Krankheiten hervorruft, die mit Fieber verbunden sind, so folgt doch nicht, daß diese deswegen immer entzündlich seyen, oder es gibt, wie schon gesagt, gar keine andere Fieber wie entzündliche, welches aber gegen alle Erfahrung und gegen alle Begriffe von der Natur einer Entzündung ist, dann sind auch alle intermittirende Fieber entzündlich, da sie oft epidemisch sind. Wo ist denn aber bey ihnen die Entzündung,

und warum äußert sie sich während der Intermissionen von einem oder mehrern Tagen nicht? Kann sie wohl mit dem gesunden Zustande, der oft in diesen Zwischenräumen herrscht, bestehen, und stimmt wohl die Heilungsart der einfachen selbst der bösartigen Wechselstieber durch die China mit dieser Ansicht zusammen? Eben so ist es bey dem Reichenhusten; wenn er einfach ist, so ist in den Zwischenräumen der Kranke wohl, und er kann Wochen und Monate dauern, ohne daß im Pulse oder dem Befinden eine Veränderung bemerkt wird, die auf Fieber oder Entzündung deutet. Wahr ist es auch, daß viele Kinder ganz ohne Arzneyen genesen, und dieses auch oft bey andern Krankheiten geschehe; aber doch wohl höchst selten, oder nie bey Entzündungen so wichtiger Organe wie die Respirationswerkzeuge. Wer nur einmahl eine wahre bronchitis gesehen hat, wird sich gewiß bald überzeugen, ob es wohl möglich sey, daß diese Krankheit Wochen und Monate lang dauern, und dabey alle ärztliche Hülfe entbehrt werden könne. Da Hr. M. den großen Unterschied nicht verkennen kann, der zwischen dem reinen Reichenhusten und dem herrscht, zu welchem sich bronchitis gesellt, so sucht er sich damit zu helfen, daß er sagt, er sey jetzt zur Synocha gesteigert, da er sonst nur den Gang der intermittens oder des lymphatisch-catarrhalischen Fiebers hatte. Diese Zugabe der Steigerung zur Synocha setzt aber schon voraus, daß er in seiner Natur nicht dazu gehört, sondern diese erst in der Folge eintritt; der Gang der intermittens oder des lymphatisch-catarrhalischen Fiebers, wenn es auch da wäre, was aber nicht ist, macht noch keine wahre Entzündung nothwendig. Sollen alle Krankheiten, wozu in der Folge Entzündung tritt, schon vorher ihrer Natur nach entzündlich gewesen seyn, so wird es in Zukunft gar keine andere als entzündliche Krankheiten geben, und ein umgekehrter Protonianismus, der allenthalben Affönie witterte, eintreten, und die Arzneykunde sehr einfach werden: Lymphatisch-catarrhalische Fieber

sind doch himmelweit von echten Entzündungsfiebern verschieden; jede innormelle Thätigkeit, worin die Gebilde, in welchen sie ihren Sitz haben, versetzt werden, ist doch noch keine Entzündung. Der Nutzen der incitirenden Mittel im Keichhusten soll auch nichts gegen seine entzündliche Natur beweisen, denn alles komme auf den Character der Epidemie und des Stadiums der Krankheit an. Allein ist er einmahl rein entzündlich, so kann weder die Epidemie noch das Stadium diejenigen Mittel heilsam machen, die nicht gegen die Entzündung gerichtet sind. Daß Catarrh, wie Hr. Alb. sagt, mehr in den Schleimgebilden, bronchitis und laryngitis aber mehr in den Gefäßen ihren Sitz haben, in ersterer Schleim, in letzterer gerinnbare Lymphe das Product sey, ist wohl keinem Zweifel unterworfen, Hr. M. irrt sehr, letztere für catarrhalisch zu erklären. Die Verschiedenheit zwischen laryngitis, trachitis und bronchitis liegt gewiß in ihrem verschiedenen Sitze; aber trachitis, wie Hr. M. thut, einen catarrhus simplex zu nennen, widerspricht doch wohl der ganzen Natur dieser Krankheit, und Rec. muß gestehen, daß er sehr daran zweifelt, ob Hr. M. je eine wahre trachitis gesehen habe, denn sonst könnte er unmöglich sich so darüber ausdrücken. Er legt ferner viel Gewicht darauf, daß dem Keichhusten immer catarrhalische Zufälle vorangehen; theils ist dieses aber nicht immer gegründet, theils folgt daraus nicht, daß er selbst ein Catarrh sey. Der starke Auswurf, der bey ihm gegenwärtig ist, soll dieses beweisen. Allein der größte Theil der Materie, welche die Kinder bey den Hustenansfällen ausleeren, wird durch Brechen herausgewürgt, und kömmt aus dem Magen; der, der aus den Luftwegen kömmt, ist Folge des convulsivischen Leidens der Respirationswerkzeuge; denn während der Hestigkeit des Hustens dringt das Blut gewaltsam und in größerer Menge in die Gefäße als auch in die absondernden Drüsen, und verursacht dadurch eine Anhäufung und verstärkte Absonderung;

Besonders da darin ein gereizter Zustand herrscht, und bey diesem Zufluß und Absonderung immer vermehrt sind. Hr. M. sagt, weil bey den Leichenöffnungen der am Reickhusten Verstorbenen bronchitis gefunden worden sey, so müsse auch der Grund desselben in Entzündung der Bronchien liegen, und die Verbindung der erstern mit Nervenleiden sey unbegreiflich. Aber wie viele Leichenöffnungen hat der Vf. denn gemacht, die ihm die Ueberzeugung von immer herrschender Entzündung beym Reickhusten gegeben haben? Antwort, zwey, und bey dem einen Falle hat er das Kind nicht einmahl selbst gesehen. Die Leichenöffnungen von Wharr sagen auch nicht viel mehr, und in allen diesen Fällen zeigten alle Zufälle, die kurz vor dem Tode hergingen, so deutlich als möglich, daß man es nicht mehr mit dem Reickhusten, sondern mit reiner bronchitis, die hinzugekommen war, zu thun hatte. Und sind dann solche Folgen oder Verbindungen von nervösen und entzündlichen Krankheiten so selten und unbegreiflich? Gewiß nicht. Folgt doch oft Magenentzündung nach Magenkrampf, trismus nach Entzündung und Verletzung sehnichtiger Theile, Convulsionen bey febris hydrocephalica, Entzündung und Brand nach Lähmungen. Daß bronchitis, trachitis und laryngitis bey exanthematischen Krankheiten entstehen könne, ist eine bekannte Sache, auch daß Krankheiten durch den Eintritt einer andern oder eines andern Zustandes eine zeitlang zum Schweigen gebracht werden können, wie z. B. Schwindsucht bey der Schwangerschaft; aber daraus folgt nicht, daß erstere deswegen von der nähmlichen Natur zu seyn brauche als letztere.

Im achten Abschnitte kömmt nun der Vf. auf den Character des Reickhustens. Daß dieser entzündlich seye, solle aus dem Sitze und dem Wesen der Krankheit hervorgehen. Allein in Rücksicht des ersten scheint er nicht ganz mit sich einig zu seyn. Die Schleimgelbde der Bronchien sollen sein Sitz seyn. Aber bey denen, die an hinzugetretener Bronchitis starben,

waren ja nicht jene, sondern das Gefäßnetz entzündet. Er soll ferner catarrhalisch seyn, Catarrh aber seinen Sitz in den Lungen haben. Allein ist dieses, so kann er ja nicht bronchitis seyn. Wahrlich es ist schwer, sich durch diese Widersprüche hindurchzuwinden. Es soll kein Symptom beim Reickhusten da seyn, welches nicht schon bey dem vorhergehenden Catarrh gegenwärtig gewesen ist. Rec. hat nie einen Reickhusten gesehen, der auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit dem Catarrh hatte. Das Thränen der Augen, das Fließen der Nase, womit der Hustenparoxysmus begleitet ist, sind doch wohl mehr der heftigen Erschütterung, die bey letztem Statt hat, zuzuschreiben, und zeigen sich auch nur in diesen Paroxysmen, außer denselben bemerkt man nichts davon, da sie bey dem Catarrh beständige Symptome sind. Um dem Vorwurfe, den der langsame Gang des Reickhustens seiner entzündlichen Natur entgegensetzt, zu begegnen, behauptet der Verf., daß dieses fast allen entzündlichen Leiden der Brust, selbst der Lungenentzündung eigen seye. Dieses möchten indeffen nicht viele Therapeutiker zugeben. Nach des Rec. Ansicht, gehören letztere zu denen Krankheiten, die den schnellsten Verlauf haben, und wobey am geschwindesten über Leben und Tod entschieden ist. Besonders wird es wohl Niemand behaupten wollen, daß eine Krankheit, wie die Augenentzündung, mit dem Reickhusten verglichen werden könne, oder dieselbe jemahls Wochen oder Monate wie letztern haben dauern sehen. Selbst die so genannte asthenische oder nervöse Lungenentzündung hat einen raschen Gang. Auch scheint das Vespispiel der Lungenucht nicht auf den Reickhusten zu passen. Der Verf. hat hiebey wohl nur die tuberculöse Lungenucht in Augen haben können. Es ist wahr, diese hat einen langsamem Gang und ihr entzündlicher Character ist oft nicht zu verkennen. Aber doch ist eine große Verschiedenheit vorhanden. Diese Krankheit besteht in einer Menge kleiner Ent-

zündungsprocesse, die allmählich auf einander folgen, und einen Tuberkel nach dem andern successive ergreifen und zur Eiterung bringen. Eine jede Entzündung dauert nur so lange, bis der Punct, wo sie herrschte, in Eiterung ist, und dann kömmt ein anderer an die Reihe, oder es können auch mehrere zu gleicher Zeit davon ergriffen seyn, aber niemahls das ganze Organ auf einmahl, denn sonst würde der Tod bald ein Ende machen. Soll Reichhusten bronchitis seyn, so kann er nicht so lange dauern, denn hier geht die Entzündung nicht so schleichend von einem Puncte zum andern, sondern verbreitet sich bald über das ganze Gefäßnetz.

Der neunte Abschnitt liefert die Leichenöffnungen, auf welche der Verf. seine ganze Ansicht gründet. Es sind, wie schon gesagt worden, deren nur zwey. Im ersten Falle hatte die Kranke nach fast gelungener Wiederherstellung vom Reichhusten sich einer Erkältung ausgesetzt, worauf der Reichhusten wieder erschien und mit ihm heftiges Fieber, mit Erscheinungen einer allgemeinen Entzündung des ganzen Lungen-systems. Bey der Leichenöffnung waren die Lungen mit dem Ribbenfelle verwachsen, beide auf ihren Oberflächen blauröthlich mit weißlichen Stellen vermischt, in denen man eine schäumige Flüssigkeit sah. Die Luftröhrenäste erschienen braunroth und waren mit puriformer Materie angefüllt. Im zweyten Falle, wobey von den Zufällen der Krankheit nichts erwähnt wird, fand man in der Brusthöhle 8 Unzen Wasser und die Bronchien sowohl entzündet, als mit puriformer Materie angefüllt. Hierauf folgen Leichenöffnungen von Personen die an bronchitis gestorben sind, aus Badham und zuletzt die aus Wharr gezogene Nachrichten von den Leichenöffnungen seiner eigenen Kinder, die an den Folgen des Reichhustens starben. Der Schluß des B. ist nun: "die Leichenöffnungen deren die am Reichhusten gestorben sind, liefern die nähmlichen Erscheinungen, wie die der Kranken, welche von

bronchitis hingerafft sind; in den Zwergfellsnerven hat sich keine Abweichung von ihrem normalen Ansehen gefunden, folglich ist der Reickhusten Entzündung der bronchien und nicht in den Nerven gegründet." Schwerlich wird man diese Schlüsse zugeben. Weder die vom W. selbst noch von Whatt angeführten Fälle können auf den Namen reiner Reickhusten Anspruch machen. Die entzündlichen Zufälle kamen erst später hinzu und stellten ein ganz anderes Bild dar; es ist nicht zu verkennen, daß bronchitis hinzugekommen, und bey der Leichenöffnung gefunden seye, aber aus der ganz veränderten Gestalt der Krankheit bey ihrem Erscheinen folget, daß in ihrer ersten und reinen Beschaffenheit kein entzündliches Brustleiden da war, also ihr Character nicht darin gegründet seye. Wie aber Hr. M. aus der gefundenen normalen Beschaffenheit des Zwergfellsnerven den Schluß ziehen kann, der Reickhusten seye nicht nervöser Art, ist unbegreiflich. Zeigen sich denn wohl die Leiden der Nerven durch sichtbare Folgen in der Organisation? Es sind so oft die Nerven der an Epilepsie oder Convulsionen und andern Nervenleiden Verstorbenen untersucht worden, aber noch nie hat man besondere Veränderungen an ihnen bemerken können.

In der im zehnten Abschnitte gelieferten Diagnose ist der Wf. so vollständig als möglich, und dabey nichts dazu Gehöriges vergessen worden. Rec. findet es überflüssig daraus einen Auszug zu liefern, muß sich aber doch einige Bemerkungen über mehrere darin ihm auffallend scheinende Punkte erlauben. Nach der abermahlig und schon erwogenen Bemerkung des Verf., daß bey dem Reickhusten immer Fieber, und Fieber allezeit entzündlich sey, erklärt er sich dahin, "das Gebilde, wo der Reickhusten seinen Sitz habe, gehöre dem lymphatischen Systeme an, wozu die Schleimhäute gehören; in den Bronchien seye das Gewebe der lymphatischen Gefäße und die Menge der Drüsen sehr bedeutend, deswegen habe diese Krankheit den intermittir-

renden Typus. Auf der andern Seite seye das Gefäßnetz primär bey derselben ergriffen, weswegen das Fieber auch synocha seyn könne." Ist nun auch diese Idee vom Ursachlichen der intermittens gegründet, welches Rec. dahin gestellt seyn läßt, so würde man annehmen müssen, daß intermittens und synocha hier zugleich gegenwärtig, und mit einerley Symptomen begleitet seyn könnten, man müste annehmen, daß die Verschiedenheit der Natur und des Sitzes der Entzündung keinen Einfluß auf das Periodische des Hustens habe, welches doch, wenn wir das Bild einer echten Gefäßentzündung in den Bronchien mit dem des Reichestens vergleichen, nie zugegeben werden kann. Soll aber die Synocha erst dann eingetreten seyn, wenn sich deutliche Abweichungen vom Zustande des reinen Reichestens äußern, und offenbare Zufälle von nicht mehr wechselnden Brustleiden, Schmerz, Kurzhmigkeit, starkes Fieber u. s. w. eingetreten sind, so ist es nicht mehr die ungemischte, sondern eine complicirte Krankheit, und wie Hr. Alb. behauptet, bronchitis hat sich dazu gesellet. Nur die Affection kann Reichesten genannt werden, woben außer den Paroxysmen des Hustens kein anderes Brustleiden wahrgenommen wird, ; alles andere ist Complication. Ferner schließt der Verf., weil Husten dabey ist, so ist dieser catarrhalisch. Aber dann könnte man eben so gut sagen, jeder mögliche Husten ist catarrhalisch, und hat denn wohl der sich so sehr auszeichnende mit keinem andern zu verwechselnde Reichesten eine Aehnlichkeit mit dem Catarrhalhusten, oder dieser mit jenem? oder warum zeigt sich denn nicht jeder Catarrhalhusten als Reichesten, und warum wird letzterer nicht alltäglich beobachtet; worin liegt denn der Grund ihrer so auffallenden Verschiedenheit, da Sitz und Ursache von beiden gleich sind? Den Einfluß des Magens, so wie jeden Magen Husten erklärt der Verf. für ein Un Ding. Wäre dieses richtig, so würde es unerklärbar seyn, wie der geringste Diätfehler die Hustenanfälle vermehren

und heftiger machen, wie Brechmittel so wesentlichen Nutzen bey demselben leisten, und überhaupt bey jedem Krampfhusten oft so schnell die Entfernung desselben bewirken könnten. Man müßte den Consensus zwischen dem Magen und den Lungen oder die ganze Wirkung dieser wichtigen Verbindung ableugnen, welches doch gegen Theorie und Erfahrung streitet. Vom Husten selbst behauptet der Verf., daß er nur dann erst entstehen solle, wenn in den Bronchien so viel Materie angehäuft ist, daß dadurch der Luft der freye Zutritt versperrt wird. Bey dem Reichhusten sowohl wie bey der bronchitis soll der Husten anfangs nur unbedeutend seyn. Hätte der Vf. einmahl eine wirkliche bronchitis gesehen, so würde er dieses nicht behauptet haben; der Husten ist von Anfange dabey und so anhaltend und quälend, daß er den Kranken keinen Augenblick Ruhe läßt. Was aber nun den Reichhusten anbetrifft, so ist er nach des Vf. Theorie Entzündung in den Bronchien, und die in letztern angehäufte Materie Folge derselben. Ist dem so, wird dann nicht schon der Reiz der Entzündung einen Husten machen, wie wir beym Kroup sehen, ehe ein krankhaftes Product erzeugt ist? Man sollte doch glauben, daß von der Stärke der Entzündung die Hestigkeit des Hustens herrühre, und dieser minder heftig werden müsse, wenn die Stärke der Entzündung in der Absonderung zu erlöschen anfängt. Beym gewöhnlichen Catarrh, bey der blenorrhoë der Lungen, woben so viele abgesonderte Materie in den Luftwegen sitzt, ist der Husten doch nie so heftig und von der Art wie beym Reichhusten; was in dem einem Falle statt haben soll, muß aber doch auch bey dem andern seyn. Und wie geht es zu, daß Seelenreize den augenblicklichen Wiederausbruch eines Hustenanfalls bewirken, wenn auch vorher noch so viel ausgeleeret ist; wird dadurch augenblicklich Entzündung und Absonderung verstärkt? Wie kömmt es, daß der Paroxysmus sich gewöhnlich nur vollkommen endigt, wenn Erbrechen ent-

standen und der Magen gänzlich von seinem ganzen Inhalte befreuet ist? Nur dadurch läßt sich dieses alles erklären, daß ein Ergriffenseyn der Respirationsnerven, die mit dem Zwerge und Magen im genauen Consens stehen, statt habe, und der Hustenanfall selbst in einem convulsivischen Leiden der Athmungsorgane besteht. Wenn die Kinder sich außer den Hustenanfällen wohl befinden, so soll die Entzündung ganz verschwunden oder in der Abnahme seyn. Also muß sich bey jedem neuen Anfalle eine neue Entzündung bilden; wer kann dieses glauben, und stimmt dieses wohl mit unsern Begriffen von Entzündung zusammen? Ueber die drey gewöhnlich angenommenen Stadien das catarrhalische, crampfhafte und die Periode der Abnahme urtheilt der Hr. Verf. dahin, daß die beiden ersten gar nicht von einander verschieden seyen. Alle spasmodischen Zufälle im zweyten, die Angst, Convulsionen, die unangenehme Empfindung in der Herzgrube sollen von der in den Bronchialzweigen angehäuftten Materie herkommen, die einen nachtheiligen Reiz auf die Bronchien ausübt, und den freyen Zutritt des Sauerstoffs zum Blute hindert. Allein hierauf kann man antworten: wenn diese Materie nun durch den Husten ausgeleeret ist, so dauert die Entzündung doch wohl noch fort; wie kömmt es denn, daß die Kinder in den Intermissionen ganz von diesen Beschwerden frey sind; oder sollte es wirklich dem Verf. damit Ernst seyn, daß die Entzündung nach jeder Hustenperiode aufhöre, und bald darauf wieder angefaßt werde? Und ist diese Materie die alleinige Ursache des Hustens, so muß sie es doch, wie schon gesagt, auch bey andern Lungen- und Bronchialaffectionen seyn; bey diesen sind aber die Beschwerden und der Husten von ganz anderer Art.

Im eilften Abschnitte wird von dem epidemischen Character des Reickhustens gehandelt. Die prädisponirende Ursache soll eine erhöhte Beschaffenheit des Lymphsystems mit Schwäche und Mangel an Energie

deselben seyn. Hierbey ließe sich Manches erinnern, wenn nicht diese Anzeige schon eine ungewöhnliche Ausdehnung erhalten hätte. Daß er ansteckend sey, gibt der Wf. zu, und zwar soll er dieses erst dann seyn, wenn die Entzündung außer ihrer Blüthe ist, und der Secretionsmoment eingetreten sey. Der Ansteckungsstoff ist nach ihm eine der different gewordenen Gasarten im thierischen Organismus; ein eigenes Miasma will er aber nicht zugeben. Worin hier der Unterschied zwischen dem einen und dem andern liege, wird nicht angegeben, so wie diese ganze Erklärung sehr dunkel ist. Daß er mehrentheils nur einmahl ein Individuum ergreife, leugnet der Wf. nicht. Aber wenn dieses ist, so liegt hierin doch schon ein großer Unterschied zwischen ihm und bronchitis, wovon ein Individuum mehrere Male ergriffen werden kann.

Der zwölfte Abschnitt hat die Ausgänge und Prognose zum Gegenstande. Der Wf. läßt ihn den nämlichen Gang gehen, den ein Catarrh macht, und sich auch eben so und zwar in 14 höchstens 21 Tagen endigen. Allein leider dauert er selten so kurz, und hat auch wohl selten diesen Verlauf. Der Wf. unterscheidet eine eigenthümliche Krise für das ergriffene Organ, und eine secundäre für das begleitende Fieber. Die periodischen Hustenanfälle, das Würgen, Brechen u. s. w. sollen nur zu den partiellen Entscheidungen gehören, und wegen der nicht erfolgenden Drydation des Bluts die Entzündung immer wieder aufs neue angefaßt werden. Nach dieser Ansicht ist der Keichhusten eine sonderbare mit keiner andern zu vergleichende Krankheit, die erst in ihrer wahren Natur und Character im Zeitpuncte der Entscheidung erscheint. Was nun aber die aufgehobene Drydation des Bluts betrifft, so kann dadurch ja wohl die Entzündung nicht entstehen, sondern müßte, wenn sie wahr wäre, dadurch aufgehoben werden; denn bey einer wahren Entzündung findet größere Drydation statt. Ueberdem ist nach neuern Erfahrungen die ganze

Ansicht unrichtig, denn das Blut empfängt bey der Respiration wenig oder gar keinen Sauerstoff aus der atmosphärischen Luft, sondern wird nur entkohlt, und der mit dieser Luft verbunden gewesene Sauerstoff zur Bildung der Kohlensäure verwandt.

Im dreyzehnten Abschnitte wird das Heilverfahren der vorzüglichsten Schriftsteller gegen den Reickhusten angeführt, und die Behandlung der bronchitis nach Badham beschrieben.

Im vierzehnten Abschnitte beschreibt der Vf. endlich seine eigene Behandlungsweise, die, wie leicht zu denken ist, ganz entzündungswidrig ist. Blutentleerungen sollen indicirt seyn, sobald das örtliche Leiden anfängt allgemein zu werden, sobald sich Fieberbewegungen zur catarrhalischen Affection gesellen; also mit einem Worte, sobald die Krankheit entzündlich wird, und dieses wird ein jeder vernünftiger Arzt dem Vf. zugeben. Die übrigen Mittel sind Salpeter, Weinstein, Minderers Geist, und des Verf. Mixtura oleosa. Steiat das Fieber noch stärker, so müssen kräftigere Blutausleerungen gemacht werden; er beruft sich hiebey auf die beiden Veteranen Sydenham und Hurham; allein die Fälle, welche diese angeben, sind wahre Entzündung der Respirationsegebilde, die wir als hinzugekommene Krankheiten auch nicht leugnen. Die Brechmittel verwirft der Verf. ganz, welches gewiß sehr auffallend seyn muß, da sie als die wirksamsten Mittel im ersten Stadium des reinen Reickhustens durch lange Erfahrung erprobt sind. Aber aus dieser Aeußerung des Verf. sollte man fast bewogen werden zu schließen, er habe den wahren Reickhusten wenig gesehen, oder aus Liebe zu seiner Hypothese diese wirksamen Mittel verworfen. Abführungsmitteln, dem Kalomel, den Antimonialmitteln redet er das Wort, den Roschus verdammt er, so wie den Kampfer und das Opium, und mit letzterm alle Narcotica, so wie die asa foetida, das gummi ammoniacum, und die Canthariden, die China verweist er ins letzte Stadium. Die von ihm abräuchlichen Rezeptformeln, so wie die anderer Schriftsteller, und die Literatur des Reickhustens, machen den Beschluß.

— — — — —

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 30. Junius 1817.

Paris.

In der Königl. Druckerey: *Calila et Dimna*, ou Fables de Bidpai, en Arabe; précédées d'un Mémoire sur l'origine de ce livre, et sur les diverses Traductions qui en ont été faites dans l'Orient, et suivies de *la Moallaha de Lébid*, en Arabe et en François. Par M. Silvestre de Sacy. 1816. Arab. Text 316 S. und 140 S. in Quart.

Die beiden Arabischen Werke, welche in einem vollständigen Abdruck vor uns liegen, haben schon längst die Aufmerksamkeit der Sprachforscher und Litteratoren auf sich gezogen. Von der Arabischen Bearbeitung der berühmten Fabeln des weisen Bidpai hatte schon (1786) der jüngere Heinrich Albert Schultens den Abschnitt von dem Löwen und dem Stier in Arabischer Sprache unter dem Titel *Colaila* (als Diminutiv ausgesprochen) *wa Dimnah* herausgegeben. Doch zog der Sprachgelehrte Herausgeber des vollständigen Abdrucks die Aussprache *Calila wa Dimna*, die in der Analogie vollkommen be-

gründet ist, mit Recht vor. Wie jenes Bruchstück, so ist auch dieser vollständige Text ohne Uebersetzung geblieben, weil beide die Bestimmung zum Unterricht in der Arabischen Sprache hatten; doch setzt der letztere den Besitz eines Wörterbuchs voraus, den jenes durch einen *index vocum et phrasium* entbehrlich machte. Wo Anfänger noch eine Neben- hülfe nöthig haben, läßt sich eine von den vielen Uebersetzungen in die neuern gebildeten Sprachen zu Rathe ziehen, die, wenn sie auch (weil sie meist aus der Persischen und Türkischen Uebersetzung gemacht sind) nicht Wort für Wort mit dem Arabischen Text übereinstimmen, doch über den Inhalt der Erzählung so viel Aufschluß geben, daß dadurch die Auffindung der Worterklärung des letztern erleichtert wird. Für richtigen Druck und die rechte Lesart ist mit vielem Fleiß durch Vergleichung mehrerer Handschriften gesorgt worden; die gefundenen verschiedenen Lesarten sind in critischen Anmerkungen angegeben und beurtheilt, wobey sich auch Veranlassungen zeigten, einzelne schwere Stellen zu erklären.

Es ist bekannt, daß der Ursprung dieser Dichtung aus Indien abgeleitet wird; daß Massudi und Ferdusi im Schah-nameh für diesen ihren Ursprung entschieden sprechen; und daß die große Verwandtschaft zwischen ihr und den in Sanscrit uns neuerdings mitgetheilten Fabeln des Wischnu-Garma, Hitupadesa betitelt, dafür zu stimmen scheint: aber, kann man fragen, gehört nicht die Ableitung derselben aus Indien zur Dichtung? ist wirklich der Arzt Barzueh von Cosru Nuschirwan nach Indien gesendet worden? hat er wirklich mehrere Indische Bücher, und unter diesen die Erzählung von den beiden Schakal von daher nach Persien gebracht, und sie aus dem Indischen ins Pehlvi übersetzt, wie die Sage will? so daß sie nun aus dem Pehlvi ins

Arabische, und aus dem Arabischen ins Neupersische übersezt, und bey jeder Uebersetzung umgebildet, und für jedes Volk und seine Sprache nationalisirt worden? oder ist die Verpflanzung dieser Dichtungen aus Indien nach Persien ein Stück der Dichtung? Der Verfasser glaubt dieses in Ansehung der beiden zusammengehörenden Kapitel von den beiden Schakalen nicht; er sieht ihre erste Grundlage für rein Indisch an, ob er gleich zugibt, daß die Arabische Uebersetzung außer ihnen Dichtungen enthält, die nicht Indien als ursprüngliches Vaterland erkennen. Da sich bisher noch kein völlig übereinstimmendes Indisches Original hat finden lassen, so wäre allerdings für den Indischen Ursprung das der beste Beweis, wenn die darin vorkommenden Hauptzüge Indien ausschließlich eigenthümlich wären. Diesen zu führen hat sich der Verf. bemüht; es ist auch manches der Art scharfsinnig ausgehoben worden; nur ist es nicht entscheidend charakteristisch für Indien, ob gleich die gänzliche Vermeidung aller Indischen Mythologie plausibel daraus erklärt ist, daß sie die Umarbeiter weggelassen hätten, um für ausländische Leser allgemein verständlich zu seyn. Einem Persischen Vaterland scheint zwar beim ersten Anblick der Umstand ungünstig zu seyn, daß sich keine Spuren vom Magismus, von Ormuzd und Ahriman u. s. w. finden: aber erlaubte dieses auch die Illusion, wenn einmahl Indien zur Dichtung gehörte? mußte nicht jede Einmischung Persischer Eigenthümlichkeiten sorgfältig vermieden werden? Doch steht auch einem Persischen Ursprung wieder entgegen, daß gleichfalls die uralte Indische Litteratur sehr verwandte Dichtungen hat (wie nicht bloß Hitupadesa, sondern nach Colebrooke auch das noch ältere Paptcha = Tantra), und es nicht wahrscheinlich ist, daß die alte Hindu-Litteratur aus Persien geborgt haben sollte. So

läßt sich hin- und herstreiten, ohne aufs Reine zu kommen, weil bis jetzt wenigstens die Quellen zur Entscheidung noch zu mangelhaft bekannt sind.

Am ausführlichsten verbreitet sich darauf der Verf. über die Arabische Umarbeitung des Calila und Dimna von Abdalla Ebn Almofaffa, die unter dem Chalifen Mansur erschienen ist. Die davon vorhandenen Handschriften geben einen Begriff, welche Freiheiten man sich bey diesen Fabeln genommen, wie man Umstände zugesetzt, weggenommen, abgeändert, erweitert, ausgeschmückt, abgekürzt und mit andern vertauscht hat. Obgleich allem Anschein nach nur Eine Arabische Uebersetzung vorhanden ist, so weichen die Handschriften derselben doch aufs auffallendste von einander ab, daß man oft versucht wird zu glauben, es gäbe mehrere Arabische Uebersetzungen desselben Fabelbuchs. Was bleibt dabey übrig, als sich an den ältesten Text zu halten? Daher legte auch der Herausgeber die älteste Handschrift, die er vorfand, zum Grunde, und ergänzte sie, da sie Lücken hatte, aus zwey andern Manuscripten, mit Zuziehung der Persischen und Hebräischen Version, die von Johann de Capua ins Lateinische übersezt ist. Aus welchen Theilen nun der gedruckte Arabische Text erwachsen und zu seinem Umfang gelangt ist, kann nur denen wichtig seyn, die das Buch selbst gebrauchen, daher wir sie der Kürze wegen übergehen müssen, und eben darum auch die übrigen Abschnitte nur dem Inhalte nach angeben. Sie betreffen alle die von Bidpai's Fabeln vorhandene Morgenländische Uebersetzungen: die mehreren vorgeblich in Arabischer Sprache verfaßten, die aber wahrscheinlich eben so wenig, als die von Ebed Jesu angeführte Syrische Version, je vorhanden waren; die Griechische Uebersetzung des Simeon Seti, die Hebräische des Rabbi Joel; die Persi-

schen Versionen, die des Abu'l Maale Nasr-alla und die vor ihm vorhanden gewesen, die des Hofain Baez Caschfi unter den Titel Anvari Sohaili, die des Abu'l Fazl unter den Titel Enari Danisch; die Türkische unter dem Titel Homanun Nameh. Zuletzt noch ein paar Worte von den Nachahmungen in verschiedenen neuen Sprachen. — So gern wir nun über den Arabischen Text noch manches beybringen möchten, so verbietet es uns doch der Raum, den wir in diesen Blättern der Orientalischen Literatur widmen dürfen. Man vergleiche noch die Notices et extraits des Mss. de la Bibl. du Roi T. IX. in diesen Blättern 1815. S. 2065.

Das Preisgedicht des berühmten Dichters Lebid, der zweyte Hauptabschnitt dieses Buchs, war schon der ersten Hälfte nach aus Wahl's Magazin, und nach den ersten 16 Versen aus *Carlyle's* Specimen of Arabian poetry bekannt: hier ist es zuerst vollständig mit einer Französischen Uebersetzung abgedruckt. Von dem Dichter selbst, der von seinen 140 Lebensjahren, die er der Sage nach erreicht haben soll, 90 im Heidenthum, die übrigen im Islam zugebracht hat, sind nur die Anekdoten aus dem Kitab alagani beygebracht; was der Verf. sonst noch über ihn erforscht hat, findet sich schon längst in seiner Notice historique sur les Moallacat gedruckt; sonst wäre hier noch der Ort gewesen, über seinen poetischen Character und die ihm beygelegten Werke eine kurze Nachricht zu geben. Das Gedicht selbst ist durch die Kürze des Ausdrucks nicht selten dunkel; viele Erläuterung geben die beygedruckten ausführlichen Scholien des Zuzeni; Der Herausgeber fügte nur wenige bey, weil dieser Abdruck zur Grundlage eines mündlichen Unterrichts bestimmt ist. Doch ist schon die Uebersetzung ein fortlaufender Commentar, um so mehr, da zu ihr

die Französische Sprache gewählt ist, die ihrem Genius nach durchaus nicht erlaubt, sich an die Arabische Kürze anzuschließen. Man nehme zur Probe nur die beiden ersten Zeilen:

عفت الدبار محلها فقامها ومنا تابد غولها فرجامها
فمدافع الربان عربي رسمها خلقا كما ضمن الوحي سلامها

Ils sont évanouis des lieux, où elles avoient établi leur campement, les vestiges de leur demeure passagère; pour Mina, qui fut longtemps leur résidence, une affreuse solitude y règne aujourd'hui sur Goul, sur Ridjam, et sur les escarpemens de la montagne de Reyyan. La, semblables aux caractères confiés au roc (dont la dureté résiste aux efforts des ans) les traces de leurs habitations ont reparus, découvertes par les torrens qui ont entraîné ce qui les déroboit aux regards. Die folgende Zeile bedurfte noch mehr Worte, um ihren Sinn im Französischen lesbar zu machen.

Ob fugam spatii sind noch auf S. 139. 140 fünf Sentenzen aus der Hammasa mitgetheilt. Diese erinnern uns an eine bereits vor zehn Jahren erschienene, aber jetzt erst uns zugekommene große Arabische Sentenzenammlung, die wir, da sie bey der langen Confinentalsperre fast ganz unbekannt geblieben ist, doch wenigstens mit ein paar Worten dem Inhalte nach beschreiben wollen:

Oxford.

Aus der Clarendonischen Presse: *Sententiae Ali Ebn Abi Talebi, Arabice et Latine; E Codicibus Manuscriptis, Latine vertit, et annotationibus illustravit, Cornelius van Waenen.*

1806. XVI u. 428 Seiten in Quart. Mit des Verf. Brustbild.

Es enthält dieser Band 1) 278 Sentenzen des Chalifen Ali aus einer Leidner Handschrift, (die um 100 Sentenzen reicher ist, als die von Erpen herausgegebene Sammlung), mit einer Lateinischen Uebersetzung, einem umständlichen Commentar, und den Varianten aus einem Pariser Codex und der Erpenischen Ausgabe begleitet; 2) 537 Sentenzen, ausgewählt aus einer von Abdul Wahid Ebn Mohammed unter Ali's Nahmen in alphabetischer Ordnung zusammengetragenen Sammlung von einigen tausend Sentenzen; mit einer Lateinischen Uebersetzung und kürzern Anmerkungen; 3) 49 unter Ali's Nahmen in Meidani vorkommende Sentenzen, die dem Verf. J. J. Schultens mitgetheilt, und Eberh. Scheid mit seinem Codex verglichen hat, sammt den aufgefundenen Varianten und einer Lateinischen Uebersetzung; endlich 4) einen Nachtrag von 17 Proverbien, die Eberh. Scheid in seinem Codex des Meidani unter Ali's Nahmen aufgefunden und dem Verf. mitgetheilt hat. Ein dreifacher Index über die erläuterten Hebräischen und Arabischen Wörter und über die erklärten Stellen des A. L. schließt.

Der in seinem 71sten Jahr (1805) verstorbene Verfasser, ehemals Prediger zu Maasluis in Südholland, unternahm diese Bearbeitung der so genannten Sentenzen Ali's auf Ermunterung des J. J. Schultens, seines Lehrers zu Leiden, und beschäftigte sich damit während seines ganzen Lebens in den von Amtsgeschäften freien Stunden, unterstützt durch H. A. Schultens und E. Scheid. Die Auffindung eines Verlegers machte Schwierigkeit; jede dazu aufgegangene Hoffnung verschwand nach einiger Zeit immer wieder, bis er endlich gegen das Ende seines Lebens einen Zugang zu den Vorstehern

1040 G. A. 104. St., den 30. Jun. 1817.

der Clarendonischen Presse fand, welche die Kosten des Drucks aus ihren Stiftungen bestritten haben. Die Erläuterungen sind meist grammatisch, und zugleich auf die Erklärung Hebräischer Wörter, ganz im Schulensischen Geschmack, gerichtet und aus seiner Schule geborgt. Da die Sentenzen mit Vocalzeichen und einer Lateinischen Uebersetzung versehen sind, so kann diese Sammlung beim Erlernen der Arabischen Sprache zur Privatübung empfohlen werden. Uebrigens muß man sich wundern, daß dem Verf. bey der langen Beschäftigung mit diesen Sentenzen nie der Zweifel aufgestiegen ist, ob sie auch wirklich vom Chalifen Ali herrühren? Die Verschiedenheit der Handschriften in Zahl und Inhalt der Sentenzen hätte schon, andere Gründe zu geschweigen, darauf führen müssen, daß den Sammlungen von Sentenzen verschiedener Verfasser Ali's berühmter Name nur zur Bindung habe dienen sollen.

K o s t o c k.

Wir haben zu seiner Zeit in diesen Blättern (1814 S. 1031) der verdienstlichen Arbeit erwähnt, welcher der Herr Dr. Johann Bernhard Brey durch sein Andenken an die Kostock'schen Gelehrten aus den drey letzten Jahrhunderten sich unterzogen hat. Jetzt ist sie mit dem achten Stück (jedes zu 50 bis 70 S. in 8.) bis auf die zuletzt verstorbenen Ziegler, Dahl, Martini und Tychsen herabgeführt, und mit einem Anhang, die Nachträge zu den acht Stücken enthaltend, beschlossen. Haben gleich die Quellen, zu denen der Verf. Zugang hatte, nicht erlaubt, alle unsere dort geäußerten Wünsche zu erfüllen, so hat er es doch nicht an Fleiß fehlen lassen, zu geben, was er zusammenbringen konnte: und auch dieses ist für den Litterator Zeit ersparend und Dankeswerth.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 3. Julius 1817.

Magdeburg.

Bei W. Heinrichshofen: Handbuch der practischen Glaubenslehre der Christen, zur Förderung einer zweckmäßigen und fruchtbaren Behandlung derselben, besonders im populären Religionsunterrichte, von Johann Heinrich Fritsch, Oberprediger zu St. Benedicti zu Quedlinburg. Erster Theil. 1816. X und 582 Seiten.

So üblich es auch von jeher war, die Behandlung der christlichen Glaubenslehren hauptsächlich auf Erklärung und Beweise derselben zu beschränken, eben weil es bey ihnen zunächst nur auf das Glauben ankomme, oder weil man voraussetzte, daß ihre Anwendung jedes religiöse Gemüth von selbst ansprechen werde; so fehlet es doch auch nicht an älteren und neueren Lehrbüchern, welche am Ende der Behandlung jedes Artikels auch auf den Gebrauch derselben wenigstens Winke geben. Der Döderleinsche christliche Religionsunterricht ist ungemein hinleitend auf das Practische, und das Niemeyersche Handbuch der practischen Theologie geht unmittelbar darauf aus, so wie desselben Briefe an christliche Religions-

J (5)

Lehrer viele nützliche Rathschläge in dieser Rücksicht enthalten. Dem Verf. schien aber für das Material des Predigers noch immer nicht genug gesorgt zu seyn, wie denn überhaupt für einen so wichtigen Zweck nicht zu viel geschehen kann.

Den Begriff der practischen Glaubenslehre entwickelt sich der Verf. aus dem doppelten Zwecke der Religion, die menschlichen Gemüther über Erwartungen und Aussichten von der Zukunft, und dadurch über Erfahrungen der Gegenwart zu beruhigen, und die Ausbildung ihrer sittlichen Anlagen zu befördern. Alle religiösen Wahrheiten nun, die diesen doppelten Zweck der Beruhigung und Besserung des Menschen befördern können und in so fern sie ihn befördern können, heißen practische, und ihre Kenntniß macht den Inhalt der practischen Religionslehre aus. Alle Religionslehren aber müssen practisch seyn, denn wären sie es nicht, so würden sie dem Zwecke der Religion widersprechen, oder ihn doch nicht befördern, mithin keine Religionslehren seyn. Es kommt daher nur darauf an, die eigentlichen Religionslehren selbst zu bestimmen, um den Inbegriff einer practischen Religionslehre zu haben. Die Jugend- und Sittenlehre ist unmittelbar practisch, denn sie geht geradehin die Gesinnungen und Handlungen an, aber die Glaubenslehre fordert zunächst Ueberzeugung des Verstandes, und wirkt nur durch sie auf Beruhigung und Besserung ein, und kann daher nur mittelbar practisch seyn. Der practische Religionslehrer muß sich daher in den Grenzen der Religion, die durchaus practisch ist, halten, ohne sich in die höheren Gegenden der gelehrten Theologie zu versteigen. Nun aber ist in das Lehrsystem des kirchlichen Glaubens so mancher religiöse Lehrsatz aufgenommen worden, von dem es die Frage ist, ob er wirklich den eigentlichen und wesentlichen Religionslehren bengezählt werden kann, und ob er practisch

ist. So läßt sich, sagt der Verfasser, von der heil. Dreieinigkeit, an sich betrachtet, und nach den Vorstellungen des Kirchensystems gar nicht absehen, was sie zur menschlichen Beruhigung und Besserung beitragen könne, und was wir durch sie gewonnen hätten, wenn sie auch wirklich biblisch und an sich gegründet und richtig wäre. Andere Glaubenslehren sind nur in gewissem Grade practisch, und gehören daher auch nur von dieser Seite und in diesem Grade zur Religion und in den öffentlichen Religionsvortrag. Dahin, bemerkt der Verfasser, gehört z. B. die Versöhnungslehre der h. S., die, so weit sie die Bibel gibt, wirklich religiös ist und sehr practisch gemacht werden kann; so weit sie aber der Kirchenlehre, nach der Form, welche sie durch die Speculation nach und nach erhalten hat, zugehört, hört sie auf practisch zu seyn und der eigentlichen Religion anzugehören. Es ist demnach die practische Glaubenslehre der Inbegriff aller derjenigen Lehrsätze der christlichen Kirche, welche und in so fern sie sich auf Beruhigung und sittliche Besserung der Menschen beziehen, und demnach Gegenstände des öffentlichen Religionsunterrichts seyn sollen. Eine solche practische Glaubenslehre hat daher, nach des Verfassers eigener Angabe folgende Erfordernisse: Einmahl Darstellung der christlich-kirchlichen Lehren, nach der Lehre der h. S., wornach sich schon ergibt, daß und in so fern sie practisch sind; zweytens Erörterung des Practischen selbst, was in ihnen liegt, und Bestimmung des Zusammenhangs, worin dieses mit ihnen und ihrem Inhalte steht. Beides muß auf die Art geschehen, wie sie der christliche Religionslehrer bey seinem Unterrichte, sey es der Jugend oder der Erwachsenen, benutzen kann, mithin müssen nicht allein die Materien, von welchen und die Art angedeutet werden, wie von ihnen die Rede seyn soll, vielmehr müssen die Ma-

terien hinlänglich, und zwar populär erweitert, und in der Behandlung derselben selbst schon die Art und Weise gegeben seyn, wie der Prediger sie ferner zur Beruhigung und Besserung der Menschen zu benutzen hat. Dazu gehört denn auch, daß die für eine religiöse Wahrheit sprechenden Stellen der h. S., so weit es zur Sache dienlich ist, so erläutert werden, daß sie theils ihrem Sinne nach verständlich sind, theils, daß man einsehen kann, wie in ihnen die in Rede stehende Lehre liegt und gegründet ist, oder wie sie daraus hergeleitet werden kann. Das Alles wird man nun in diesem Handbuche der practischen Glaubenslehre zu erwarten haben. — Unsere Leser werden aus dem bisherigen von selbst abnehmen, daß der Verf. das, was man biblische, populäre und practische Theologie nennet, zu dem letzten Hauptzwecke des Practischen innig vereinigt, und wirklich ist auch der Sprung von der gewöhnlichen gelehrten Darstellung der Religionslehren zur practischen zu groß, als daß nicht durch eine populäre und rein biblische Entwicklung der Lehren dem Practischen vorgearbeitet werden müßte. Wenigstens gehört jene Entwicklung zur Praxis des Predigers beim Vortrage jener Lehren, um Praxis der Lehren selbst bey den Zuhörern zu bewirken. Diese ist durch jene bedingt. Uebrigens bleibt der Verf. den obigen Grundsätzen in Entwicklung des Practischen durchweg getreu.

Was die Einkleidung betrifft, so glaubt der Verf. theils bey dem gemischten Publicum, welches die mehrsten Prediger vor sich haben, theils bey dem gebildeten Auditorium, was sowohl in der Kirche, als auch bey dem Privatunterrichte, manchem Prediger zu Theil wird, sich bey seiner Arbeit nicht bloß auf die Bedürfnisse der Schwächeren einschränken, sondern auch auf die Stärkeren Rücksicht nehmen, und mithin auch die Resultate neuerer Untersuchun-

gen in der Theologie, sofern sie nur für das Practische sind, keinesweges außer Acht lassen zu dürfen. Ferner wollte er dieß alles auf eine Art mittheilen, die sich zwar nicht sehr von der Art und Weise öffentlicher Religionsvorträge selbst entfernen, doch auch, um die Selbstbehandlung von Seiten des Predigers ganz frey zu lassen, sich ihr nicht zu sehr nähern, überall aber doch die Deutlichkeit mit Gründlichkeit, wie sie der Prediger stets zu beachten hat, vereinigen möchte. Endlich sollte auch der Ton zwar nicht der eigentliche Lehrton selbst, sondern ein einfacher Betrachtungston seyn, der sich nach Maßgabe der Gegenstände gehörig modificire, damit jeglicher Prediger denselben in den ihm eigenthümlichen oder für Ort, Zeit und Umstände passendsten Ton frey übertragen könne. Wie wir mit dem Verf. in diesen Grundsätzen über den zu wählenden Ton völlig übereinstimmen; so sind wir ihm auch das Zeugniß schuldig, ihn meistens sehr glücklich gehalten zu haben; nur daß wir ihn hin und wieder etwas voller und minder gedehnt gewünscht haben möchten.

Nach dem Plane des Verf. zerfällt das Ganze in drey Abtheilungen. Die erste, welche in dem vor uns liegenden Bande enthalten ist, wurde der Religion und dem Christenthume überhaupt gewidmet, und begreift das, was der Religionslehrer bey seinem Unterrichte und für seine Vorträge über den Begriff der Religion, über natürliche Religion, über Offenbarung und geoffenbarte Religionen, über heidnische, jüdische und muhamedanische Religion, über christliche Lehre, deren Werth und Benutzung, über die Geschichte des Christenthums und besonders der Reformation u. s. w. zu berücksichtigen hat. — Wenn aber der Verf. in die zweyte Abtheilung die allgemeinen Glaubenslehren, und in die dritte die besondern christlichen Glaubenslehren aufnimmt, so sucht er diese Trennung durch folgende Ansicht

zu rechtfertigen: Einige dieser Glaubenslehren, sagt er, oder vielmehr ein großer Theil, der Haupttheil derselben gehört der natürlichen Religion zu, d. h. es sind Lehren, welche auch die Vernunft entweder durch sich selbst erreichen, begreifen und bearbeiten, aber auch aus der Betrachtung der Natur schöpfen kann, und dahin zählt er: die Lehren von Gottes Daseyn, seinem Wesen, seinen Eigenschaften; von Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt; von der Natur und Bestimmung des Menschen, von des Menschen Schwäche und Unvollkommenheiten; von seinen Kräften und Vorzügen, von seiner sittlichen Vervollkommnung, und vom Glauben an Unsterblichkeit und den Erwartungen in einem künftigen Leben. Andere christliche Glaubenslehren sind der christlichen Religion eigenthümlich, und bestehen in solchen, die entweder in den Aussprüchen Jesu und seiner Apostel wirklich gegründet sind, oder durch die Philosophie der älteren Kirchenlehrer ihre Existenz oder doch ihre Gestalt erhalten haben. Zu diesen biblisch-kirchlichen Glaubenslehren zählt er die Lehren von der Dreieinigkeit, vom natürlichen Verderben des Menschen oder der so genannten Erbsünde und der durch den Sündenfall Adams über alle Menschen gekommenen Sündhaftigkeit; von der Person und Würde Jesu und von seiner Bestimmung zum Versöhner der Welt; von Offenbarungen Gottes an die Apostel zur Gründung des Christenthums und zur Aufzeichnung der Lehren desselben; von Sündenvergebung, Rechtfertigung und Glauben, und von der christlichen Kirche. Jenen widmet der Verf. die zweite, diesen die dritte Abtheilung, deren jede einen besonderen Band ausmachen wird. — Wir sehen bey Beurtheilung dieser Anlage des Plans ganz davon ab, daß die erste Abtheilung, bloß vorbereitende Lehren enthaltend, mit den beiden folgenden, einzelne christliche Glaubenslehren selbst

Liefernden Abtheilungen coordinirt ist, was leicht hätte abgeändert werden mögen, aber auch auf eine desto einfachere Ansicht berechnet seyn mag. Allein die scharfe Trennung selbst, zwischen allgemeynen Glaubenslehren, die der natürlichen Religion zugehören, und besonderen christlichen Glaubenslehren will Rec. nicht ganz zusagen. Sie scheint ihm 1. gewagt, und sich nicht völlig rechtfertigend, in so fern das Christenthum wenigstens durch die größere Bestimmtheit und höhere Auctorität, welche es jenen Lehren gewähret, auch ein besonderes Anrecht auf sie behauptet; 2. selbst wohl unbillig, in so weit natürliche Religion, ohne den Vorgang der christlichen, nicht so bald und nicht so sicheren Schrittes zu mancher Lehre gelangt seyn möchte; 3. überflüssig, da es sich hier zunächst um das Practische handelt, und sich dieß bey jeder anderen Anordnung der Lehren zeigen ließ; ja 4. selbst nachtheilig für die Darstellung der Lehren selbst, indem nun manche in dieser Trennung minder haltungsvoll und bloß als Füllstein erscheint, die, bey gehöriger Einordnung der hier geschiedenen Lehren in einander und zu Einem Ganzen, die schönere Wölbung mit vollendet haben würde. Da aber der Verf. nun einmahl diese Trennung in seinem Handbuche befolgte, so stimmen wir ihm wenigstens bey, wenn er im zweyten, von der natürlichen Religion handelnden Abschnitte S. 109 sagt: "Im Verfolg des christlichen Religionsunterrichts so wenig als in öffentlichen Religionsvorträgen darf die natürliche Religionslehre von der geoffenbarten geschieden werden, vielmehr ist beides als Gesamtlehre Jesu aufs Innigste zu verbinden. Der christliche Prediger unterscheidet nicht, was im Gesamtinhalt der Lehre Jesu der Antheil der bloßen Vernunft und der Antheil der bloßen Offenbarung sey u. s. w." Nur nimmt es uns

Wunder, daß der Verf. diese Grundsätze nicht auch auf Anordnung der christlichen Lehren in diesem Handbuche übertrug.

• Auszeichnungen einzelner Stellen, welche uns besonders anzogen, und uns ganz vorzüglich auf den Zweck des Werks berechnet schienen, so wie einiger anderer, in welchen wir den Ansichten des Verf. nicht ganz beypflichten konnten, gestattet der Raum unserer Blätter nicht. Wir wünschen übrigens einen recht fleißigen Gebrauch dieser Schrift, besonders von Seiten der Prediger, welche darin einen sehr reichen Stoff niedergelegt finden werden, der, unter weiterer Selbstbearbeitung desselben, für wahre Belehrung und höhere Erbauung ihrer Zuhörer sehr fruchtbar werden muß.

Leipzig.

In der Gräffschen Buchhandlung: Beyträge zur Erklärung, besonders zur practischen Erklärung der Bibel, von Dr. Franz Volkmar Reinhard; aus dessen Schriften gesammelt und herausgegeben von M. Carl Friedrich Bartsch. 1817. 734 S. in Octav. Der litterarischen Bedürfnisse sind viele; wir zweifeln daher auch nicht, daß dieses Buch seine Bedürftigen finden werde. Nur für das Andenken des sel. Reinhard ist dadurch nicht gesorgt. Non omnia possumus omnes, und wir haben es daher nie bey der Schätzung des sel. Gelehrten in Anschlag gebracht, daß seine Programmen und andere Schriften keinen großen Bibelklärer ankündigten. Anders aber wird der Fall, wenn seine exegetische Seite hervorgehoben wird, wie durch eine solche Sammlung geschieht, weil man nur Vorzügliches einer besondern Sammlung würdig achtet. Die besten Stellen möchten immer die schematisirenden seyn.

— — —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. Stück.

Den 5. Julius 1817.

Mailand.

Aus der Königl. Druckerey erschien hier: ΦΙΛΩ-
ΝΟΣ ΤΟΥ ΙΟΥΔΑΙΟΥ ΠΕΡΙ ΑΡΕΤΗΣ ΚΑΙ
ΤΩΝ ΤΑΥΤΗΣ ΜΟΡΙΩΝ. Philonis Judaei de
virtute ejusque partibus: invenit et interpretatus
est *Angelus Maius* A. C. D. (Ambrosiani Collegii
Doctor) Academiae R. Monacensis sodalis. Prae-
ponitur dissertatio cum descriptione librorum
aliquot incognitorum Philonis cumque parti-
bus nonnullis Chronici inediti Eusebii Pam-
phili et aliorum operum notitia e Codicibus
Armeniaticis petita. 1816. LXX und 28 Seiten.

Herr Prof. Mai, dem wir dieses Werk verdan-
ken, fand dieß ineditum in einer Ambrosischen
Handschrift, wovon wir gar nichts erfahren, mit der
Ueberschrift: *Φίλωνος*. "Οτι πᾶς ἄφρων δοῦλος ἐστίν.
So nannte es Philo selbst, als Gegenstück von seinem
andern Werkchen: "Οτι πᾶς ἀστυς ἐλεύθερος, so
daß der stoische stultus und sapiens einander ent-
gegen gesetzt und geschildert wurden. Auch bezeugen
Eusebius, Hieronymus u. a., daß Philo ein solches

Werk geschrieben habe. In demselben geht der Verf. die vier Elemente der stoischen Tugend, Klugheit, Standhaftigkeit, Gerechtigkeit und Mäßigkeit durch, zeigt die Unterabtheilungen, und lehrt was die Tugend sey, in 26 Kapiteln. Bedeutend ist das Werkchen eben nicht, verdient jedoch Achtung. Dieß alles könnte sehr wohl als Einleitung zur Abhandlung dieses stoischen Paradoxons angenommen werden, und das übrige verloren gegangen seyn: daher wäre es Hrn. Mai's Pflicht gewesen, den Titel so und nicht anders zu geben, als ihn die Handschrift darbot. Gleichwohl wählte er aus eigener, nicht wohl vor dem Richterstuhle der Critik zu vertheidigenden, Willkühr, den Titel, den wir angegeben haben (*περὶ ἀρετῆς καὶ τῶν ταύτης μυστῶν*); er thut es, weil in diesen 26 Kapiteln von dem Paradoxon nichts vorkommt, weil nur von der Tugend darin die Rede ist, und weil es doch sehr möglich oder wahrscheinlich ist, daß Philo ein Werkchen mit diesem gewählten verfaßt habe. Wenn der Codex das Wörtchen *ἰουδαίου* nicht hatte, wie es scheint, so wäre es critisch-genauer gewesen, wenn Herr Mai es auch weggelassen hätte. So brav und achtungswerth der verdienstvolle Hr. Mai auch sonst ist, und so sehr er deshalb auch von uns sehr geschätzt wird, so können wir doch nicht umhin, das Willkührliche seiner Critik zu mißbilligen. Uebrigens verdienen die Lateinische Uebersetzung und die Anmerkungen allen Beyfall. Ueber diesen Philo haben wir außerdem Hrn. Mai noch für einige Notizen im zweyten Theile dieser Dissertatio zu danken, die bisher unbekannt waren. Vom Hrn. Dr. Franz Reina in Mailand erfuhr er, daß im Collegium Armeniorum religiosorum zu Venedig ein Codex sich befinde, welcher Philons noch ungedruckte, in alten Zeiten ins Armenische übersezte Schriften enthielte. Der Codex befindet

sich in den Händen des Armenischen Lehrers zu Venedig, Johann Zohrab, der ihn in Polen zu Lemberg im Jahre 1791 entdeckte, in Venedig abschreiben ließ, und die Lücken aus einem Codex der patriarchalischen Bibliothek zu Constantinopel ausfüllte. Die Uebersetzung selbst aber rührt aus dem Anfange des fünften Jahrhunderts her, also aus der Zeit des Moses Chorenensis, dessen histor. armen. aus der nach Zohrabs Aussage sehr fehlerhaften Ausgabe der Gebrüder Whiston (Lond. 1736) bekannt ist: beide Codices sind geschrieben worden am Ende des achten Jahrhunderts. Diese Manuscripte enthalten dreizehn Schriften des Philo, und darunter acht noch unedirte, welche Herr Mai hier ziemlich ausführlich beschreibt: Fragen und Auflösungen über die Genesis, Exodus, Simson, Jonas, Daniel, über die Priester, de providentia ad Alexandrum libri duo, bruta quoque animalia ratione esse praedita u. s. w. — Viel wichtiger ist der Fund des vollständigen Chronicon von Eusebius, woron das erste Buch ganz verloren war, gegen welchen Satz sich der unwissende Veroneser Ballarsi, wie ihn außer de Prato, der ihn widerlegte, auch unser sel. Spittler in der auch von Hrn. Mai benutzten Commentatio darstellte, vergeblich auflehnte. Voran geht des Eusebius Vorrede zum ganzen Werke, denn vor dem erhaltenen zweyten Buche ist auch eine Vorrede, dann folgt in diesem Codex das erste aus 38 Kapiteln bestehende Buch, welches die chronologische Darstellung der Geschichte aus griechischen und nicht-griechischen Schriftstellern in sich faffet. Dieß fehlt im Chronico Hieronymiano ganz: dann folgt das zweyte Buch, welches eine Art von Inhalts-Anzeige des erstern ist. In welchen Irrthümern die Gelehrten, welche über dieß Werk urtheilten, befangen gewesen, geht schon jetzt aus den hier mitgetheilten Proben

hervor und wird künftig noch mehr aus dem ganzen Werke hervorgehen, wenn es, wie Hoffnung gegeben wird, ans Licht tritt. Denn wer litterarische Dunkelheit kennen lernen will, der mag sich in die alte Chronologie einlassen. Wie dankenswerth sind also auch hier, und hier besonders, einige Lichtstrahlen! Und mehr ist auch nicht zu erwarten, da das frische Lob der Entdeckungen von Uebertreibungen begleitet zu seyn pflegt. Den Armenischen Coder fand Georg de Johann (Georgius de Joanne) zu Constantinopel im Jahre 1792, und schrieb ihn für den Prof. Zohrab ab im Jahre 1794: er ist jetzt in Venedig. Hr. Mai bringt hier Eusebius Vorrede, die Anfänge der Kapitel, einige ganze Kapitel und Proben der chronologischen Tabellen bey, nach Zohrabs Hrn. Mai mündlich mitgetheilte Uebersetzung. Dann spricht er im dritten Theile de aliis libris ex Armeniaca lingua convertendis et de ejusdem linguae studio. Zuerst ist die Rede von der Armenischen Bibelübersetzung, welche Herr Joh. Zohrab vor einigen Jahren mit großem Fleiße hat abdrucken lassen; sie rührt von Isaac und Mesrobies her. La Croze nannte diese Uebersetzung aus den Siebziger reginam omnium versionum S. S. Seit 1666 gibt es noch drey Ausgaben, die letzte von Joh. Zohrab ist vom Jahre 1805 in Venedig erschienen, in doppelter Form, nämlich in vier kleineren Bänden, und in einem größern: sie ist mit viel critischer Sorgfalt und mit einer gelehrten Vorrede des Hrn. Zohrab versehen. Mosis chorenensis Geschichte ist bekannt: er hinterließ auch eine Rhetorik, welche Zohrab zu Venedig im Jahre 1796 abdrucken ließ; sie wird hier gerühmt: in derselben läßt sich Moses über die nur aus einigen Fragmenten uns bekannte Tragödie des Euripides, Peliades, weitläufig aus. In Venedig, Paris,

Constantinopel, Berlin, Rom, Mailand sind die Bibliotheken mit Armenischen Manuscripten versorgt, und diese sind also die Hauptsitze der Armenischen Litteratur, deren Hauptinhalt die Theologie und die Geschichte ist. Einen Armenischen Aesop ließ Zohrab 1789 in Venedig drucken. Dieser würdige Gelehrte bemüht sich aus allen Kräften das Studium der Armenischen oder der Haikanischen Sprache (wie sie die Armenier von dem Stifter ihres Volks Haikos lieber nennen), zu erleichtern und auszubreiten, und Hr. Mai hilft nach Vermögen in dieser Abhandlung, welche viel Gutes enthält.

In diesem Bande ist noch besonders paginirt enthalten: ΠΟΡΦΥΡΙΟΥ ΦΙΛΟΣΟΦΟΥ ΠΡΟΣ ΜΑΡΚΕΛΛΑΝ, Porphyrii *Philosophi ad Marcellam* invenit interpretatione notisque declaravit *Angelus Maius* A. C. D. Academiae R. Monacensis Sodalis. Accedit ejusdem Porphyrii *Poeticum fragmentum*. Regiis typis, 1816. VIII und 68 Seiten.

In demselben Manuscripte Q der Ambrosischen Bibliothek, worin das neulich angezeigte Werkchen des Dionysius von Halikarnas sich befand, entdeckte Hr. Prof. Mai auch diesen, am Ende verstümmelten Aufsatz des berühmten Porphyrius (geb. zu Tyrus nach Ehr. Geb. 233 und gest. in Rom 305), von dessen Leben und Schriften die musterhafte Abhandlung des Lucas Holstein bekannt ist, welche Fabricius in Vol. IV. p. 207 ff. der alten Ausgabe aufgenommen hat. Dieser Aufsatz ist ein Brief des Porphyrius an seine Frau Marcella, die er nach einer zehnmonathlichen Ehe wegen etner Reise auf einige Zeit zu verlassen gezwungen ward. Sie hatte ihren Mann, des Porphyrius Freund, durch den Tod verloren, und war mit sieben Kindern nicht in den besten Umständen zurückgeblieben: um ihre Stütze und der Kinder Erzieher zu seyn, hatte Porphyrius die

kränkeltende Frau geheirathet. Da er von der rechten Philosophie spricht, welche die Kinder annehmen sollten, und von Mißhandlungen und Gefahren, die diese Heirath erschweret hatten; so scheint jenes auf seine dem Christenthum bekanntlich entgegenstehende Grundsätze sich zu beziehen, und diese auf die Christen, denen er bekanntlich sehr auffällig war. Noch deutlicher wird dieß, wenn man, wie Herr Mai späterhin in der Erinnerung vor den poetischen Fragmenten anführt, aus Augustin de civitate Dei XIX, 23, sich erinnert, daß diese von Porphyrius sehr geschätzte und wegen ihrer wissenschaftlichen Bildung gelobte Frau, Marcella, eine Christinn gewesen sey; welche Notiz von Hrn. Mai wohl hätte benutzt werden können. Nach Eunapius hatte nämlich P. nur eine Frau, die, wie hier vorkommt, erst von ihm im nahenden Alter zur Ehe genommen wurde. Tröstungen wegen seiner Trennung, Aufmunterungen zur Tugend und Bitten, der von ihm erhaltenen Philosophie getreu zu bleiben, (also nicht zum Christenthum überzugehen, was sie dennoch entweder nachher that, wenn sie nicht schon vorher Christin war,) machen den Inhalt dieses Briefes aus. Ganz im Geiste der neuen Platonischen Philosophie geschrieben, hat der Aufsatz immer seinen Werth für uns, und verdient auch als ein Geisteswerk eines solchen Mannes recht viele Achtung, von dem leider so vieles verloren gegangen ist: worunter Rec. besonders den Verlust der 15 Bücher gegen die Christen bedauert. Echt ist dieser Brief ohne Widerstreit: dieß lehrt der darin wehende Geist des Porphyrius so viel wir ihn kennen, und die auch von Hrn. Mai angeführten Zeugnisse des Eunapius und Cyrillus von Alexandrien. Die Vorrede de opere Porphyrii ad Marcellam gibt den Inhalt des Werks an, und berührt des Porphyrius Lob, doch, wie sehr recht, aber von einem Italiäner kaum

zu erwarten war, in bündiger Kürze. Die Lateinische Uebersetzung und die Noten des Hrn. Mai sind sehr gut. Das Werkchen ist von ihm in 35 Kapitel getheilt. Angehängt ist: Porphyrii *fragmentum poeticum*, mit der Ueberschrift: ΕΚ ΤΟΥ ΔΕΚΑΤΟΥ ΤΗΣ ΠΟΡΦΥΡΙΟΥ ΕΚ ΛΟΓΙΩΝ ΦΙΛΟΣΟΦΙΑΣ, dem ein monitum des Herausgebers vorangehet. Herr Mai fand es in einem Ambrosischen Manuscripte, wovon er aber, was wir bedauern, nichts näheres angibt. Es besteht aus 22 Versen, denen Herr Mai seine Lateinische Uebersetzung untergefest hat. Daß Porphyrius Dichter gewesen, war schon durch die Nachricht bekannt, daß er zur Feyer des Geburtstages von Plato einst ein Gedicht vorgelesen habe, *ὁ ἱερὸς γάμος*, weshalb ihn Plotinus sein Lehrer für einen Dichter, Philosophen und Priester erklärte: auch führt Eustathius zur Ilias und Odyssee einige Epigrammen von ihm an. Doch dieß Fragment gehört zu seinem aus Versen und Prose bestehenden Werke, welches nach Eusebius, in praepar. evang. an mehreren Stellen, die Aufschrift hatte: *περὶ τῆς ἐν λόγῳ φιλοσοφίας*, de philosophia ex oraculis; denn der Codex hat diese Worte: *ἐκ τοῦ δεκάτου τῶν Πορφυρίου Εὐλογιῶν φιλοσοφίας*, wie es scheint, nicht richtig geschrieben, und von Hrn. Mai in der Ueberschrift verbessert. Es ist im Geiste des bekannten Ceanthischen Hymnus gedichtet, und ist ein angenehmes Geschenk, das wir Hrn. Mai's Fleiße und Glück im Suchen verdanken. — Den Beschluß macht ein Parergon: ein Griechisches Scholion, genommen aus einem Ambrosischen Codex, ad Basilicorum libr. XLV. tit. VI. de obligationibus et de Aquiliana stipulatione. Es steht in der Pariser Ausgabe der Basiliken, zwischen den beiden Scholien des Theodorus Hermopolita (welcher in Basilic. T. III. p. 57. *ὁ διατάξεων ἐξηγητῆς* constitutio-

num interpres, heißt). Dieß Scholion ist sehr ausführlich, und füllet hier drittehalb Octavseiten, voll von Lateinischen Wörtern, welche Theodorus oft einzuschreiben pflegt, als re, verbis, litteris, consensu, ἀπὸ Φακτου, ἢ νεγοτιόρουμ γεστόρουμ, τούτέστιν ἢ τοῦ ἀλλοτριου πράγματος διολυσις χωρις μινδάτου, und so andere in Menge. Ἐνοχαι sind obligationes wie bekannt, im juristischen Style, welche Bedeutung in Schneiders Griechischem Wörterbuche sogar noch für zweifelhaft ausgegeben wird u. s. f. Herr Mai macht sich also auch um die gelehrten Juristen verdient, die, da Justinianus honores et opes gibt, diesem fleißigen Professor der Orientalischen Litteratur sein mühseliges Forschen weit kräftiger belohnen können, als die Philologen, denen er bisher seine meiste Arbeit gewidmet hatte.

Auch die von Hrn. Mai wieder in Gang gebrachte Untersuchung der Codices rescripti wird in Italien mit Eifer fortgesetzt. Die Herren Göschen und Becker, Professoren der Universität zu Berlin, sind in Verona angekommen, haben ihre Arbeit an dem dortigen Codex rescriptus begonnen, und versprechen sich davon einen glücklichen Erfolg. Wenn ihnen die vollständige Herstellung des alten Textes nicht ganz gelingt, so wird dieses lediglich an den über alle Vorstellung schwer zu erkennenden Characteren der Handschrift liegen: der größten Bereitwilligkeit und Gefälligkeit haben sie sich auf allen Seiten zu erfreuen. Insbesondere sind sie so glücklich gewesen, den Vorsteher der Dombibliothek, Monsignor *Bartolommeo Guarienti*, Mitglied des Domcapitels, welcher bey Niebuhrs Durchreise abwesend war, anzutreffen, und können dessen zuvorkommende Güte nicht genug rühmen. Auch der Bischöfliche Generalvicar hat sich gegen sie außerordentlich gefällig erwiesen.

— — — — —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

107. Stück.

Den 5. Julius 1817.

Göttingen.

Am 17. May d. J. stattete der Hr. Hofr. Osiander der Königl. Societät der Wissenschaften einen Bericht über verschiedene interessante Gegenstände ab, welche er wenige Wochen zuvor auf einer, als Arzt unternommenen, Reise und bey seinem, einer Kranken halber genommenen, Aufenthalt in Salzburg zu betrachten Gelegenheit hatte, und zeigte dabey verschiedene mitgebrachte Zeichnungen und Originale der erwähnten merkwürdigen Gegenstände, als Belege, vor. Seit ein paar Jahren wurden bey Salzburg an zwey entgegengesetzten Stellen, in Osten und Westen, Römische Alterthümer aufgedeckt und aus der Erde gehoben, welche wahrscheinlich über anderthalb tausend Jahre vorborgehen waren. Die, welche in Westen, eine Stunde von Salzburg, nicht weit von dem Fuße des Unterberges aufgedeckt wurden, sind zum Theil schon in des Hrn. Kurz von Goldenstein "Juvaviensische Antiken, oder die auf den s. g. Walsers eigentlich Voigterfeldern gegen den Untersberg hin, im s. g. Himmelreich unweit Salzburg im Jahre 1815 aufgefundenen Römischen Denkmähler, nach den im Stiche und illumini-

nirten Zustände erschienenen Blättern geordnet, mit der vaterländischen Geschichte begleitet." Salzburg, 1816. 32 S. in Quart, beschrieben, und die Abbildungen der merkwürdigsten Gegenstände in sechs illuminierten Kupfern zu haben. Diese Ausgrabungen wurden auf öffentliche Kosten, erst von der Königl. Bairischen, jetzt von der K. K. Oesterreichischen Regierung veranstaltet. Die andern Ausgrabungen in Osten sind das Unternehmen eines Privatmannes, und noch durch keine Schrift öffentlich bekannt, als durch das wenige, was davon in der eben erwähnten Schrift vorkommt; es soll aber gegenwärtig eine besondere Beschreibung der bey diesen Nachgrabungen gefundenen Gegenstände in Salzburg unter der Presse seyn. Was die ersten Aufgrabungen betrifft, so betreffen solche ein Römisches Gebäude von großem Umfang, und es ist zu verwundern, daß das, was man bis jetzt aufgrub, nicht schon früher entdeckt wurde, da es nur anderthalb bis 3 Fuß tief unter der Erde eines Ackerfeldes verborgen war. Die erste Entdeckung machte ein Bauer, der einen Pfahl in die Erde treiben wollte, und damit auf einmahl in die unerwartete Tiefe eines Gewölbes drang. Bis jetzt ist der Grund eines langen Gebäudes aufgegraben, welcher aus Wärmeleitungen unter den Fußböden besteht. In zwey und mehreren Reihen stehen kleine Pfeiler von Feldsteinen erbaut, darüber liegen große sehr wohl erhaltene Backsteine, *Bipediae s. bipedales tegulae Vitruvii*, und an den Enden derselben finden sich hie und da kleine Gewölbe, wie Backöfen, in denen wahrscheinlich das Feuer zur Wärmeleitung unterhalten wurde, und wovon die Wärme ausging. Ueber einigen haben sich Fußböden ziemlich gut erhalten. Diese Fußböden sind sämmtlich mustrierte Arbeit, s. g. Mosaik, und bestehen aus eingelegten Würfeln, ungefähr von $\frac{1}{2}$ Zoll ins Gevierte: die Würfel sind von allerley Feldsteinen und Marmor, der in der Nähe in Menge ist, verfertigt. Sie scheinen eben

so behauen zu seyn wie die Würfel, welche man für die Schuffer- oder Marmorugelmühlen aus freyer Hand mit dem Spizhammer behaut. Die Zeichnungen, die bey solchen pavimenti angebracht sind, kann man aus den erwähnten illuminirten Kupfern kennen lernen. Aber was die Farben anbetrifft, so würde man aus diesen bemahlten Kupfern eine sehr übertriebene Vorstellung von der Schönheit der Farben bekommen, und selbst von der großen Genauigkeit und Schönheit der Zeichnung. Die Farben der wirklichen Boden sind matt, und die einzelnen Theile uneben, was freylich auch von dem Einfluß der Witterung durch Jahrhunderte herührt; aber sie können, wenn man die einzelnen Würfel und das Ganze genau betrachtet, nie von einem hohen Werth in Zeichnung und sorgfältiger Bearbeitung gewesen seyn, und man muß sich ja hüten, die Vorstellung von Mosaik aus neuerer Zeit, besonders von Halbedelsteinen, auf diese Pavimente überzutragen. Es mag freylich oft in solchen Zimmern ausgehen haben, wie in einem asarotos oecos, oder in einem Zimmer, das nicht mit Besemen gefeert ist, und die pavimentarii, die solche Fußboden machten, waren gewiß keine eigentlichen Artifices, sondern Leute, wie unsere Weißbinder, vielleicht eben dieselben, welche auch die Wände dieser Zimmer mit rothen, grünen und gelben Strichen sehr kunstlos bemahlten, und wovon man noch Ueberreste siehet. Ohne Zweifel hatten diese Pavimentarii gute Zeichnungen von wirklichen Meistern, ungefähr wie Strickmuster vor sich, nach denen sie die ziemlich rohen Würfel in der Ordnung der auf dem Muster angedeuteten Quadraten einlegten. So kann man dem interessantesten der wohl erhaltenen Fußboden, welcher die Geschichte des Theseus und der Ariadne enthält, wohl ansehen, daß das Lithostroton nach einer guten Zeichnung gefertigt ist; aber die lapilli asarotici ohne alle Kunst zugehauen, und in einem Mörtel von Gyps und Kalk, nach der Zeichnung,

ohne eigene Kunst des Pavimentarii, eingelegt sind. Indessen gewähren diese Fußboden das ganz artige Aussehen eines gewirkten Fußteppichs, werden jedoch von den guten wollenen Fußteppichen unsers Zeitalters an Schönheit und Zweckmäßigkeit weit übertroffen. Einenkungen, welche diesen Winter in den aufgedeckten Gebäuden entstanden sind, lassen auf unterirdische Gewölbe schließen und einen größeren Fund erwarten. Die musive Boden sind durch eine Bretterhütte und im Winter noch durch eine dicke Strohlage gegen Einwirkung von Nässe und Frost geschützt, und Tag und Nacht durch einen Militärposten bewacht; sie werden aber durch die Gefälligkeit des Oberaufsehers dieser Gebäudereihe, Hrn. v. Grenier, welche auch der Hofr. Os. dankbar erkennt, mit vieler Bereitwilligkeit aufgedeckt und mit belehrender Auskunft gezeigt. Die wichtigsten Ausgrabungen aber sind erst seit kurzem von einem Privatmann ganz nahe im Osten von Salzburg gemacht worden. Ein Kunstgärtner, Rosenegger, ist der Besitzer eines nahe an der Salzach gegen Osten gelegenen Gutes, das einen kleinen Hügel, und von diesem die schönste Aussicht auf den Salzachfluß und die beiden Theile der Stadt dießseit und jenseit, der sie scheidenden Brücke, hat. Das Wohnhaus in diesem Garten ist zugleich zu einer Wirtschaft eingerichtet, und der Garten für das Vergnügen der Gäste bestimmt. In dem Garten fand man von Zeit zu Zeit Scherben von Urnen 2c., die aber wenig geachtet wurden. Erst seitdem der Besitzer des Gartens seit wenigen Jahren zweymahl um seine Gebäude durch Brand gekommen ist, wurden durch tiefere Umgrabungen des Gartens eine Menge von Urnen und andern Dingen entdeckt, die Aufmerksamkeit erregten, und den Besitzer zu ordentlichen und unausgesetzten Nachgrabungen veranlaßten, und ihm bereits so viele Alterthümer von Werth verschafft haben, daß zwei große Zimmer damit angefüllt sind, die schon auf den

ersten Anblick in Erstaunen setzen, und selbst die Aufmerksamkeit Sr. Maj. des Kaisers von Oesterreich und seines Gefolgs auf sich zogen, und jetzt von dem gefälligen Besitzer gegen einen geringen Preis zum öffentlichen Beschauen ausgesetzt sind. Der Garten am Fuße des erwähnten Hügels scheint den Ausgrabungen zufolge ein Sepulcretum der Römer in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung; aber auch noch der ersten auf die Römer folgenden Nationen gewesen zu seyn. Jetzt ist ungefähr ein Morgen Feld umgegraben, und schon sind mehr als 100 Urnen ausgehoben, und viele davon vortrefflich erhalten worden, nebst Bildnissen und Geräthschaften aller Art. Es ist nur sehr zu bedauern, daß kein wirklicher gelehrter Alterthumskundiger bey dem Ausgraben sich befindet, die Art der Benetzung sogleich beschreibt, über alles ein genaues Protocoll führt, und besonders dafür sorgt, daß das, was sich beyammen findet, sorgfältig beyammen erhalten wird, weil sich dadurch oft das eine aus dem andern erläutern und eher die Zeit der Benetzung bestimmen läßt. Die Urnen finden sich in der Tiefe einer schwarzen Gartenerde von 4 — 5 Fuß, und stehen manchmahl Reihenweise. Sie sind von verschiedenen Thonarten und mit Sande gemischten Erdarten. Mehrere sind von Stein, und zwar von Marmor, von durchscheinendem Alabaster, von Breccia und Granit, sehr viele aber von Glas. Die thönernen sind bald glatt, bald haben sie verschiedene erhabene Figuren. Die Formen sind bald Blumentopfartig, bald Krugartig, bald Glocken- bald Kesselförmig. Die meiste Bewunderung erregten bey dem Berichterstatter die gläsernen Urnen, deren so viele vollkommen erhalten sind, und außer den Knochen so viele andere Merkwürdigkeiten enthalten. Vielleicht kann keine andere Sammlung so viele wohlerhaltene gläserne Urnen aufweisen. Das Glas, woraus sie bestehen, ist bey den meisten blaugrünlich-weiß, äußerst dünne, und daher

eine leere Urne ungemein leicht. Nur einige sind von sehr schönem dunkelblauem Glase, auch von braungefärbtem. Die Form der blasgrünlich-weißen gläsernen Urnen ist fast durchaus unsern Glasglocken ähnlich, welche zu Hängelampen auf den Vorsälen dienen, selbst ihr Rand hat die ungebogene Form derselben. Wie es aber möglich war, daß so viele dünne gläserne Gefäße sich anderthalb tausend Jahre und länger in der Erde unverletzt erhalten konnten, leuchtet aus folgendem: Eine gläserne Urne steht nicht unmittelbar in der Erde, sondern ist immer in ein anderes, zuberförmiges, viel weiteres und gewöhnlich steinernes Gefäß mit dicken Wänden gesetzt, und mit einem schweren dicken Stein bedeckt; dieser Stein der viele Centner wiegen kann, sollte bekanntlich bey den Alten die Reste des Todten vor den Nachstellungen der Diebe sichern, welche immer den Gräbern der Vornehmen und Wohlhabenden nachstellten, in die theils eigener Schmuck des Verstorbeneu, theils Geschenke der Leidtragenden mit begraben waren. In diesen gläsernen Urnen befinden sich gewöhnlich zerstoßene Menschenknochen. In einer Urne unterschied man deutlich die Knochen eines erwachsenen Menschen und eines Kindes. Mitten in diesen Knochenstücken stehen manchemahl kleinere Gefäße von Glas, Alabaster, Thon, oder kleine Figuren von Menschen und Thieren. In den kleineren Gefäßen sind zuweilen kleine nur Fingerlange Figuren von Alabaster, Thon oder Erz. Eines solcher Gefäße von gelbbraunlich gewordenem weißem Glase hat völlig die Form wie unsere Streubüchsen zum Zucker oder Pfeffer; der gläserne Deckel ist durchlöchert und mit einem genau schließenden geschliffenen Schraubengewinde versehen. In diesem Glase fand sich eine kleine alabastrine männliche Figur mit einer Keule, die wahrscheinlich den Herkules vorstellen soll. Der Alabaster ist mit einer safrangelben Farbe durchdrungen. Die kleinen alabastr-

nen Figuren sind sämmtlich von eben solchem schlechtem Schnitte, wie die noch heutiges Tages in Nürnberg und an andern Orten gefertigten kleinen alabasternen Bilder, und man würde sie für eine Täuschung halten, gäbe nicht die Kopfverzierung oder das Attribut, wie die Keule des Herkules oder der halbe Mond der Diana, den Aufschluß und Beweis des Alterthums. Eine solche weibliche Figur hält z. B. einen Vogel, wie eine Taube auf der linken Hand, und hat zu den Füßen eine Eule. Bey den weiblichen Figuren ist das lange Kleid gewöhnlich geschlossen, bey den männlichen hingegen über dem vortretenden linken Knie offen. Von thönernen Figuren kommt sehr oft der Hahn vor, meist in schlechter Form, daß Fußgestell ist oft besonders geformt und so eingerichtet, daß man die abgestumpfte Füße in die Höhlen des Fußgestells stecken kann. Der Hahn war dem Mars wegen seiner Kampflust, dem Merkur und der Göttinn der Nacht wegen seiner Wachsamkeit und dem Aeskulap wegen seiner Tagesverfälschung, als dem *cui vitae lumen debemus*, geweiht. Es konnte bald dem einen, bald dem andern gegolten haben, wenn man ihn den Ueberresten der Leiche beigefellte. Noch im Sterben sagte ja Socrates scherzend zu seinem Freunde Crito: "wir sind dem Aeskulap einen Hahn schuldig." Die zweyte Figur, die oft von demselben Thon, wie der Hahn, gebildet, vorkommt, ist ein sitzender Spizhund. Das Bild könnte von vorn auch einen Fuchs vorstellen, aber allen Figuren fehlt der den Fuchs bezeichnende Schwanz. Es wird also wohl die Aegyptische Gottheit, der durch seine Sagacität und sein Gebell wachsame Verscheucher alles Bösen, der *Cynocephalos, caniformis, Anubis* seyn sollen. Man kennt das Thier von dem Titelblatt eines der neuesten Journale, wo es aber in der That der Verscheucher aller Humanität ein wahrer Wehrwolf ist. Die Aegyptisirten Römer richteten ihre Gebete an diese hündische Gottheit: *Per tua sacra*

precor per Anubidis ora verendi, schreibt Ovid in f. Amor. 2. 13, und Propertius sagt spöttisch von der Cleopatra, die sich dem August zu widersetzen erlaubte: Ausa Iovi nostro latrantem opponere Anubin Prop. 3. 9. 41. Hahn und Hund hatten wahrscheinlich gleiche Bedeutung der Wachsamkeit bey den Gräbern. Zuweilen fand man auch menschliche Figuren zwischen den Knochen der Urnen. Bald scheinen sie das Bild des Verstorbenen zu seyn, dessen Gebeine und Asche aufbewahrt wurden. Bald Hausgötzen, Lares, bald andere Gottheiten. Die Figuren zeichnen sich besonders auch durch ihre Verschiedenheit der Haarverzierungen aus. Unter ihnen ist eine weibliche, die in jedem Arm einen Säugling an die Brust hält. Die schönste unter allen ist eine kleine weibliche Figur, die sich in einer thönernen Urne fand, und in ihrem über den Kopf herabfallenden Schleyer eingewickelt ein Kind auf dem linken Arm, im rechten Blumen trägt. Die Masse, woraus diese Figur gebildet ist, scheint auf den ersten Anblick Carrarischer Marmor oder Alabaster zu seyn; allein bey näherer Betrachtung siehet man am Fußgestell derselben eine Glasirung, und sie gleicht dadurch und durch ihre Härte, die das Messer nicht angreift, der gebrannten Porcellanerde, was wir Biscouit nennen. Sie scheint daher einer besondern Aufmerksamkeit der Sachverständigen würdig. Die schönste unter den gläsernen Urnen ist eine von blauem Glase in Form eines Cylinders, vollkommen wohl erhalten, vom schönsten Dunkelblau mit eingeschliffenen Corbischen spizen Bogen umgeben, und im oberen Kranze mit dem Nahmen: Atimus. Bey jener vorerwähnten thönernen Urne fand sich eine Lampe mit der Aufschrift: Atimo. Vielleicht enthalten diese beiden Urnen die Knochenreste von Mann und Frau. Die blaue gläserne Urne stand in einem starken und großen steinernen Gefäß, und dieses war mit einem auf 40 Et. an Gewicht geschätzten Steine

bedeckt. Die thönerne Urne und Lampe mit der Aufschrift: *Atime*, sind von gemeiner Form und Masse, und man könnte von ihr denken: *Nomen et omen habet*. *Αττιμος* heißt bekanntlich ein schlechter, ehrloser Mensch, zum wenigsten ein Mensch von der niedrigsten Classe. Aber die schöne blaue Urne, die thönerne Figur, welche sich in ihr fand, das Brustbild eines jungen Römers mit der Mitra und Toga, vielleicht das Bild des Begrabenen, lassen vermuthen, daß *Atimus* der Familien-Nahme eines vornehmen Römers war; denn es war nicht ungewöhnlich, daß edle Römer zuweilen sehr unedle Familien-Nahmen hatten. *Varro* heißt z. B. ein Tölpel, ein Bengel, ist aber auch der Name eines reichen und edlen Römers, der über den Feldbau schrieb. Auf einem eben so vollkommen erhaltenen blauen Glasteller von der Größe und Fläche eines gewöhnlichen Zinntellers sind auf der obern Seite weiße und gelbe Verzierungen eingeschmelzt. Unten befindet sich die Zahl *CCCXXII*. Wie leicht könnte man verleitet werden, sie für die Jahrzahl unserer Zeitrechnung zu halten, wenn man nicht wüßte, daß man erst gegen das achte Jahrhundert nach Christi Geburt nach Christlicher Zeitrechnung die Jahre zu bestimmen anfing. Die merkwürdigste und räthselhafteste unter den Urnen aber scheint eine weiße, gläserne, glockenförmige zu seyn, welche einen gewöhnlichen breiten, aber hohlen, und nach unten genau verschmelzten, vollkommen hermetisch verschlossenen Rand hat. In diesem hohlen Rande siehet man eine nicht überall zusammenhängende Masse, wie weißer ins Rosenrothe fallender Honig. Es ist schwer zu enträthseln, was das seyn mag, u. zu welchem Zweck der hohle Rand der Urne damit angefüllt war. Der Honig war freylich nach *Porphyrus* ein *Symbolum mortis*, und wurde den *diis terrestribus* bey den Leichen geopfert; er war nach *Plinius* das *Conservationsmittel* gegen die Fäulniß, und die Knochen

selbst befeuchteten die Römer zuweilen mit Honig; aber hier ist er, wenn anders die durchscheinende Masse Honig ist, durch das Glas von den Knochen abgesondert, und wohl eben so ein abergläubisches Schutzmittel, wie der Anubis und der Hahn. Wer einst die Sammlung kauft, mag den Rand öffnen, und die Materie durch Chemiker untersuchen lassen. Eine andere gläserne Merkwürdigkeit, deren Zweck schwer zu enträthseln ist, ist ein wohlerhaltener gläserner Dreyzack, wie der Zepher des Neptuns. Der Stiel ist wenigstens 1 Fuß lang, und so wie die Zinken von dickem Glase; Zinken und Stiel sind hohl, und zwey Zinken communiciren durch ihre Höhle mit der Höhle des Stiels. Sollte dieser gläserne Dreyzack vielleicht dazu gedient haben, bey der Statue eines Neptuns auf einem Springbrunnen, das Wasser durch den Stiel und die Zinken hervorspringen zu lassen; vielleicht in einem Hausbadecummer? Einige Gläser haben die Form der becherförmigen Trinkgläser, auch niederer Schalen und Flaschen, von der Form unserer Theeschalen. Auf dem Fragmente eines dicken grünlichten Glases sind erhabene Buchstaben, wie z. B. die Zeichen auf grünen gläsernen Weinflaschen. Am häufigsten werden die s. g. Thränengefäße, *ampullae seu phialae lacrymarum* gefunden. Sie sind wie die, von welchen Vitruvius sagt, daß er eines besitze: "*Habeo lacrymarum phialam vitream; cujus figura oblongior, patulo ore et incurvo ad lacrymas excipiendas, Unde intelligi potest, quid sit in antiquis lapidibus lacrymas ponere.*" Vid. *Lexic. Antiq. Rom.* p. 331. Allein obgleich diese gläserne Fläschgen mit fingerlangen Halsen aus grünlicht weißem Glase öfters zum Auffassen der Thränen mögen gedient haben, so glaubt der Hofr. D. doch, daß sie noch öfter zu wohlriechenden Salben und Specereien, zu Mitteln, welche das Feuer des Holzstoffes verstärken und einen Wohlgeruch verbreiteten, gedient haben. Denn daß die Leidtragenden kostbares Oehl, Weihrauch u. d. g. mitbrachten und in die Flamme warfen, ist ausgemacht *Thura, odores et similia ferculis praeferebantur etc.*, und der schönste Beweis davon, daß sie in solchen Fläschgen enthalten waren, ist ein noch unzerbrochenes, wohlverschlossenes Glasfläschgen dieser Sammlung, von der Form dieser s. g. Thränengefäße, welches mit einer braunen, an der Sonne flüßig werdenden Balsamartigen Materie angefüllt ist. Der Hals ist mit einer Art Krätze

so fest verschlossen, daß man durchaus keinen Geruch daran wahrnehmen kann. Allein ein anderes, beym Ausgraben zerbrochenes, das eben die blaune Materie enthält, verbrütete, als es zufällig auf den warmen Stubenofen aefest war im ganzen Zimmer einen gewürzharten Wohlriech aber mit einem Nahi hatte auch die Masse allen Wohlriech verloren. Findet sich ein solches Fläschgen beym Ausgraben längst zerbrochen, und die darin enthaltene Masse mit Asche vermischt, so hat sie nicht den mindesten Geruch mehr. Alle diese Fläschgen haben einen langen Hals, (der Hof). Es hat ein solches vollkommen erhaltenes mitgebracht, welches ihm der Heister der Sammlung überlies), ohne Zweifel zur Bequemlichkeit es bey dem Leichenbegängnis in den Händen zu tragen. Der Bauch ist an manchen sehr klein, an andern grober, wahrscheinlich weil mancher, der doch nicht ohne Balsam oder Weihrauch mit zur Leiche gehen, und doch nicht viel auf den theuren Balsam verwenden konnte, ein kleines und wohlfeiles kaufte und mitbrachte. Diese Flaschen wurden sammt und sonders auf den Holzstoß gelegt oder geworfen oder über die Leiche ausgegessen und ehe zündete man gewöhnlich den Holzstoß nicht an, als bis man sahe, daß alles Mitgebrachte der Art hinaufgeworfen war. Diese Sachen bestanden aus Oehlen, Balsamen, Weihrauch, Saffran, Myrthe, Cassia, Amomum &c. S. Krünz Encyclopädie, Art Leichenbegängnis, S. 530. Manche Flaschen haben sich nun unzerbrochen erhalten; andere sind in Scherben zerbrochen und zerschmolzen. Daher findet man bey allen Urnen in den Kohlenresten auch kleine Klumpen zerschmolzenes Glas. An die gläsernen Gefäße und Urnen schließen sich zunächst die verschiedenen Schalen von gebrannter Erde. Wenige sind wohl erhalten, aber eine Menge in Scherben zertrümmert, davon sich nur wenige zu einem Ganzen zusammen finden ließen. Die schönsten sind von rother Siegelerde, oder von einem feinen grauen Thon und mit rother Siegelerde überzogen. Darunter sind zwey Schalen wegen ihren Verzierungaen merkwürdig. Die eine hat in ihrem Umkreiß vielmahls die Figur eines sitzenden Hasens; die andere schönere hat auf zwey Seiten eine geflügelte Kugel, verschiedene Bilder des Thierkreises, Schlangen, 7 Sterne und daneben 1 Kometstern in erhabener Arbeit. Die Stellung der Sterne und der Bilder des Thierkreises scheint mit besonderer Ordnung gewählt zu seyn, und die Aufmerksamkeit der Astronomen zu verdienen. — Eine Urne von grauem Thon enthält auf beiden Seiten folgende Scene erhaben abgebildet. Auf einem abgefonderten Boden (einer

Insel?) ist ein einzelner Mann, nicht in Altrömischer, sondern einer spätern Kleidertracht; er hat ein Barett mit einer Feder, einen langen Spitzbart, geschlossenes Wams und Hosen, und ist an einen Baum geklammert. Zwey ähnliche Männer stehen entfernt auf einem getrennten Erdreich, und jeder hält ein Frauenzimmer in fast Altdeutscher Tracht gekleidet an der Hand (Longobarden?). Diese Urne ist also gewiß aus einem späteren Zeitalter als die übrigen. Zu den thönernen Gefäßen gehören auch die Lampen von verschiedener Form, deren mehrere gut erhalten sind. Viele sind von ganz einfacher Kahnform. Eine enthält noch einen durchgesteckten Drath. Andere stellen verschiedene Figuren vor, wie ein menschliches Brustbild, einen Steinbock, eine Taube u. dergl. Auf dem Boden dieser Lampen, so wie mancher Schalen, besonders dem von Siegelerde, befinden sich mit vertieften Buchstaben verschiedene Nahmen eingedruckt, z. B. Vianus M. Placidus. Nicep (vielleicht Nicephorus), Putanus M. Ronin. Auf Lampen; Fortis. Communis. Sacros M. A. S. (vielleicht Sacros manes ad oio, saluto). Ein merkwürdiger Fund aus diesen Juvavischen Fundgruben sind auch die Büsten von Marmor und gebranntem Thon, und die Statuen von solcher terra cotta. Von Marmor waren zwey erst kürzlich ausgegrabene jugendliche weibliche Köpfe da, davon der eine eine liebliche Bildung und schön gearbeitete Haarlocken hat. Die Nase ist etwas beschädigt. Zum verwundern ist es, wie schön und unverletzt sich die braunen thönernen Büsten und Statuen erhalten haben. Sie gehören zu den seltenen, die aus dem Alterthum so unverletzt auf unsere Zeiten gekommen sind. Zwey aus dieser Sammlung, welche man für die Büsten des Liberius und Septimius Severus hielt, sind bereits an den Fürst Lichtenstein für den mäßigen Preis von 600 Gulden verkauft, und befinden sich jetzt in der Sammlung dieses Kunstliebhabers in Wien. Der Kopf des Liberius war aus diesem Sepulcreto, und von gebranntem Thon, der zweyte aber, des Septimius Severus, war von Marmor, von einem Bauren in den Gebirgen von Salzburg gefunden, und von Rosenegger, dem Besizer des Gartens, worin die Urnen gefunden werden, erkaufte. Ein solcher Kopf nun, wie der bereits hier ausgegrabene und verkaufte, den man für Liberius Büste hielt, hat sich wieder eben so wohl erhalten gefunden, und ist in dieser Sammlung aufgestellt. Er ist von gebranntem Thon, brauner Farbe, in Lebensgröße, von mageren Wangen, finstrem Blick, gebogener Nase, stark hervorragendem Kinn, trostigem Munde, die Haare mit einem Lorbeerkranz umgeben.

Ein zweiter Kopf scheint auch ein Römischer Imperator zu seyn; ein dritter aber, ein Nahlkopf mit langem gelocktem Barte, das Bild des Plato. Bey der Urne; neben der sich dieser schöne wohl erhaltene Kopf fand, waren zwey wohl erhaltene große Sporne mit eisernen Kettchen und Stegen. Von Münzen und Medaillen fanden sich mehrere kupferne und messingartige, meist von Rost zerfressen, das man kaum noch die Nahmen Cäsar, Nero, Domitian, Trajan, Caligula zc. entziffern kann. Zwey aber von gelbem Erz sind vollkommen wohl erhalten. Die eine eine aegossene Medaille mit erhabenem Rande von der Größe eines Zwendrittelstückes enthält auf dem Avers einen bärtigen linksinsiehenden Kopf mit der Umschrift: *ΑΜΗΡΟΤ*. Merkwürdig ist es, doch vielleicht nur zufällig von einem unwissenden Stempelschneider, daß der Anfangsbuchstabe des Nahmens: *Ομηρου* ein *ω* *μεγα* ist. Auf der Rückseite befindet sich ein nackter Mann, der im Begriff ist, einem nach ihm aufsteigenden Schwein einen Speiß in den Rachen zu stoßen. Ein kleiner Hund springt dem Schwein nach dem Halse. Wahrscheinlich Ulysses in Bezug auf die Stelle in der Odyssea *τ. αυ. δ δ' ἄρα πρώτιστος Οδυσσεύς* etc. als ihn ein wildes Schwein über dem Knie verwundete. Die zweyte wohlerhaltene Münze, ebenfalls von gelbem Metall, hat einen weiblichen linksinsiehenden Kopf mit Haarflechten und der Umschrift: *Αγrippina Matr. Caesaris Augusti*. Auf der Rückseite ist ein zweyräderiger Wagen, wie es scheint mit zwey Hirschfüßen bespannt, auf dem Wagen unter einem Verdeck ein Kasten, vorne auf dem Wagen sind zwey kleine Genien; oben *S. P. Q. R. Senatus populusque Romanus*; am Rande die Umschrift: *Memoriae Agrippinae*. Also ihr Leichenwagen, und eine Denkmünze auf ihren Tod. Metallene Gegenstände fanden sich noch folgende: Eine goldene Halskette, zwischen deren Gliedern graue Körperchen sich befinden, die vielleicht aus Ambra u. dergl. gedreht waren. Ein goldener Ring mit einem Rubin, dessen scharfe Spitze aus der Fassung in die Höhe steht, und vier hohle abstehende Goldplättchen hat, womit man ihn anfassen und in Glas schneiden konnte. Die Kleinheit des Rings scheint anzuzeigen, daß er für den Finger eines Frauenzimmers bestimmt war. Mehrere Spangen, Vorstecknadeln und Haken, Fibulae, von verschiedener Größe und Metall. Von Schmuck ist da eine unreife, auf der einen Seite braune, undurchbohrte Perle. In einem elfenbeinernen durchbrochen gearbeiteten Büchchen fanden sich ungesafte Steine, z. B. tafelfeinförmig geschliffene Amethyste, Saphire zc. Auch blaue, vieleckig geschliffene Glasperlen. Solcher Schmuck war nicht immer von den Verstor-

benen, sondern auch von Freundinnen und Matronen, die ihn der Leiche zuwarfen. Es sagt Sueton von Tullus Cäsars Leiche: *Matronas etiam pleraeque ornamenta sua, quas gerebant, et liberorum bullas atque praetextas* — *in jure Annuae, Suet. Jul. Cæs. LA XLV.* Unter den Geräthschaften von Silber befinden sich verschiedene Griffel zum Schreiben auf Wachstafeln, und ein vollkommen wohl erhaltenes ovater silberner Spiegel, dessen Griff einen halben Mond vorstellt. Unter den eisernen Werkzeugen kommt eines oft vor, das den gebogenen Hohlmeißeln der Bildschnitzer und Tischler völlig ähnlich ist, und dessen Zweck Hott. D. an den Knochen der Urnen entdeckte. Man siehet nämlich an den aufwärts gerichteten Knochenresten sehr viele halbmondförmige Einschnitte von diesen Werkzeugen. Sie dienten also offenbar dazu die Knochen zu zerstoßen, damit sie in kleinen Stücken in die Urnen aethen werden konnten. *Ossa contundere* war das Geschäft sowohl der *Libuinariorum*, als der nächsten Freunde und Verwandten des Verstorbenen, worauf das *collegere ossa, condere und componere solate.* Diese Zerstoßwerkzeuge gehörten, wie die dabey befindlichen Gabeln, zu den *in oculis s. pole abbas* und wurden mit allen Geräthschaften, die zu der Behandlung der Leiche gebraucht worden waren, nebst den Kohlen, der Asche ic., in der Umgehung der Urne begraben. Daher findet man auch da, die bey der Leiche gebrauchten meist sichelartig oder überhaupt krumm geboogene Messer, Nadel des Sarges, Schlüssel und allerlei Beschlüge von messingartigen Erz und Eisen. Unter den Vergierungen der Araber kommen mehrmahls Artichisfen oder Lantzapsenformige Knöpfe von verschiedener Gattung Stein vor. Ein Octogon von weißem Marmor und schöner Form. Ein Stein mit Arabesken verziert, und einer nackten Frau mit emporgestreckten Armen, wie eine Caryatide von guten Umrissen. Dies ist jedoch lange nicht alle das Merkwürdige was diese Privatsammlung enthält, sondern was unserm Hott. D. bey seiner wiederholten Ansicht dieser Sammlung als Liebhaber, den wir aus einem Aufsatz unsers sel. Heyne im Allg. Anzeig. der Deutschen von 1811, S. 1108 als solchen bereits kennen, besonders interessant, und zu seiner Noth des auf und abzeichnens werth schien, um gereiztheitlich Reisende und Antiquitätenkenner aufmerksam zu machen, und letztere zu dem genauen Untersuchen dieser hochst interessanten Seltenheiten des Alterthums anzuführen, und zur Beherzigung zu empfehlen, was Heyne a. a. D. S. 1105 schreibt: „Es war eine Zeit, da unsere Deutschen Gelehrten auf das Aufsuchen und Erläutern kö-

mischer Alterthümer in Deutschland vielen Fleiß verwendet, sie als geschichtliche Denkmähler zu Aufklärung befritzener Gegenstände anwendeten, und auf diese Weise haben wir uns oft mit neu aufgefundenen Merkwürdigkeiten erfreut. Wer das Alterthum in einem größeren Umfange überhabet, andere Kenntnisse und reißes Nachdenken damit verbindet, kann auch sonst unbedeutenden Dingen neue Ansichten und Einsichten, neuen Stoff für Kenntniß des früheren Menschenlebens abgewinnen zc." — Eine Beschreibung, auch noch so unvollkommen, von diesen ausgehobenen Schätzen hat vielleicht noch den wahren Nutzen, daß sie irgend einem Deutschen Antiquitätenkenner und Liebhaber aufmuntert, sich, wenn das Glück ihn mit Vermögen begabte, durch Ankauf in den Besitz dieses ganzen Schazes zu setzen, um zu verhüten, daß er nicht zersplittert, nicht aus Deutschland verschleppt, und vielleicht auf dem Landgut eines Lords eingeschlossen, und so aufs neue für die Wissenschaft in ein unzugängliches Grab versenkt werde, sondern jedem Kenner vom In- und Auslande zur Ansicht und wissenschaftlichen Untersuchung diene. Um einen Beweis zu geben, welcher Gewinn aus einer solchen aufmerksamen Betrachtung hervorgehe, erwähnen wir noch schließlic einer wichtigen Entdeckung, welche der Hofr. Of. bey der Betrachtung der ausgegrabenen eisernen Geräthschaften zu machen das Glück hatte. Jedem Beobachter dieser Gegenstände muß es sogleich auffallen, daß unter den eisernen Geräthschaften einige völlig wie neu aussehen, während andere vom Rost ganz oder halb zersessen sind. Diese Bemerkung hat sogar einige auf den Gedanken gebracht, der Besizer habe z. B. neue Bretternägel den verrosteten untergeschoben. Dies wäre jedoch ein zweckloser und thörichtiger Betrug, dessen der Besizer, den der Hofr. Of. als einen verständigen, geraden und biedereren Mann kennen lernte, an sich nicht fähig zu seyn scheint. Neue Nägel könnten ja den Werth einer solchen Sammlung im geringsten nicht erhöhen. Aber eben diese, wie kürzlich aus der Werkstadt des Nagelschmiedes kommenden Nägel, ohne alle Rostflecken, selbst mit dem eigenthümlichen metallischen Glanze des Eisens sind deswegen höchst merkwürdig, weil sie den denkenden Beobachter auf die Untersuchung leiten müssen: Woher kam es denn, daß diese Nägel, wahrscheinlich über anderthalb tausend Jahre, vom Rost verschont blieben? und damit auf die Entdeckung des Mittels, wodurch Eisen so lange vor allem Rosten bewahrt werden konnte. Dieses ist der Nachfrage und Un-

terfuchung unfers Hofr. Of. aelunaen. Alle diese Kägel nämlich, die unverfehrt blieben, befanden ſich zwischen den Holzkohlen (der Textur nach Eichenkohlen und Fichtenkohlen) der Urnenumgebungen. Die Kohle war es also offenbar, welche die Eisen gegen den Rost ſchützte. Am auffallendſten aber beweiſen dieſe dieſen Kägel (wovon auch Hofr. Of. einen von dem Henker geſchmeckt erhaltenen mitbrachte), welche, ſo weit ſie mit Kohlen bedeckt waren, völlig wie neue ausſehen, wo ſie hinaus in die feuchte Erde hinausſtraaten ganz oder zum Theil vom Rost zerſtreut ſind. Die Kohle alſo iſt ein ſo ſicheres Schutzmittel gegen das Rosten des Eisens, daß ſolches viele Jahrhunderte lang in feuchter Lage unter der Erde, nahe an einem großen Fluß, dagegen vollkommen geſchützt war. Wie wichtig dieſe Entdeckung iſt, muß jedem in die Augen leuchten, beſonders bey Verſendung der Stahl- und Eisenwaren über Land und See, beym Aufbewahren der Eisen, Gewehre und Waffen in feuchten Magazinen, und in Ländern, wie in Weſt- und Oſtindien, auf vielen Inſeln und in vielen Ländern, in denen der Rost in kurzem alles zerſtrift. Dieſes Mittel iſt aber um ſo wichtiger, als es überall zu haben, und von der Beſchaffenheit iſt, daß es nicht wie dichte, fette Mittel oder wie Firniß, dem Eisen und polirten Stahl den natürlichen Glanz benimmt; auch das feine Kohlenpulver die Politur nicht verderben wird. Wahrscheinlich ſchützt eben dieſes Mittel auch andere Metalle gegen den Rost, indem die Kohle alle Säuren einſaugt, und den Oxydationsproceß, der den Rost hervorbringt, unterdrückt. Denn auch andere metalliſche Gegenstände, wie einige vorewähnte Kupferhaltige oder Meſſingartige Münzen, fanden ſich ohne Rost. Die Kohle iſt uns schon von ſo vielen Seiten als ein wichtiges Schutzmittel bekannt worden, durch unſern ehemahligen Mitbürger, den verſtorbenen Collegienrath Lomiz in Petersbourg, als ein Mittel ſaulem Waſſer und Brantwein den ubeln Geruch zu nehmen; durch Hrn von Krusenſterns Reiſe, als ein Mittel in den inwendig verkohlten Fäſſern das ſüße Waſſer bey Seereifen am längſten trinkbar zu erhalten, und nun durch die Aufmerkſamkeit unſers Hofr. Of. auf eine durch funfzehn bis ſechszehen Jahrhunderte beſtätigte Thatſache, als ein Mittel, das Eisen, und wahrſcheinlich alle andere dem Rost unterworfenen Metalle, vor der Zerſtörung durch Rost vollkommen zu bewahren.

— — — — —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 7. Julius 1817.

Rom.

.. Nella stamperia de Romanis: Tavole delle parallassi di altezza, di longitudine e di latitudine calcolate dagli astronomi dell' osservatorio dell' università Gregoriana nel collegio romano. 1816. XXXIV und 122 S. in Folio.

Die Bedeckungen der Fixsterne vom Monde und die Sonnenfinsternisse sind für Astronomie und Geographie von so großer Wichtigkeit, daß jeder Beitrag zur Erleichterung der darauf Bezug habenden Rechnungen mit Dank aufgenommen zu werden verdient. Die so genannte Methode des Neunzigsten ist noch immer bey den Astronomen zur Berechnung jener Phänomene am meisten im Gebrauch, und die Berechnung der Längen- und Breitenparallaxe des Mondes macht einen Haupttheil derselben aus. Vorliegende Tafeln sind dazu bestimmt, diese Berechnung der Parallaxen abzukürzen. Der Plan dazu rührt von Andreas Conti her, einem der Astronomen der Römischen Sternwarte; bey der Ausführung dieser weisläufigen Arbeit wurde er von seinen

M (5)

Collegen Joseph Calandrelli und Jacob Ricchobach unterstützt.

Um unsere Leser in den Stand zu setzen, sich von der Einrichtung und dem Gebrauche dieser Tafeln, und von dem dadurch zu erreichenden Gewinn eine Vorstellung zu machen, müssen wir sie einzeln näher zergliedern. Der Tafeln sind eigentlich drey; die erste enthält 93, die zweite und dritte jede 12 Seiten. Dazu kommen noch auf einem besondern Blatt einige kleine Hülftafeln. Die erste Tafel enthält nichts anderes, als die Producte der halben Horizontalparallaxe in die Cosinus aller Winkel. Sie hat also doppelte Eingänge. Das eine Argument ist die Horizontalparallaxe, deren 50 Werthe von $53'20''$ bis $61'30''$ von 10 zu 10 Secunden fortlaufen. Die sämtlichen Winkel des Quadranten von 10 zu 10 Minuten sind das zweite Argument. Jede Seite ist gespalten; die größere Hälfte enthält die eben genannten Producte, die andere kleine Hälfte gibt unter dem Titel, Supplement der ersten Tafel, die Producte derselben Cosinus in die halben Horizontalparallaxen der Planeten (von $1''$ bis $40''$); und außerdem nochmahls die Producte dieser Cosinus in alle einzelnen Minuten von $1'$ bis $9'$, und in die Zehner von Minuten von $10'$ bis $90'$. Der Raum ist also, wie man sieht, nicht gespart.

Die zweite Tafel ist gleichfalls mit doppeltem Eingange; sie gibt uns den Werth des Productes α (sec. $L - 1$) für die Argumente L und α , jenes von 0 bis 6° durch alle Zehner von Minuten, dieses von 0 bis $60'30''$ von halber zu halber Minute, und dann noch von $1''$ bis $35''$ durch alle ungeraden Secunden genommen.

Die dritte Tafel enthält für zwölf Fixsterne, die vom Monde häufig bedeckt werden, den Werth eines Hälftwinkels φ , welcher theils von der Breite des

Sirferns, theils von einem unten zu erklärenden Winkel $D - \frac{1}{2}\Pi$ abhängig ist: die Werthe dieses Winkels laufen durch den ganzen Quadranten von 20 zu 20 Minuten.

Die drey kleinen Hülftafeln enthalten noch: den Unterschied zwischen der Tangente und dem Bogen, Verwandlung der Secunden in Decimaltheile der Minute und den Werth des Products, $\tan\left(\frac{1}{2}\right)$ ($D + \frac{1}{2}\Pi$). $\sin L$, wo das erste Argument $D + \frac{1}{2}\Pi$ alle Winkel des Quadranten, das zweyte L die Winkel von 0 bis 6° von Grad zu Grad umfaßt.

Dies ist der Inhalt der Tafeln; es bleibt uns noch übrig, den Gebrauch, welcher davon gemacht werden soll, zu erklären.

Die Höhenparallaxe erhält man sofort durch Verdopplung dessen was die erste Tafel gibt, wenn man in dieselbe mit der Horizontalparallaxe und der scheinbaren Höhe eingeht. Ist nicht diese, sondern die wahre Höhe gegeben, so wird man das Gesuchte durch wiederholte Annäherung erhalten; dieselbe Bemerkung gilt auch für das Folgende, in so fern die anzuwendenden Argumente nicht unmittelbar gegeben sind.

Die Parallaxe der Länge Π wird, immer hinreichend genau, durch die Formel

$$\Pi = \frac{P \sin h \sin (D + \Pi)}{\cos L}$$

bestimmt, wo P die Horizontalparallaxe, h die Höhe des Neunzigsten, D wahre Länge weniger Länge des Neunzigsten, L die wahre Breite bedeutet. Ist α die Differenz der Resultate der ersten Tafel, wenn man in dieselbe einmahl mit P und $D - h + \Pi$, und dann mit P und $D + h + \Pi$ eingeht, so wird Π gleich seyn dem Aggregat von α und dem Resultat

tate der zweiten Tafel, wenn man in diese mit den Argumenten α und L eingeht.

Die Breitenparallaxe π ergibt sich hinreichend genau aus der Formel:

$$\pi = -\frac{P}{\sin h} \frac{[\cos h \cdot \cos(L + \pi) - \sin(L + \pi) \cos(D + \frac{1}{2}\Pi)]}{\sin(L + \pi)}$$

oder aus dieser

$$\pi = -\frac{P \cos(h + \varphi) \cos(L + \pi)}{\cos \varphi}$$

wo φ einen durch die Formel

$$\tan \varphi = \tan(L + \pi) \cdot \cos(D + \frac{1}{2}\Pi)$$

bestimmten Hülfswinkel bedeutet. Da die letzte Formel für π dieselbe Gestalt hat, wie die Formel für 1), so sieht man leicht, wie zu ihrer Berechnung die erste und zweite Tafel angewandt werden können. Die Hülfswinkel φ gibt die dritte Tafel, wenn die Bedeckung eines der zwölf Sterne derselben nach Carlini's Methode berechnet werden soll; allgemein aber findet man ihn durch das Supplement der ersten Tafel verbunden mit der ersten Hülfs Tafel. Da der Hülfswinkel φ von der scheinbaren Breite abhängt, so wird, wenn nicht diese, sondern die wahre Breite gegeben ist, folgendes Verfahren vorgeschrieben. Setzt man, wie oben,

$$P \sin h \sin(D + \Pi) = \alpha$$

und zugleich

$$\sin(L + \pi) \tan \frac{1}{2}(D + \frac{1}{2}\Pi) = M,$$

so ist, hinreichend genau,

$$\pi = -\frac{P \cos(h + \lambda + \pi) - \alpha M}{\sin(L + \pi)}$$

wo M durch die letzte Hülfs Tafel, und α und $P \cos(h + \lambda + \pi)$ mit Hülfe der ersten Tafel gefunden werden. Wiederholte Annäherung ist auch hier unvermeidlich.

Sollen wir nun unser Urtheil über diese Tafeln offen erklären, so müssen wir gestehen, daß wir eine Erleichterung der Parallaxenrechnungen durch dieselben nicht finden können, sondern die Rechnung mit den gewöhnlichen trigonometrischen Tafeln zum wenigsten für eben so bequem halten, als die Anwendung dieser Specialtafeln. Druck und Papier sind übrigens schön, und so, wie man es allen Zahlenwerten wünschen möchte.

Merkwürdig ist noch die Zueignung dieses Werks an den Papst. Man freuet sich über die Unterstützung, welche dieser der Römischen Sternwarte angedeihen läßt. Aber was soll man denken von dem leidenschaftlichen Eifern der Römischen Astronomen gegen "die Gottlosen, welche von der Astronomie den schändlichsten und schrecklichsten Mißbrauch machen, das Herz verderben, die wahren Glaubigen verhöhnern, und als unsinnige Anbeter der Sonne verspotten." Wer versteht diese seltsamen Beschuldigungen, und wer würde, ohne eine unzweydeutige Hindeutung in dieser Zueignung, errathen haben, daß sie einem großen Geometer gelten sollen, welcher gewagt hat, eine Hypothese zur physischen Erklärung der Bildung des Sonnensystems aufzustellen?

Oxford.

Bey J. Parker u. a.: *Theophrasti Eresii de historia plantarum libri decem, graece, cum syllabo generum et specierum, glossario et notis.* Curante Jo. Stackhouse, Arm. Soc. Linnæan. S. 1813 und 1814. Zwen Theile. LXXXVIII und 509 Seiten in Octav.

Der schon als gelehrter Botaniker nicht unbekanntere Herausgeber hat sich auch um den Theophrast verdient machen wollen, nachdem er im Jahre 1801 bey J. White die *Nereis britannica, continens species omnes Fucorum in insulis britannicis*

crescentium, und im Jahre 1811 *illustrationes Theophrasti in usum Botanicorum praecipue peregrinantium* herausgegeben, und sich sonst schon als denkenden und einsichtigen Botaniker gezeigt hatte. Vergl., zum Beispiele, diese Anzeigen vom Jahre 1798. S. 1034, und vom Jahre 1801. S. 298; Obgleich dieß Werk von Theophrast nur etwa 500 Pflanzen beschreibt, so ist es doch ungemein schätzbar, weil es in philosophischem Geist geschrieben, und die älteste Botanik ist, welche wir besitzen. Dieß über 2000 Jahre alte sehr verständig geschriebene Werk sollte in keiner Bibliothek eines echten Botanikers fehlen. Daß es auch dem Humanisten interessant sey, ist ebenfalls unbezweifelt. Freylich sind die Manuscripte, welche dasselbe enthalten, sehr verdorben: dieß leuchtet von selbst ein, wenn man nur bedenkt, daß die Abschreiber keine Botaniker wären; und daß manches dem Rande beigeschriebene in den Text kommen mochte. Doch darf die bekannte Erzählung Strabo's (13. S. 906. Almelov., 609 Casaub. oder 385 Eschsch.) nicht hieher gezogen werden. Denn aus den beiden Berichten des Strabo und Plutarch (im Leben des Sulla Th. 3. S. 131 Meisk.) über die Schicksale der Bibliotheken des Aristoteles und Theophrasts erhellet, daß die damals noch nicht herausgegebenen Schriften des Aristoteles durch Feuchtigkeit und Motten in einem Keller der Erben des Theophrast zu Skepsis in Troas viel gelitten hatten: von den Schriften des Theophrast aber kommt dort nichts vor. Die Erben verbargen bloß das esoterische der Aristot. Schriften, da das exoterische schon herausgegeben war; folglich versteckten sie diese Botanik auch nicht, welche, wenn irgend etwas, durchaus exoterisch war. Jene Erzählung geht bloß auf die Aristot. Schriften. Aus dem Keller zu Skepsis in Troas kann also diese Verdorbenheit der Manu-

scripte der Botanik nicht herkommen, wie gleichwohl Hr. Prof. Kurt Sprengel in seiner *historia rei herbariae* I. S. 71 f. und Hr. Stackhouse I. S. V, behaupten: sie rührt von den Abschreibern her. Auch die Herausgeber haben die gehörige Critik nicht angewandt, am wenigsten Daniel Heinsius: sie verstanden überdieß wenig oder gar keine Botanik. Nicht lobenswürdig ist also die Bemühung des Hrn. Stackhouse, zwey Jahre auf eine neue Ausgabe dieses Werks zu verwenden. Zwar ist an eine critische Behandlung, wie wir vom Hrn. Prof. Schneider zu erwarten haben, hier nicht zu denken. Hr. St. hat keine Handschriften verglichen, und die alten Uebersetzungen des Wilh. van Moerbeek u. a. sind auch nicht berücksichtigt worden: nicht einmahl die Ausgabe hat Hr. St. angegeben, welche dieser Ausgabe zum Grunde liegt. Doch sieht man, daß die so genannte *aldina sine anno* (1495. bis 1498), die freylich der *fundus* aller nachfolgenden war, auch hier zum Grunde gelegt werden mußte und war, denn die Einschüßel von Heinsius u. a. sind meistens theils aus dem Texte herausgeworfen worden. Hr. Stackhouse wollte das Werkchen lesbarer machen, und es so einrichten, daß die Botaniker es überall bey ihren Excursionen, auch auf fernem Reisen mit sich führen könnten. Daher ließ er die Lateinische Uebersetzung ganz weg, fügte ein brauchbares Glossarium hinzu, und hieng kurze Noten an. Nach der Vorrede folgt S. XIII—XXV ein Auszug aus Moldenhauers schönem *tentamen in historia plantarum Theophrasti* (Hamburg 1791; vergl. unsere Anzeigen desselben Jahres S. 1754 ff.), welches der sel. Harles zu Fabricii *Biblioth. graec.* Vol. III. S. 414 ff., die Hrn. Stackhouse zum Verwundern ganz unbekannt geblieben, schon sehr gut benützt hat: dann ein *Catalogus plantarum Theophrasti graeco-latinus. Quae in regni animalis*

sex classibus a Theophrasto notantur. Catalogus plantarum Theophrasti latino-graecus. Darauf noch einmahl eine Anrede an die Leser, worin er meldet, daß Hr. Präf. Vants ihm fast am Ende des Abdrucks die Sprengelsche historia rei herbariae (Lut. Paris. 1808. Rec. kennt nur die Ausg. 1807, Amsterdam, die er vor sich hat) mitgetheilt habe: mit Recht lobt er dieß schätzbare Werk, welches noch Zusätze veranlaßt: Plantae omissae in Catalogo partis primae vel emendatae, cum notis. Plantae Sprengelianae, quarum nomenclatura a nostris diversa, cum notis. Nomina hodierna plantarum Graeciae. Dann kommt der Text, mit einer jedoch nicht ganz genauen Sammlung von Varianten unter dem Texte: in den Noten, die jedes Buch hinter sich hat, wird darauf gar keine oder wenige Rücksicht genommen. Diese enthalten kurze Erläuterungen, Anzeigen von dunkeln Stellen und Verbesserungsvorschläge, die wenigstens zum weiteren Nachdenken führen, da sie von einem Sachverständigen herrühren. Den Kunstausdrücken oder seltenen Wörtern des Textes sind Sternchen beygesetzt, die auf das Glossarium hinweisen. Den Beschluß macht ein Sachregister. Die Latinität könnte oder sollte hier und da besser seyn: wie in der Vorrede, a Cassandro — pari ac Magister ipse veneratione persequatur. Man kann diese Ausgabe nur eine Recognition nennen; wodurch wir aber in kritischer Hinsicht nicht weiter gekommen sind. Doch ist der hauptsächlich auf die gelehrten Botaniker berechnete Zweck des Herausgebers nicht verfehlt: Der Fleiß, die botanische Einsicht, und die Gelehrsamkeit sind allerdings nicht zu verkennen, und man muß dem Herausgeber für diese; wenn gleich nicht in aller Hinsicht vollkommne, doch brauchbare und ganz zweckmäßige Ausgabe vielen Dank sagen.

— — — — —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 10. Julius 1817.

H a n n o v e r.

Versuch über den Englischen Nationalcharacter, von A. von der Decken. Generalfeldzeugmeister, Großkreuz des Königl. Guelf. Ordens, und Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen. Zweyte sehr vermehrte und gänzlich umgearbeitete Auflage. 1817. 278 S. in Octav. .

Wenn gleich die erste Auflage des gegenwärtigen Buchs bereits vor 15 Jahren, 1802 erschien, so halten wir uns doch vollkommen berechtigt, sowohl nach der fast verdoppelten Seitenzahl, als der Umarbeitung des Alten, es als ein neues Werk zu betrachten. Es gieng in seiner jezigen Gestalt ganz aus eigener Anschauung hervor, da der Verf. in der Zwischenzeit nicht nur eine Reihe Jahre in England lebte, sondern auch dort in Verhältnissen stand, welche ihm die Beobachtung der verschiedensten Stände der Nation erleichtern mußten. Auch spiegelt dieser umfassende Beobachtungsgeist, dessen Blick kein Stand der Nation entgieng, sich in dem

N (5)

ganzen Werke ab. Nicht leicht ist ihm eine Seite von Wichtigkeit entgangen; und was wir als wesentlichen Vorzug zuerst anführen möchten, ist die vorurtheilfreye Ansicht, die so wenig loben als tadeln will, wenn gleich in einzelnen Fällen bald gelobt, bald getadelt wird. Es ist viel über England geschrieben; wie weit wir aber in der richtigen Würdigung dieser Nation noch zurück sind, beweiset am besten die Parteylichkeit für oder gegen sie, welche die Annalen der beiden letzten Decennien nur zu oft entstellt. Wer da glaube aus unsern Statistkern und ihren Tabellen die Nation kennen zu lernen, wird bald seines Irrthums gewahr werden; und selbst in England geschätzte Werke, wie das eines Delolme, — wie ärmlich erscheinen sie dem Ausländer, oder wenigstens dem Deutschen, der einen höhern Begriff von Statistik gefaßt hat? Daß mehrere der neuern Reisen sehr schätzbare Bemerkungen auch über den Nationalcharacter enthalten, wird Niemand in Abrede stellen; doch werden diese gewöhnlich nur gelegentlich und im Vorbeygehen gemacht, und müssen daher einseitig bleiben, Anders ist es hier, wo eine eigene Untersuchung dem Gegenstande gewidmet ist. Der Verf. geht von der Bemerkung aus, daß der ähnliche Zustand der Civilisation der Völker Europens die Schilderung der einzelnen erschwere; wenn man nicht bey dem stehen bleiben will, was Allen gemein ist, sondern nur das herausheben, was die einzelnen characterisirt. Es gibt allerdings solche Eigenthümlichkeiten; und diese haben bey den Völkern überhaupt, besonders aber bey der Brittischen Nation, ihren Grund nicht in Zufälligkeiten, sondern in Urprincipien, die theils physisch, theils moralisch sind. Unter die ersten setzt der Verf. die Insularische Lage Englands

oben an. Wir glauben mit vollem Recht; und wenn gleich Rec. diese Ueberzeugung schon lange mit dem Verf. theilte, so hat er sie doch noch nirgend so ausführlich und so vielseitig dargelegt gefunden, als es hier geschieht. Hinzufügen würden wir zu dem vielen Wahren und Vortrefflichen, was der Verf. über diesen Gegenstand sagt, und wir hier nicht wiederholen wollen, noch, daß aus dieser insularischen Lage uns auch das höhere Interesse an der genauen Kunde seines Landes, und Alles was darauf Beziehung hat, die Quelle so vieler großer und wichtigen Erfindungen, hervorzugehen scheint. Wo der Blick sich weniger zerstreut, wird das, was er umfaßt, auch schärfer beobachtet. Wie eben diese Lage auf die auswärtigen, so wie auf die militärischen Verhältnisse zurückwirkt, wird demnächst deutlich gemacht. Ein Inselstaat kann in den auswärtigen Verhältnissen vieles thun, was ein Continentalstaat nicht wagen dürfte. Er kann mit mehreren, selbst mit vielen, sich zugleich in Verbindungen einlassen; weil er bei entstehenden Differenzen zwischen seinen Freunden Zeit hat sich zu entscheiden für wen er will, da Niemand leicht ihn zum Handeln zwingen kann. Wie sehr England in dieser Rücksicht seine Lage benutzt hat, lehrt am besten die Periode der Regierung von Georg I. und Walpole. Aber die oft so mangelhafte Kunde der auswärtigen Verhältnisse, durch welche so oft Britische Minister und Diplomaten sich auszeichneten, geht auch daraus hervor. Liese es sich historisch darthun, welchen Einfluß die so häufige Vernachlässigung der Französischen Sprache auf die Britische Diplomatie gehabt hat, — wir sind überzeugt, es würde eine der reichsten und interessantesten Untersuchungen werden. Ueber Englands militärische Lage, die Vertheidi-

gungsanstalten, und den militärischen Character der Nation hört man hier den Mann vom Fach sprechen, wozu wir nichts hinzufügen mögen. Der hohe Werth, der auf persönliche Tapferkeit gelegt wird, ist die Hauptquelle, aus der die militärischen Vorzüge der Britten fließen; dazu kommt der starke nervöse Körperbau, der ein großes Vertrauen auf seine persönlichen Kräfte setzt. Die Angriffe Mann gegen Mann gelingen daher auch den Engländern gewöhnlich am besten. Auch die Mängel übersteht der Verf. nicht; wiewohl ihm nicht Alles als fehlerhaft erscheint, was sonst leicht dafür gehalten wird. "Das eingeführte Kaufen der Officierstellen gibt dem Alter Gelegenheit sich Ruhe zu verschaffen, wenn es sich darnach sehnt; und der Jugend die Aussicht auf einer Bahn schnell vorzurücken, die gemeiniglich nur für das Zeitalter Reiz hat, und eigentlich nur für selbiges bestimmt zu seyn scheint." — Ausführlich und vorzüglich lehrreich ist, was der Verf. über die Stelle und den Standpunct eines Britischen Ministers sagt, der in unsern Statistiken meist so falsch gefaßt wird. Allerdings hat England keinen Premier-Minister dem Titel und Range nach; aber der an Talent und Einfluß überwiegende Mann, wie ein Walpole, Pitt, war es doch oft der Sache nach. Nicht klar ist uns was der Verf. in der Note S. 91 sagt, wo er die Einnahme des Königl. Hauses auf etwa 700,000 Pfund schätzt, da doch, wie er selbst gleich darauf bemerkt, die Civilliste eine Million beträgt. Auch das war uns neu, daß der jetzige wirkliche Ertrag der Kron Güter noch auf 3½ Million geschätzt werde. — Das Harte in dem Urtheil über Pitt: "Ihm war sein Vaterland Alles, die übrige Welt Nichts, wenn es auf die Erreichung seines Zwecks (Erweiterung des Britischen Handels) an-

kam," liegt wohl nur im Ausdruck, und soll wohl nicht mehr sagen: als sein Vaterland stand voran; die übrige Welt zurück. Seitdem wir die Reden des großen Mannes lesen können, wird man es ihm schwerlich absprechen, daß alle Erweiterung des Britischen Handels ihm nur Mittel zum Zweck, zur Bekämpfung des Sturms seyn sollte, dessen Gefahren er doch am richtigsten beurtheilte. Was Fox betrifft, so halten wir ihn für einen großen Redner, und wahrhaften Geschichtschreiber; für einen großen Minister haben wir ihn nie halten können. Wo wäre vielleicht jetzt Europa, hätte ein unglückliches Geschick ihn auf den Poiten von Pitt gestellt! Der Einfluß der Verfassung auf den Nationalcharacter wird vorzüglich entwickelt. Wie wahr ist die Bemerkung S. 123, daß durch das Dafeyn der Opposition und den daraus hervorgehenden innern Kampf der große Vortheil für den Nationalcharacter entsteht, daß die Seelenkräfte in beständiger Thätigkeit bleiben, und nie durch den Genuß einer langen Ruhe eingeschláfert werden! Eine Reihe ähnlicher Bemerkungen lesen wir über den Einfluß den das Finanzsystem auf den Nationalcharacter, und wiederum der Nationalcharacter auf das Finanzsystem — denn ein so feiner Beobachter konnte diesen wechselseitigen Einfluß nicht verkennen — ausübt. Eine der auffallendsten Erscheinungen in England ist die geringe Zahl der jährlich geschlossenen Ehen, die sich zu der Bevölkerung wie 1 zu 123½ verhält. Der Verf. sucht davon die Ursache in der unverhältnißmäßigen Menge der Personen, die keine Handarbeit verrichten (gentlemen), so wie in der großen Menge der männlichen und weiblichen Bedienten, die es im Dienst zu gut haben. Beruht jene Angabe auf sichern Datis, so kann sie doch wohl nur für die

neuesten Zeiten passen, da die Bevölkerung von England seit 50 Jahren doch so sehr gewachsen ist. — Einfluß der Erziehung — der Religion — der Sitten im Allgemeinen. Man kann die Englische Erziehung eine Nationalerziehung nennen, in so fern sie sehr gleichförmig ist. Nachtheiliger Einfluß der Primogenitur-Rechte auf Erziehung und Verwandtschaftsverhältnisse. Gern hätten wir bey der Erziehung einige Nachrichten über die Folgen gelesen, welche jetzt die durch Privatvereine gestifteten Volksschulen auf die Volksbildung haben. Sie scheinen uns von der größten Wichtigkeit zu seyn. Die Bemerkungen über die Sitten führen von selbst auf die über das andere Geschlecht, dem das verdiente Lob in seinen häuslichen Verhältnissen nicht versagt wird. Seltenheit der gesellschaftlichen Vergnügungen, selbst auf den Landsitzen. Gute Bekannte leben freylich als Mitglieder der Familien; aber Nachbarn kennen sich selten, und liegen meist mit einander in Proceffen. Einfluß der Hauptstadt. Sie ist der Mittelpunct der Geschäftigkeit. Wie ganz anders wie in Frankreich! Zuletzt noch über Sprache, Litteratur und Kunst. Wir heben davon lieber Nichts aus, um den Lesern nicht in voraus den Genuß zu verkleinern, den das Buch selber ihnen gewähren wird. Es ist durch die Mannichfaltigkeit und den steten Wechsel der Gegenstände, durch die Klarheit und Leichtigkeit der Schreibart darauf berechnet ganz gelesen zu werden; ein Vorzug, den man eben nicht allen Producten unserer neuesten Litteratur nachrühmen kann. Hn.

Copenhagen.

Printed for Gerhard Bonnier: *Antiquitates Celto-Normannicae*, containing the Chronicle

of *Man and the Isles*, abridged by *Camden*, and now first published, complete, from the original Ms in the British Museum; with an english translation and notes. To which are added Extracts from the Annals of *Ulster*, and *Sir J. Ware's* antiquities of Ireland: British topography by *Ptolemy*, *Richard* of Cirencester; the Geographer of *Ravenna*, and *Andrew* Bishop of Cathness: together with accurate catalogues of the Pictish and Scottish Kings, by the Rev. *James Johnston*, A. M. Rector of Maghera-cross etc. New Edition. 1815. 152 Seiten in Quart.

William Camden hatte in seiner *Britannia*, (Lond. 1607. fol.) S. 840—846, ein *Chronicon Regum Manniae* abdrucken lassen, was vom Jahre 1065 bis 1316 geht, und nach seiner Meinung von den Mönchen des Klosters *Ruffin* verfaßt worden ist. Er lieferte es wörtlich, wie er sagt. Der gegenwärtige Herausgeber, der aber sich über seine Arbeit nicht weiter, als auf dem Titelblatte, (wornin vermuthlich alles Neue besteht, was diese neue Ausgabe enthält,) erklärt hat, läßt, nach seiner Behauptung, eine *Chronik* abdrucken, die *Camden* nur im Auszuge geliefert habe. — Vergleicht man beide Ausgaben mit einander, so ergibt sich, daß in der gegenwärtigen Arbeit die Jahre 1000 bis 1064, nach einer verworrenen und höchst verfehlten Zeitrechnung, hinzugesetzt sind, und nur erst mit dem Jahre 1077 beide *Chroniken* anfangen, mit einander überein zu stimmen. So z. B. um nur bey bekannten Thatfachen stehen zu bleiben, meldet die *Johnstonische Chronik* den Tod des *Harald Harefoot*, bey dem Jahre 1023; den des Königs *Eduard des Bekenners*, 1047; den des Schottischen Königs *Malcolm*, 1073;

da doch bekanntlich diese Könige in den Jahren 1039, 1066 und 1093 gestorben sind. Die Zusätze einiger Jahre und die Erweiterungen, welche in den folgenden Zeiten, bis 1316, diese Chronik mehr als die Camdenische enthält, sind nicht sehr erheblich, indem sie nur einige Stiftungen von Kirchen, nebst Legenden und Mirakeln, seltener aber, und nur gegen das Ende, einige genauere Bestimmungen betreffen. Das Jahr 1098 hat z. B. den Zusatz: "Cometa est stella, quae non omni tempore, sed maxime autem in obitu Regis aut in excidio religionis apparet!" — Daß übrigens der eine Chronist den andern benutzt habe, ist unverkennbar, denn ganze Sätze sind wörtlich mit einander übereinstimmend. Aber die Johnstonische Chronik scheint mehr eine Umarbeitung der Camdenschen, als diese ein Auszug aus jener zu seyn. Was die gegenwärtige Ausgabe Wesentliches und Nutzbares mehr hat, sind die angehängten Nachrichten von den Bischöfen von Man; von den Grenzen zwischen dem Königl. und klösterlichen Lande; und ein historisches Fragment aus dem Jahre 1196, die Fehden des Königs Wilhelm von Schottland mit Harold Macmadoch betreffend. — Hierauf folgen Auszüge aus dem Torsäus, den Annalen von Ulster u. s. w., wie sie auf dem Titelblatte angeführt sind. Die Listen der Pictischen und Schottischen Könige sind aus alten Schottischen Chroniken eines Colbermischen Codex genommen. Den Beschluß machen, auf zwey Blättern, einige Noten über die Chronik von Man und Ricards Geographie, welche leicht erheblicher und gründlicher hätten seyn können. W d.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

II O. Stück.

Den 12. Julius 1817.

H a m b u r g.

Bei Hoffmann und Campe: Theologische Miscellen, gesammelt und herausgegeben von Georg Alexander Kuperti, Dr. der Theologie, Generalsuperintendenten der Herzogthümer Bremen und Verden und Consistorialrath zu Stade. Erster Band. 1816. VIII und 343 Seiten in Octav.

Der Zweck des gelehrten, geschmackvollen und werththätigen Herausgebers ist, durch allgemeine Verbreitung der gemeinnützigen Abhandlungen, welche ihm von Zeit zu Zeit, besonders auf den zu haltenden Synoden von den Geistlichen seiner Kirchenkreise eingereicht werden, auch andere Geistliche zu einer nützlichen Thätigkeit, zur Beherzigung ihres hohen Berufs und zu einer harmonischen, auf die Verbreitung einer wahren Religiosität abzweckenden Mitwirkung zu ermuntern. Die Beschaffenheit der Abhandlungen enthält die Bürgschaft für die Erreichung dieses Zwecks, und zugleich eine Widerlegung der gewöhnlich zu allgemeinen Anklage der Geistlichen, zumahl auf dem Lande, wie wenn sie

D (5)

auf alle weitere Fortbildung für den hohen Zweck ihres Amtes verzichteten und verzichten müßten. Sind gleich die hier gesammelten Blüten des Fleisches und Nachdenkens von ungleicher Größe, so ist doch keine derselben unwerth, mit den übrigen in einen gemeinschaftlichen Kranz gewunden zu werden. Der Raum unserer Blätter gestattet uns nur eine kurze Würdigung im Einzelnen.

Gleich die an der Spitze stehenden fünf Aufsätze, als: ein Sendschreiben und eine Synodal-Vorlesung des Herausgebers, zwei Synodal-Reden des Predigers Hothusen in Oberndorf, eine dergleichen vom Prediger Krome zu Freyburg, so wie auch die weiterhin unter Nr. 13 folgende Predigt von Blohm, Prediger zu Werfabe, beklagen nicht bloß die tief gesunkene Achtung und Wirksamkeit der Religion und ihrer Lehrer im Allgemeinen, sondern sie gehen auch, unter gehöriger Mäßigung dieser Klagen, in die Ursachen des Verfalls der Religiosität und besonders der Geringschätzung des öffentlichen Gottesdienstes und in die Mittel tiefer ein, wie diesen Mängeln, besonders durch weise und vereinte Thatkraft der Prediger selbst entgegengewirkt werden könne und müsse. In allen diesen Abhandlungen athmet hohe Achtung für das Christenthum und ernste Entschlossenheit, für Aufrechthaltung dieser großen Anstalt der Providenz sich wirksam zu zeigen. Es läßt sich ein desto erfolgreicherer Zusammenwirken zum großen Zwecke erwarten, wenn man bemerkt, wie die genannten Verfasser auf verschiedenen Wegen bey einem und demselben Ziele zusammentreffen. — Die sechste Abhandlung, über die Würde des protestantischen Kultus, vom Prediger Freudentheil zu Mittelnkirchen, beschäftigt sich, nach Voranschickung eines Synodalgesangs, der nicht ohne dichterischen Werth ist, zunächst mit den, jene Materie

betreffenden, geschichtlichen Zeiterscheinungen, besonders des Mysticismus und der ihm abgewonnenen poetischen Seite, (bey welcher Gelegenheit Stolberg und Werner nicht unerwähnt bleiben konnten,) worauf denn der Verf. die Mittel, welche der protestantische Cultus wählet, um seiner Bestimmung zu entsprechen, dahin angibt: Er ehret 1. den Bund zwischen Glauben und Wissen, Vernunft und Gefühl, Tugend und Religiosität; 2. den Bund der Einfachheit und Feinerlichkeit, der Popularität und Würde; 3. den Bund mit der Natur; 4. den Bund mit dem Menschenleben; 5. den Bund mit der Zeit. Wie der Verf. hiermit die Hauptgesichtspuncte richtig aufgefaßt hat, so verbreitet er sich auch über jeden mit eben so vieler Sachkenntniß als in einer kernhaften Sprache. — Nr. 7 ist ein Synodal-Aussatz des Predigers Eichhoff zu Himmelpforten, über den öffentlichen gottesdienstlichen Gesang. Nach einer kurzen Geschichte des Gesangs beym Gottesdienste, findet der Verf. die Hindernisse der guten Wirkung des kirchlichen Gesanges, theils in dem zu wenigen Verstehen, theils in der Führung des Gesanges, und dringet daher auf Catechisationen über Gesänge, und auf Anleitung der Schullehrer zum Singen um wieder Unterricht darin geben zu können. Die Leser würden es gern gesehen haben, wenn sich der Verf. bey dieser Gelegenheit über gewisse Eigenthümlichkeiten der Catechisationen gerade über religiöse Lieder herausgelassen hätte. Uebrigens findet Rec. außerdem noch dergleichen Hindernisse in der Beschaffenheit mancher Lieder selbst, und mancher Melodien, so sehr man auch in neueren Zeiten auf eine Abhülfe bedacht gewesen ist. — Nr. 8 ist von dem Prediger Langenbeck zu Kirch-Osten, und handelt von dem geringen Nutzen des Predigens. Die Ursachen

findet er in der Beschaffenheit theils der Prediger und ihrer Vorträge, theils der Zuhörer. Er möchte daher mehr catechisiren als gepredigt, oder die Frage gründlich erörtert wissen: wie die Prediger dafür sorgen sollten, daß ihre Predigten den größtmöglichen Nutzen stiften? zu deren Beantwortung er mehrere zweckdienliche Präliminar-Fragen aufwirft. Unter Nr. 9 folgen sogleich Bemerkungen über den vorhergehenden Aufsatz, vom Prediger Bed-nburg zu Horneburg, worin gezeigt wird, daß und wie jenen Ursachen vorgebeugt werden könne, so wie denn auch der Prediger Scharlaken zu Redingbruch unter Nr. 10 die Frage: ist die Klage, daß wir Prediger fast vergeblich arbeiten, gegründet? a priori und a post. verneinend beantwortet, und vor Uebertreibungen dieser vollends allen Muth lähmenden Klagen warnet. Ohne sich über alle einzelnen, in diesen drey Aufsätzen zur Sprache gebrachten Momente auslassen zu können, erlaubt sich Nec. nur noch über die aus der Schwachverständigkeit der Zuhörer hergeleitete Ursache des geschwächten oder ganz vereitelten Eindrucks mancher Predigten, die Bemertung: daß außer den in den Schulen anzusehenden und nicht genug zu empfehlenden Verstandesübungen überhaupt, auch die Kunst, eine Predigt anzuhören und zu verstehen gelehret werden sollte, wie auf Académien die Kunst eine Predigt zu verfertigen gelehret wird, und daß vor den gewöhnlichen nachmittäglichen Catechisationen erst der Inhalt der vormittäglichen Predigt den Catechumenen der Hauptsache nach abgefragt werden müsse, woraus sich dann die Erwachsenen jene Kunst, die zu ihrer Zeit in den Schulen noch nicht gelehret wurde, von selbst abstrahiren möchten. — Nr. 11. Ueber die Vorarbeiten und schwierigen Geschäfte des Predigers am Kranken- und Sterbe-

bette, von dem Prediger Wolff zu Borstel. Der Verf. zählt dieser auf Einschränkung gewisser dogmatischer und moralischer Wahrheiten hinauskommen- den Vorarbeiten zwölf auf, deren Zahl jedoch leicht vermehrt werden könnte, da jede religiöse Wahrheit in Beziehung auf den großen Augenblick der Vertauschung des Daseyns mit dem Seyn gestellet werden kann. Wir würden es lieber gesehen haben, wenn der Verf. jedem der Haupthindernisse an einem segensreichen Erfolge jener Geschäfte des Predigers die zweckmäßigsten und eingreifendsten Vorarbeiten entgegengesetzt hätte. — Nr. 12. Ueber öffentliche Beerdigungen und die Geschäfte eines Predigers bey den selben, vom Prediger Holtzhusen in Oberndorf. Den Grund der immer herrschender werdenden stillen Beerdigungen findet der Verf. hauptsächlich in einer gewissen Verweichlichung, die nicht an den Tod erinnert seyn wolle. Er zieht die öffentlichen vor, welche unter andern durch Parentationen und Leichenpredigten so fruchtbar für Moralität werden könnten, und gibt zweckdienliche Winke für die Abfassung solcher Casualreden. — Nr. 13 ist schon oben erwähnt. — Nr. 14 ist eine Antrittspredigt über 1. Theß. 2, 19. 20, vom Prediger Freundtheil zu Mittelnkirchen, welche sich durch Reichthum und gute Anordnung der Gedanken und durch eine kräftige und verständliche Sprache auszeichnet. — Nr. 15. Ueber die Versuchung Jesu in der Wüste, vom Prediger Pollig zu Balje. Nach Aufzählung der Schwierigkeiten, welche mit der Geschichts-Ansicht dieses evangelischen Abschnitts verbunden sind, und deren noch mehrere hätten aufgezählt werden können, schlägt der Verf. vor, das Ganze als eine Parabel zu betrachten, womit Jesus das eine Mahl die Zumuthung der Jünger, bey

entstandenen Manacl an Lebensmitteln, Speise durch ein Wunder herbeizuschaffen, ein anderes Mahl ihre Aufforderung sich durch ein Wagstück der versammelten Volksmenge als Messias zu legitimiren, und wieder ein anderes Mahl ihre Bereitwilligkeit, ihm als irdischem König fußfällig zu huldigen, abgelehnt habe. Durch die Sage sey diese stückweise, zu verschiedenen Zeiten vorgetragene, Parabel in ein Geschichts-Ganze verbunden und in die Wüste versetzt, wo, nach alter Idee, die bösen Dämonen ihr Wesen trieben. Die Ansicht ist sinnreich, wenn sie gleich den Knoten nicht ganz löset. — Auch aus dem gleich folgenden Versuche des Predigers Zeemsoth zu Oppeln, Nr. 16: De tentatione Jesu in deserto, leuchtet Scharfsinn und Combinationsgabe hervor; aber er ist viel zu dreist und zu weit hergehohlet, als daß er Beyfall finden dürfte. Nach einiaen vorläufigen Bemerkungen, z. B. daß in der heiligen Zahl der von Jesu bestandenenen Versuchungen der Begriff des vollständigsten Siegs über Satan festzuhalten sey, geht des Verf. Meinung dahin, daß, da Marcus die Begebenheit kaum berühre, Johannes davon schweige, auch Jesus selbst ihrer nie erwähne, (auf die Erzählung des Lucas 4, 1—13. wird gar keine Rücksicht genommen,) es glaublich sey: aut non magni factum illud momenti fuisse, aut Matthaicum ex suo ingenio addidisse et supplevisse ea, quae ad ornamentum historiae et gravitatem facere possint. Den Stoff zur Ausschmückung der ersten Versuchung soll nun Matthäus von den in der Wüste öfter wegen Mangel an Lebensmitteln rebellirenden, wundervolle Herbeyschaffung von Brot anverlangenden und von Jehovah selbst (Deut. 8, 3.) hierüber zurechtgewiesenen Israeliten; zur Ausmählung der zweyten

Versuchung aus Ps. 90 und 91, und der dritten aus der Hinneigung der Israeliten zum Aegyptischen Götzendienste entlehnet haben. — Nr. 18. Meletemata in carmen fatidicum Jes. 52, 13—53. in chartam conjecta a *J. F. Telge*, Pastore Buttelensi. Pars I. Die nähere Anzeige dieser sehr gelehrten Abhandlung behalten wir uns vor, bis wir das noch Uebrige in diesen Miscellen gelesen haben werden. — Nr. 19 enthält Freudentheils Beyträge zur Liturgie, bestehend aus zwey verständlich und herzlich gedichteten Liedern, von welchen das eine der Menschenfreund, und das andere an die Communicanten überschrieben ist.

Schließlich wünschen wir dem würdigen und verdienten Hrn. Herausgeber Glück, daß er so viele einsichtsvolle und regsame Arbeiter für seine Endte in seinen Kirchenkreisen fand, daß sich die Miscellen als ein der Kirche ersprießliches väterländisches Unternehmen werden behaupten können. Uebrigens möchten die Leser wohl mit dem Rec. wünschen, daß künftig alles Locale, was für sie kein Interesse haben kann, (wie z. B. die Aureden über den Synodalreden,) weggeschnitten, jede Abhandlung wo möglich gleich vollständig, und nicht in mehrere Bände der Miscellen vertheilet, geliefert, und nicht leicht Predigten, womit wir ohnehin überreichlich versorgt sind, aufgenommen werden möchten, es sey dann, daß sie, wie die dießmahlige, genau in den Zweck der Miscellen eingriffen.

München.

Bei Leutner, und in Commission bey Gleditsch zu Leipzig: Versuch einer Entwicklung der rechtlichen Verhältnisse bey Deutschen Geschlechtern.

1096 G. q. N. 110. St., den 12. Jul. 1817.

Fideicommissen überhaupt und insbesondere bey Erbverzichtern und Regredient-Erbschaften, von Friedr. August von Moshamm, Dr. d. R. 1816. XIV und 166 Seiten in Octav.

Nach der bescheidenen Vorrede, in welcher der Ref. das vorliegende Werk als die erste Frucht seines literarischen Strebens bezeichnet, soll dasselbe über den angegebenen Gegenstand nur eine Zusammenstellung der rechtlichen Grundsätze, nicht aber eine Entwicklung der politischen Ansichten — die Vermischung beider hat bekanntlich der Bearbeitung dieser Lehre, großen Schaden gethan — enthalten. Ref. versichert, mit größtem Vergnügen, daß der Verfasser diese Zusage vollkommen erfüllt hat, und daß er nicht leicht ein Werk gelesen, in welchem die rechtlichen Verhältnisse der Deutschen Fideicommissen, Erbverzichte und Regredient-Erbschaften mit einer gleichen Klarheit auseinander gesetzt sind, als in dem vorliegenden. Was die Form desselben anlangt, denn ein Auszug ist wegen seiner Reichhaltigkeit unthunlich, so zerfällt es in sieben Hauptstücke, von denen das erste, die Grundsätze über die Erbverträge überhaupt; das zweyte, die Geschlechtsfideicommissen und Majorate; das dritte die Erbfolge-Ordnung in Geschlechtsfideicommissen; das vierte, die besondern Rechtsverhältnisse in Hinsicht der Erhaltung der Fideicommissgüter; das fünfte, die Erbverbrüderungen, Erbeinigungen und Gewerbschaften; das sechste, die Erbverzichte, und das siebente, die Regressansprüche und Regredient-Erbschaften enthält. Auf das neue Baiersche Recht ist vorzüglich Bezug genommen. — Druck und Papier sind gut; ersterer sehr compref.

—w—w—
Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

III. Stück.

Den 12. Julius 1817.

London.

A Treatise on some practical Points relating to the Diseases of the Eye, by the late *John Cunningham Saunders*, Demonstrator of Anatomy at St. Thomas's Hospital Founder and Surgeon of the London Infirmary for curing Diseases of the Eye. To which are added a short Account of the Author's Life and his Method of curing the congenital Cataract by his Friend and Colleague, *J. R. Farre*, M. D. A new edition, with additions. The whole illustrated by coloured Engravings. 1816. 234 S. in groß Octav, 40 S. Vorrede, und 7 treffliche farbige Kupfer nebst dem schön gestochenen Bildniß des Verfassers. In der Vorrede zu dieser zweyten Ausgabe rechtfertigt der Herausgeber nicht nur seinen verewigten Freund aufs vollkommenste, actenmäßig gegen die Beschuldigung der Geheimnißkrämerey, sondern beweiset auch aufs gründlichste gegen *Wardrop*, daß der sel. *Gibson* keine Ansprüche hätte auf die Priorität der Erfindung durch Auflösung der Staare Blindgebohrne zu heilen,
P (5)

one of the most valuable and splendid discoveries in modern surgery. Ferner gibt der Herausgeber eine Uebersicht der 2179 vom März 1809 bis Januar von Saunders besorgten Augenkranken, bemüht sich die Liste dieser Augenkrankheiten besser zu ordnen, und macht noch folgende vorläufige allgemeine Bemerkungen: Entzündung nämlich sey überall die nämliche Krankheit. Wenn die Capillar-Arterien sich in einem Zustande von activer Congestion befinden, so beginne eine Ergießung (effusion) aus ihren Endigungen. Diese Beschaffenheit der Arterien nenne man Entzündung. Die erste Effusion sey eine bloße Vermehrung der Flüssigkeiten, welche die aushauchenden Arterien absonderten. Geschieht bey der Augenentzündung diese Effusion auf der Conjunctiva, so zeigt sich Schleim, geschieht sie unter der Conjunctiva, so entsteht Geschwulst und die Hornhaut erhält a spurious appearance of chemosis, geschieht sie im Augapfel, so wird die wäßrige Feuchtigkeit vermehrt. Die zweyte Effusion sey Blut, die dritte Effusion sey gerinnbare Lymphe, die vierte Eiter. Diese Effusionen können in verschiedenen Graden combinirt werden, besonders erfordere die dritte Effusion die Aufmerksamkeit bey Augenkrankheiten, Entzündung sey nie lebengebender und lebenerhaltender Proceß. Glücklicherweise besitze man große Mittel, um der desorganisirenden Entzündung Einhalt zu thun. Art instructed by observation attempts to relieve arterial congestion, either by diminishing the force of the heart and arteries, or by changing the action at the eytremities of the latter. Die Kraft des Herzens wird gemindert durch Blutwegnahme. Es gibt kein Organ des Körpers, in welchem sich die wohlthätige Wirkung einer Aderlaß so auffallend offenbahrt als in einem frisch entzündeten Auge. Die mucose Augenentzündung

schein bisweilen ansteckend, da sie eine Neigung zur Zerstörung des Augapfels zeigt, so müsse man doch mit besonderer Umsicht Blut lassen. Auch bey der scrophulösen Augenentzündung ist Blutwegnahme nur unter Umständen heilsam. Topische Blutwegnahme lasse sich als unterstützendes Mittel ansehen. Zwentens wird die Kraft des Herzens in den Arterien vermindert durch Brechmittel. Adams gab sie zur Heilung der Aegyptischen Augen als seine Erfindung aus. Drittens wird jene Kraft gemindert durch Abführungsmittel, welche fast nützlicher als eines der vorhergehenden Mittel sind. Die Iritis diene am auffallendsten zur Erläuterung der desquamirenden Entzündung. Die Wirkung des Quecksilbers allein gehörig angehalten, sey hinreichend die Iritis in ihrem acutesten Stadium zu bändigen. Es alterirt mächtig die Wirkung entzündeter Arterien, besonders rücksichtlich der Ergießung gerinnbarer Lymphe. Belladonna gestrichen über die Augenbraunen und Augenlieder, Blasenpflaster, Fontanelen und Haarfeile nutzten ebenfalls. Iritis sey gemeinlich eine idiopathische, doch auch mitunter unlängbar eine symptomatische Krankheit, die sich z. B. zur Luffseuche und zum Rheumatismus gesellt. Amaurosis sey oft das Resultat einer übersehenen, oder unrichtig behandelten Entzündung der inneren Häute des Auges. Die Mark- oder Nervenhaut verträgt keinen Druck von geschwollenen Gefäßen oder Ergießung auf der Gefäßhaut ohne Gefahr der Zerrüttung des Sehvermögens. Es sey nicht ungewöhnlich, daß bey einem plötzlichen Blutverluste der Patient vor der Ohnmacht ausruft: "Ich bin blind!" Dieß sey die Amaurosis von Erschöpfung und vorübergehend. Die Amaurosis von Congestion ist andauernd. Bey anfangender Amaurosis ist es höchst wichtig alle Anstrengung des Auges

zu meiden. Erste Vorrede. Nachricht über die Art in welcher der Herausgeber die unvollständigen Handschriften des Verfassers zu gegenwärtigem Werke behandelte. Kurze Nachricht von dem Leben des Verfassers: John Cunnigham Saunders war 1773 zu Loviston in der Grafschaft Devon geboren, genoss fünf Jahre lang den Unterricht des Wundarztes John Hill's zu Barnstaple, ging darauf nach London, übte sich in St. Thomas und Gyns-Hospital so fleißig in der Anatomie, daß er nach zwey Jahren von Astley Cooper zum Demonstrator derselben gewählt ward, der ihn auch zum Gehülften annahm. Im Frühjahr 1801 resignirte er und ging aufs Land, ward aber im Herbst nach London auf seinen Posten zurückgerufen, den er auch bis an sein Ende mit zunehmendem Ruhme behauptete. Im Jahre 1804 gründete er das London Infirmary for curing Diseases of the Eye, wo er Hrn. W. Adams auf die liberalste Weise unterrichtete, publicirte sein Werk on the Anatomy and Diseases, und den hier wieder abgedruckten Essay on Inflammation of the Iris. Seit dem Jahre 1809 erlitt der gute Mann Kopfschmerz, Erbrechen, Herzklopfen, und den schwarzen Staar am rechten Auge, und starb 1810 am Schlagflusse. Einige Zeit vor seinem Tode hatte die retina ihre Empfindlichkeit wieder erhalten. Bey der Leichenöffnung fand man geronnenes Blut in den Seitenhöhlen des Hirnes und im Hirnnoten, und das erweiterte Herz von schlaffem Fleische. Um sein Andenken zu ehren beschloßen die Directoren des Spitals mehreres, z. B. daß sein Portrait zu dem lediglich zum Besten der Mutter herauszugehenden Werke gestochen, das seine Büste in dem Committee Room aufgestellt, und eine Subscription zu einem Monumente für ihn eröffnet werden sollte u. s. f. Chap. 1. On Inflammation of the Con-

conjunctiva in Infants. Den Namen *Ophthalmia purulenta* verdiene diese Augenentzündung eigentlich nicht, weil der gelbe Schleim, welcher abgesondert wird; eben so wenig Eiter ist, als der welcher beim Nasencatarrhe oder Tripper erscheint. Trefflich wird das Ansehen und der Verlauf dieser Entzündung geschildert, welche nicht selten die Kinder ihrer Augen beraubt. Er hält diese Entzündung der *Conjunctiva* für erysipelatös. Das Auge wird durch brandig werden (*mortification*) der Hornhaut oder üble Eiterung zerstört. Reizende Einspritzungen schaden. Man müsse sie zu anfangs streng anti-phlogistisch behandeln. Blutigel, zuletzt gelinde *adstringentia* brauchen. Scarificationen schaden. Abführungen nutzen, äußerlich Zink oder blaue Auflösung. Innerlich *Extractum Cinchonae* in Pillen.

Chapt. 2. On Inflammation of the Iris, and the influence of the Extract of Belladonna, to prevent Obliteration of the pupil. Keine Krankheit des Auges beraubt so schnell des Gesichts als Iritis; welche hier in ihren Erscheinungen und Folgen meisthaft geschildert wird. Sie müsse sehr ernsthaft behandelt werden. Starke Blutwegnahme, kräftige Abführungen, und sparsame Diät, reichen bloß hin ihren Fortgang zu hemmen. Der Verf. öffnet gewöhnlich, die Schläfarterie, reicht Brechweinstein, welcher selbst, wenn er Brechen erzeuge, nicht schade. Alles um die Kraft des Herzens zu mindern und den Puls zu schwächen. Er legt Blutigel so nah als möglich ans Auge, und zu wiederholten Malen in kurzen Intervallen, so daß die benachbarten Gefäße beständig bluten und das gänzliche Anschwellen der entzündeten Iris verhüten. Bleibt die Entzündung stehen, so wird die Heilung durch Aufschlagen eines schwarzen Bleywassers und Schonung des Auges vollendet. Allein gewöhnlich geht die Iritis

in Verwachsung der Iris mit der Kapsel der Linse und Schließung der Pupille über. Die alsdann sich zeigenden Gefäße scheinen von der Iris nicht der Kapsel zu entspringen. Der Reiz der Belladonna zerstöre auf eine zeitlang sowohl die sympathetischen als associirten Bewegungen der Iris, indem er die strahligen (radiated) Fasern derselben zusammenzieht. Selbst bey zitterndem Stern, wo die Iris unthätig schien, brachte die Belladonna sie doch zu sichtbarer Wirkung. Demnach vermag man durch ihre gehörige Anwendung während dem adhäsiven Proceß der Iritis, die Verwachsung der Iris und der Pupille zu verhüten. Selbst wenn der Fall venerisch ist, müsse man nebst dem Quecksilber Belladonna brauchen. Fünf umständlich beschriebene Krankheitsfälle dienen zum Beweise des angegebenen Nutzens der Belladonna. Chap. 3. On the Cure of the Inversion of the Upper Eye-lid by Excision of the Tarsus. Die Augentlidknorpel stünden mehr in Bezug mit den Augenwimpern als mit den Muskeln. Diese Knorpel dienten nämlich um die Wurzeln der Augenwimpern in gehöriger Richtung zu erhalten. Treffliche Schilderung der Zufälle bey umgekehrtem oberem Augenlide. Gegen dieses große Uebel müsse man das kleinere, nämlich die Mißstaltung des Augenlides durch die Wegschneidung des tarsus, welche Operation der Verf. sehr genau beschreibt, nicht in Anschlag bringen. In alten Patienten, welche der Verf. operirte, entsprang in der Folge aus der Mitte des Schnittes ein Schwamm, welchen er wegätzte, noch besser wegschnitt. Erzeugen sich nach der Heilung an einer Stelle wieder das Auge belästigende umgekehrte Wimpern, so schneider man sie sammt ihren Wurzeln gleichfalls weg. Auf eine ähnliche Art wird die gleiche Krankheit des untern Augenlides behandelt. Chap. 4.

On some of the more important terminations of Ophthalmia. Dieses Kapitel ist theils vom Herausgeber, theils vom Verf. bearbeitet, doch so, daß durch Zeichen unterschieden ist, was Jedem an gehört. 1. By Effusion of coagulable Lymph. Außer dem was schon vorhin vom Herausgeber bemerkt worden, noch die Erinnerung, die Effusion der Lymph möglichst zu beschränken und das Wachsthum neuer Gefäße zu verhindern. In der syphilitischen Iritis sey die Iris dicker, wie aufgelockert (puckerred), ihre Reizempfindlichkeit für Licht geringer, der Schmerz Nachts am größten und rothe Gefäße in ihrer Substanz sichtbar, als in der simplen, schmerzhaften; die Pupille ist nicht so stark als in der simplen zusammengezogen, und obgleich das allgemeine Ansehen der Krankheit größer ist, so ist doch der Schmerz geringer, die Blindheit oft total, und die abgesezte Lymph das Ansehen von Tropfen habend. Bisweilen ist sie vollkommen heilbar, wie drey unter den vier umständlich erzählten Fällen beweisen, deren ein Paar auch ungleichlich abgebildet sind. 2. By Suppuration. Nicht durch die Farbe, sondern durch die Gestalt läßt sich weiche Lymph vom Eiter unterscheiden. Lymph bildet nämlich unregelmäßige Massen, Eiter zeigt sich wasserrecht. 3. By Slough. In dem heftigsten Grade von Entzündung sterben Stücke der Hornhaut und Conjunctiva, und werden als Brand-Schorf abgesondert, häufiger bey Kindern als bey Erwachsenen. In der That habe diese Entzündung wenig gemein mit der adhesive inflammation, daher sie auch der Verf. zur erysipelatosen rechnete, dessen Tagebuch über fünf dergleichen Fälle hier mitgetheilt wird. 4. By Ulceration. Unter 6744 geheilten Augenkranken befanden sich 1983 mit Geschwüren der Hornhaut, oder Pusteln in der Con-

junctiva. Diese Pusteln sind ein specifisches Kennzeichen der scrophulösen Augenentzündung, wogegen sich leider die Armuth nicht zu schützen vermag. Von vorgebrungener Iris werden vier Fälle genau erzählt. Außer dem innerlichen Gebrauche von Peruvischer Rinde wendet er eine schwache Auflösung von Höllenstein als Einsprüzung an. Chap. 5. Illustrations of some of the more important changes of structure in the Eye. Amaurosis combined with Cataract. Zwey Geschichten von Amaurosis preceding the desorganization of the Eye, and the protrusion of fungi, not malignant in their nature. Vier Geschichten von Amaurosis preceding the desorganization of the Eye, and the protrusion of malignant fungi, mit trefflichen Abbildungen, von ein Paar deshalb erstirpirten Augäpfeln, und einem fungus. Chap. 6. On the Congenital Cataract. Wie oben schon bemerkt worden, erwarb sich der Verf. gerade um die Heilungsart des angebohrnen Staars das größte Verdienst. Der Herausgeber beschreibt dessen Verfahrensart in verschiedenen Fällen, nämlich *Anterior Operation*. (Gleicht der bekannten Keratonyxis.) 1. On a Capsule containing an opaque Lens. Sehr genau wird diese Operation beschrieben. Daß der angebohrne Staar meistens flüßig und am leichtesten zu behandeln sey, sey ein irriger Glaube. 2. On an opaque Capsule, its Lens having been nearly or quite absorbed. Erfordern bisweilen Wiederholung derselben Operation. *Posterior Operation*. 1. On a Capsule containing an opaque Lens. 2. On an opaque Capsule, its Lens having been nearly or quite absorbed. Der Herausgeber gibt ein Verzeichniß der glücklichen und unglücklichen Operationen des Verf. nach den Verschiedenheiten des angebohrnen Staars und

des Alters der Kranken. Der glücklichste Erfolg begleitete die Operation in dem Alter zwischen acht- zeh'n Monath und dem vierten Jahre. Der Heraus- geber empfiehlt das Alter von zwe'n Jahren, und zeigt die Vortheile des frühen Operirens. Das Gesichtorgan nämlich bildet sich nicht nur leichter zum normalen Zustande um, sondern das Kind lernt auch besser sehen und sein Auge mit Stätigkeit regie- ren. Cheselden war so glücklich gerade einen vor- züglich verständigen Jüngling zu operiren. Eine aus Pott angeführte Stelle beweist, daß er fast wie der Verf. verfuhr. Man könne des Verfassers Ope- ration, an Operation on the capsule nennen, deren Vortheile der Herausgeber im Vergleiche mit der Extraction und Depression umständlich ausein- ander setzt. Ist die Textur der Linse bennabe gleich- förmig, so wird die Kur in drey bis fünf Monathen vollendet, allein wenn die Textur der Linse fest, und ihr Kern hart ist, nicht unter sieben Monathen. Daher war der Verf. geneigt die Linse auszuziehen, wenn sie ungewöhnlich hart war. Seit 1810 sind nach des Verfassers Methode von Hrn. Travers 47 Personen geheilt worden. Noch werden fünf Fälle aus dem Tagebuche des Verf. umständlich be- schrieben. Explanatıon of the Plates. Sieben Tafeln stellen kranke Augen farbig abgebildet dar. Die Feinheit der Kunst, womit sie gestochen sind, ist zum Bewundern, wenn man auch gleich wünschen möchte, daß der Umfang der Augen, z. B. die Rän- der der Augenlieder und die Augenwimpern etwas natürlicher gezeichnet, nicht wie durchaus nach einer Form gemodelt erschienen. Auf der siebenten Platte sind das Speculum und die Nadeln des Verfassers abgebildet. Plate I. fig. 1. Syphilitische Iritis in ihrem heilbaren Stadium. Fig. 2. Syphilitische Iritis in ihrem unheilbaren Stadium mit Amau- rosis combinirt. Fig. 3. Endigung derselben in

Verdunkelung, Verkleinerung und Verwachsung der Hornhaut mit der Iris. Fig. 4 und 5. Ergießung von Lymphe in die Iris und Verwachsung der Hornhaut. Fig. 6. Brandschorfige Hornhaut. Plate 2. fig. 1 und 2. Offenes und geschlossenes geheiltes Auge an dem der tarsus weggeschnitten worden. Fig. 3 und 4. Verdorbener Augapfel, welcher erstirpt wurde, von vorn und auf der horizontalen Durchschnittsfläche angesehen. Fig. 5 und 6. Horizontale Durchschnittsflächen zweyer verdorbenen erstirpten Augen. Plate 3. Höchst naturgetreue trefflich ausgemahlte Abbildung, eines zu einem blutigen Schwamme ausgearteten Augapfels. Plate 4. Sechs Abbildungen angebohrner Staare und der Erweiterung der Pupille durch Belladonna. Plate 5. Erläutert des Verf. Operationsweise von vorn und von hinten. Plate 6. Sechs Abbildungen von Augen, die glücklich durch des Verfassers Operation on the capsule geheilt worden. Plate 7. fig. 1. Seltene Form eines angebohrnen Staares, in der Mitte nämlich verdunkelt am Rande durchsichtig. Fig. 2. 3. 4. 5. 6. versinnlichen die Wirkung der Operationsart des Verfassers (Operation on the Capsule) bey gewöhnlichen Staaren erwachsener Leute. In der Bücherfammlng eines Augenarztes wird dieses Werk sicher eine der ersten Stellen verdienen.

Prag.

In der Calveschen Buchhandlung: **Oeconomische Neuigkeiten und Verhandlungen.** Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Hauswirthschaft und des Forst- und Jagdwesens im Oesterreichischen Kaiserthume. Mit Theilnahme der Kaiserl. Königl. Mährisch Schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues der Natur- und Landeskunde zu Brünn. Herausgegeben von dem ehemahligen Redacteur des patriotischen Tageblatts, **Christian Carl André,** Fürstlich Wal-

deckchen und Fürstlich Salmischen Wirthschafts-Rathe u. Jahrgang von 1814, zwölf Hefte von 412 Seiten; Jahrgang von 1815, zwölf Hefte von 480 Seiten ohne die Beylagen. In Quart.

Der Zweck dieser Zeitschrift ist, wissenschaftliche Kenntniß und wissenschaftliches Studium der Landwirthschaft und des Forst- und Jagdwesens in dem Kaiserstaate zu verbreiten; das inländische Publicum mit Allem, was sich in dieser Hinsicht im In- und Auslande nur irgend Merkwürdiges ereignet, bekannt zu machen; die Landeskunde zu erweitern und zu vervollkommen; inländische Kenner der Gegenstände der Zeitschrift zu Mittheilungen darüber zu reizen, diese aufzunehmen, bescheidene Zweifel dagegen zu erregen, zu hören und zur Entscheidung zu bringen; und bey Allem dem mit der größten Unparteylichkeit, mit einem unablässig allein auf die Ausfindigmachung der Wahrheit gerichteten Bestreben und zugleich doch mit Schonung der minder Aufgeklärten zu verfahren. Der Herausgeber ist ganz dazu gemacht, auf diesen Zweck hinzuarbeiten. Selbst mit einer sehr ausgebreiteten Kenntniß der Sachen und des Landes versehen, hat er das große Talent der Sägigkeit; weiß er seinem Publico zu folgen, entgegen zu gehen, zuvorzukommen, nachzugeben und kleine Beleidigungen zu verzeihen, so wie es nach den Umständen nur irgend nützlich und gut seyn kann. Wir kennen keine andere Zeitschrift, die es dieser gleich thäte; und die in dieser Hinsicht mehr als ein Nationalwerk beachtet und geschätzt zu werden verdiente. Noch hat sie aber von dem Jahrgange 1815 an dadurch einen sehr merklichen Vorzug erhalten, daß die Kaiserl. Königl. Mährisch-Schlesische Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde zu Brünn, die aus so aufgeklärten, patriotischen, thätigen, unternehmenden Männern besteht, in so fern einen nähern Antheil daran

genommen hat, daß sie sich ihrer zu allen denen öffentlichen Mittheilungen bedient, die sie schnell in das große Publicum gebracht zu sehen wünscht. Von jedem der mehr als 400 größern und kleinern Aufsätze dieser beiden Jahrgänge können wir aber hier keine Rechenschaft geben, sondern müssen uns begnügen, unser günstiges Urtheil darüber nur im Allgemeinen zu äußern; und dann insbesondere noch des Einen und Andern zu erwähnen, was unsere Aufmerksamkeit vor dem Uebrigen an sich gezogen hat. Es ist folgendes: Jahrgang von 1814. S. 7. Nach einer Erklärung des Kaiserl. Königl. Hofkriegsraths zu Wien kann man nun als durch die Erfahrung entschieden annehmen, daß die Verbreitung des Roges unter den Pferden von der Mannschafft, die rothige Pferde gewartet hat, und mit derselben Montur bey gefundenen Pferden angestellt wird, nicht zu fürchten ist. S. 39 ist eine interessante Abhandlung über die Veredlung der Hausthiere, besonders der Pferde mitgetheilt. S. 57 und 65 hat ein Dr. Löhner einen Versuch gemacht, die Production und Consumtion von Getreide in Böhmen auszumitteln, der über diesen schwierigen Gegenstand ein großes Licht verbreitet; und gewiß in jedem Lande nachgeahmt zu werden verdiente. S. 222. ff. empfiehlt ein gewisser Damaska die Runkelrüben, die man erst im Frühjahre brauche, den Winter über im Lande stehen zu lassen. Etwas Dünger oder Erde, womit sie zu bedecken seyen, werden sie vor dem Froste hinlänglich schützen. Auch hält er für nützlich, den Saamen dieser Rüben schon vor dem Winter zu säen, um früh im Frühjahre bessere Pflanzen zu haben, als sie die Frühjahrs-Aussaet geben werde. S. 227 führt ein Herr Süden zu Sachsenburg die Bemerkung an, daß die Zirbelnußkieser da, wo das Clima durch die Cultur milder werde, sich von selbst verliere. Nach S. 300 hat

sich in dem Kaiserstaate eine Gesellschaft allein zur Beförderung der Schafzucht vereinigt. In mehreren Hefen wird über die Frage gestritten, ob geimpfte Schafe andere mit natürlichen Blattern wieder anstecken; und nach Jahrg. 1815. S. 266 ff. scheint die verneinende Meinung angenommen werden zu müssen. Nach Jahrg. 1815. S. 62, ist in dem Georgicon eine immerwährende Schaf-Impfungs-Anstalt eingerichtet. S. 71 ist die bekannte Anweisung zu Schätzung des Gewichts des Viehes durch Ausmessung gegeben; aber selbst auch hier sind die Gründe verschwiegen, worauf diese nicht ganz zuverlässige Methode beruht. S. 141—142 wird eine Asscuranz-Anstalt für öconomische Versuche vorgeschlagen, an deren nützlicher Ausführbarkeit wir aber zweifeln. S. 266 lesen wir die Anekdote, daß der ehemahlige Dr. Pessina in Wien sich zum Impfen der Schafblattern eines besonders gutartigen Impfstoffs aus dem nördlichen Theile von Schweden bedient habe von einer Art Schafe, die selten — und nie mehr als eine oder zwey Blattern von größerer Art bekommen. S. 309 werden Resultate von Versuchen angeführt, nach welchen der Bergreis (*oryza mutica*) ungeachtet der öftern Versicherung des Gegentheils in Böhmen nicht gedeihe. S. 404 wird gezeigt, wie die Truthühnerzucht im Großen, in Wäldern auch bey uns vorgerichtet werden könne; und daß sie — was Rec. auch nach seinen Erfahrungen nicht in Abrede stellen will — von wirklichem Nutzen seyn werde.

Wien.

Hey Herold: Auswahl denkwürdiger Briefe, von C. M. Wieland. Erster und zweyter Band. Herausgegeben von L. Wieland. 1815. In Octav.
Mit der Anzeige dieser Brieffammlung verbinden wir die der folgenden:

Zürich.

In der Gefnerischen Buchhandlung: *Ausgewählte Briefe*, von C. M. Wieland, an verschiedene Freunde in den Jahren 1751 bis 1810 geschrieben und nach der Zeitfolge geordnet. Erster, zweyter und dritter Band. 1815. Vierter Band. 1816. In Octav.

Beide vor uns liegende Sammlungen sind ein schätzbarer Beytrag zur Geschichte der Deutschen Litteratur. Sie geben nicht nur Aufschlüsse über manches Räthselhafte, das in der Geistesentwicklung eines unserer Dichter vom ersten Range zu liegen scheint; man lernt aus ihnen diesen merkwürdigen Mann auch als Menschen von einer Seite kennen, die bis dahin nur denen bekannt werden konnte, die in persönlicher Verbindung mit ihm standen. Man fühlt, wenn man diese Briefe gelesen hat, eine Achtung für ihren Verfasser, die das Interesse, mit dem man seine Schriften liest, durch die er auf das Publicum gewirkt hat, ungemein erhöht. Wäre doch (der Rec. wenigstens wünscht es) noch mehr von dieser edeln, liebenswürdigen, und im Greisesalter wahrhaft ehrwürdigen Individualität in die Gedichte und Romane übergegangen, in denen Wieland's Geist etwas ganz anderes zu verrathen scheint, als seinen wahren Character! Aber seine innige Herzensgüte und die Reinheit seines Bewußtseyns selbst wirkten so sonderbar auf seine Autorschaft, daß er aus Widerwillen gegen alle Jugendprüderie, nachdem er von der Schwärmerey seiner Jugend zurückgekommen war, nicht selten der edlen Gefühle selbst, die er in seinem Herzen trug, zu spotten schien, wenn er die Schwächen der menschlichen Natur aufdeckte. Auch ging es ihm mit den frivolen Scherzen beynah wie dem ehrlichen Jean Lafontaine, der nicht begreifen konnte,

wie ein rechtlicher Mann ein Aergerniß an poetischen Ausstellungen nehmen könne, die ihm selbst nichts weiter als ein erheiterndes Spiel der Phantasie und des Wizes waren. Die strengste Rectlichkeit und häusliche Ehrbarkeit zeigt sich in diesen Briefen überall. Man kann sich kaum des Lächelns enthalten, wenn man liest, mit welchem Zorn und welcher Verachtung er sich gegen Heine, den Verfasser des *Ardinghello* und Uebersetzer des *Petron*, ereifert. Zu den anziehendsten dieser Briefe gehören diejenigen, in denen Wieland als Hausvater von seinen beneidenswerth glücklichen Familienverhältnissen spricht. Aber ein Unglück war es für ihn, daß er, um sich aller Schwärmeren zu entschlagen, ein Philosoph à la françoise zu werden, und sich zu den Grundsätzen des *Helvetius* bekennen zu müssen glaubte. In einem Französisch geschriebenen Briefe an eine ehemalige Geliebte sagt er selbst (*Bürcher Sammlung Theil II. S. 241*): *Je pense sur la morale speculative comme Helvétius*. Hätte er sich mehr an *Shaftesbury*, seinen zweiten Lehrer, gehalten, würde er die speculative Moral, wie er sie nennt, nicht so von der practischen unterschieden, und den Stoff zu seinen Dichtungen mehr aus seinem Herzen geschöpft haben, als aus dem Systeme des *Egoismus* und der Sinnlichkeit. Aber es sollten nun einmahl seine Dichtungen sämmtlich eine Tendenz haben, die ihm philosophisch zu seyn schien. Er fand es lächerlich, daß die Franzosen ihn *le Voltaire de l'Allemagne* nannten; und doch läßt sich dieser Beynahme mit den nöthigen Modificationen gar wohl rechtfertigen. Gerade die Art von Französischer Philosophie, die Wieland seiner Poesie einhauchte, unterscheidet ihn vorzüglich von andern Deutschen Dichtern; und eben diese Philosophie, auf die er keinen geringen Werth legte, möchte

wohl das Schlechteste in seinen Gedichten und übrigen Schriften seyn. Doch wir dürfen diese Bemerkungen hier nicht fortsetzen, da wir nur aufmerksamer auf die Briefe machen wollten, die als ein psychologischer Schlüssel zur Wielandischen Poesie dem denkenden Litterator unentbehrlich sind. Beide Sammlungen gehören zu diesem Zwecke zusammen; aber die Zürchische, größtentheils aus dem Nachlasse des Buchhändlers Gefner, Wieland's Schwiegerohns und Sohns des Idyllendichters Gefner, mitgetheilte, ist die vorzüglichste. In der von Hrn. Ludwig Wieland, dem Sohne des Dichters, herausgegebenen, zeichnen sich besonders die an eine Deutsche Fürstinn gerichteten aus, mit der Wieland, als er schon über 70 Jahr alt war, in eine freundschaftliche Correspondenz gerieth. Sie gehören zu den geistvollsten, die in Deutscher Sprache geschrieben sind. In mehreren der übrigen Briefe, in beiden Sammlungen, steht denn freylich auch vieles, das man füglich überschlagen kann. An biographischen Notizen ist besonders die Zürchische Sammlung so reich, daß sie jede andere Biographie des Dichters beynahe entbehrlich macht. Die Französisch geschriebenen Briefe in beiden Sammlungen haben dadurch, daß sie mit Französischer Leichtigkeit geschrieben seyn sollen, ein sehr sonderbares Ausstrich von Trockenheit erhalten. Auch sind sie nichts weniger als correct. In den Briefen an Bodmer, Nibel, Zimmermann, Salomon Gefner, Gleim und Jacobi zeigt sich die überall hervorstechende Gutmüthigkeit des Verfassers nicht immer in günstigen Verhältnissen zu seinen kritischen Ansichten. Er hätte gern alles, was diese Freunde producirten, köstlich, trefflich, bewundernswürdig finden mogen. Dafür aber versicht er seinen eigenen Geschmack nachdrücklich gegen die Angriffe der Aestercritik.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

II2. Stück.

Den 14. Julius 1817.

Göttingen.

Am 4. Junius, als am Geburtstage unsers Königs, wurden die von ihm gestifteten jährlichen Preise unter die hier Studirenden vertheilt. Die Preisfragen selbst sind in dem vorjährigen Programm (vergl. diese Anz. 1816. S. 1090) nachzusehen. Den theologischen Preis erhielt: Herr Ludwig Philipp Hüpeden, ein Hannoveraner; das Accessit Herr Eduard Schaubach aus Meiningen. Um den homiletischen hatten sich fünf beworben, wovon aber keiner der Aufgabe Genüge that. Ein juristischer Preis konnte nicht ertheilt werden. Den medicinischen erhielt Carl Friedrich Eduard Mehlis aus Clausthal. Von den zwey philosophischen Preisfragen war nur die eine, mathematischen Inhalts, beantwortet worden. Zwey Abhandlungen wurden gleich gut befunden und unter diese der Preis getheilt. (Ein Königl. Rescript hat nachher jeden den vollen Preis gnädigst zugesichert.) Ihre Verfasser sind Herr Johann Heinrich

Q (5)

Westphal aus Schwerin, und Herr Carl Jacobi aus dem Göttingischen. Das Accessit erhielt Herr Merian, ein Schweizer.

Für das nächste Jahr sind folgende Aufgaben: die theologische: de iis, quae potissimum contulerint ad Lutherum sacrorum reformatorem sensim effingendum. Die homiletische über Jos. 3, 16–21. Die juristische: illustrare actionem, qua ad legitimam portionem supplendam agitur, cujus generis sit, quibus in casibus competat, contra quem instituenda, et quibus exceptionibus repelli possit. Von der medicinischen Facultät: quae sint cessante fluxu menstrui periodo in organismo et oeconomia feminarum mutationes, affectiones et morbi? Von der philosophischen zwey Aufgaben; die eine ordentliche: describatur respublica Rhodiorum Macedonica aetate, i. e. florentibus eorum post Alexandri M. tempora rebus. Doceatur, qualis fuerit forma civitatis; quae ejus administrandae ratio; quae vectigalium, commerciorum, quae literarum et artium conditio. Pro fundo sit Polybius; in subsidium tamen vocatis et reliquis scriptoribus et nummis. Die andere außerordentliche: Concinnetur historia rationum solvendi s. minuendi debita publica, a Britannis inde ab a. 1786, usque ad a. 1813 adhibitarum, s. historia constitutionis, quam *sinking fund* vocant, ex legibus documentisque aliis historicis eruenda.

Von diesem allen ist im Programm Nachricht ertheilt, welches im Nahmen der Universität von Hrn. Hofr. Mitscherlich abgefaßt, und bey Dietrich auf 2 $\frac{1}{2}$ Bogen in Folio abgedruckt ist.

Berlin.

In der F. Nicolaischen Buchhandlung: Die specielle Therapie, nach den hinterlassenen Papieren des verstorbenen Dr. Aug. Gottl. Richter, o. o. Lehrers der Med. und Chir. auf der Universität zu Göttingen u. s. f., herausgegeben von Dr. Georg August Richter. Erster Band. Erste Abtheilung, der acuten Krankheiten. 1813. 692 Seiten in Octav.

Enthält außer der Vorrede des Herausgebers, des einzigen Sohnes des Verfassers, die Einleitung in die gesammte specielle Therapie, nämlich: 1. Regeln das *savoir faire* betreffend. 2. Wissenschaftliche Regeln. Dann folgen die Fieber im Allgemeinen. Die Fieber im Besonderen, nämlich das einfache Entzündungsfieber, das einfache Nervenfieber, das einfache faulichte Fieber, und das einfache gastrische Fieber. Die örtlichen Entzündungen im Allgemeinen. Pleuritis vera inflammatoria, Pl. nervosa, Pl. gastrica, Pl. occulta und Pl. spuria. Dann Peripneumonia vera und notha, Carditis und Pericarditis. Angina inflammatoria simplex, A. suppuratoria, A. scirrhusa, A. habitualis, A. biliosa, A. parotidea, A. gangraenosa maligna, und A. membranacea, oder polyposa. Zungenentzündung. Gehirnentzündung, sowohl die acute als chronische. Leberentzündung. Magenentzündung oder gastritis occulta und manifesta. Entzündung des Zwergfells und der Milz, Darmentzündung. Nervenentzündung. Entzündung der Harnblase. Entzündung des Lendenmuskels. Entzündung des Bauchfells, nämlich Peritonitis, Omentitis, Mesenteritis, und die den Schluß dieses Bandes machende Entzündung der Gebärmutter.

Zweyter Band, zweyte Abtheilung der acuten Krankheiten; auch 1813. 778 Seiten in Octav. Handelt vom Rheumatismus, nämlich 1. dem Rheumatismus acutus, febrilis und chronicus. 2. Rh. cum et sine inflammatione topica. 3. Rh. vagus et fixus heißt S. 28 Rh. acutus gastricus. 4. Rh. manifestus et larvatus, oder nach S. 29 Rh. acutus nervosus. 5. Rh. verus et spurius, nach S. 35 non febrilis recens. 6. Rh. simplex, inveteratus, habitualis, nach S. 43 chronicus, complicatus. 7. Rh. dolorificus und non dolorificus. Der Fothergillsche Gesichtsschmerz. Das Hüftweh. Das Lendenweh. Der Catarrh und das Catarrhalsieber, als C. simplex, C. fiens, C. inflammatorius, C. gastricus, C. nervosus und putridus. Die Ruhr, nämlich Dysentëria, a. simplex, b. inflammatoria, c. biliosa und d. nervosa. Das Kindbettfieber nebst der entzündlichen, gastrischen, nervösen und faulichten Modification desselben. Der Rothlauf, die Rose, die örtliche und die allgemeine; ferner die Rose mit entzündlichem Fieber, Rose mit dem gastrischen, Rose mit dem nervösen und Rose mit dem Faulfieber. Die Blatterrose, der Gürtel, oedematöse Rose, Rose der neugebohrnen Kinder. Die Verhärtung des Zellgewebes, die gespannte Haut, Frostbeulen. Dann noch die zurückgetretene Rose, der habituelle Rothlauf, die in Eiterung übergegangene Rose, die scirröse Rose. Von den fieberhaften Ausschlägen im Allgemeinen. Die Menschenblattern unter folgenden acht Abtheilungen: Variolae discretæ, V. confluentes, lymphaticæ oder serosæ depressæ oder umbilicosæ, siliquosæ, verrucosæ, sanguineæ und V. miliares. Dann noch die entzündlichen Blattern, die nervösen Blattern, die faulichten Blattern, und die gastrischen Blattern. Nachkrank-

heiten der Pocken. Die falschen Pocken (*varicellae*), nämlich Wasser- oder Windpocken, Spigpocken oder Steinpocken, Hundepocken, Schweinpocken (*variola ovales*). Die Kuhpocken oder Schutzblattern (*variola vaccinae tutoriae*). Die Masern, nämlich entzündliche Masern, nervöse, faulichte und gastrische Masern, nebst den Nachkrankheiten derselben. Das Scharlachfieber, insbesondere das entzündliche Scharlachfieber, das nervöse, das faulichte, und das gastrische Scharlachfieber, nebst den Nachkrankheiten. Die Rötheln. Die Nesselsucht, sowohl die fieberhafte als die chronische. Das Porcellanriesel (*Essera*). Der Friesel (*Miliaria*), nämlich *Miliaria febrilis acuta* und *M. non febrilis chronica*. Die Petechien, nämlich Petechien mit Fieber (Fleckfieber) und Petechien ohne Fieber. Die Schwämmchen, Schwämmchen der neugebohrnen Kinder, und Schwämmchen der Erwachsenen. Der Blasenauschlag (*Pemphigus*), *Pemphigus acutus* und *Pemphigus chronicus*. Das intermittirende Fieber insbesondere: 1. das entzündliche Wechselstieber, 2. das nervöse, 3. das faulichte, und 4. das gastrische Wechselstieber. Das schleichende Fieber (*F. lenta hectica*), insbesondere 1. das entzündliche schleichende Fieber, 2. das nervöse, 3. das faulichte, und 4. das gastrische schleichende Fieber, machen den Beschluß dieses zweyten Bandes. Gewiß würde die Herausgabe dieser Vorlesungen uners unvergesslichen großen Lehrers, deren hoher Werth keines Lobes bedarf, ohne Vergleich willkommener gewesen seyn, wenn der Herr Herausgeber solche ganz unverändert gelassen, oder wenigstens seine Thaten bezeuget oder abgefordert hätte. In dessen hoffen wir, da das nämliche auch Andere bereits erinnerten, daß solches in den folgenden Bänden geschehen werde. Manche Zusätze und Ein-

schießel zeichnen sich freylich auffallend genug aus, z. B. über das an einigen Orten wieder Mode gewordene Magaetisiren, dachte der sel. Mann wohl anders als man hier liest, da wir uns unter andern sehr deutlich erinnern, was er uns von den zu Straßburg von ihm selbst wahrgenommenen etwas argen Täuschungen mittheilte. Auch kann man nicht füglich billigen, daß sich der Herausgeber erlaubte, die Arzney-Vorschriften nach der Preussischen Pharmacopoe umzuändern, da wohl die wenigsten Benutzer dieser Vorlesungen sich derselben bedienen, und manche der neuen Nahmen doch nicht genau das bezeichnen, was der Verf. eigentlich meinte. Der Herausgeber scheint auch nach gerade dieses selbst gefühlt zu haben, indem er es im zweyten Bande schon hin und wieder bey den alten Nahmen ließ, oder ihnen die neuen nachsetzte. Im ersten Bande Seite 101 heißt es bey Gelegenheit des Croups: "Die Bronchotomie ist häufig vorgeschlagen, aber wohl noch nicht gemacht worden." Da wir uns sehr lebhaft nicht nur des Falles, in welchem der Verfasser diese Operation verrichtete, sondern auch seiner meisterhaften Abhandlung de bronchotomia, so wie des von ihm dazu eigens erfundenen, oft genug in unsern Händen gewesenen Instruments erinnern, so müssen wir unsere Leser entweder auf die *novos Commentarios Societatis R. Sc. Goettingensis*, oder auf des Verfassers *Observationum chirurgicarum fasciculus secundus*, Goett. 1776 S. 41 verweisen, wo es wörtlich heißt: "Per 8 jam annos iterato in cadaveribus, aliquoties in cane vivo, semel in homine vivo hoc instrumento usus sum tuto facileque." Wir halten uns überzeugt, daß dieser Widerspruch dem Verfasser keineswegs zur Last falle, sondern andere Ursachen habe. Allein ganz unerklärlich bleibt

aus die gar zu sonderbare Veränderung der Schriftsteller-Nahmen, deren keiner in dem Druckfehler-Verzeichniß bemerkt worden: nämlich Swieten statt Swieten, Cappel st. Cappel, Grand st. Grant, Klaetchoff st. Kloeckhof, Schalmers st. Chalmers, Dixson st. Dickson, Raimarus st. Reimarus, Peghold st. Pezold, Prosp. Albinus st. Alpirius, Kleghorn st. Cleghorn, Gullard st. Goulard, Struck st. Strack, Lemiani st. Demiani u. s. f. Dieses ist um so mehr zu wandern, als der Verfasser eine äußerst leserliche schöne Handschrift hatte: der Corrector müsse in Zukunft aufmerksamer seyn!

Leipzig.

Anleitung zur Kenntniß der Europäischen Staatengeschichte, von Johann Georg Meusel. Fünfte durchaus verbesserte und fortgesetzte Ausgabe. 1816. XXII und 858 Seiten in Octav.

Der Geist des gegenwärtigen Handbuchs, das sich von dem Spittler'schen hauptsächlich darin unterscheidet, daß es mehr die äußere als die innere Geschichte der Staaten, welche der eben erwähnte Historiker zu seiner Hauptaufgabe machte, enthält, ist aus den frühern Ausgaben zu bekant, als daß es nöthig wäre hier dabei zu verweilen. Von einem so genauen und sorgfältigen Historiker als Herr Meusel ist, läßt sich auch im voraus erwarten, daß nach einer vierten Ausgabe nicht viele Berichtigungen und Umänderungen mehr nöthig waren. Wenn wir daher auch diesen gern alle Berechtigung wiederfahren lassen, so irren wir doch sicher nicht, wenn wir das Hauptverdienst dieser neuen Ausgabe in ihrer Fortsetzung bis auf die neueste Zeit setzen. Die vierte Ausgabe war im Jahre 1800 erschienen. Je mehr in den folgen-

den 15 Jahren die Begebenheiten sich häuften und drängten, um desto fühlbarer war das Bedürfniß einer Fortsetzung, aber auch desto schwieriger; da es wohl unmöglich seyn möchte, in Rücksicht der Auswahl den Wünschen und den Forderungen Aller Genüge zu leisten. Indes werden doch Alle dem Verfasser die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß keine Hauptbegebenheiten ausgelassen sind; und kleine Unrichtigkeiten, die nur im Ausdruck liegen, (wie z. B. Seite 230, wo das gesetzgebende Corps in Frankreich in den Rath der Alten und der jüngern, statt der cinq cents, getheilt wird,) zu erwähnen möchte wohl überflüssig scheinen. Daß die stets am Rande bemerkten chronologischen Data, so wie auch die angelegten genealogischen Tabellen, (jetzt mit der des Bonapartistischen Hauses vermehrt,) einer neuen Revision unterworfen sind, brauchen wir nicht erst zu erinnern. Das Buch umfaßt, seitdem in der vorigen Ausgabe bereits das Königreich Preußen hinzugekommen war, sämtliche Europäische Staaten, mit Ausnahme der Oesterreichischen Monarchie und Deutschlands. Der Verfasser glaubt, daß ungeachtet dieses großen Reichthumes in einem halben Jahre über das Ganze Vorlesungen gehalten werden könnten; worin Rec. freylich nach seinen Ansichten von Behandlung der Geschichte anderer Meinung ist; da er das Lehrreiche des mündlichen Vortrags gerade in eine gewisse Ausführlichkeit setzt. Indes bleibt dieß billig dem Urtheil jeden Lehrers überlassen; und das Verdienst der Vollständigkeit bleibt darum nicht minder groß, da das Buch keineswegs bloß zum Gebrauch bey Vorlesungen bestimmt ist.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

II3. Stück.

Den 17. Julius 1817.

Paris.

Histoire d'un morceau de bois, précédée d'un essai sur la sève, considérée comme résultat de la végétation. Par A. Aubert du Petit-Thouars. 1815. XXXV und 192 S. nebst 1 Kupfertafel.

Der Zweck dieses Buchs ist vornehmlich polemisch. Der Vf. gab im J. 1807 *Essais sur la végétation* heraus, worin er verschiedene für die Physiologie der Gewächse bedeutende Meinungen aufstellte, insbesondere: daß die erste Bewegung in der Vegetation von der Knospe herrühre; daß diese Bewegung eine doppelte gleichzeitige sey, eine auf- und absteigende; daß durch erstere der Saft aus den Wurzeln in die Höhe gezogen werde und die Fibern der Knospe in aufsteigender Richtung verlängere; daß durch die andere die nämlichen Fibern sich abwärts zwischen Holz und Rinde bis zu den Enden der Wurzeln aussondern, welches auf Reste, des daselbst sich ablagernden Cambium geschehe; daß hiedurch zwey von einander unabhängige Lagen hervorgebraht werden, eine von Bast, welche sich den ältern Bastlagen von innen, und eine von Holz, welche sich der ältern Holzlage von außen

R (5)

anschließe: daß der Canal für das Mark, einmahl gebildet, sich nicht mehr verengere, folglich niemahls verschwinde; daß es zwey ursprünglich verschiedene Elementar-Organen in den Pflanzen gebe, nämlich Holzsubstanz und Parenchyma, deren die erstere aus Fibern bestehe, die keine weitere Veränderung erleiden, letzteres sich zu bilden scheine aus Körnern, die, anfänglich getrennt, sich ausdehnen und Bläschen formiren, deren Zusammensetzung dem Parenchyma gestatte, in allen Dimensionen zu wachsen. Diese und andere Lehrlätze fanden theils keine Beachtung, theils an einigen Landsleuten des Verf., z. B. den Herren Mirbel, Seburier, Palisot-Beauvais, indirecte Gegner. In der Vorrede beklagt er sich bitterlich sowohl über das erste, als über das Benehmen der Letztern, und wirft ihnen und andern, die gegen seine Lehren etwas einzuwenden haben möchten, den Handschuh hin. Dieses scheint uns nicht die beste Art, Meinungen den Eingang zu verschaffen. Die Wahrheit wirkt ruhig fort, aber der, von dem sie ausgeht, muß seine Persönlichkeit verläugnen können: sich dabey geltend machen wollen, heißt jene Wirkung stören und oft ganz vereiteln. — Wir finden hier demnach eine Anzahl gesonderter Abhandlungen, von denen die bedeutendste dem Vuche seinen Nahmen gegeben hat; mehrere kleinere bereits anderswo gedruckte stehen hier nur, damit der Vf. sein Eigenthumsrecht daran geltend mache. S. 1 — 23. Ueber den Saft (seve) als Erzeugniß der Vegetation. Der Vf. versteht darunter die, von den eigenen Säften verschiedene, ernährende Flüssigkeit in den Gewächsen. Das Entwickeln der Knospen im Frühjahre bewirke im Stamme eine Anhäufung von Saft, dessen Aufsteigen nicht durch die großen Röhren des Holzes, sondern durch die Fibern desselben vor sich zu gehen scheine; auf ähnliche Art, als wir es in einem baumwollenen Dachte sehen sehen. Da nun diese Fibern aus dem Holz-

Körper in die Knospe und deren zusammengehende Theile übergehen, ferner aber ein Weinschößling, den man in ein Treibhaus geleitet, weit früher, als der in freyer Luft befindliche Stamm mit den übrigen Zweigen ausschlägt, vermöge Wirkung der Wärme auf seine Knospen: so schließt der Verf., daß diese Knospen den Reiz bewirken, wodurch der Zufluß des Saftes erfolgt. Dieser vermehrt die Masse des Gewächses, zuerst indem die Knospe sich in ein neues Stämmchen mit Blättern verwandelt, in welchen er sich luftförmige Stoffe aneignet; dann aber, indem zwischen Holz und Rinde sich das gallertartige Wesen, Cambium genannt, absetzet, welches durch die Markstrahlen den mit Saft erfüllten Fibern entzogen und herbengeführt wird. Eine dritte Verwendung des Baumsaftes ist, die Knospen in den Blattwinkeln zu bilden, welches nicht sobald geschehen, als man zwischen Holz und Rinde zwei Lagen formirt siehet, eine von Splint, welche die frühere bekleidet und eine von Rinde, welche die ältere mehr nach außen gedrängt hat. Jede dieser Lagen besteht aus Fibern, die sich von den Knospen unterbrochen bis zu den Spizen der Wurzeln begeben, deren Verlängerung sie bewirken; welches ebenfalls wiederum auf Kosten des in den obern Theilen der Pflanzen enthaltenen Saftes geschieht. — S. 24–57.

Bemerkungen über des Hrn. Seburiers: Versuch über die Phänomene der Vegetation, erklärt aus einem aufsteigenden und einem absteigenden Baumsafte. Vf. führt hier Seburiers den seinigen entgegengesetzte Meinungen mit dessen Worten an, und sucht sie zu widerlegen. Die Wahrheit liegt hier auf beiden Seiten: doch scheint uns in mehreren Stücken Hr. Dupetit-Chouars Recht zu haben. Oft besteht die Verschiedenheit der Meinungen nur in Worten, und das U. S. Verständniß wird dadurch vermehrt, daß beide Verfasser oft von der inneren Organisation des Stammes reden, ohne sie microscopisch hinlänglich

zu kennen. — S. 58 — 66. Entstehung der Ableger. Die Würzelchen bilden sich hier am Ende des spitzen Winkels, welcher die Neigung des eingesenkten Zweiges formirt, dadurch, daß der gerade Lauf der Fasern von den Knospen zu den Wurzelenden des Mutterstammes unterbrochen wird, und der Verf. gelangt dadurch zu dem Resultate, daß die Holzfasern überhaupt nichts anderes sind, als die Wurzeln der sich entwickelnden Knospen. — S. 67 — 69. Ueber eine, von Hrn. Sieule erdachte Art, die Spalierbäume, besonders Pfirsichbäume zu behandeln. Betrifft die Art des Schnittes. — S. 70 — 77. Ueber die Reproduction der Oberhaut an entriindeten Bäumen. Von Birken und Vogelkirschbäumen, wenn man ihre Oberhaut aufhebt und nun zerreißt, löset sie sich in einem Streifen ab, welcher eine Spirallinie um den Stamm beschreibt. Der Vf. glaubt, daß dieses nach den Umständen bald von der Linken zur Rechten, bald von der Rechten zur Linken geschehe: denn er beobachtete am Kirschbaume, daß, wenn er die Oberhaut auf gleiche Art lösete, das dadurch gebildete Band, statt mit parallelen Rändern fortzugehen, breiter wurde und sich in zwey theilte, von denen eines aufsteigend, das andere niedersteigend sich abrollte. Das bloßgelegte Parenchym der Rinde trocknet aus und erzeugt eine neue Epidermis, welche aber nie die Blätte der vorigen gewinnt. Ist aber die ganze Rinde bis auf das Holz weggenommen, so erzeugt dieses öfters eine neue Schicht von Holz und Rinde. Man bemerkt nämlich grünliche Erhöhungen auf demselben, die, sobald sie sichtbar, bereits aus Epidermis, Parenchym, Bast und Holzfasern bestehen, welche letztere aus dem Körper des Holzes kommen und in denselben zurückgehen. Die Oberfläche dieser neuen Substanz scheint dem Vf. die alte Oberfläche des nacktgelegten Holzes zu seyn, welches sich in eine Oberhaut verwandelt hat, unter deren Schutze die Bildung neuer Theile ge-

schiehet. Rec. glaubt nicht nöthig zu haben, auf das Mangelhafte dieser neuen Auslegung einer schon öfter gemachten Beobachtung und das Durchblicken vorgefaßter Meinungen aufmerksam zu machen. — S. 77—84. Ueber das Verhältniß zwischen der Zahl und Vertheilung der Blattnerren und der Zahl der Blütheile bey einigen Dicotyledonenfamilien. Vf. beobachtet die Holzbündel des Stengels, die Art, wie sie in den Blattstengel, ins Blatt übergehen, sich darin vertheilen und verbinden. Die Verschiedenheiten, welches dieses darbietet, glaubt er in der Zahl der Blütheile, d. i. der Einschnitte oder Blätter des Kelchs und der Krone, wieder zu finden: aber der Beweis ist in der That sehr unbesriedigend, man siehet demselben das Gezwungene an; auch haben wir nicht alle Thatfachen der Natur gemäß befunden. — S. 85—96. Ueber das Wachsen in die Dicke, sowohl der Gewächse im Allgemeinen, als besonders des *Helianthus annuus* L. Der Stamm der Monocotyledonen erreiche bald das Maximum seiner Dicke, und nehme dann nicht weiter zu. Unter den Dicotyledonen kommen die krautartigen, z. B. die Sonnenblume mit den Holzpflanzen im Wachstume zwar überein, unterscheiden sich aber im Wesentlichen darin von ihnen, daß ihre Markhöhle mit fortwährender Vegetation eine bedeutende Erweiterung erleidet, welches mit dem Stamme der Bäume nicht der Fall ist. — S. 97—119. Bemerkungen über drey Abhandlungen des Hrn. Palisot de Beauvois. Letztere betreffen den bekannten von Hrn. V. wiederholten Versuch, ein Rindenstück auf allen Seiten von der übrigen Rinde zu isoliren; die polygenische Figur, die sich häufig an einem Querschnitte der Markhöhle zeigt, und die Hr. V. mit der Stellung der Blätter zusammenhängend glaubt; endlich die Verwandlung des Vasces in Holz, die Hr. V. behauptet. Die Bemerkungen des Verf., welche nicht

ohne Bitterkeit sind, sollen zeigen, daß diese Beobachtungen und Lehrsätze theils bekannt, theils unwahr seyen; neue Thatsachen oder Ansichten haben wir darin nicht gefunden. — S. 120—185. Geschichte von einem Stücke Holz. Ein Stück Holunderholz, welches der Verf. zufällig fand, und dessen Mark er beobachtete, gab ihm die Veranlassung zu gegenwärtigem Aufsätze. Er hatte gegen Bose, Feduzier u. a. behauptet, das Mark der holzbildenden Dicotyledonen, einmahl formirt, erleide keine Verminderung seines Durchmessers durch Zusammenziehung oder innern Holzanwuchs. Man könne einwenden, daß in größeren Stämmen es sich oft nur als ein feiner Faden darstelle, da es in jungen Zweigen zuweilen von beträchtlichem Durchmesser sey. Darauf antwortet er, daß es auch schon in jungen Zweigen sehr im Durchmesser abändere und stellenweise einen dünnen Strang bilde. Dieses weiter auszuführen und die Regel dafür zu bestimmen, ist die Absicht des vorliegenden Aufsatzes. Zu dem Ende verfolgt er den Wachsthum der Holunderpflanze von ihrem ersten Entstehen aus dem Saamen an. Das Keimen geschieht seiner Meinung nach durch eine gleichzeitige zwiefache Bewegung, eine auf- und eine absteigende, deren Centrum sich im oberen Theile der Wurzel befindet. Durch die aufsteigende Bewegung werden die Cotyledonen über die Erde erhoben und die Knospe streckt sich aus. Dann schon beobachtet man im jungen Stämmchen eine Scheidung von Mark und Rindensubstanz durch Holzbüchel, die in einem Kreise stehen und die Tendenz zeigen, sich zu vereinigen. Vollkommner siehet man dieses nach Bildung der ersten Blätterpaare. Die in der Wurzel noch nicht existirende und dann sehr kleine Markhöhle erweitert sich im Fortgange, und ziehet sich zuletzt gegen die Spitze des Pflänzchens wieder zusammen. Hier ist das Mark, welches sich unten

bereits entfärbt hatte, noch grün und der Umriss des Holzkörpers eckig, welcher unterwärts rund war. Die nähmlichen Abweichungen im Umfange des Marks zeigt die Untersuchung der Aeste, welche sich im zweyten Jahre aus den Knospen bilden. Da, wo die Internodien eines solchen Triebes noch grün und weich sind, findet man die noch grüne Marksubstanz von isolirten Faserbündeln eingeschlossen, die an den Knoten sich nach außen beugen und in die Blattstiele übergehen. Tiefer unten stellt sich die Holzsubstanz als ein geschlossener Kreis dar: doch so, daß der Querdurchschnitt des Markes heym Ursprunge der Blätter elliptisch ist, weil dasselbe hier auf beiden Seiten sich ausdehnet, um die Knospen zu bilden, die man deshalb immer durch ein compactes Parenchyma, welches den Holzkörper durchdringt, mit dem Marke zusammenhängend findet. An diesem Orte gehen auch die Faserbündel, welche aus dem Innern der Holzsubstanz kommen, in den Blattstiel über. Hiebey durchbohren sie scheinbar die Holzsubstanz, welche aber vielmehr sich an an ihrer Außenseite angelegt hat, indem sie ihren Ursprung verdankt, einerseits den Knospen, anderseits den Holzbündeln, die in den Blattstiel übergegangen. Der Austritt der letztern wird nach abgefallenen Blättern durch eine Reihe von Puncten bezeichnet; diese bedecken sich im folgenden Jahre mit einer neuen Lage sowohl von Holz als von Rindensubstanz, welche beide Lagen, da sie durch eine Schicht von Cambium getrennt, nicht in einander übergehen können, sondern sich jede für sich ausbilden. Der Verf. zeigt, daß durch diese neu angelegten Holzlagen die ältere, und also auch das Mark nicht zusammengedrückt werden könne; vielmehr geht die Wirkung, da sie nicht nach innen dringen kann, nur nach außen, der Bast erweitert sich, und die äußeren

Rindenzellen werden entweder abgeworfen oder bilden, indem sich immer eine der andern von innen anlegt, die trockne rissige Kruste des Stammes. — S. 186 — 192. Etwas über das Abfallen der Blätter. Zum Theil gegen Hrn. de Beauvois gerichtet. Gewöhnlich fallen die obern Blätter eher als die untern ab. Verf. schreibt dieses dem Reissen der Spiralsgefäße zu, die, um in den Blattstiel überzugehen, bey erstern nur nach außen sich wenden, bey letztern aber, um dieses zu können, den Holzring durchbrechen und sich dabey mehr abwickeln und verlängern müssen. Bey andern Bäumen ist hierin kein Unterschied; einige sogar verlieren die obern Blätter eher als die untern, wovon der Grund noch aufzusuchen ist. Hiebey wird bemerkt, daß die Verlängerung der Schäfte entweder immer fortdauert, so lange es Sommer bleibt, in welchem Falle die obern Blätter die am spätesten abfallenden sind: oder daß sechs bis acht Wochen nach angefangenem Triebe die Extremität trocken wird und sich nicht weiter ausstreckt, während die Knospen fortfahren sich auszubilden. Die fortgehende Verlängerung der erstern und die zufällige Entwicklung der letztern, welche sonst nicht vor dem Frühjahre erfolgend, durch eintretende Umstände zuweilen schon im nemlichen Sommer geschehe, habe zu der ungegründeten Vorstellung von einem im Augustmonathe geschehenden zweyten Safftriebe die Veranlassung gegeben.

Dieses ist der kurze Auszug eines kleinen Werkes, aus welchem die Pflanzenphysiologie keine Bereicherungen von Wichtigkeit schöpfen wird. Die Schreibart des Verfassers hat etwas Unzusammenhängendes und Abspringendes, so daß es oft schwierig wird ihm zu folgen, wenn man nicht aus seinen früheren Schriften mit seinen Ideen bereits vertraut geworden ist.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

II4. Stück.

Den 19. Julius 1817.

Copenhagen.

Catalogus numorum veterum Graecorum et Latinorum Musei Regis Daniae. Disposuit, descripsit et aeneis tabulis anecdotos illustravit *Christianus Ramus*, Prof. et Musei Regii director. Pars I. Numi regionum, populorum; urbium, regum. Pars II. Moneta Romanorum Vol. I. II. Zusammen drei Bände zu 414, 365 und 412 Seiten in groß Quart. 1816.

Nachdem durch die Fürsorge der Dänischen Regierung schon 1791 die Dänischen Münzen in einem prächtigen Werke beschrieben und abgebildet waren, wovon wir zu seiner Zeit 1792. St. 21. und 1796. S. 587 ff. dieser Blätter Nachricht gegeben haben, auch von der nämlichen Königl. Commission das Verzeichniß der auswärtigen neuern Münzen vollendet worden; erscheint hier eine vollständige Beschreibung der alten Münzen des Königl. Cabinets, mit welcher des jetzt regierenden Königs Majestät der Münzwissenschaft ein eben so schätzbares als willkommenes Geschenk macht. Daß in dem König-

S (5)

lichen Museum ein bedeutender Vorrath alter, besonders Römischer Münzen sich befand, wußte man schon aus Spangenberg's Beschreibung des Königl. Museums; allein dieser bestand meist aus gewöhnlichen, zum Theil schlecht erhaltenen, und unechten Münzen, und bedurfte zuerst einer Vermehrung, um des Nahmens einer antiken Münzsammlung würdig zu seyn. Zu diesem Zwecke ward, auf Guldbergs Veranlassung, der nachmahls so berühmte Zoega nach Italien geschickt, um sich zum Numismatiker zu bilden, und das Museum gelegentlich zu bereichern, zu dessen künftigen Vorsteher er bestimmt war. Letzteres erfolgte nicht, da Guldberg abging, und Zoega blieb in Rom; aber die alten Münzen wurden nicht vergessen. Nicht lange nachher ward auf Antrag des Geh. Raths Hr. von Reventlow, Oberaufsehers der Königl. Kunstsammlungen, das Münzkabinett auf dem Schloß Rosenburg unter die besondere Obhut eines Gelehrten gestellt, und dazu Hr. Ramus ernannt, mit dem Auftrage, die Sammlung antiker Münzen zu ordnen, zu beschreiben, und überhaupt darauf Bedacht zu nehmen, daß dieser Theil des Museums zum Nutzen der Wissenschaft und Kunstliebhaber eingerichtet werde. Um die Sammlung zu vermehren, solle er sich mit Zoega, der in Rom lebte, in Verbindung setzen. Diese erhielt nun durch Zoega's Thätigkeit bald ansehnlichen Zuwachs: 2000 Stück, meist Griechischer Münzen, wurden von dem Baron Recuperi zu Neapel, 10,000 Stück von dem Römischen Rechtsgelehrten Vondacca gekauft. Außerdem benutzte Zoega einzelne Gelegenheiten, Münzen, die zur Ergänzung der Königl. Sammlung dienlich zu erstehen, und überschickte deren, in mehreren Sendungen, einige Hunderte. Auch das Glück begünstigte die Sammlung, indem bey Elsegge in Seeland vor etwa 40 Jahren 425 Röm.

Kaiserliche Münzen, von Tibet bis Mex. Aurel. in einem Sumpfe ausgegraben wurden, lauter Silbermünzen und wohl erhaltne. Aus der Thodrischen und Suhmischen Sammlung kamen noch manche hinzu, und der Viceconsul Lundbye brachte aus Tripolis 1300 Stück, wovon mehrere zur Ergänzung der Reihen dienten. Am meisten gewann das Museum durch den vom Könige genehmigten Ankauf der Gräflich Schmettauschen Sammlung, worin sich 1400 Griechische, 1600 Römische, meist ausserlelene Münzen, namentlich eine Reihe Attischer Vierdrachmen befand. So ist durch die königliche Freigebigkeit eine Sammlung erwachsen, die durch ihren Reichthum in fast allen Classen (nur Armenische fehlen) durch mehrere seltene und bisher unbekannte Münzen, und durch ihre zweckmäßige Anordnung und Beschreibung nicht nur für Dänemark einen Schatz zu wissenschaftlicher Belehrung, sondern auch für die Münzkunde überhaupt, manche Bereicherung enthält. Die Zahl der vorhandenen Münzen ist nicht angegeben, auch sind sie nicht mit forslaufenden Zahlen bezeichnet, allein Rec. glaubt nicht sehr zu irren, wenn er sie auf 20,000 schätzt. Unter diesen sind freylich, wie sich erwarten läßt, die Römischen bey weitem die zahlreichsten, aber auch an Städte- und Königs-Münzen ist kein Mangel, einige Classen, wie Sicilien, Attica, Syrien, Aegypten, sind vorzüglich reich. Die Anordnung und Beschreibung ist, wie die des neulich angezeigten Wiczanschen Museums, nach der Eibelschen Doctr. Verr. nam. eingerichtet, und der Verf. hat dadurch seinen Beruf zu der Stelle, die er bekleidet, vollkommen gerechtfertigt. Auf Erklärung einzelner Münzen hat er sich nicht eingelassen, sondern sich lediglich auf Beschreibung eingeschränkt, und hin und wieder in kurzen Anmerkungen bemerkt, daß die Münze noch nicht bekannt gemacht sey, oder bey

seltenen Münzen nachgewiesen, wo man eine Abbildung findet. Uebrigens auch einige bisher nicht genau abgebildete Münzen sind in Kupfer gestochen. Zum ersten Theile gehören acht sauber gestochene Tafeln, auf welchen, zur Bequemlichkeit des Lesers, bey jeder Münze die Seitenzahl bemerkt ist, wo die Münze beschrieben wird; der zweyte Theil hat fünf Kupfertafeln. Die Abbildungen sind genau, und nicht vergrößert. Einige wenige, die auch im Museum Hedervar. vorkamen, sind noch in dem Anhange angezeigt. Der Verf. ruhm dankbar die Unterstützung des Hrn. Gr. von Reventlow und des Hrn. Oberhofmarschall von Hauch, der durch wohlwollende Theilnahme ihm das mühsame Geschäft der Beschreibung erleichtert und die Ausgabe des Werks befördert hat.

Um zu zeigen, welchen Gewinn die Münzkunde durch dieses Werk erhalten habe, denn dieß ist doch bey der Beschreibung eines ganzen Münzcabinetts eine Hauptfrage, will Rec. einige der bisher unedirten Münzen auszeichnen. S. 13 von der Insel Ebusus zwey bisher unbekante Kupfermünzen mit dem Neptunskopf, und einem Anker zwischen zwey Delphinen. Auf einer ist deutlich EBVZITANO. S. 43 wird eine Münze von Casilinum in Campanien angeführt, mit einer Hindin, die ein Hirschkalb säugt, und CASI. Auf der Rehrseite ein kaum kenntliches Schiffsvordertheil und vielleicht MVN. Doch bemerkt der Verfasser, daß, da das I undeutlich sey, man entweder an Castulo, eine Municipalstadt im Tarrac. Spanien, oder an Castinum in Latium denken könne, wenn die Lesart der Rehrseite richtig sey. Auf jeden Fall ist die Münze unedirte. S. 106 von Hadrianopolis in Thracien ein Caracalla von .R., mit einem geflügelten Genius, der sich auf die gesenkte Fackel stützt. S. 127. Macedonische Kupfermünzen, Alexanders Kopf mit einem Widderhorn,

auf der Rehrseite ein Löwe. Unter den zahlreichen Attischen Münzen S. 155 ff. zeichnen sich aus Nr. 92 mit dem sitzenden bärtigen Bakchus, Nr. 99 mit einer sitzenden Figur, die ein Gefäß und einen Spieß hält. (Dr. N. hält sie für weiblich; vielleicht ist es ein jugendlicher Bakchus.) Erstere Münze kommt zwar unter den Monnetischen vor, aber die Beschreibung ist da nicht genau; hier ist sie zuerst abgebildet. [Nr. 114 mit der Eule und dem Gefäß neben einem Dehl- und Palmbaum (Zaf. 11. 16), findet sich doch im Kaiserl. Museum zu Wien; s. Ech. II. S. 216.] Die Münzen mit der Schildkröte und dem Quadrat rechnet der Verf. mit Sestini mit Recht nach Aegina, nicht nach Aegium im Achaia, und bestärkt dieses durch die Nachricht des Reisenden, Prof. Blondstedt, daß auf dieser Insel viele solcher Münzen ausgegraben werden. Von Argos S. 178 ff. mehrere Münzen, unter diesen zeigt Nr. 7. den Wolf liegend. Auf Nr. 8 ff. nennt der Verf. den Kopfaufsatz des weiblichen Bildes (*Juno avJeta* nach Echel) etwas unbequem *modius truncatus*, und die Säule auf der Rehrseite *columna cum vertice globoso*. Der Aufsatz ist aber pyramidenförmig, und wahrscheinlich nicht ohne Bedeutung. Es könnte der Petasus des Mercur seyn, der auf andern Münzen von Argos erscheint. Die Münze Nr. 16 mit dem Lorbeerbekränzten Kopfe und dem A über einer Keule, würde Rec. lieber der Stadt Apyra in Kreta beylegen, deren Münzen sie ähnelt, vergl. Zaf. IV. 3. Von der Insel Sicinus hat bloß Pellerin ein Paar Münzen angeführt; hier findet sich eine (S. 191), auf welcher der Apis und auf der Rehrseite eine Weintraube mit der Inschrift $\Sigma\text{K}\text{I}$ vorkommt. S. 201. Von Hadrianorhera in Bithynien eine sehr merkwürdige Münze, wo auf der Rehrseite der Kaiser Hadrian zu Pferde, einen Wären erlegend abgebildet ist, also in der Handlung die, wie Spartian erzählt, zur An-

Legung und Benennung der Stadt Veranlassung gab: S. 203 ein Marc. Aurel. von Nicäa, mit einem Pferde, das von einer weiblichen Figur gekrönt wird. (In der Beschreibung heißt sie Galeata s. hastam tenens, wovon auf dem Kupfer IV. 22. nichts sichtbar ist. Der Typus scheint zu den zahlreichen Anspielungen auf den Namen der Stadt zu gehören, womit die Nicäer ihre Münzen bezeichneten.) S. 216 ein Antonin von Parium in Mysien, merkwürdig durch die Inschrift CIGP. (Colonia Julia Gemellâ Pariana), da sonst stets das G vor dem I zu stehen pflegt. Nr. 219 schöne Großbronze von Pergamus mit dem Bildnisse des Severus und der Julia Domna; auf der Rehrseite. Herkules, der das Aeh bezwingt. S. 268 Großbronze von Adana in Cilicien; mit dem Kopf der Fulvia Plautilla ΒΟΥΛΟΤΙΑΝ ΠΑΤΤ. Auf der Rehrseite Caracalla auf einer Quadriga, von der Siegesgöttinn bekrönt. Unter den zahlreichen Aegyptischen Münzen finden sich mehrere unedirte. Nr. 62—64. Mit dem Ammonskopf und der Lotusblume dienen zur Berichtigung ähnlicher von Pellerin und Hunter der Stadt Samosata irrig beygelegter Münzen. S. 385 ein Hadrian von dem Aegyptischen Nomos Neout, von dem man noch keine Münze kannte.

Der zweyte und dritte Band befaßt die Römischen Münzen. Bey den ältesten Römischen und Italischen Kupfermünzen ist das Gewicht nach Dänischem Gewicht angegeben, wo das Pfund 32 Loth oder 125 Drachmen = 10388 Holl. Gran enthält, deren 10188 einem alten Pariser Pfund gleich sind. Bey den Imperatoren-Münzen weicht der Verf. darin von Eckhel ab, daß er zuerst die Münzen des ungetheilten und abendländischen Reichs bis Romulus Augustulus fortführt, wo dann die Münzen der Fremden Völker, die die Röm. Provinzen besetzten, der Gotthen, Franken, Vandalen, Langobarden S. 322-26

als Anhang einen bequemen Platz finden; darauf folgen im zweiten Abschnitt die Münzen der Oströmischen Kaiser von Arcadius bis Constant, Paläologus, oder vielmehr Isaac Angelus, denn spätere kommen hier nicht vor. Ein Anhang begreift die ungewissen, barbarischen und unechten Münzen. Der dritte Abschnitt endlich die uneigentlichen Münzen, Pseudomongia, Contorniaten, Marken &c. Es finden sich wie leicht zu erachten ist, in diesen beiden Bänden nicht so viele unedirte Münzen als in dem ersten; doch fehlt es daran keinesweges. Rec. will nur ein Paar erwähnen. S. 45. Nr. 42 von Ventulus Marcellus ein Denar mit den Buchstaben P. E. S. C. statt des gewöhnlichen ROMA. S. 50 von Decius Mus mit dem Pallas Kopf, und den Dioskuren, restituirt von Traian. Von dieser berühmten Familie hat man sonst keine Münze. Taf. I. 18. Eine ähnliche Restitutionsmünze von C. Servilius ist Taf. III. 16. — S. 98. (Die Nachweisungen der Seitenzahlen sind hier auf den Kupfertafeln oft weggeblieben, doch sind sie in den Addendis nachgeholt.) S. 86 zeigt der Vf., daß die Denare mit dem Monogramm MAT nicht der Pinarianschen Familie, wozu man sie gewöhnlich rechnet, sondern der fam. Pomponia gehören, und wahrscheinlicher Matho zu lesen sey. S. 105 eine Kupfermünze mit dem Herkuleskopf, und FL. VETV. entscheidet, daß dergleichen Münzen der Familie Veturia, nicht Vettia beizulegen sind, wenn auch das letztere V fehlt. S. 132. Denar von Augustus (Taf. III. 1). Auf der Rehrseite ein Herold vor einem Altar, auf welchem Ludi Saec. steht. S. 320 die schöne Münze der jüngern Faustina, die Patin erwähnt, mit der Isis auf einem Wolf (oder vielmehr Hunde) sitzend, ist hier (Taf. III. 11) zuerst genau abgebildet, und der Verf. bemerkt, daß sie durch die schöne Arbeit und das hohe Relief von den Aegyptischen Münzen sich unterscheidet. S. 339. Nr. 110. Großbronze von Commode

dus, Mars und Venus, mit der Sphinx und Taube. (Taf. III. 12.) B. III. S. 57. Nr. 165. Medaillon von Alex. Severus und der Mammaa. TR. P. XIII; Cos. III. P. P. der Imperator, vom Siege geführt, geht dem Heere voran über eine Brücke. (Die Münze ist der von Eckhel beschriebenen mit Profectio Augusti, TR. P. XIII. Cos. III. ähnlich, und bezieht sich auf den vorzunehmenden oder schon bewerkstelligten Uebergang über den Rhein im J. 235, ist also kurz vor des Kaisers Ermordung geprägt.) (Taf. IV. 16.) S. 135. Nr. 16 von Claudius Gothicus mit dem Kopf des Kaisers, und S. II. Jupiter und einer weiblichen Figur (wahrscheinlich Juno, die auch auf andern Münzen dieses Kaisers vorkommt), und der Umschrift Consecr. Aug. Der Vf. will diese nicht zu den Consecrationsmünzen rechnen, weil das Divus fehlt. S. 176. Nr. 8 ein Carus, auf der Rehrseite der Kopf des Carinus mit Stralenkrone und Imp. Carinus P. F. Aug. beweist, daß der letztere schon bei Lebzeiten des Vaters den Augustus-Titel führte, wodurch Eckhel VII. 517. berichtigt wird. (Taf. IV. 30.) S. 265. Nr. 60 ist die seltene, von Vanduri erwähnte Goldmünze des jüngern Constantin mit der Inschrift Principia Juventutis, unten Sarmatia Tr. Seltenheiten sind auch S. 325 ff. die Münzen der Vandalenkönige Hilderix und Gelairic, die des Langobarden Liutprand, an deren richtigen Lesung Rec. nicht zweifelt. Von den Ostromischen Münzen, S. 327 f. die sehr zahlreich, und zum Theil selten sind, zeichnet Rec. nichts aus, da das angeführte hinreichen kann, auf den Werth der Sammlung aufmerksam zu machen. Unter den S. 576 beschriebenen ungewissen Münzen wären wohl einige, der Schrift wegen, einer Abbildung werth gewesen. S. 385 - 407 folgen ad-denda et corrigenda, wo vorzüglich eine Menge Familien-Münzen nachgetragen wird. Dem ersten und dritten Bande sind zweckmäßige Register beygefügt; das Aeußere des Werks ist zwar nicht prächtig, aber doch anständig und dem Inhalt angemessen.

~~1137~~

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. Stück.

Den 19. Julius 1817.

Cambridge.

Greek Marbles brought from the shores of the Euxine, Archipelago and Mediterranean, and deposited in the vestibule of the public library of the university of Cambridge, by *Edward Daniel Clarke*, LL. D. late Fellow of Jesus College, and Professor of Mineralogy in that university. 1809. 81 S. in groß Octav.

Auch Cambridge hat von den Alterthümern Griechenlands, die in unsrer Zeit so fleißig nach England verpflanzt worden sind, und uns nun nach und nach bekannt werden, seinen Theil genommen, der nicht unansehnlich genannt werden kann. Herr Clarke, von dem 1805 die schätzbare Schrift the tomb of Alexander erschienen ist, und zuletzt eine Reisebeschreibung in vier Bänden, (welche zu den merkwürdigsten über diese Gegenden gehören soll,) gibt uns hier ein Verzeichniß der von ihm selbst zum Theil unter den größten Schwierigkeiten gesammelten Denkmähler, welche die erste Grundlage eines Museums der Universität Cambridge bilden. Seitdem ist es

Schon durch Hrn. Walpole vom Trinity-College mit andern vermehrt worden, die den alten Glanz der Provinza. Jonien, Karien, Sydien von neuem vortheilhaft bezeugen, wie Nr. 19. 32. Ein Versuch eines andern Mitglieds der Universität wurde durch den Krieg im Lauf der Reise vereitelt. Man erkennet in diesen Unternehmungen für die Alma Mater, in der Sprache darüber dieselbe Pietät, die sich so unzweydeutig ausspricht in dem Andenken an Porson und den scharfsinnigen Enghitt, (den von Kummer und Krankheit hingerastten, — a privation, calculated to affect, not merely the walks of literature, but every channel of society which conveyed the benefit of knowledge and the blessings of religion). Ueber den Lord Elgin beklagt sich der Verfasser, daß' er sich die Wegschaffung der Denkmähler als ein ausschließendes Gesandtschaftsrecht vorzubehalten gewußt habe. Die Gegenstände selbst sind, 38 an der Zahl, bunt unter einander verzeichnet. Wir finden hier (8) eine unbedeutende Armenische Inschrift; (2) Hieroglyphen an einem Fußgestell; (9) ein Bruchstück einer Aegyptischen Statue aus dem seltenen grünen Basalt, mit zum Theil unvollendeten Hieroglyphen am Gürtel. Da man den Streif mit den Giganten an der alten Dresdner Pallas mit ähnlichen Hieroglyphen-Verzierungen verglichen hat, so dürfen wir hier an den von Meander herausgegebenen weiblichen Torso erinnern, wo an dem Gürtel der Raub der Persephone abgebildet ist. Ferner (17) ein Stück einer Säule aus verde antico, der in Lakonien einheimisch war, und mehrere Stelen von Grabhügeln, eine porphyrene aus Aegypten (3), und zwey (1. 12) mit Griechischer Namensinschrift. Unter der einen ist das Bild eines Philosophen, mit einer Rolle in der Hand, und weiter unten ein Hund; an der Stelle,

sagt der Verfasser, die in die Erde kommen sollte, und der Hund sey oft an den Griechischen Grabmonumenten und bezeichne die Regionen der Unterwelt. Aber wozu ein Sinnbild in die Erde eingraben? und dann wissen wir nicht, worauf diese Erklärung beruhe. Das aber ist sicher, daß unzählige Griechische Grabsteine die alltrüglichsie Verrichtung und Umgebung aus dem Leben wiederhohlen, und daß die Männer darauf fast eben so oft von ihrem Pferd oder Hund begleitet sind, als von Weib und Kindern. Mit einem Philosophen verbunden hat freylich der Hund eine bestimmte Bedeutung, die aus Denkmählern von Diogenes und einigen namenlosen Snykern bekannt genug ist. Den andern Fall haben wir Nr. 13, wo der Hund wiederum die Plutonischen Gegenden bedeuten soll. Es ist ein Grabstein mit dem Verstorbenen und seinem Nahmen. Er liegt zu Tisch, und dieß ist eine auf Griechischen Grabsteinen so häufige Vorstellung, daß Rec. außer den von Zoega zu Taf. 36. vgl. II der Bassirilievi im Nachtrag angeführten über fünfzig Wiederholungen angeben könnte. Oft ist noch das Weib unten sitzend, ein paar Kinder, ein Slave, ein Tischchen, Waffen oben aufgehängt u. s. w. Aber an das "Todtenbett" ist hier nicht zu denken. Auch ist ein solches Plättchen nicht ein cippus zu nennen und der Stele entgegen zu setzen. Non levior cippus nunc imprimi ossa, diese Stelle bedeutet keineswegs, daß der Cippus schon gelegt worden sey. Nein, *στυλή* ist das allgemeinere Wort, und begreift cippus, columna, tabula, alles was aufgestellt wurde mit Inschrift oder zu irgend einer Bezeichnung. (S. Zoeg. de Obel. p. 571 sq.) Ein Stück einer Säule (21) aus dem Tempel des Apollon Thymbraeos, enthält eine Ehreninschrift auf einen Phrontistes des Drusus Cäsar. Dem Drusus Cäsar

selbst ist auch in Römischen Worten ein Denkstein gewidmet (23), welcher uns bey aller Seltenheit aller ihn betreffenden Denkmähler und bey aller Wichtigkeit jener Zeit, da er gar nichts ausfagt, den "Vernenden, den Gelehrten, den Geschichtschreiber" nicht so viel anzugehen scheint, als der Verf. verlangt. Die Inschriften 30. 31 sind ganz unbedeutend; wichtiger 28, Ehreninschrift einer Troischen Kanephore an eine Stele. Dann sind noch übrig 7 und 24, welche nicht mit den den alten Steinen nachgebildeten von Hrn. Clarke zuerst und ganz zweckmäßig gebrauchten Typen gedruckt sind, weil sie sonst mehr Raum eingenommen hätten, als durch die verlorenen Hoffnungen ihrer Erklärung versichert werde. Die erste enthält fast nur Rahmen, und man sieht nicht einmahl was sie bezeugen oder schenken. Sie ist also freylich keiner Erläuterung fähig noch bedürftig. Die andere zu Phanagoria auf der Asiatischen Seite des Kimmerischen Bosporus gefunden, schien dem Verf. über dem Eingang eines Tempels gestanden zu haben. Es sey übrigens nicht möglich eine andere Erklärung ihres Inhalts zu geben, als die eine treue Abschrift der übrig gebliebenen Buchstaben gewähre. Sie sey "also" bloß hinsichtlich des von den entfernten Griechischen Colonieen befolgten Styls zu beachten, und wo ein Porson verzweifelte, würde es mehr als thöricht seyn, sehr große Hoffnungen hegen zu wollen. Sollte Porson selbst an eine Tempelüberschrift gedacht haben, so hat er dießmahl sicherlich geirrt, und Rec. wagt sogar trotz der zurückschreckenden Worte, eine Vermuthung über den ganz bestimmten Zweck und Inhalt der Inschrift. Daß der Anfang fehle, liegt am Tage; daß am Ende jeder Zeile nicht zwey, drey, vier Buchstaben abgebrochen sind, wie hier angedeutet ist, sondern etwa achtzehn,

ergibt sich aus der Vergleichung verschiedener Umstände. Ein Zeitwort oder Participium, von welchem die folgenden Accusative abhängen, wie *καταλογίζομενος* (in Betracht) setzen wir voraus, ändern bloß in den allerletzten Buchstaben ΕΚΤΟΝΩ das Τ in Γ, und denken übrigens einen Römer, der unter der Regierung eines im vorhergehenden genannten Kaisers in der Stadt Pharaeoria etwa ein Römischeres Amt bekleidet, von dem Magistrat aber als Einwohner viele Auszeichnungen und Begünstigungen genossen hatte, und aus Dankbarkeit gewissen Personen seyten es Statuen oder Ehreninschriften (*κύρβεις, στήλαι*, Suid. *Στήλη· — πολλάκις δὲ καὶ εὐεργετῶν εὐεργεσίαι ἀναγράφονται*.) errichtete und seinen Nachkommen ihr Andenken empfahl. Dann ergibt sich ungefähr folgendes, denn natürlich kann in der Ergänzung nicht an dem Einzelnen gehalten werden:

(τὰς παλ-)

*αἰὰς ἀπὸ αὐτῶν εἰς αὐτὸν γενομένας τειμα(ς με-
γάλας, σὺν ἰσηγορί-)*

*αἰς τε καὶ ἀνεισφορίαις ἀπάσαις ταῖς κατὰ τὴν
βουλὴν, καὶ πάντα τὰ ἀπο)*

*δειχθέντα τοῦ Καισαρείου διὰ βίου εἰς γένος
(αὐτοῦ, τὰς εἰκόνας ταύ-)*

*τας ἀνέστησεν, τειμῆς χάριν, σὺν τῷ καὶ ἐπι.
(μελεῖσθαι εἰς πᾶσαν ἡ-)*

μέραν αὐτῶν ὑπὸ τε ἐμοῦ καὶ τῶν ἐκγόνων

Wie hier *τειμή*, so ist *Ε. 44 ετειμησαν*, *Ε. 5 τειμοθεος*, vergl. eine Inschrift bey Maittaire Dial. p. 229 Sturz. und andere in *Chandl. Marm. Oxon.* p. 1617, und in dessen *Inscr. ant.* p. 95 (von *Βηζανη*) *ετειμησαν*, *τειμας*, *τειμασαι*, auch auf einer Münze eines Königs vom Bosphorus bey *Eckh. Doctr. N. T. II.* p. 374 *τειμαι* und auf Münzen von *Athodus τειμοστρατοι*; und überhaupt

wurde gegen Ende des zweiten Jahrhunderts *εἶ* für das lange *ι* ganz gewöhnlich. (P. Knight Proleg. p. 190 Jacobs. Anthol. T. XIII. p. 756. Mon. ined. 168. *εἰΦιγενεια*) — *Ἀποδειχθέντα*, wie bey Herodot *ἀπεδέξατο ἐς τοὺς ὑπηκοοὺς εὐεργεσίας μεγάλας*, und ähnliches bey Pausanias u. a. *Σὺν τῷ* wozu noch kommt, mit der weiteren Bestimmung, daß. Wem *εἰς πᾶσαν ἡμέραν* ganz misfiel, (obgleich Aristot. Rhet. II. *πρῶτον* und *τελευταία ἡμέραν*, und die Römer sehr häufig dies für Zeit gebrauchen,) der würde vielleicht auf etwas dergleichen verfallen wie *ἐπιβοᾶσθαι Τίχην* — *καλημέραν*, oder das Zeitwort in der folgenden Zeile zu denken. Nur ist der Ausdruck *καλημέρος*, den wir nur aus Palladas 143 kennen, zu dichterisch, so wie bey Aristophanes *εὐήμερον πρόσωπον* und in den Fröschen *σφιγγὰ δυσαμερίαν*. Was das *ἐπιειλεῖσθαι τῶν εἰπόνων* betrifft, so erinnert man sich dabey einer Lateinischen Inschrift bey Visconti in den Monum. Gab. pag. 141, wondch einer eine Summe schenkt *excepta stipulatione (σὺν τῷ)*, daß von den Zinsen jährlich so und so viel ausge-theilt werde, *deducta oratione statuae*. Bemerken müssen wir noch den Latinismus in *τοῦ καισῶριον διὰ βίου* und in *εἰς γένος* mit ausgelassenem Artikel. Daß der Abfasser plötzlich aus der dritten Person in die erste fällt, *ὑπό τῆς ἐμοῦ*, ist nichts befremdliches. S. Anthol. T. XIII. p. 807. — Endlich ist auch Nr. 6 eine Inschrift, wovon der Verf. meint, man müsse entweder durch Aenderung des Textes eine mit dem Geist der Sprache verträgliche Construction herauszubringen oder durch irgend eine erträgliche Auslegung abzuhelpfen suchen, und beides würde in einen Streit der Meinungen verwickeln. Wäre die erste wirklich nicht da, so würde die andere immer leicht tragen. Aber in der

That beruht die einzige Schwierigkeit vielmehr darauf, was ein *Δασιος παῖς* sey, zu bestimmen. Die Ueberschrift ist *τριμοθεος δασιος χώρος*, und wir wollen das Ganze, weil es in der schätzbaren Nachlese von Epigrammen aus Büchern und Marmoren, welche Jacobs der Anthologie beigelegt hat, fehlt, hier abschreiben, wie es abgetheilt werden muß.

*τριμόθεος, ὁ πάτερς ὄσιος Φῶς, παῖς δὲ δασιος,
τριδεκάτης ἐτέων τετρακτίτας ἔδανε.*

*ἃ τάλαν, οἰκτερω' σε πολυκλαύστῳ ἐπὶ τύμβῳ
ἦν δὲ σὺν ἡρώων χώρον ἔχοις Φθίμενος.*

Die Form *τριδεκάτης* ist gemeine flüchtige Aussprache für *τριδεκαέτης*, sonst auch *τριδεκάτης*. Daß der schon in dem zusammengesetzten Benwort enthaltne Begriff noch im Genitiv wiederholt wird, ist hier nicht gut; aber ähnliches kommt nicht selten bey den Dichtern auf annehmlichere Weise vor. Daß *ἦν* einsylbig gebraucht wird, statt *ἦν*, müssen wir dem Verf. einer Inschrift zu Gute halten. Solche waren nicht immer sprach- und versgelehrt. *Σὺν ἡρώων* sc. *χώρῳ*. Der *παῖς Δασιος*, auf welchen hier alles ankommt, war vielleicht etwas ähnliches, wie der *παῖς ἄφ' ἑστίας*, oder *ὁ ἱερός παῖς*, der Hausknabe der großen Göttinnen, wovon zuletzt Creuzer gesprochen, Symbolik IV, 527; aber über den Ursprung des Namens sind wir im Dunkeln. Etwa von *δαίς*, Mahlzeit? (Ein Monath der Siphonier *Δασιος*, entsprach dem *Ἀνθεστηριών*, der seinen Namen von dem Fest der Anthestieren hatte, wobey man der Wortbildung wegen an *ἀνθήλιος* denken muß.) Vielleicht würde eine Abbildung der Figur weiter führen, welche sich über dem Epigramm, und auch auf der andern Seite des Marmors befindet, und nach Pallas und Guthrie öfters in der Gegend von Phanagoria und Pantikapæon gefunden wird,

ein Reuter nämlich, und sonst gewöhnlich noch ein Knabe dazu. Wiewohl Rec. darin nicht gleich etwas Römischeres sehen möchte, sondern lieber den einfachen, allgemein Griechischen Gebrauch, die Figure des Verstorbenen auf den Grabstein zu setzen. So sehen wir eben auch einen Knaben zu Pferd, und eine schöne Grabschrift darunter in Bellori Sep; Vet. Tab. 90. Hätte er eine Mütze auf, könnte man an eine Anspielung auf die Dioskuren denken, (wie der Herausgeber wirklich gethan hat,) oder bedeutet es bloß ritterlichen Stand. (vgl. Cod. Pal. Anthol. T. II. p. 805. 146. J. Poll. VIII, 131.) Der Ausdruck ὁ παρὰς ὄσιος Πάρι, (mit der mystischen Anspielung auf Licht) und daß er zu den Heroen kommen soll, stimmt ganz zu unserer Vermuthung, und daß ὁ Πάρι nicht bloß von Erwachsenen gebraucht werde, bemerkt H. Steph. ausdrücklich. Daß Hr. Clarke überhaupt von den erhobenen Werken keine Unriße beigefügt hat, können wir ihm schwer verzeihen. Es beziehen sich dieselben nach der Angabe, die aber bey jedem einzeln ihre eignen Zweifel hat, zum Theil auf die Eleusinen (4. 5. 10. 15. 36); eins (18) soll den Caligula vorstellen, der seine Tochter Livia Drusilla dem Schug der Athene übergebe; eines (ein sehr schönes, 20) ist vor Wilkins Antiquities of Magna Grecia gestochen. Ein Bruchstück ist auch darunter (22) von den Metopen des Parthenon. Ein kleines Vasrelief aus Sigeum (29) stellt Athene vor, mit einem Krieger und einem andern Mann, die sich ihr nähern. Die Rahmen waren beigeschrieben. Endlich Nt. 27 ist einer der oben schon berührten Grabsteine, vermuthlich einer der beiden, die Wheler in Athen sah (Travels p. 406. Ed. 1682); hier aber wird er auf seine eigene Weise erklärt, doch eben so unglücklich als der andere, nämlich als ein lectisternium

zur Ehre der Ceres, welche durch den Kopf des Pferdes vorgestellt werde, (bei dem Mangel des Raums brachte man zuweilen nur den Kopf desselben in einer Ecke an, als ob es draussen stünde und durchs Fenster gesehen würde,) und so schon unter den Hieroglyphen vorkomme. Wer doch über diese etwas mit Zuverlässigkeit aussagen konnte! Wenn man aus dem Pferd Arion und aus der Ceres mit Pferdekopf und Delphin immer wo ein Pferd ist, auf sie schließen wollte, so würde man noch manche andere possierliche Erklärung herausbringen können. Eben so verfehlt ist die Erklärung eines Bruchstückes 34. Auch ein Altar kommt vor (25), von Delos, mit einem Widderkopf und daran befestigter Wirta mit Blumenwinde, wie sie nicht bloß in Kos und anderwärts in Griechenland, sondern auch in Rom sehr gemein sind. Zuletzt gedenken wir auch der rundgearbeiteten Marmorwerke. Darunter ist eine Maske (19), in dem Theater zu Stratonike gefunden, nach dem Verf. das einzige nach England gelangte "correcte Modell einer alten Theatermaske." Wenn er ferner bemerkt, sie möge zu einer Verzierung des Theaters gedient haben, und zugleich wegen ihrer Aehnlichkeit mit Sokrates auf die Wolken von Aristophanes hindeutet, so liegt darin ein Widerspruch. Denn Porträtmasken konnten bloß zum Spiel dienen. Es wird aber wohl nichts weiter seyn als ein Silen, da die Bacchischen Personen so häufig in dieser Form vorgestellt werden, und dem Theater so eigends als geweihte Verzierung zugehören. Wenn sonst eine Theatermaske aufgestellt ist, wie nicht bloß auf der bekannten Florentinischen Gemme, wo ein Dichter oder Schauspieler vor ihr erscheint, sondern auch auf Marmorwerken, (s. zu Zoegas Vasreliefen S. 207 der Uebersetzung,) so ist es allgemein eine tragische oder komische Maske, und deutet diese Kunst oder ihre Muse an. Eine "mit

großen Styl alter Bildhauerey“ gearbeitete Statue des Pan (11), ist in dem angeführten Werke von Wilkins S. 71 gestochen, aber irrig ergänzt durch Flarmann als eine Trophäe tragend; es waren Trauben, wie eine aufgefundenene Zeichnung einer ähnlichen Statue lehrte. Man hätte es schon daraus wissen sollen, daß diese Statue bey einer Grotte des Pan gefunden worden. Der untere Theil einer weiblichen Gemandstatue (16) aus den Trümmern eines von dem Verf. entdeckten Dorischen Tempels des Jupiter Liberator am Fuße des Ida, von größerem Umfang als das Parthenon, soll in dem ältesten Griechischen Styl ausgeführt seyn. Es wird bemerkt, daß in den vielen Streitigkeiten über Simois oder Stamander das Beywort des Horatius, Epod. XIII, *parvi Scamandri* ganz übersehen worden sey. Eine Büste der Hera (26) aus demselben Tempel, worauf der Verf. ein paar Stellen völlig unsicher bezieht. Ein höchst vollkommner Rumpf einer männlichen Statue (32), in Knidos in Karien gefunden. Noch ein paar Bruchstücke, ein Stück Hand (38), wovon der Daumen in der Nähe des unteren Gelenks 6 Zoll im Umfang hat (also von der Art, wie im Hof des einen Capitolspalastes und in Villa Giustiniani Hände und Füße liegen), von einer unübertroffenen Arbeit und großer Naturwahrheit, so daß die Adern deutlich ausgedrückt sind; eine Löwenpfote (37) von einem großen Drenfuß und einige andere Kleinigkeiten. Das Beste haben wir bis zuletzt aufgespart, nämlich das Bruchstück der Eleusischen Göttinn, welches seit den nicht genug zu schätzenden Reisenden Spon und Wheler bekannt war; so wie auch dessen Ankunft in England (durch Joh. von Müller W. VII, 32: u. s. w.). Und dieß ist ein Stück, welches leicht manche ganze Museen aufwiegt. Herr Clarke wiederholt hier (14) mit

einigen Zusätzen die vorher besonders erschienenen Nachrichten; worin die Rede ist von der Pracht des Tempels von Eleusis, seiner Zerstörung, (gegen Ende des vierten Jahrhunderts durch die Gothen, welche nach Eunapius de vita philos. p. 64. 75. Colon. 16:6, von Schaaren schwarzgekleideter den Heiligthümern sehr gefährlicher Mönche eingeführt und begleitet wurden,) von den vorzüglichsten Reisenden, die das Werk an Ort und Stelle gesehen, von seiner Bedeutung und von der Geschichte seiner Wegführung. Daß es nicht eine Karvattide oder Kanephore seyn könne, wird gut gezeigt. Die gelehrtesten Engländer erkennen es fast einstimmig für Demeter. Von den mythologisch sehr wichtigen Bemerkungen, welche diese Statue darbietet, Gebrauch zu machen, muß Rec. sich für einen andern Ort aufsparen. Das Maß desselben ist nicht genau angegeben; dreymahl Lebensgröße, sagt Wheler, 5½ Fuß Breite gibt Pococke die Schultern; der Korb, auf dem Kopfe mißt 2 Fuß. Zu ergänzen hat man sich wohl gehütet: aber etwas ungerecht ist der Spott auf die Franzosen, die der Göttinn alsobald nicht bloß ein Gesicht, sondern alle ihre Abzeichen, ihren Wagen, Drachen und Verzierungen würden gegeben haben, und in deren Museum manche Statue keinen Cubikfuß alten Marmor enthalte. Noch sind fast in der ganzen Welt die alten Statuen durch Ergänzungen verfälscht und entstellt. Gerade das Gesicht hat sich wegen einer Ader in dem Pentelischen Marmor abgelöst. Außer der Abbildung des Werkes selbst, sind aber Ergänzungen der erhaltenen Hälfte, so wie der ganzen sitzenden Statue durch Sturzmann beygegeben, auch eine Ansicht von Eleusis. Die Wegnahme wurde dadurch erschwert, daß die Vorstellung herrschte, wenn die zerbrochene Statue weggeführt würde, werde die Fruchtbarkeit des Landes

auffhören. An Festtagen brannte man eine Lampe vor ihr. Chandler mußte viel bezahlen, um nur in ihrer Nähe graben zu dürfen; man glaubte, jeder Versuch sie zu entfernen sey von einem Unglück begleitet gewesen, der Arm der sich an ihr vergreife, werde abfallen. Ein Geistlicher im Amtsanzug mußte daher den ersten Streich mit der Haxe führen, um den Schutt zu entfernen. So stark hat, wie ein langer Nachhall, der alte Glaube an die Heiligkeit der großen Mutter nachgewirkt. Auch die Schwierigkeiten die große Last fortzuschaffen waren nicht gering, gegen 150 Menschen mußten an einer eigends erfundenen Schleife ziehen u. s. w. Als das Schiff, worauf sie endlich glücklich abgegangen war, Schiffbruch gelitten hatte, fanden die Eleusier nur ihre Prophezeiung bestätigt. Die allgemeine Ansicht des Verfassers von der alten Religion (S. 30 - 32, 72 - 76), scheinen im Wesentlichen uns gegründet, gehen aber mehr in die Tiefe, als daß sie in ihrem Umfang gehörig ausgebildet und beschränkt, und kritisch bestimmt und gesichert wären. Auf jeden Fall stehen sie sehr vortheilhaft ab von den beygebrachten Meinungen über vieles Einzelne. Angehängt ist Porsons Englische Uebersetzung der Inschrift von Rosette, und dabey eines von demselben verbesserten und in den Lücken ausgefüllten facsimile des Griechischen Textes gedacht, welches von Hrn. C. der Society of Antiquaries vor mehreren Jahren vorgelegt, und von ihr nicht für das Publicum benutzt worden sey. Sollte er selbst denn keine Abschrift behalten haben, um wenigstens in gemeinen Lettern das Original zu geben, wenn er doch bey dieser Gelegenheit die Uebersetzung mittheilen wollte?

Nachträglich muß Rec. noch bemerken, daß von der oben ergänzten Inschrift ihm später erst der frühere Abdruck in Guthrie Tour in Tauride p. 317

bekannt geworden, wo eine ihm zwar falsch erscheinende, aber doch der seinigen verwandte Ansicht von dem Ganzen gefaßt ist. It seems however to have been erected in honour of a man and his posterity who had merited well of their country. Hier ist übrigens nicht bloß das Ende, sondern auch der Anfang einer jeden Zeile als verstümmelt angegeben. Ein paar kleine Verschiedenheiten, die sich finden, dürften wohl gegen die spätere Herausgabe als Irrthümer angesehen werden. Nur im letzten Wort bestätigt sich unsere Verbesserung durch die Lesart ΕΚΤΟΝΩΝ Μ(οδ).

W — k.

Göttingen.

Bei Vandenhoeck und Ruprecht: Griechische Schulgrammatik, von Valentin Christian Friedrich Kost, Lehrer am Gymnasium in Gotha und Mitglied der Lateinischen Gesellschaft in Jena. 1816. 329 Seiten.

Es ist erfreulich zu sehen, wie durch die Bemühungen mehrerer verdienter Männer die Griechische Grammatik allmählich an Richtigkeit, Wissenschaftlichkeit, Deutlichkeit, Leichtigkeit so gewonnen hat, daß, wenn unterrichtete und aufgeklärte Lehrer das Geschäft leiten, jetzt die lernende Jugend mit halber Mühe gegen frühere Zeit den Eingang in die Griechische Sprache finden kann. Durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit hat in der neuern Zeit keiner so viel für die Griechische Grammatik geleistet als der Größte aller jetzigen Grammatiker, Hermann; dann aber auch viele andere verdiente Männer; namentlich die bekannten Verfasser der neuern Grammatiken, Buttman, Matthia, Thiersch haben jeder das ihrige beygetragen zur Vervollständigung und Berichtigung der Lehren und der Methode. Jede dieser

Grammatiken hat ihr eigenthümliches Gutes, welches mit Dank erkannt werden muß. An die bisherigen Darstellungen schließt sich die vorliegende Grammatik des Hrn. Kost rühmlich an. Man kann der Natur der Sache nach in derselben nicht viel eigentlich neues erwarten. Wer nur das Vorhandene gehörig benutzen will, kann des Brauchbaren für Schulen genug zusammen stellen; was durch ferneres Studium der Griechischen Sprache in diesen Felde noch künftigher erfordert werden wird, kann, Einzelnes etwa abgerechnet, im Allgemeinen den Anfangsunterricht noch lange nicht berühren, und wird besonders nur für weiter Fortgeschrittene geeignet seyn. Daß man das alte steife Gerüste abnahm, war nützlich und nothwendig; nur Starrsinn oder Unkunde kann es heißen, wenn die alten ungenügenden Formen noch bey manchen Lehrern haften; aber nun wird es dann auch gut seyn, sollten wir meinen, wenn nicht bloßes Haschen nach neuen Theorien andere und andere Umgestaltungen zu Tage fördert, sondern für die Schulen ein besonnenes Mittelmaß beobachtet wird. Der Verfasser dieser Grammatik hat, wie wir sehen, diesen Grundsatz befolgt, und ohne das neuere zu verschmähen sich vor unsicheren Behauptungen gehütet, und im Allgemeinen eine recht passende Auswahl gemacht, dessen was in eine solche Grammatik gehört. Dabey hat er alle gesuchte Künstlichkeit vermieden und sehr lichtvolle einfache Darstellung erreicht. Er wollte eigentlich das Gute der frühern Grammatiken zu vereinigen suchen, und dieß ist ihm recht gut gelungen. Vor jedem Abschnitt und für jeden Redetheil ist eine einfache für Anfänger hinreichende Begriffsbestimmung hingesezt, und dann folgen die Hauptpuncte in natürlicher Ordnung. In der Formenlehre hat der Verfasser sichtbar auf die Methode

des Hrn. Prof. Thiersch Rücksicht genommen, doch nicht durchgängig; worüber allerdings die Erfahrung denkender Schulmänner zu entscheiden hat. Die Art wie die Dinge hier gestellt sind, hat uns natürlich und plan geschienen. Vielleicht ist jedoch aus Besorgniß durch Distinctionen zu verdunkeln hie und da zu viel Sparsamkeit angewendet, wie z. B. in der Elementenlehre der Abschnitt von den stummen Vocalen ganz fehlt, was doch auch für die Accente wichtig ist, (*Βασίλειωσ. ἀνώγειον* u. s. w.) oder wenn für die Verwandlung des *δ* in *τ* in Fällen wie *ἡσθη*, *ἐπλοσθη*, *ἡννοτι*, keine Regel bemerkt wird, und ähnliches dergleichen. Da durchaus der Attische Dialect zum Grunde gelegt worden, so ist dieses natürlich auch bey dem Verbum geschehen; wenn dadurch nicht alles in seinen rechten Gesichtspunct gestellt werden konnte, so läßt sich freylich dagegen sagen, es komme eben nur erst auf eine leichte Methode des Lernens an, und das übrige müsse nachher besonders vorgetragen werden. Es ist jedoch noch die Frage, ob nicht bey dem allen die Dinge zugleich so gestellt und diejenigen Vorbegriffe eingewebt werden können, aus denen in der Folge die vollständige Uebersicht des ganzen Paradigma sich entwickeln ließe, so weit dessen Bildungsgeschichte vor Augen liegt, während jetzt es eines ganz veränderten Standpunctes bedürfen wird, um dahin zu gelangen. In ein passendes Verhältniß zur Formenlehre ist die Syntax gesetzt, und dieses ist in alle Wege zu loben. Die Regeln sind so abgefaßt, daß sie bequem auswendig gelernt werden können; die Construction des Ganzen ist ohne streng wissenschaftlich zu seyn doch auch nicht unwissenschaftlich, und so möchte ee auch wohl am besten seyn für eine Schulgrammatik. Wir wünschen dem jungen achtungswerthen Verfasser alle die Aufmunterungen, welche sein loblicher Eifer verdient.

Mailand.

Von Joh. Pirola: Isocratis oratio de permutatione, cujus pars ingens primum graece edita ab Andrea Musto, nunc primum latina exhibitur ab Anonymo interprete, qui et notas et appendices adjunxit. 1813. XII und 136 Seiten in Octav.

Der Anonymus hat den von dem Historiographen der Ionischen Inseln Andr. Mustoydes aufgefundenen Theil der angegebenen Rede des Isokrates, dessen Griechische Ausgabe schon von uns angezeigt ist, ins Lateinische aus dem Ambrosischen Codex übersetzt. Voran geht das argumentum orationis von Athanas. Kuger, dann folgt desselben Lateinische Uebersetzung, woran sich diese des Anonymus schließt, die mit Fleiß gemacht ist, und zwar aus dem Ambrosischen Codex selbst. Einige gelehrte Bemerkungen hat er beygefügt, und S. 119 erinnert, daß Peter Victorius den Laurentischen Codex des Isokrates bereits gekannt, und daß nach Mustoydes außer demselben noch der Ambrosische und zwey Vaticanische Handschriften diese ganze Rede enthalten. S. 124 f. folgt eine emendatio graecae editionis mediolanensis ad Codicem Ambrosianum, unde haec est educta, omissis tamen iis erroribus, qui jam in calce ejusdem editionis notati sunt. Den Beschluß des Werckens machen Anhänge (Appendices) als: über den ersten Brief des Isokrates an den König Philippus. Der Codex Ambros. hat: *Ἰσοκράτης Διονυσίῳ*. Der Verfasser macht es sehr wahrscheinlich, daß Isokrates, der sich gern wiederholt, diesen Brief mit einigen Abänderungen, worauf die Codices führen, an den König Philippus Ol. 188, 3, und an den ältern Dionysius in Syrakus, also vor Ol. 193, 2 gesandt habe u. s. w.

— — —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 21. Julius 1817.

G ö t t i n g e n .

In der Versammlung der Königlichen Societät der Wissenschaften am 19. d. M. legte der Herr Obermedicinalrath Blumenbach einen ihm zu dieser Absicht von ihrem Mitgliede dem hochverdienten Weltumsegler Capitain von Krusenstern eingesandten handschriftlichen Aufsatz vor, worin ihr dieser außer einem Auszuge aus dem Journale des jetzt auf der zweenen Russischen Weltreise begriffenen Lieutenants von Bogebug, vorzüglich seine eignen kritischen Bemerkungen über die von le Maire und Schouten im Jahre 1616 und von Roggewein im Jahre 1722 auf der Südsee gemachten nautisch-geographischen Entdeckungen mittheilte.

Bekanntlich hatte ein edler Kenner und thätiger Beförderer der Wissenschaften, der Russische Reichscanzler Graf Komanzoff vor zwey Jahren auf eigene Kosten ein Schiff, den Kurik, ausrüsten lassen, das unter dem Commando eines trefflichen Marine-Officiers, der selbst schon als Cadet die Krusensternsche Weltreise auf der Nadeshda mitgemacht hatte — des schon genannten Lieutenants Otto

von Kogebue — eines Sohnes des berühmten Kaiserlich Russischen Etatsraths, von neuem eine Entdeckungsreise um die Erde machen sollte.

Die dem Commandeur für seine Fahrt ertheilte Instruction ging weislich auch dahin, daß er auf dem großen Ocean besonders mehrere von den gedachten Holländischen Seefahrern vor circ. 100 und 200 Jahren entdeckten aber seitdem von keinem Europäischen Reisenden wieder besuchten Inseln aufsuchen, und somit die Lage dieser vor der Hand doch noch problematischen Eilande genau bestimmen sollte, da bisher die Meinungen der neuesten classischen Bearbeiter dieses wichtigen Theils der Nautischen Geographie, Alex. Dalrymple's, Fleurieu's, und Capt. Burney's getheilt waren. Freylich war die Aufgabe schwierig genug; da es für die Navigation — zumahl bey stürmischem, trübem Wetter oder plötzlich Windstößen — kaum ein gefährlicheres Meer gibt, als eben den von jenen Holländern von N. nach W. befahrenen Strich der Südsee, der mit den niedrigen, theils kaum über die Meeresfläche herausragenden Corallen-Inseln und Riffen gleichsam besät ist. Doch kamen dem Lieutenant von B. außer seinen tüchtigen Kenntnissen auch die mäßige Größe seines Schiffs und sehr günstiges Wetter zu statten, so daß er, wie schon die von ihm eingeschickten Karten beweisen (aus welchen Herr von Krusenstern eine kleine Generalkarte — vom 14. bis 16° S. Breite und 137. bis 149° W. Länge von Greenwich — gezogen, und der Königl. Societät mitgetheilt hat) mehr von diesen berufenen Coralleninseln gesehen, und sie genauer erforscht hat, als irgend einer seiner Vorgänger.

Nachdem er den Brasilischen Hafen von St. Catharina den 28. Dec. 1815 verlassen, den 26. Jan. das Cap Horn umschifft, und den 13. Februar unweit Conception an der Küste von Chili geankert

hatte, so richtete er von da seinen Lauf zuerst nach der für Geologie und Ethnographie so merkwürdigen Osterinsel, wo er den 28. März vor. Jahres landete, aber die abenteuerlichen colossalen, aus schwammiger Luffwacke gehauenen Wüsten (— die auf dem herrlichen Blatte von Woollett zu Cook's zweyter Reise so ganz anders als im Atlas zu der von La Perouse abgebildet sind —) meist alle zerstört fand. — Capitain Br. hatte vor mehreren Jahren in einer eignen Abhandlung die Vermuthung geäußert, daß das von John Davis im Jahre 1687 gesehene aber nicht betretne Land von Roggewein's Paaschen eyland verschieden und östlicher etwa zwischen dem 90. und 95° der Länge zu suchen sey: nimmt aber nun seine Hypothese zurück, da es Lieutenant B. in jener Gegend nicht gefunden. Dieser nahm nun seinen Lauf von der Osterinsel zunächst nach der Gegend, wo die von Le Maire und Schouten entdeckte Hunde-Insel liegen sollte, fand auch wirklich den 16. April im 14° 50' S. Breite und 138° 47' W. Länge eine niedrige, wie fast alle jene Coralleneilande mit einem See (Lagoon) in ihrer Mitte versehene Insel, auf welcher keine Einwohner zu sehen waren, und die er die zweifelhafte nannte, von der es aber Capitain Br. mehr als bloß wahrscheinlich macht, daß sie wirklich die Hunde-Insel ist. (— Ein gar seltsames qui pro quo, wodurch diese Südsee-Insel mit einer gleichnamigen an der Ostküste von Grönland verwechselt worden, ist bey Blumenbach de generis hum. variet. nativa p. 227. ed. 3. berichtigt. —)

Auf der weitem Fahrt nach W. fand Herr v. B. fast unter der gleichen Breite (14° 57' 20'') und 144° 20' 30'' Länge eine ähnliche aber kleinere Coralleninsel, an welcher er trotz der sehr starken Brandung landete, und die mit der üppigsten Vegetation bedeckt war, oder vielmehr einem sehr schön

unterhaltenen Garten glich, sich auch besonders dadurch auszeichnete, daß sie keinen Lagoon hatte. Man traf keine Einwohner, konnte aber aus mehreren Anzeigen schließen, daß sie entweder noch vor kurzem bewohnt gewesen, oder doch von benachbarten Insulanern besucht werde. Da dieß die erste von den neuen Entdeckungen war, die Lieutenant **K.** auf seiner Weltreise gemacht hat, — denn auch Herr v. **Kr.** zeigt in dem Aufsatz den wir vor uns haben, daß diese Insel weder Schouten's Sondergrund, noch auch Koggewein's Carlshof seyn könne — so nannte sie jener nach dem Nahmen des edlen Urhebers dieser großen Unternehmung, **Romanzoffs-Insel.**

Hingegen führt Capitain **Kr.** Gründe an, die es wahrscheinlich machen, daß die vom Lieutenant **K.** bald hernach unter $14^{\circ} 41' \text{ S.}$ und $144^{\circ} 59' 30'' \text{ W.}$ erblickte mit einem Lagoon versehene Insel, die den Nahmen Spiridooffs-Insel erhielt, wohl die westlichste der zwey Inseln sey, die der Commodore Byron King George's Islands nannte, denen nachher auf den neuesten Karten des großen Oceans von Arrowsmith, Espinosa und Purdy noch zwey westlichere beygefügt sind, die aber, wie er ferner zeigt, als nichtexistirend wieder weggelassen werden müßten.

Eine große Gruppe von Inseln, die mit Bäumen stark bewachsen und durch Corallenriffe unter einander verbunden sind, nannte Herr von Kogebue nach dem Schiffe die Kuriks-Kette. Ihre östliche Spitze die in $15^{\circ} 20' \text{ S.}$ und $146^{\circ} 30'' \text{ W.}$ Länge liegt, wird von einer ähnlichen östlichen Gruppe die Cook Palliser's Isles nannte, die aber ohne Zweifel mit Koggeweins schädlichen Inseln einerley ist, durch einen Canal getrennt, den der Lieutenant **K.** den 23. April durchsegelte. — Capitain **Kr.** zeigt, daß nach aller critischen Prüfung die Kuriks-

Fette so gut als eine ganz neue Entdeckung anzusehen ist.

Kaum hatte man diese Inselkette aus dem Gesichte verloren, so zeigte sich eine neue aber noch größere in W. t. S.; die eben so wie jene aus mehreren, theils ansehnlich großen durch Corallenriffe mit einander verbundenen Inseln bestand, und deren Südseite, längs welcher man segelte, in einer Richtung von W. t. N. und O. t. S. eine Ausdehnung von $72\frac{1}{2}$ Nautischen Meilen hatte. Es ist dieselbe die der Commodore Byron 1765 the Prince of Wales's Island nannte, und die auf Arrowsmith's Karte unter dem Nahmen von Dean's Insel steht; die aber Capitain Burney für Schouten's vor 200 Jahren entdecktes Vliegen Eyland hält, welcher Meinung auch Capitain Kr. beppflichtet, und die andern gedachten Nahmen künftig auf den Karten wegzulassen rathet.

Genau im Westen, 15 Meilen von der W. Spitze dieser Vliegen-Insel entdeckte der Lieutenant K. noch eine solche durch Corallenriffe zusammenhängende Inselgruppe, deren Mitte unter $15^{\circ} 00' S.$ und $148^{\circ} 41' W.$ liegt, und sich durch die besondere Eigenthümlichkeit auszeichnet, daß aus der Mitte ihres Lagoon's eine kleine stark mit Bäumen bewachsene Insel hervorragt. Der Entdecker gab dieser Kette den Nahmen der Brusensterns-Inseln, und richtete von da seinen Lauf nach W. N. W., um die von Roggewein entdeckten Baumanns-Inseln (— von deren Bewohnern der Verf. der einzig authentischen Beschreibung jener merkwürdigen Weltreise, der Meklenburgische Pfefferkuchen-Becker Behrens sagt: sie seyen "mehrentheils weiß, und die hübschesten und allerartigsten Menschen," welche er auf der ganzen Südsee gesehen —) in der Gegend aufzusuchen, wo Fleurieu glaubte, daß sie liegen müßten. Er sah jedoch kein Land, und es möchte wohl jetzt

so gut wie entschieden seyn, daß die frühere Meinung der Englischen Geographen, als ob jenes Baumanns-Land und Bougainville's Isles des Navigateurs einerley sey, gegründet ist.

Den 30. April sah man die Penrhyn's-Inseln, die Capitain Sever vor fast 30 Jahren entdeckt hat, aber seitdem wohl von keinem Seefahrer wieder besucht worden. Die Bewohner dieser Gruppe kommen den Washington's-Inulanern an Größe und Schönheit des Körpers sehr nahe. Sie tanzten sich nicht, dagegen aber bemerkte man fast bey allen tiefe blutige Furchen, die sich über den ganzen Körper unregelmäßig durchschnitten, (— also fast wie bey manchen Negervölkern und Brasilianerstämmen).

Den 21. März wurden wieder zwey neue Gruppen von bewohnten Corallen-Inseln entdeckt, die durch einen zwey Meilen breiten Canal unter $11^{\circ} 11' 20''$ S. Breite, und $190^{\circ} 9' 30''$ W. Länge von einander getrennt sind, welchen der Lieutenant K. durchsegelte, und die N. Gruppe Kutusoffs- so wie die S. Suwaroffs-Inseln nannte.

Da er Ursache hatte seiner Instruction gemäß nun nach Kamtschatka zu eilen, wo er den 19. Jun. im St. Peters- und Paulshafen seine Anker fallen ließ, und den 12. Jul. von da seine Entdeckungsreise nach dem Norden fortsetzte, so hat er manche nähere Untersuchungen auf jenem südlichen Inselmeer für seine Rückkehr dahin, versparen müssen.

Inzwischen fügt der Capitain von Krusenstern schon vorläufig seinem wichtigen Aufsatze noch einige Bemerkungen über verschiedene vor der Hand noch problematische Punkte in den beiden denkwürdigen Weltreisen der schon oft genannten Holländischen Seefahrer bey, und zeigt z. B., daß le Maire's und Schouten's Sondergröndt mit den von Byron anderthalbhundert Jahre später gesehenen King Geor-

ge's Islands (zusammengenommen) einerley, und Roggewein's seitdem noch nicht wieder gesundes Labyrinth unter $15^{\circ} 45'$ S. Breite, und zwischen 148° und 149° W. Länge aufzusuchen sey, u. dergl. m.

Hannover.

Bei den Brüdern Hahn: Ueber die Erkenntniß und Heilart der Krankheiten der Thiere, von Joh. Nicol. Kohlwey, Königl. Preussischem Thierarzt u. s. w. Ein unentbehrliches Handbuch für Deconomen. Aus dem dritten Theile des Verwalters besonders abgedruckt. 1816. 194 S. in Octav.

Es ist eine traurige Erscheinung der gegenwärtigen Zeit, daß Thierärzte, statt durch ihre Erfahrungen zur Erweiterung der Wissenschaft mitzuwirken, jene lieber anwenden, um den Deconomen einen schwachen Trost beym Erkranken der Hausthiere zu gewähren. Solche Bücher sind nach Rec. Ueberzeugung nur im äußersten Nothfall etwas nütze, entweder als Rathgeber bey denjenigen Krankheiten, die sehr schnell verlaufen, oder wenn kein brauchbarer Thierarzt zu haben ist; in allen andern Fällen müssen sie als nachtheilig angesehen und vermieden werden, so lange Deconomen die Thierheilkunde nicht als einen Zweig ihres Studiums behandeln. Die Gründe hiervon liegen zu klar am Tage, als daß sie einer Erörterung bedürften. Die vorliegende Schrift ist ein Zuwachs, der die leider schon zu zahlreichen veterinärischen für Deconomen bestimmten Hülfsbücher zwar vermehrt, aber schwerlich der prätendirten Unentbehrlichkeit ungeachtet mehr Nutzen haben dürfte als die übrigen. Das Ganze ist eine oft genug misrathene Compilation, und die Quellen aus denen Hr. N. geschöpft hat, sind nicht immer die besten, und halten weder bey der Beurtheilung noch Heilung der Thierkrankheiten Stich. Zum Beweis nur einige Bey-

spiele: Zur Heilung der Rindviehpest empfiehlt der Vf. die Pessina'sche längst verjährte Behandlung mit der eisenhaltigen Salzsäure, deren Unwirksamkeit Hr. Pessina in seiner letzten Lebenszeit selbst noch eingestand. — Der bösarige Schnupfen des Rindviehes nach Chabert, Flandrin und Huzard. Die Beschreibung hebt damit an: diese Krankheit hat mit dem Catarrh viel ähnliches (!), zur Heilung werden kleine wiederhohlte Aderlässe am Schwanz, nebst verdünnenden mit Salpeter versetzten und bisweilen säulnißwidrige Mittel sowohl im Getränke als zu Gurgelwasser verordnet. — Ueber die Geburtshülfe beym Kalben der Kühe, sagt Hr. N., wenn Menschenhände nicht zureichen, das Kalb hervorzubringen, soll solches mittelst eines Wagenrades herausgewunden werden. Rec. möchte denn doch dieses barbarische Verfahren niemanden zur Nachahmung empfehlen, welches die Hirten bis dahin nur allein zum großen Schaden der sich ihnen anvertrauenden Eigenthümer ausgeübt haben. Von den Igelstälbern oder schwammigten Gewächsen in der Gebärmutter der Kühe (Cotyledonen) hält der Verfasser, daß sie nicht im mindesten schädlich sind, dennoch rath er, wenn sich solche an der hervorgetretenen Gebärmutter finden, die leicht abgehenden abzulösen, die festliegenden samt dem Uterus in die natürliche Lage zurückzubringen. Hieraus wird der Leser schon den Werth dieses Buchs zu beurtheilen im Stande seyn, worin Hr. N. sowohl Mangel an anatomischen Kenntnissen als nur oberflächliche Beobachtungen gezeigt hat. Die Abhandlungen über die Krankheiten der Pferde sind im Ganzen noch am besten gewählet, obwohl sich auch hier Gelegenheit fände, manche Ansicht zu rügen. Am dürftigsten sind die Bemerkungen über Schweinekrankheiten ausgefallen, die auch nur die letzten drey Seiten einnehmen.

— — — — —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 24. Julius 1817.

London.

Tracts, historical and statistical on India; with journals of several tours through various parts of the peninsula; also an account of Sumatra in a series of letters, by *Benjamin Heyne*, M. D. F. L. S. Member of the Asiatic Society of Calcutta, and surgeon and naturalist, on the establishment of S. George. Illustrated by Maps and other plates. 1814. XI und 462 S. in Quart.

Das vorliegende Werk enthält eine Reihe von Abhandlungen, theils statistischen, theils naturhistorischen und verwandten Inhalts, Früchte, wie der Vf. selbst in der Vorrede sagt, eines 20jährigen Aufenthalts in Indien. Wir werden die einzelnen Abhandlungen anführen, und das Wichtigere bemerklich machen; aus allen Auszüge zu geben, erlaubt ihr Inhalt nicht. I. Statistical fragments on the Carnatic. Ueber Boden, Wasser, Ackerbau, Wittung und Klima, Wege und merkwürdige Plätze. Der Boden trägt deutliche Spuren, daß er einst vom Meer bedeckt war. Er kann nur langsam sich erhöht

F (5)

haben; allein unmöglich wie die Puranas wollen, plötzlich. Genaue Nachrichten über den Wechsel der Jahreszeiten, deren der Indier sechs zählt. Die Regen sollen in Canate von N. O. oder O. kommen, zwei bis drei Wochen später als in den Circars. Dieß ist höchst wahrscheinlich ein Irrthum; nach allen uns bekannten Nachrichten bringt der Westwind den Regen. Auch spricht der Verf. selbst ungewiß. Die Wege sind hier besser als in den Circars, (wiewohl es keine Kunststraßen gibt,) und die Herbergen (Choultries) zahlreicher als nöthig. Unter den merkwürdigen Plätzen ragt Conjeveran durch seine berühmte Pagode hervor, die zu den sehr alten gehört. Nach den Puranas werden Plätze im Umkreis von 40 Englischen Meilen zu ihren Thoren (gats) gezählt; d. i. Plätze wo die Pilgrimme ehe sie zum Hauptheiligthum kamen, ihre Andacht verrichten mußten. II. Statistical fragments of the Mysore. Ueber die dortigen Naturerscheinungen. (In keinem Theil von Indien fällt so viel Regen, da Mysore sowohl den Malabar als Coromandel Monsoon hat, erstern im Jun., Jul., August; letztern vom Sept. bis December. Nur vom Januar bis May ist heller Himmel.) Ueber die Einwohner, den Zustand des Ackerbaues, des Handels, so wie auch der Litteratur und Kunst. "Die Dramen sind bloß Travestirungen aus den Nationalen Epischen Gedichten, dem Ramajan und Mahabarat. Der Vorredner recitirt vor jeder Scene die Verse aus diesen in Sanscrit, die wenige, oft er selbst nicht, verstehen. Dann wird es in die Volkssprache übersetzt, und mit viel Witz und Satire von den Schauspielern dargestellt: selbst die Großen und die Braminen werden nicht darin geschont." III. Account of the Diamond Mines in India. Diese Abhandlung ist eine der lehrreichsten für den Mineralogen, da bisher über die Indischen Diamantgruben so

wenige Nachrichten bekannt sind. Der Verf. spricht jedoch nur von den Gruben, vier oder fünf, die er selbst auf der Halbinsel besuchte; eine vollständige Uebersicht ist also auch hier nicht zu finden. Die erste Diamantgrube sah der Vf. bey dem Dorfe Malavilly, 16 Engl. Meilen in W. S. W. Richtung von Ellore in den Circars. Auch bey mehreren benachbarten Dörfern finden sich Diamanten. Sie gehören noch dem Nizam. Der Sage nach sollen diese Schätze erst seit einem Jahrhundert entdeckt seyn. Ferner finden sich Gruben in den abgetretenen Districten, namentlich bey Cuddapa am Pennarfluß, die schon seit mehreren Jahrhunderten bearbeitet sind. Sie wurden auch bearbeitet wie der Vf. sie besuchte; jedoch der Zutritt ihm anfänglich erschwert. Das ganze Verfahren bey der Bearbeitung wird ausführlich erläutert, so wie auch die verschiedenen Arten der Steine genau unterschieden. Die Ynder unterscheiden vier Arten; die erste Bramha, ihre Farbe ist wie reine Milch; die zweyte Chetra, wie reiner Honig; die dritte Bysea, wie Rahm; und die vierte Froschfarbe, oder dunkel grau. Man sieht, die Benennungen sind von den vier Hauptcasten hergenommen. Die dortigen Gruben schienen fast erschöpft zu seyn, aber in der Nähe bey Candapetta und Curnapully vermuthete man noch reiche Lager. Im Jahre 1800 besuchte der Verf. die Gruben zu Banaganpilly in Decan. Die Hügelreihe in der die Gruben sich finden, ist die von Ganjekotta. Die Gruben sind wenig mehr als tiefe Löcher; der Bau wird sehr ungeschickt getrieben, und wie eine Art von Glückspiel betrachtet. IV. On the Copper Mines in the Callastray and the Nellore districts on the peninsula of Hindostan. Die Gruben werden wegen Eifersucht der Rajahs auf einander nicht mehr bearbeitet, wiewohl der Boden sehr reich zu seyn scheint. Der Verf. war sehr krank als er in

jener Gegend war; stellte aber dennoch genaue mineralogische Untersuchungen an. V. On the propagation of the Christian religion in India; and on the moral Character of the Hindoos. In den Augen des Verf., sind die Hindus eine ausgeartete verworfene Menschenrasse; und dieß nicht etwa geworden, durch Unterdrückung und Mißhandlung der Europäer, sondern durch ihre Religion. Ihre Bekehrung, meint der Verf., würde keine so große Schwierigkeiten haben, wenn man dabey nur ihre Casteneintheilung schonte, die kein religiöses, sondern ein politisches Institut sey. VI. Translation of some Indian Books. Zuerst von einer medicinischen Schrift, Kalpastanum, die zwar nicht zu den Schastras gehört, aber doch eines großen Ansehens genießt. Sie enthält die Anfangsgründe der Pharmacie. Die Pflanzennahmen sind im Sanscrit, Telinga, und nach dem Linneischen System gegeben. Dann noch ein Treatise on Medicine. Ob aus den vielen hier gegebenen Recepten unsere Aerzte Nutzen ziehen können, müssen wir ihrer Beurtheilung überlassen. Hierauf eine freye Uebersetzung der Chetri Ganitam, oder Feldmessenkunst der Hindus. Chetri heißt im Sanscrit der Boden, (daher die Caste der Chetri oder Grundbesitzer und Krieger); Ganitam bezeichnet die Mathematik. VII. On Terra Japonica, or Catechu. So heißt ein trockner Extract aus der Frucht der Arrecanus, der in den Gerbereyen gebraucht wird. VIII. On Sulphur. Schwefel ist selten in Indien; der Verfasser fand ihn indeß als Bodensatz eines Sees am Godaveri. IX. On the Method of smelting Iron at Yergutti, near Sathgur. Die ausführliche und genaue Beschreibung des Verfahrens ist zugleich durch Abbildungen erläutert. X. Desultory but well meaning thoughts on the British Government in India. Hauptsächlich Vorschläge zur Verbesserung der

Sage der kleinen Pächter (Ryots) und Bauern. Sehr schön zeigt der Vf., warum die Erhebung der Pachtgelder durch Britten so viel gehässiger ist als durch die Inländer. XI. Mode of dying red Cotton yarn, practised on the coast of Coromandel. Ist wegen des großen Details der Beschreibung keines Auszugs fähig. Eben so auch XII. Account of the method of smelting Iron in the Northern Circars, wo wir gleichfalls auf das Werk selbst verweisen müssen. So auch XIII. Account of the Iron Works at Ramanacapetta. XIV. Description of Buggelconda Hill. Der Hügel liegt in den Circars, und ist merkwürdig, weil man ihn für einen ausgebrannten Vulcan hält; wiewohl selbst die Sage nichts mehr von seinen Ausbrüchen weiß. XV. Observations made during a tour from Bezwada to Timmericota. Ueber den Mangel brauchbarer Straßen in Indien, und die Beschwerlichkeiten die dadurch entstehen. Die Dornsträucher zerreißen bald die Palankins, und man hat Mühe seine Augen zu schützen. Prachtige Wasserfälle des Ristna. XVI. On the Milk of plants. XVII. Observations made on a tour from Samulcota to Hydrabad. Die Bedienung des Vf. bestand auf dieser Reise aus beynähe 40 Personen, und doch war dabey nicht ein einziger überflüssig. Die Schultrier in den Circars sind fast durchgängig schlecht, und schützen oft nicht einmahl vor dem Regen. Die Gegend um Hydrabad, die Residenz des Nizam, ist keineswegs schön. Es sind dürre und nackte Hügel die es umgeben. Hier liegt Golconda, wo ein Hauptmarkt für die Diamanten ist. Aber die so genannten Diamantminen von Golconda finden sich gar nicht hier, sondern sind keine andern als die oben beschriebenen. Der Nizam hat seine Macht ganz in die Hände seines ersten Ministers gelegt. XVIII. A brief account of the Circars at the coast of Orissa. Meist nur

Beschreibung des Bodens und seiner Bestandtheile. XIX. Journal of a tour from Cuddapa to Hydrabad in the Year 1809. Der Vf. machte diese Reise mit seiner Familie unter vielen Beschwerden, welche selbst in der bessern Jahreszeit, im Januar, die schlechtesten Wege, oft auch das Betrugen der Eingebornen in den Weg legte. Cuddapa liegt unter $14\frac{1}{2}^{\circ}$ N. B. und der Weg gieng in einer nördlichen Richtung durch einen Theil des Innern der Halbinsel, durch das Gebieth des Rajah von Canul, eines freywilligen treuen Alliirten der Compagnie, und des Nizam, der es nur gezwungen ist. Ausführliche und genaue Nachrichten über die Gewinnung des Salpeters, den England bekanntlich in so gewaltigen Quantitäten aus Indien zieht. Die Diamantgruben in diesem Theil Indiens liegen fast alle zwischen den Flüssen Pennar und Kistna; es sind die oben beschriebenen. Man findet hier fast bloß Hindus; wenig Muselmänner. XX. Account of an expedition from Jalna to Seronge 25° N. B. Der Marsch gieng durch den Theil von Berar, der dem Nizam gehört, einem der wüsthsten Theile von Indien. Berar liegt an der Nordseite des Godavery. Das Volk spricht hier die Marattasprache. Das gemeine Volk, sagt der Vf., ist hier schöner als die Braminer in Carnate; und die Bramiaen oft so schön (fair weiß?) wie die Europäer. Der weitere Weg gieng durch Candesh, das dem Scindiah gehört. Die Hauptstadt Verrampore ist eine der am besten gebauten Städte in Indien. XXI. Remarks on Mahavellyporam. Der Vf. sucht zu beweisen, daß nie eine solche Stadt vorhanden war, die von der See weggeschwenmt worden sey, als man von Mavellypuram erzählt; daß die neue Stadt oder Dorf dieses Namens nie größer und bedeutender war als gegenwärtig; und daß die Sculpturen an den Felsen und den Pagoden wenig oder gar nicht besser sind, als manche andere in

Indien. Sie könnten, meint der Vf., nicht über 200 Jahre alt seyn. Die Bemerkungen des Vf. scheinen aber sehr oberflächlich zu seyn; und wie sehr sie mit denen anderer Reisenden im Widerspruch stehen, ist hinreichend bekannt. Als bereits beendigt wird Niemand die Untersuchung ansehen können. Die Nachrichten über die Steinart, (die Felsen sind alle Granit, aus Quarz und Feldspat zusammengesetzt,) werden den Mineralogen wahrscheinlich mehr befriedigen als die über die Kunst den Alterthumsforscher. XXII. Journal of a tour from Bangalore to Trichinapolly in 1802. Der Weg gieng durch die Ghautgebirge. Die Dörfer waren hier ärmlich, und zum Theil im Aufstande gegen die Ernte oder der Auflagen. Der Boden weit und breit mit Gebüsch bedeckt, der Aufenthalt der Tiger. Das durch sein Fort und seine Pagode so berühmte Trichinapolly ist noch immer ein wichtiger militärischer Posten; wiewohl die Festungswerke verfallen sind. XXIII. Glassworks at Matod; und endlich XXIV. Account of the method of making steel in the Mysore country. Das Eisen, aus dem in Mysore der Staal (Wooz) gemacht wird, kommt aus der Gegend des Dorfs Malsinghanhally; die hier ausführlich beschriebene Verfahrungsart muß in dem Werk selbst nachgelesen werden; so wie das Gutachten eines Englischen Stahlarbeiters über die Verarbeitung des Indischen Stahls, der allerdings der beste sey, aber doch noch gewisse Vorarbeiten erfordere. Angehängt sind noch Letters on Sumatra. Für die, welche mit den Werken von Marsden und Escheltron bekannt sind, enthalten sie nicht viel Neues. Der Vf. kam nicht in das Innere der Insel, sondern nur nach Benculen. Diese vormahlige Präsidentschaft ist jetzt Bengalen zugeschlagen, und hat nur einen Residenten, der jedoch noch die äußern Ehrenzeichen behält. Die Colonie, welche bekanntlich sonst

der D. F. Compagnie ihren Pfeffer lieferte, hat an Wichtigkeit verloren, seit den Erwerbungen auf der Küste Malabar, von wo man den Pfeffer so viel haben kann, wie man will. Doch dauern die dortigen Pflanzgärten fort. Unterdeß sind auch die Gewürze der Molukken dahia verpflanzt worden. Bey den zahlreichen und schön gebauten Landhäusern, welche man um Benculen herum sieht, finden sich gewöhnlich Pflanzgärten in denen sie gezogen werden; und die Eigenthümer versprechen sich viel davon. Es gab bereits 33 Plantagen im J. 1812, die sämmtlich erst seit 1803 entstanden waren. Die zu Madras und Bengalore damit gemachten Versuche sind gänzlich mißlungen. Der Campherbaum wächst in den nördlichen Theilen von Sumatra, und breitet sich ohne künstliche Cultur aus. Es gibt zwey Sorten, die beste wird von den Chinesen gekauft, die sich in Menge auf Sumatra aufhalten, und geht nach China. Das kleine Ratteneiland ist von Wichtigkeit wegen seines völlig sichern Hafens. Wahrscheinlich aber wird es eine Beute des Meers werden. Die Elephanten und Tiger sind auf Sumatra in großer Menge. Die letztern kommen nicht selten bis in die Nähe der Britischen Niederlassung. Die Elephanten werden von den Einwohnern mit Arsenik vergiftet, das man in Zuckerrohr thut, das ihr Lieblingsfutter ist. Die Küsten der Insel sind bekanntlich mit Malayen besetzt; über die Ureinwohner des Innern, die Battas, finden wir nur Sagen; sie sollen auch Menschenfleisch essen. Das Gold auf Sumatra wird theils aus dem Sande gewaschen, theils aus Gruben gewonnen, aber ohne kunstmäßigen Bergbau. Es geht für Opium und Callicos nach Indien. Der Handel von Sumatra ist aber überhaupt in einem Zustande der Schwäche; der Verf. gibt noch zuletzt einige Ideen an, wie er gehoben werden könnte.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. Stück.

Den 26. Julius 1817.

Strasburg.

Topographie Physique et Médicale de la Ville de Strasbourg. Avec des Tableaux statistiques, une Vue et le Plan de la Ville. Par J. P. Graffenauer, Docteur en Médecine, membre de plusieurs Sociétés Savantes. 1816. VIII und 311 Seiten in Octav.

Zu den vorzüglichsten medicinischen Topographien, die in den letzteren Jahren erschienen sind, verdient gewiß die vor uns liegende der in mancher Hinsicht interessanten Stadt Strasburg gezählt zu werden, die kein Arzt ohne Belehrung aus den Händen legen wird. Das erste Kapitel liefert die Beschreibung der Stadt und seines Wassers. Die Beschaffenheit des Bodens und dessen Producte. Wir finden in der Beschreibung der Stadt und der darin befindlichen vielen Einrichtungen so wenig Uebertriebenes, daß uns die Behauptung daher die Kathedralkirche sey vielleicht die Schönste in ganz Europa, um so auffallender war. Zweytes Kapitel: Klima, Temperatur und meteorologische Bemerkungen. Das

Y (5)

Klima ist sehr gemäßigt; aber die Nähe der Vogesen, der Schweizer-Gebirge und des Schwarzwaldes machen die Temperatur sehr unbeständig und veränderlich. Die Winter sind gewöhnlich lang und heftig. Im verflossenen Jahrhunderte war am 26. December 1798 die Kälte am heftigsten, wo der Thermometer bis auf 20° R. fiel. Der Frühling ist gewöhnlich kalt und feucht; der Sommer dauert nur kurz; der Herbst aber ist schön. Die mittlere Wärme von Straßburg ist $\times 7.779$ R. Die mittlere Höhe des in einem gewöhnlichen Jahre gefallenen Regens 25 Zoll 9.99 Linien. Die Winde wechseln sehr, doch sind der Süd- und der Nord-Ostwind, nach den sorgfältigen Beobachtungen des Hrn. Prof. Herrenschneider, die am meisten herrschenden. Meistens heftig und häufig sind Gewitter und die damit verbundenen Mayregen und Hagelschlag. Erdbeben sind seltne Erscheinungen; und die Chronik erzählt nur von zweyen, die in den Jahren 1289 und 1357 statt fanden. Das letzte war 1802 nach einer vorhergegangenen 54 Tage dauernden Dürre. In den Jahren 1806 bis 1815 war die mittlere Höhe des Barometerees 27 Zoll 9.09 Linien. Die mittlere Abweichung der Magnetnadel nach Abend ist $20^{\circ} 31'$.

Drittes Kapitel: Leibesbeschaffenheit und Character der Einwohner; physische Erziehung der Kinder; moralische Einflüsse; Handel und Industrie. Das ganze Kapitel ist wie das folgende: Diät, Nahrungsmittel und Getränke; mit vielem Fleiße und großer Wahrheitsliebe behandelt. Besonders aber müssen wir es loben, daß der Verf. in Hinsicht des nachtheiligen Einflusses, welchen der Mißbrauch geistiger Getränke hervorbringt, nicht, wie so viele andere Verfasser von medicinischen Topographien, übertrieben hat.

Fünftes Kapitel: Bevölkerung, Geburten, Ehen, Todesfälle. Nach den neuesten Berechnungen beträgt die Zahl der jetzigen Bevölkerung 54,501.

In einer Periode von 20 Jahren, das Jahr 1815 mit eingeschlossen, zählte man 39,481 Geburten, die Todtgeborenen nicht mitgerechnet. Von dieser Zahl sind 20,177 männlichen und 19,354 weiblichen Geschlechts, welches einen Unterschied von 773 macht. Von der Zahl 39,481 sind 31,713 und 7768 uneheliche Kinder: woraus folgt, daß $4\frac{1}{2}$ eheliche Kinder gegen ein uneheliches kommen. Zwillingsgeburten fallen häufig vor; die Geburten von drey oder vier Kindern aber sind selten. Man kennt seit dem Anfange dieses Jahrhunderts von letzteren nur zwey Beyspiele: das Eine war am 29. Januar 1801, und das letzte im Junius 1812. Mißgeburtten sind selten. In den letzten 20 Jahren sind 37,888 gestorben, welches bey der Bevölkerung von 54,000 Seelen einen Todesfall auf 28,55 Einwohner ausmacht. In 20 Jahren sind 3534 Kinder todtdgeboren worden, so daß das Verhältniß der Todtgeborenen zu den Lebendgeborenen ungefähr 1 zu 11 ist. Von den Ursachen, die der Verf. als Grund dieser großen Sterblichkeit angibt, finden wir keine, die nicht vielleicht bey näherer Untersuchung auch in anderen großen Städten statt finden würde; so wie gegenwärtig die Zahl der Todtgeborenen in denselben überhaupt sehr groß ist. Auch im ersten Lebensjahre ist die Sterblichkeit sehr groß; besonders während der Zahnperiode, in welcher Epoche mehr als der zehnte Theil stirbt. Zwey Aerzte besorgen in der Stadt, und zwey Officiers de Santé in den Vorstädten die Todtenbeschau, und der wirkliche Tod des Verstorbenen wird durch ein Attestat von ihnen bestätigt. Sechstes Kapitel: Krankheiten. Diesen Abschnitt finden wir so schön bearbeitet, daß wir uns des Wunsches nicht enthalten können, daß derselbe in einem Deutschen Journale übersetzt würde. Straßburg ist kein ungesunder Ort, wozu seine freye Lage, in der Nähe des Zusammenflusses zweyer Flüsse, viel beyträgt. Man bemerkt

jährllich eine große Verschiedenheit in den daselbst vorfallenden Krankheiten. Im Jahre 1349 herrschte daselbst die Pest, wodurch 16,000 Menschen hinweggerafft wurden. Nerven- und Faulfieber beobachtete man stets in Straßburg, besonders aber während der Revolution und in den letzteren Jahren. Was der Verfasser über die Verbreitungsart des Typhus durch die Einquartierung der Soldaten, Krankenhäuser u. s. w. sagt, bestätigt durchaus die häufigen Erfahrungen Anderer hierüber. Wenn Hr. Dr. G. das Brechmittel im Anfange des Typhus unbedingt empfiehlt, so widerspricht dieses gewiß den Erfahrungen Anderer; da mehrere Umstände es hier durchaus unanwendbar machen. Die remittirenden, gastrischen und gallichten Fieber, weichen gewöhnlich den Brechmitteln, den auflösenden Mitteln und den gelinden Purgirmitteln. Intermittirende Fieber herrschen das ganze Jahr hindurch, besonders aber im Frühlinge und Herbste. Seitdem die Gegend mehr ausgetrocknet und die Holzungen mehr luftiger sind, sieht man sie nicht mehr so häufig als sonst. Zuweilen beobachtet man auch verlarvte kalte Fieber, wovon der Verf. einen Fall anführt, der sich bey einem Greise unter der Form eines Schlagflusses wiederholt zeigte, und durch die China glücklich geheilt wurde. Die Blattern herrschten früherhin häufig und heftig daselbst, und eine der schrecklichsten Epidemien war in den Jahren 1802 und 1803, welche Herr Dr. G. genauer beschreibt. Im Jahre 1800 machte man die ersten Versuche mit dem Eintupfen der Schutzblattern. Die Masern und das Scharlachfieber sind häufig in Straßburg, so wie man in den ersten acht Monathen des Jahres 1812 den Friesel epidemisch zu Rosheim beobachtete: welche Epidemie von Schahl und Zeffert in einer eignen Monographie (Précis historique et pratique sur la fièvre miliaire qui a regné epidé-

miquement dans plusieurs communes du Département du Bas-Rhin pendant l'année 1812, Strasbourg 1813. 4.) beschrieben worden ist, die Rec. mit vieler Belehrung studiert hat. Die Lungenentzündungen, die wie der Katarth und der Rheumatismus besonders im Frühlinge wahrgenommen worden, haben selten einen sthenischen, sondern meistens einen mehr nervösen Character. Seitdem man den Croup sorgfältiger beobachtet, überzeugt man sich auch in Straßburg, daß er daselbst keine so seltene Krankheit ist. Von 1812 bis 1815 sind 51 Kinder daran gestorben. Bluteigel, Blasenpflaster und Quecksilber in großen Gaben zeigten sich als die wirksamsten Mittel. Die Versuche mit der Schwefelleber entsprachen den Erwartungen nicht. Brechmittel, gleich Anfangs gegeben, können die Krankheit oft im Entstehen heben. Die Hydrophobie vom Beißen eines tollen Hundes kommt nur selten vor. Um den Abscheu vor dem Wasser zu besiegen, rief Herr Prof. Flamant daselbst, vermittelst einer durch das eine Nasenloch bis in den Schlund eingebrachten Röhre nährende Flüssigkeiten einzuspritzen. Das Asthma ist eine sehr häufige Krankheit in Straßburg: nur scheint Herr Dr. G. dasselbe öfters mit anderen Brustübeln und vielleicht auch Krankheiten des Herzens verwechselt zu haben, wovon er ein Beyspiel gibt, wenn er erzählt, ein krankhaftes Asthma mit wässeriger Geschwulst der unteren Extremitäten durch einen Aufguß der Digit. purpur. mit Spir. nitr. dulc., Tinct. Mart. aperitiv. und Oxym. squillit. geheilt zu haben; da der Kranke doch höchst wahrscheinlich an hydr. pector. litt. Der Schlagfluß befällt jährlich eine Menge Menschen, und nach des Verf. Behauptung ist die apoplexia nervosa daselbst häufiger als die apoplexia sanguinea. Es wäre sehr zu wünschen, daß Herr Dr. G. die Beweise davon angeführt hätte! Was

Rec. darüber beobachtet, und was Portal und Cheyne noch kürzlich darüber lehrten, stimmt hierin nicht mit überein. Die Schwindsucht ist eine sehr häufige und sehr tödtliche Krankheit. Nach einer zehnjährigen Berechnung verhält sich die Zahl der daran Verstorbenen zu den übrigen Todten wie 1 zu 14,97. Die venerische Krankheit zeigte sich schon frühe in Straßburg, wohin sie im Jahre 1495 durch die Truppen Carls VIII. gebracht wurde. Auffallender war dem Rec. die Versicherung, daß die meisten Aerzte in Straßburg bey der Behandlung der venerischen Krankheit die Eiterung der Bubonen der Zertheilung derselben vorziehen. Der Brustkrebs und der Mütterkrebs kommen sehr häufig vor, und scheinen durch die Revolution und die letzteren schrecklichen Zeiten häufiger geworden zu seyn. Von 1806 bis 1810 sind 43, und von 1811 bis 1815 68 Personen daran gestorben. Irrig schreibt der Verf. die jetzige größere Häufigkeit der Gehirnwassersucht dem Genuße hitziger Getränke zu; und wenn Herr Dr. G. glaubt, daß die Zahl 42 der in sechs Jahren daran gestorbenen groß ist, so findet Rec. dieses im Vergleiche mit der, welche an dem Orte sterben, wo er practischer Arzt ist, eben nicht.

Siebentes Kapitel: Oeffentliche Hülfsanstalten; Hospitäler; Wohlthätigkeitsanstalten; Gefängnisse, u. s. w. Nicht bloß für den Arzt, sondern auch für Polizeidirectoren und Vorsteher der eben genannten öffentlichen Anstalten äußerst lehrreich.

Achtes Kapitel: Oeffentliche Lehranstalten; Ausübung der Medicin. Besonders interessant ist die Beschreibung der dortigen Academie, von welcher die medicinische Facultät stets einen großen Ruf hatte. Was die Ausübung der practischen Heilkunde anbetrifft, so zeigt die freymüthige Schilderung des Verfassers, daß diese daselbst, wie in ganz Frankreich, großen Mängeln unterworfen ist, und daß sie daher mit

den trefflichen Einrichtungen vieler Länder Deutschlands durchaus nicht zu vergleichen sey.

London.

Bey W. Clowes, 1816: A new table for finding horizontal distances, elevations and altitudes and for the measurement of Lands, by Major Baron F. Linsingen.

Die in der obigen kleinen Schrift vorgeschlagene Methode die Entfernungen, ohne den Gebrauch der Logarithmen zu finden, scheint uns, vorzüglich zum Gebrauche von Officiers im Felde, so zweckmäßig zu seyn, daß eine etwas ausführliche Anzeige derselben nicht unwillkommen seyn wird. Der Verf. geht von dem Grundsatz aus, daß die Seiten ähnlicher Dreyecke in geometrischen Verhältnisse stehen, und wählt zu dem Ende, zur Vergleichung der im Felde vorzunehmenden Operation, ein rechtwinkliches Dreyeck, dessen eine Cathete $a b$ zur Basis an 100 Fuß bestimmt ist, wodurch nun die andere Seite $a e$ zum Tangente und die Hypotenuse $b e$ zum Secante geworden. Bis 45 Grad sind von diesem Dreyeck die Tangenten und Secanten, oder Seiten $a e$ und $b c$ von ganzen und halben Graden, und von da bis 90° von ganzen und $\frac{1}{4}$ Graden trigonometrisch berechnet. Um daher die Entfernung zweyer Puncte zu bestimmen, hat man nur nöthig auf einem der Endpuncte der gegebenen Linie $a c$ einen Perpendikel $a b$ zu errichten, auf derselben 100 Fuß abzusetzen und den Winkel x zu messen. Bey der Vergleichung der gefundenen Grade des Lx mit der dazu correspondirenden Nummer in der in dem Werke befindlichen Tabelle, ergibt sich in der dritten Colonne die gesuchte Entfernung $a e$, wie auch in der vierten Colonne der Entfernung $b c$. Hat man z. B. bey der angenommenen Grundlinie von 100 Fuß den $Lx =$

50 Grad befunden, so findet man in der Tabelle in der dritten-Colonne die zu 50 Grade correspondirende Nr. = 135 Fuß 2 Zoll, welches = der Entfernung a e. Andere Grundlinien können ohne Schwierigkeit angenommen werden, wenn das Terrain der hier gewählten Basis nicht gestattet würde, oder wenn die zu bestimmende Entfernung zu groß seyn sollte, in welchem Fall der L x zu spitz, und die Bestimmung von a e folglich fehlerhaft wird, und daher eine längere Basis genommen werden muß. Die Grundlinie kann folglich auf dem Felde willkürlich, und den Umständen nach vergrößert oder verkleinert werden. In beiden Fällen wird das Resultat arithmetisch ausgemittelt. Es soll z. B. die Basis a b zu 60 Fuß genommen werden, und der L x = 49°, so ist 100:115 Fuß = 60 Fuß: 69 Fuß oder 69 Fuß = der Entfernung a e (113 Fuß ist die correspondirende Nr. zu 49°). Es sey die Basis a b = 450 Fuß L x = 71½, so ist 100: 295 Fuß = 450 Fuß: 1327½ Fuß oder 1327½ Fuß = der Entfernung a e welche gesucht wird. Aus obigem erhellt, daß, besonders den militärischen Aufnahmen, Bestimmungen der Entfernungen von feindlichen Batterien, Reduten, Posten, der Breite der Flüsse u. s. f. die in dieser Schrift enthaltenen Tabellen zu großem Nutzen gereichen können, indem man dadurch in den Stand gesetzt wird, mit einem Winkelmesser und Meßschnur jede erforderliche Entfernung, die hierher gehört, ohne weitläufige Berechnungen, und zwar in wenigen Minuten, bestimmen zu können. Zum Gebrauch im Felde sind diese Tabellen hinreichend. Um jedoch genauer zu Werke zu gehen, wäre sehr zu wünschen, daß die von dem Verf. vorgeschlagene Vervollkommnung der Tabellen, — die speciale Unterabtheilungen der Grade — zur Ausführung komme. Man würde alsdann jede Entfernung absehbarer Gegenstände mathematisch richtig und mit Leichtigkeit bestimmen können.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

II9. Stück.

Den 26. Julius 1817.

Nürnberg.

Bei Schrag: Ueber den innern Bau der Arachniden. Von G. K. Treviranus, Prof. zu Bremen. Herausgegeben von der physicalisch-medizinischen Societät in Erlangen. Erstes Heft. Mit 5 Kupfer- tafeln. 1812. 48 Seiten in Quart.

Wir haben noch im vorigen Jahrgang (S. 1994) dieser Blätter versprochen, mit der Anzeige dieser Schrift das zu verbinden, was der scharfsinnige Vf. über diesen Gegenstand (Gött. 1816. 8.) in den vermischten Schriften anatomischen und physiologischen Inhalts, die er in Verbindung mit seinem um die Anatomie und Physiologie der Pflanzen so verdienten Bruder L. C. Treviranus herausgibt, nachgeholt hat. Wir erfüllen nun unser Versprechen.

Das erste Heft der Schrift über den innern Bau der Arachniden, zu welchen Hr. G. K. Treviranus nur die Linnéischen Gattungen Scorpio, Stranea und Phalangium, oder Latreille's Scorpionides, Pedipalpi, Araneides und Phalangistae rechnet, deren Verwandtschaft unbezweifelt, da es hingegen

zweifelhaft ist, ob die übrigen Gattungen der ungeflügelten Insecten, die Latreille unter die Arachniden stellt, zu ihnen gehören, beschäftigt sich nur mit den Linné'schen Gattungen Scorpio und Stranea; da aber der Verf. gleichwohl entschlossen ist, auch die anatomischen Kennzeichen der übrigen von Latreille hieher gezählten Gattungen durchzugehen, so enthielt der erste Theil der vermischten Schriften außer einer Fortsetzung der Abhandlung von den Spinnen, einer Abhandlung über den Bastard-Scorpion (*Chelifer Geoffr.* *Obisium Illig.*), und die Asterspinne (*Phalangium*), auch Untersuchungen über die Milbenartigen Insecten, eigentlich ausschließlich über *Trombidium* und *Hydrachna*, über die Assel, *Oniscus*, und zwar *Oniscus Asellus* (wobey Hr. L. Latreille's *O. Asellus*, *Porcellio scaber* und *Porcellio laevis* wohl mit Recht als bloße Abarten betrachtet), und *Oniscus Armadillo*, und abgesondert von ihnen, wegen mannigfaltiger Abweichungen in ihrer Bildung, über die Wasserassel (*Oniscus aquaticus*, *Idotea aquatica Tabr.*)

Bei allen angegebenen Gattungen (die es uns der Kürze wegen vorläufig Arachniden zu nennen erlaubt sey) ist der Kopf vom Bruststücke nicht unterschieden, dieses ist oben mit einer einzigen, nur beim Bastard-Scorpion mit zwey Platten bedeckt, und alle sind mit acht Paar Füßen versehen, welche unten an der Brust ansitzen; bloß die Asseln und Wasserasseln weichen beträchtlich von dieser Bildung ab, indem beide einen vom Rumpfe unterschiedenen Kopf, einen aus sieben Gliedern bestehenden Mitteltheil, die Asseln einen mit drey Schildern, die Wasserasseln mit einer einzigen Platte bedeckten Hintertheil, und beide sieben Paar Füße haben. Bei den Scorpionen und Bastard-Scorpionen ist der Hinterleib vom Bruststücke deutlich unterschieden, hat aber bei jenem oben

eine Bedeckung von sechs, unten von fünf Schuppen und einen sechsgliedrigen Schwanz; bey diesem oben zwölf unten eiff Abtheilungen und der Schwanz fehlt. Bey den Spinnen hängt der Hinterleib mit dem Bruststücke durch eine enge Röhre zusammen, hat keine Abtheilungen und hinten vier Spinnröhren und zwey Palpen, welche letztern manche unrichtig zu den Spinnröhren zählten. Bey den Asterspinnen und milbenartigen Insecten sind Bruststück und Hinterleib gar nicht unterschieden. Von den letztern gibt Hr. L. die Erklärung: es seyen flügellose Insecten, die einen ungegliederten Leib, acht Füße, und keine scheerenförmige Palpen oder mit Klauen versehene Kinnbacken haben; gleichwohl beschreibt und bildet er selbst den Haken an den Kinnbacken des *Trombidium holosericeum* (dem einzigen milbenartigem Thiere, von dem hier anatomische Bemerkungen mitgetheilt sind) ab und findet selbst in dem Endgliede ihrer Palpen eine Aehnlichkeit mit der Scheere der Krebse, Scorpionen und Bastard-Scorpionen. Die Scorpionen, von denen Hr. L. nur den Europäischen untersuchte, haben nur zwey einfache Augen, und die glänzenden Punkte, welche andere für Augen hielten, sind es nicht. Mit den Bastard-Scorpionen, von denen auch nur Eine Art, *Chelifer cimicoides*, wenigstens die von Pallas (Spicil. Zool. IX. p. 29) beschriebene Art, und zwar fast nur in Rücksicht ihrer äußern Theile hier betrachtet ist, verhält es sich nach S. 16 der vermischten Schriften eben so; nach S. 25 haben aber die Asterspinnen außer den zwey mittleren auf hornartigen Halbfugeln liegenden Augen "noch zwey andere, die eine ähnliche Lage, wie die Seitenaugen des Bastard-Scorpions, nämlich in den beiden Seitenwinkeln des obern Brustschildes haben." (Bey *Chelifer cancrroides* kennen wir nur zwey Augen. *Chelifer trombidioides*, den wir nie sahen, soll

vier haben.) Die beiden Seitenaugen der Phalangien hielt Latreille für Luftlöcher, daß sie aber wirkliche Augen seyen, bewährte sich Hrn. L. durch die deutlich erkennbare Hornhaut, das unter ihr liegende schwarze Pigment, und den dahingehenden Nerven. Bey den milbenartigen Insecten sind die Augen gestielt. Die Affeln unterscheiden sich wieder sehr wesentlich, denn da alle Arachniden einfache Augen haben, so scheinen die ihrigen neßförmig zu seyn, bestehen aber in der That jedes aus zwanzig nicht zusammenhängenden Hornhäuten, zu denen sich der Sehnerve, wie bey neßförmigen Augen zertheilt, begibt. Fühlhörner haben unter den Arachniden auch nur die Affeln, und zwar die eigentlichen Affeln ein Paar aus sieben Gliedern, die Wasserasseln zwey Paare, ein mittleres kleineres, aus einem cylindrischen Wurzelgliede und zehn kürzeren Gliedern, und ein dremahl längeres weißeres, aus drey größern Gliedern an der Wurzel und einer Menge kleinerer Glieder. Zwar sollen, nach Hrn. L. Ansicht, die Spinnen und Afterspinnen auch Fühlhörner besitzen, was aber derselbe so nennt, können wir nach seiner Lage und Vergliederung mit den Kinnbacken unmöglich für etwas anders als für Palpen halten, worin uns auch so viele Naturforscher bestimmen.

Dieses führt uns zunächst zur Betrachtung der Fresswerkzeuge, in Rücksicht welcher die Scorpione mit den Bastard-Scorpionen, die Spinnen mit den Afterspinnen am meisten übereinstimmen. Die Unterlippe ist bey den Scorpionen, Affeln und Wasserasseln in vier Lappen zertheilt, von denen bey den letztern die beiden mittleren Lappen aus einem fleischigen Cylinder bestehen, womit zwey kegelförmige Glieder, die sich in einem Haken endigen, articuliren; bey den Spinnen ist sie knorpelartig und länglich viereckig, und dem Bastard-Scorpion

fehlet sie gänzlich. Alle Arachniden haben zwey Kinnbacken (Mandibulae). Beym Scorpion sind sie stark, an der reibenden Fläche hohl, und von oben nach unten durch eine fahnenförmige Erhöhung in zwey Fächer getheilt; beym Bastard-Scorpion bestehen sie aus Einem Stücke, welches an der äußern Seite erhaben, an der innern leicht ausgeschnitten und mit einem Fortsatz an der Spitze versehen ist; bey der Spinne sind sie zurückziehbar, und bestehen aus einem zusammengedrücktten Keil und einer damit vergliederten Klaue; bey den Asterspinnen aus zwey Gliedern und einer Scheere. Beym Trombidium sind sie in einer zwischen den Palpen liegenden, kegelförmigen, häutigen, behaarten Scheide verborgen, die an der Spitze eine Oeffnung hat, aus welcher sie hervortreten. Sie sind zwey länglich-runde, knorpelartige Platten, welche am obern Ende nach außen einen ziemlich starken einwärts gekrümmten Haken, und an der innern Seite eine kurze, diesem Haken zugekehrte Spitze haben. Bey den Hydrachnen sind sie, wie überhaupt die Fresswerkzeuge nur bey wenigen Arten zu verkennen, uns aber die Vermuthung des Hrn. L. nicht wahrscheinlich, daß sie sich durch eine Art Saugrüffel ernähren. Die Kinnbacken der Affeln sind kurz, rundlich, und haben fünf Zähne; die der Wasseraffeln liegen zwischen dem zweyten und dritten Paar der Kinnladen, sind nach innen gekrümmt, unten breiter, oben schmähler, am obern Ende mit einer Reihe Borsten besetzt, und haben in der Mitte der hohlen Fläche einen langen zahnförmigen Fortsatz. Die Scorpionen haben zwey Kinnladen (Maxillae), die aus vier Gliedern bestehen, von denen das vorderste zwey nach innen gekrümmte Haken hat; die der Bastard-Scorpionen sind ensförmig mit zwey spitzen, gegen einander gekrümmten Fortsätzen; die der Spinnen bestehen aus

Einem Stücke und sind knorpelartig; die Asterspinnen haben vier Kinnladen, und oben so die Affeln; die Wasserasseln dagegen drey Paar, welche zart und weich, da sie bey den Affeln hornartig sind. Die Palpen der Scorpionen und Bastard-Scorpionen vergliedern sich mit der äußern Fläche des Kinnbackens, sind armförmig, fünfgliedrig, und am Ende mit Zangen versehen. Bey den Spinnen und Asterspinnen, denen sie nach dem Verf. fehlen, sind, wie wir schon vorher bemerkten, die Theile die er Fühlhörner nennt, unstreitig die Palpen; die beiden, so weit hinter der Zunge liegenden Theile der letztern, welche er für Palpen hält, können nach unserer Meinung dieß nicht seyn; sie scheinen uns vielmehr nach ihrer Lage eine große Uebereinstimmung mit den Kännen der Scorpionen, mit ihnen vielleicht gleichen Zweck zu haben. Die Palpen des Trombidium bestehen aus vier Gliedern, an dem letzten derselben sitzt ein Anhang und ein Haken, die zusammengenommen einige Aehnlichkeit mit den Zangen der Krebs- und Scorpionen haben. Die Wasserasseln haben vier Palpen; zwey gegliederte an der äußern Seite der Kinnbacken, und zwey weiche ungliederte an der innern Seite des zweyten Paares der Kinnladen. Eine fleischige Zunge bemerkte Herr L. sowohl bey den Scorpionen als bey den Spinnen; auch ist nach seinen Beobachtungen der kegelförmige, nach unten gebogene, mit einer warzenförmigen Spitze versehene Theil der Großwerkzeuge der Asterspinnen, welchen Latreille Rostellum labriforme nennt, eine Zunge. Wenn wir jetzt ins Innere der Arachniden dem Verf. folgen, so machen wir wohl am natürlichsten mit den Ernährungsverkzeugen den Anfang, und bemerken gleich, daß er und gewiß mit Recht gegen die Meinung derjenigen ist, welche den so genannten Fortkörper für eine Leber halten, da nach seinen

Untersuchungen der Saft desselben größtentheils aus Eryweißstoff besteht, und dieser daher eine chylöse, zur Ernährung bestimmte Flüssigkeit zu seyn scheint. Des trefflichen Herolds schätzbare Entwicklungsgeschichte der Schmetterlinge beweiset die Richtigkeit dieser Ansicht. Der Speisecanal der Scorpionen entspringt gleich hinter der Zunge, und geht in fast gleicher Weite bis zum After, welcher zwischen dem letzten und vorletzten Gliede des Schwanzes liegt. Kurz vor dem Anfange des Schwanzes ist eine Verengerung, aus der an jeder Seite zwey Gallen-gefäße entspringen, welche Meckel übersah. Aus jeder Seite des Nahrungscanals gehen fünf große Gefäße in den Fettkörper, welche in ihm eben so gereiselt, mit ihm eben so verwebt sind, und mit ihren Zweigen so zu den übrigen Eingeweiden gehen, wie die Luftröhren bey den Insecten. Merkwürdig ist es dabey, daß die Lage der vier untern dieser Gefäße mit der der Athmungswerkzeuge übereinkommt. Die Spinnen besitzen einen ziemlich kurzen Schlund. Ihr Magen besteht aus vier Schläuchen, und geht in einen engen Darmcanal über, der sich in der Mitte des Hinterleibes erweitert, und sich hier mit der großen, den ganzen Hinterleib anfüllenden Fettmasse unzertrennlich verbindet, wieder enge, und gegen das Ende hin wieder weiter wird, wo sich ein starker Blinddarm, welcher zur letzten Absonderung des Nahrungstoffes aus dem Speisebrey und zur Bildung der Excremente zu dienen scheint, mit ihm an der Oeffnung des Afters vereinigt, und zwey Paar Gallen-gefäße entspringen. Außerdem bemerkt man an ihren Kinnbacken zwey Speichel-gefäße. Bey den Afterspinnen, bey deren Verdauungswerkzeugen Nandohr den Fettkörper und die Gallen-gefäße übersah, ist der Magen ein ovales Sack, oben mit einer tiefen Furche, worin das Herz

liegt, und unten mit einer Haut, in welcher Schnüre kleiner Kugeln fortgehen, die eine graue oder weißliche Materie enthalten, und der Fettkörper sind. Fünf Paar Blinddärme öffnen sich in den obern Theil des Nahrungscanals, und überdem liegen oben nach vorne zwischen den Blinddärmen vier Reihen ovaler Blasen; die vorderste mittlere Blase, welche Kamdohr abbildet, konnte Herr L. nicht finden. Auf den beiden untersten Reihen dieser Säcke und der untern Hälfte des Nahrungscanals liegen auf jeder Seite zwey Gallgefäße. Der Nahrungscanal des Trombidium ist noch zweifelhaft. Es hat einen großen Fettkörper, über welchem ein gleich weiter zarter Nahrungscanal zu liegen scheint, auch bemerkt man ein Paar vermuthlicher Speichelgefäße. Der Nahrungscanal der Affen ist anfangs weit, dann verengert, darauf eingezogen, und nun verandelt er sich in einen kurzen Mastdarm. Auf seiner Rückenseite bis zur Mitte hat er zwey längliche Erhöhungen, und zeigt viele Aehnlichkeit mit dem der Weidenraupe, wie diesen Lyonet abbildet. Der Magensaft ist alcalisch. An der untern Seite des Nahrungscanals liegen vier längliche mit einer weißlichen oder gelben Materie gefüllte Röhren, welche Kamdohr für Speichelgefäße hält, die aber der Fettkörper sind. Die Speichelgefäße übersah Kamdohr. Sie sind sechs häutige Schläuche, drey auf jeder Seite des Nahrungscanals unter dem Fettkörper. Von der hintern Verengerung der Speiseröhre bis zum Mastdarm erstrecken sich zwey dünnere Gefäße. Man könnte sie für Gallergesäße halten, wenn sie dazu nicht zu kurz wären. Bey der Wasserassel endlich ist die Speiseröhre ein ganz einfacher, fast gleich weiter Canal, ohne alle Einschnürungen, mit zwey Fettröhren auf jeder Seite.

Das Herz mit seinen Gefäßen steht mit dem Athmungssystem in zu genauer Verbindung, als daß wir

nicht beide vereinigt betrachten müßten. Das Herz des Scorpions ist ein muskulöses, langes, vorn und hinten sehr enges, in der Mitte weiteres Gefäß, welches im Hinterleibe liegt, und seitwärts Gefäße abgibt, die sich in den Fettkörper verlieren; auf jedem der vier ersten Bauchringe ist an jeder Seite ein Stigma, von denen jedes zu einer Kieme führt, welche halbrund ist, und deren Blätter gleich den Blättern eines Buches auf einander liegen, und eben so verbunden sind. Sie sind ohne alle Fasern. Beim Bastard-Scorpion sollen zwey Reihen Stigmate auf der obern, und eben so viele auf der untern Seite liegen, unter denen man, wenn die äußere Bedeckung weggenommen ist, schwarze Punkte, aber weder Luftrohren noch Kiemen bemerkt. Wir zweifeln sehr, daß sie wahre Stigmate sind. Das Herz der Spinnen hat mit dem der Scorpionen viele Aehnlichkeit. Bey der Kreuzspinne laufen längs seinen Seiten zwey Muskeln, die in den Fettkörper dringen, welche Hr. L. aber nicht bis zu Ende verfolgen, und ihre fernere Infertion daher nicht entdecken konnte. Die Spinnen haben auf dem Hinterleibe vier Paar Stigmate, welche die Entomologen (und wohl gewiß richtiger) puncta excavata oder impressa nennen, und vier Paar an der Seite der Brust. Alle diese Stigmate erscheinen unter einer starken Vergrößerung länglicht-runde Vertiefungen, die mit einem aufgeworfenen Rande umgeben sind; man entdeckt in ihnen aber keine Oeffnung, und unter ihnen weder Kiemen noch Luftrohren; dagegen liegen zwey Stigmate an der untern Seite des Leibes, an jedem Ende einer länglichen Quersalte, über welcher eine Hervorragung sich befindet, die zu den Zeugungsheilen gehört. Jedes dieser Stigmate führt zu einer mit einer knorpeligen Platte bedeckten Höhle, in welcher sich eine dreyeckige, aus ähnlichen, nur mehreren

und weicherer Blättern, wie bey dem Scorpion, bestehende Kieme befindet. Welche Gefäße der Spinnen Arterien, welche Venen seyen, wagt der Verf. nicht zu bestimmen, vermuthet aber, daß die nach den Kiemen gehenden rückführende sind; weil nach Sorg's Versuchen eine unter einer Glasglocke ohne Nahrung eingeschlossene Kreuzspinne um 1,088 Gran an Gewicht zugenommen hatte, und der Verlust der geathmeten Luft an Sauerstoff zu gering war, als daß sich von dessen Aufnahme die Zunahme an Gewicht erklären ließe. Er glaubt demnach, daß, wie es Cuvier sonst von den Kiemen der Krebse vermuthete, die Kiemen der Spinnen vorzüglich bestimmt seyen, Feuchtigkeit aus der Luft einzusaugen, obgleich Cuvier seine Meinung hernach zurücknahm, wie er einen wirklichen Blutumlauf in diesen Theilen der Krebse entdeckte. Hr. L. meint, wenn dieß also auch nicht bey den Krebsen, so könne es doch sehr wohl bey den Spinnen der Fall, und dagegen die vorher gedachten Puncta excavata wahre Respirationsorgane seyn, wenigstens die oben auf dem Hinterleibe, weil sie ein Hof umgibt, der mit den großen Gefäßen des Herzens zusammenfließt, und mit ihnen einerley Farbe hat. Es scheint ihm also eine Ergießung des Bluts in ihnen Statt zu finden, und sie zur Einsaugung des Sauerstoffs aus der Atmosphäre und zur Ausleerung der Kohlen Säure zu dienen, die Kiemen dagegen zur Aufnahme der Feuchtigkeit aus der Luft. Wir können nicht leugnen, daß uns gerade das Umgekehrte das Wahrscheinlichere sey, und wir glauben, daß man nicht leicht Organen, deren Wirkung wir aus der Analogie kennen, eine andre Wirkung zuschreiben dürfe, und daß, wenn sich bey den Krebsen beiderley Arten der Blutgefäße den Augen eines so scharfsichtigen Beobachters, wie Cuvier, auf eine Zeitlang entzogen, dieß noch leichter

bey den so viel kleineren Spinnern der Fall seyn könne, ohne daß sie fehlen. Wir fügen noch die Bemerkung des Verf. hinzu, daß die Luft, welche den Hinterleib der *Aranea aquatica* im Wasser umgibt, eine bloß anhängende Luft sey, deren Erscheinung vermuthlich öhliæen Ausdünstungen zuzuschreiben ist, welche das Wasser entfernt halten. Auf eine ganz auffallende Weise unterscheiden sich die Asterspinnen von den Scorpionen und Spinnen in der Bildung des Herzens, welches bey ihnen ein ganz einfacher Canal ist, ohne Adern, Muskelfasern und Muskeln; so wie in den Athmungsorganen, welche, wie bereits Latreille entdeckte, wahre Luftröhren sind, zu denen unter jeder Hüfte der Hinterbeine ein Stigma führt. Ob sie noch mehrere Stigmate besitzen, darüber ist Hr. L. zweifelhaft. Bey *Phalanguim Opilio* sind an jeder Seite des Bauches fünf Punkte, und es schien, als wenn Luftröhren von ihnen ausgingen; bey andern Phalangien aber zeigte sich keine Spur derselben. Die *Trombidien* haben gleich hinter dem zweiten Fußpaar Stigmate und auch im innern Tracheen. Bey dem *Oniscus Asellus* schien das Herz eben so einfach, so ohne Adern zu seyn, und ähnliche Muskeln zu haben, wie bey den geflügelten Insecten; bey *O. Armadillo* entdeckte aber Hr. L. wahre Gefäße in der Gegend dieser Muskeln, und vermuthet daher mit Recht, daß sie auch jener Art nicht fehlen, um so mehr da sie durch wahre Kiemen athmen, die unter den Schildern des Hintertheiles liegen. Ihrer sind drey Paar, jede eine Art von Sack, worin sich das Blut zu ergießen scheint; Gefäße konnte der Verf. in ihnen nicht entdecken. Sie bewegen sich in einer Minute etwa 50 bis 60 mahl auf und nieder, während dem das Herz etwa 100 mahl schlägt. Die Wasserasseln haben gleichfalls drey Paar Kiemen, ihr Herz ist aber so

zart, daß Hr. L. es nicht verfolgen konnte. Degeer beobachtete aber schon sehr richtig den Kreislauf des Blutes bey diesen Thieren. Hr. L. läßt es unentschieden, ob dieser bloß in den Zwischenräumen der Eingeweide, oder in Gefäßen geschehe; hält aber für gewiß, daß eine fortschreitende Bewegung nicht nur thierischer, sondern auch vegetabilischer Säfte ohne eigentliche Gefäße möglich ist, woben er sich auf seines Bruders und anderer Beobachtungen an Chara flexilis und die durch Luftröhren athmenden Insecten beruft.

Die Fortpflanzungswerkzeuge der Scorpionen liegen unter einer aus zwey halbmondförmigen Theilen bestehenden Klappa vor dem ersten Bauchringe, und gleich dahinter die Rämme, welche zu den Zeugungstheilen zu gehören scheinen. Hr. L. entdeckte bey dem Europäischen Scorpion, den Meckel für einen Zwitler hielt, beiderley Geschlechtstheile in verschiedenen Individuen. Vielleicht haben die Männchen, wie bey den Krebsen, eine doppelte Ruthe und ihre Hoden scheinen knorpelartig zu seyn. Ueber die Fortpflanzung der Spinnen theilt der Verf. um so merkwürdigere Beobachtungen mit, weil dadurch ein bis jetzt bestandner, auf Erfahrungen gestützter Irrthum widerlegt wird. Er fand nämlich, daß die eichelförmigen Körper an den Palpen der Männchen, welche den Weibchen fehlen, und welche zur Paarungszeit anschwellen und in die weiblichen Geschlechtstheile gebracht werden, die männlichen Zeugungstheile nicht, sondern bloße Reizungsmittel seyen, daß dagegen die Fortpflanzungswerkzeuge bey beiden Geschlechtern ziemlich weit vorn am Bauche zwischen den Eingängen der Kiemen liegen, und bey beiden gedoppelt sind. Bey dem Männchen befinden sich hier zwey Oeffnungen, in welche sich die von den länglichen Hoden entspringende Samengänge öffnen,

und in welche die warzenförmigen äußern Geburtstheile des Weibchens treten, die mit den großen schlauchförmigen Eyerstöcken in Verbindung stehen. Unter den Asterspinnen ist Phalangium cornutum nicht, wie Latreille will, das Männchen von P. Opilio, sondern auch unter den letztern fand Hr. L. Männchen. Die Fortpflanzungstheile liegen zwischen den hintern Beinen. Die weiblichen sind eine einzige cylindrische Legeröhre, fast so lang wie der Körper, und fast zur Hälfte knorpelartig, zur Hälfte häutig. Jene Hälfte steckt in dieser, wie in einer Scheide, und tritt nur bey Anschwellung aus ihr hervor. Die häutige Scheide steht mit einem großen Eyerfack (der Gebärmutter), und dieser mit dem röhrenförmigen, in sich selbst zurücklaufenden Eyerstock in Verbindung. Das Männchen besitzt eine einzige hornartige Ruthe mit einer Eichel, welche in einer im Bauche liegenden häutigen Scheide steckt, und durch einen Samengang mit den zahlreichen, röhrenförmigen, kurzen Samengefäßen sich verbindet. Noch findet sich bey dem Männchen eine darmförmige, wie ein Z gebogene Röhre, die dem Weibchen fehlt (sollte es eine Prostata seyn?). Bey Einem Phalangium fand der Verf. einen mit Eiern angefüllten Eyerstock; aber statt der Legeröhre ein männliches Glied. Die Zwitter scheinen also auch bey den Asterscorpionen, wie bey den Schmetterlingen, nicht selten zu seyn. Bey den Hydrachnen sieht Hr. L. nach Müllern die Röhre in der Mitte der schwanzartigen Verlängerung des Körpers der Männchen für die Ruthe, und nimmt die Begattung dieser Thierchen so an, wie sie Müller beschrieb, ungeachtet dieser selbst bemerkt, daß jene schwanzartige Verlängerung wahrscheinlich mehreren Männchen fehle, und Kösel die Begattung der Hydrachnen so beobachtete, wie sie nach dem Verf. bey den Spinnen geschieht. Da

nun bey dem den Hydrachnen so ähnlichen Trombidium bey beiden Geschlechtern eine ähnliche Lage der Zeugungstheile wie bey den Spinnen Statt findet, da auch bey ihnen die Männchen keine Ruthe, und freylich nur Eine Hode besitzen, sollte da nicht Kösel die wahre Begattung der Hydrachnen, Müller hingegen nur das Vorspiel derselben beobachtet haben, wie dieß bey den Erfahrungen anderer Beobachter bey den Spinnen der Fall war? Bey den Trombidien befindet sich beym Weibchen zu jeder Seite der Oeffnung der Geschlechtstheile ein großer Eyerstock, und ein kleiner häutiger Sack mit einem weißen Saft, der zur Befestigung der Eyer zu dienen scheint. Bey den Affeln liegen die Fortpflanzungswerkzeuge am Anfange des Hintertheils des Körpers. Die Männchen haben eine kurze, längliche, sehnenartige Ruthe mit einem Ausführungsgange, der durch zwey kurze Gefäße mit den beiden länglichen Hoden und einer Nebenhode in Verbindung steht. Die Oeffnung des weiblichen Geburtstheils scheint eben da zu liegen, indem sich da die röhrenförmigen Eyerstöcke endigen, welche bey unbefruchteten Thieren weit kürzer wie bey befruchteten sind. Die Eyer werden aber nicht in den Eyerstöcken ausgebildet, sondern in den Zwischenräumen zwischen den Eingeweiden und Bauchplatten, wo sich Cotyledonen befinden, und die Jungen werden gebohren, indem sich die Bauchplatten in der Mitte öffnen. Bey den Wasserasseln verhalten sich die weiblichen Fortpflanzungstheile eben so, nur bemerkt man bey ihnen zwey äußere Geburtsöffnungen und keine Cotyledonen. Die Männchen haben zwey Ruthen zwischen den Wurzeln des hintersten Fußpaares; jede besteht aus zwey cylindrischen, hornartigen Gliedern. Die Hoden scheinen zwey längliche mit einer schwärzlichen Haut bedeckte Schläuche zu seyn, deren Verbindung mit

den Ruthen Herr L. aber nicht entdecken konnte. Unter den Ruthen liegen ein Paar gegliederte Körper, welche zur Erleichterung der Begattung zu dienen scheinen.

Noch ist das Nervensystem über, welches auch Hrn. L. sorgfältigen Untersuchungen nicht entging. Die Scorpionen haben ein ziemlich großes Gehirn aus zwey Halbkugeln und zwey Seitentheile, welches drey Nerven mit dem ersten Knoten des aus sieben Knoten bestehenden Rückenmarks verbinden, die durch zwey Nervenstränge zusammenhängen. Die Spinnen und Asterspinnen haben kein gegliedertes Rückenmark. Die erstern besitzen ein feines Gehirn, und gleich hinter demselben einen starken Knoten, der durch zwey Nervenstränge mit einem hintern Knoten verbunden ist, aus welchem mehrere Nerven entspringen; bey den letztern liegt das Gehirn in der Brust, und ist durch Nervenstränge mit mehreren Ganglienpaaren verbunden. Beym *Trombidium holosericeum* liegt zwischen den Tracheen ein großer Nervenknoten, von welchem mehrere Nerven herabgehen. Bey den Affeln ist das Nervensystem wie bey den geflügelten Insecten gebildet. Ihr Gehirn ist äußerst klein; aus ihm entspringen die Sehnerven. Das Rückenmark bildet so viele Knoten, als der übrige Leib Absätze hat, die je durch zwey Nerven verbunden sind, und von denen die im mittleren Theil des Körpers eine platte Gestalt haben; die ersten Knoten des hinteren Theils aber doppelt sind.

Wir übergehen eine Menge anderer schätzbarer Bemerkungen des Verfassers, und theilen nur noch einige der Resultate mit, die er aus seinen Beobachtungen in Rücksicht des Systems zieht. Unter den Arachniden herrscht die größte Verschiedenheit im Bau der innern Theile, selbst derjenigen, die man

für die wichtigsten halten sollte, bey einer oft großen Uebereinstimmung im Aeußern. Vorzüglich beweisen dieses die Phalangien. Die Scorpionen unterscheiden sich bloß durch die einfache Herzhöhle von den Krebsen, und mit ihnen stimmen die Spinnen im Blutlaufe und im Athemhohlen überein, auch in dem Verdauungsgeschäfte sind sie sich ähnlich, nur die Spinnen darin den andern Insecten näher verwandt. Auch stimmen sie in den Geschlechtstheilen überein; sie sind bey beiden doppelt und ohne äußerliche männliche Zeugungsglieder. Nach dem Circulations-, Athmungs-, Verdauungs- und Fortpflanzungssystem gehören sie also zu den Crustaceen, aber nicht nach dem Nervensysteme und den Bewegungswerkzeugen. Die Bastard-Scorpionen stehen zwischen ihnen in der Mitte. Die milbenartigen Insecten nähern sich im äußern Körperbau den Spinnen und Phalangien; gleichen den letztern mehr in den Athmungswerkzeugen, entfernen sich dagegen von den Arachniden; und nähern sich den geflügelten Insecten in den Fresswerkzeugen, die Hydrachnien auch in der Lage der männlichen Zeugungstheile (?). Resultate über die Einneischen Onisci finden wir nicht.

Mit Sehnsucht sehen wir der Fortsetzung dieser schätzbaren Untersuchungen entgegen, bey denen wir nur bedauern, daß der Verf. nicht zu seiner Erleichterung in der Darstellung und der Leser in der Vergleichung eine ausführlichere und vollständigere Zergliederung der Crustaceen zum Grunde gelegt hat, wo, da ihm durch seine Vaterstadt und Wohnort, Bremen, Hummel, Taschentrabben, Granate u. s. w. in Menge darbietet. Wir wünschen, daß auch diese seinen scharfsinnigen Forschungen nicht entgehen, und er seine Beobachtungen über sie mit gleicher Vollständigkeit den Naturfreunden mittheilen möge.

— — — — —

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 28. Julius 1817.

Göttingen.

Seine Königl. Hoheit der Prinz Regent haben gnädigst geruht, dem Herrn Professor Stromeyer die Nominal-Professur der Chemie und Pharmacie und den Hofraths-Character durch ein Rescript vom 9. Julius zu ertheilen.

London.

Practical Observations on Ectropium or Eversion of the Eye-Lids with the Description of a new Operation for the Cure of that Disease, on the modes of forming an artificial Pupil, and on Cataract; illustrated with (2) colored Plates by *Will. Adams*, Oculist extraordinary to His Royal Highness the Prince Regent etc. 1812. 252 Seiten in Octav.

In der Zueignung dankt der Verf. den Directoren des West of England Infirmary for curing diseases of the Eye für die ihm geleistete Unterstützung bey Errichtung dieses Instituts, darenthalben er seine sonstige chirurgische Praxis ganz aufgab.

A (6)

Preface. Weder durch Nachsuchen in Schriften noch durch mündliche Erkundigungen habe er in Erfahrung bringen können, daß seine Methode, das Ectropium zu behandeln, Jemand vor ihm angewendet habe. Cheseldens Verfahren bey verschlossener Pupille fände man bey Heister. Niemand vor ihm habe ein Instrument angegeben, um harte Staare alter Personen zu zertheilen, und sie in die vordere Augenkammer mit Sicherheit zu bringen. Da er seines Lehrers Saunders geheim gehaltene Operationsmethode zu verlassen sich genöthiget sah, so fand er auch länger keinen Anstand zu seinen Operationen andere Wundärzte als Zeugen beyzuziehen. Seine Verfahrensweise bey der Aegyptischen Augenentzündung müsse er indessen noch zurückhalten, um ihr mehr Vollendung zu geben. Chap. 1. On Ectropium mit einer nicht üblen farbigen Abbildung. Die von Scarpa vorgeschlagene einfache Ausschneidung der schwammigen Conjunctiva, fand er in Fällen von bedeutender Umkehrung zur Radicalheilung nicht hinreichend. Statt mit dem Scalpel schneidet er mit einer geraden Scheere ein schickliches V förmiges Stück aus dem Augenlide, und bringt die Wundränder durch eine Nath an einander. Gesellt sich das Ectropium zur eitrigen Augenentzündung, so schaffen Scarificationen Erleichterung. Drey Beobachtungen, welche umständlich erzählt werden, dienen als Belege für die Güte seiner Methode. Chap. 2. Sect. 1. On contracted or obliterated Pupil. Kurze Geschichte der Methode Cheselden's, um eine künstliche Pupille zu bilden, und Meinungen verschiedener angesehener Schriftsteller über dieselbe. Was über diesen Gegenstand in Deutschland und Italien bekannt gemacht worden, scheint der Verf. nicht zu kennen. Sect. 2. A Description of various Operations applicable to the morbid state of the Eye requiring an artifi-

cial Pupil. In allen Fällen wo nach Wegnahme der Linse die Hornhaut frey von Undurchsichtigkeit ist, sollte die Trennung (division) oder Deffnung der Iris im Centro derselben gemacht werden, und sich wenigstens der Queere nach bis zwey Drittel ihres Durchmessers erstrecken. Er erfand sich dazu ein eigenes etwa eine Linie breites Messerchen, artificial pupil knife, mit welchem er die Iris aufschlitzt. Die Auflösung der Belladonna zu einem Tropfen ins Auge gebracht, scheint auf die strahligen Fibern der Iris specifisch zu wirken. Sind die Pupillen in beiden Augen verwachsen, und die Hornhaut undurchsichtig, so sollte die Deffnung in einem Auge am innern Rande der Hornhaut, im andern Auge am äußeren gemacht werden, weil die Bewegung der Augen gleichzeitig geschieht. Sect. 3. General Observations. Fehler des Cheselden'schen Messers. Einschränkung der Anweisung die künstliche stationär bleibende Deffnung der Pupille ja nicht zu klein zu machen. Die Form derselben ist von keiner Bedeutung. Belladonna wirkt nicht auf eine künstliche Pupille. Mitunter bedient sich der Verf. der Bruchstücke der zerstörten Linse, um durch solche die Wiederschließung der neugebildeten Pupille zu hindern. Die wäßrige Feuchtigkeit habe eine ungemaine Kraft die Linse, welche der Verf. in die vordere Kammer treibt, aufzulösen. Chap. 3. Sect. 1. On Cataract. Der Verf. erzählt Fälle von Erblichkeit des Staares sogar bis ins dritte Glied. Sechs Kinder eines Mannes wurden mit amaurosis geboren. War in den ihm vorgekommenen Fällen angebohrner Staare mehr als ein Kind damit behaftet, so waren sie es der Reihe nach (in succession), z. B. einer Familie von sieben Kindern waren die zwey ältesten sehend, die fünf übrigen blind geboren. In einer andern Familie von vier Kindern war nur das älteste sehend und die drey jüngern blind geboren. Bey

venerischen Staaren sitze die Verdunkelung allemahl zuerst in der Kapsel, und komme von Entzündung dieser Haut, nicht von gerinnbarer aus der Iris auf ihre vordere Oberfläche ausgeschwitzter Lymphe. Gewöhnlich verschwinde dieser Nebel der Kapsel in 24 Stunden nach hervorgebrachtem Speichelfluß, und die Klarheit des Gesichtes ist wieder hergestellt. In den Fällen, wo nach Ware's Vorschlag Aetherdämpfe nützten, war es nicht der Aether, sondern die durch eine Oeffnung oder Riß der Kapsel an die Linse gelangende wässerige Feuchtigkeit, welche dieselbe auflösete. Saunders habe unstreitig das Verdienst der erste gewesen zu seyn, welcher die auflösende Kraft der wässerigen Feuchtigkeit als Grundsatz zur Entfernung nicht nur des angebohrnen, sondern überhaupt jeder andern Species von Staar ausdehnte. Ware und Gibson hätten daher Unrecht, noch immer die Ausziehung des Staars vorzuziehen. Sect. 2. A Description of instruments of cataract — and of the aftertreatment. Nach einigen Bemerkungen über Hey's, Scarpa's und Ware's Staarnadeln beschreibt er die feinigen nebst faubern Abbildungen. Statt Pellier's Speculum von Silberdraht braucht er das abgebildete von solidem Metall. Operation for solid Cataracts in Children and Adults. Der Verf. beschreibt genau seine Depressionsmethode. Die Hauptsache ist; mit einer eingebrachten zarten Nadel zerstückelt er die Linse nebst ihrer Kapsel, und sucht die Bruchstücke derselben so viel möglich in die vordere Kammer durch die Pupille zu schaffen, wo sie in vier bis fünf Wochen aufgesaugt worden. Operation for Fluid Cataract. Gleicht der vorigen, nur daß die Nadel um eine halbe Linie zurückgezogen wird, um die Kapsel von den Ciliarbändern zu lösen. Operation for Capsular Cataract. Hier zieht er die

krumme Scarpa'sche Staarnadel vor. Operation for Adherent Capsular Cataract. Er zerstöre wie Scarpa die Linsenkapsel nach Möglichkeit in ihrem ganzen Umfange. Operation for Solid Cataracts in Old Persons. Er gibt sich Mühe mit seinem Messerchen harte Staare zu zerstückeln, und wenn das Nestchen, der Kern, in der vordern Kammer sich nicht auflösen will, durch eine kleine Punctur der Hornhaut auszuziehen. Operation for Adherent Lenticular Cataract. Hier müßten die Fasern der Iris wie bey der verschlossenen Pupille zerschnitten werden und bisweilen die Operation zwey- bis dreymahl wiederholt werden. Operation for Capsular Opacity with a transparent lens. Wird wie der solide Staar behandelt. Uebrigens tröpfelt der Verf. eine Stunde vor der Operation starke Belladonna-Auflösung ins Auge, und operirt das rechte Auge hinter dem Patienten sitzend, mit dem Speculum in der linken und der Staarnadel in der rechten Hand. Afters-Treatment. Er legt Bluteigel an die Nasenseite der Orbita, wo die äußere Arteria erhoben mit der Ophthalmis zusammenmündet. Auf die Durchschneidung der art. temporalis sah er unmittelbar die Augenentzündung gehemmt, er reicht Tinct. digitalis, und will durch ans Auge gelassene Dämpfe warmen Wassers, welchen ein wenig Opiumtinctur bengemischt war, nicht nur Erleichterung der Entzündung, sondern sogar Schlaf bewirkt gesehen haben. Nach der Operation solider Staare solle man die Pupille durch täglichen Gebrauch von Extractum Belladonnae erweitert erhalten. Sect. 3. General Observations. Treffliche Bemerkungen zur wiederholten Empfehlung seiner Operationsweise, welche ihm in mehr als siebenzig Fällen von doppelten Staaren nicht einmahl fehlte. Höchst wichtig seyen die Vortheile einer frühen Operation bey angebohrnen Staaren. Späterhin verliert sich

das Rollen der Augäpfel nach der Operation selten. Mit der vollkommensten Leichtigkeit (ease) und Sicherheit unternahmen sie Saunders und Johnson, sogleich nach der Geburt als man sie nur wahrnahm, Saunders bey zwey Monath alten Kindern, Johnson bey sechs, er selbst bey zehn Monath alten. Sehend gemachte Blindgebohrne erforderten eine ganz eigene Art Erziehung um gehörig sehen zu lernen. Er hoffe darüber die Resultate seiner Bemühungen bekannt zu machen. Dankbarlich und siegreich vertheidigt er seinen verewigten großen Lehrer Saunders gegen die Beschuldigung des Heimlichthuns mit seinen Operationsweisen. Nun folgen die Kranken- und Operationsgeschichten des 19ten bis 43sten Falles. *Postscript. Observations on some symptoms generally considered indicative of Amaurosis.* Weder die unregelmäßig gestaltete unbewegliche Pupille, noch die vor den Augen flimmernden dunkeln und hellen Flecken senen bey Staaren gewisse Zeichen der Amaurosis, daher glückten auch dem Verf. Operationen, wo sie vorhanden waren, wenn ihm Operationen misglückten wo sie nicht vorhanden waren. Unterscheidet der Kranke Hell und Dunkel, so solle man sich daher nicht abhalten lassen, des Verf. mildes und gefahrloses Operationsverfahren anzuwenden.

Altona.

Von J. F. Hammerich: *Critischer Ueberblick der merkwürdigsten Ansichten vom Buche Jonas, nebst einem neuen Versuche über dasselbe*, von Peter Friedrichsen, Candidaten des Predigtamtes. Mit einer Vorrede von Hrn Dr. G. S. Franke, Prof. der Theologie in Kiel. 1817. 242 S. in Octav.

Eine schätzbare Probe fleißig betriebener Studien auf der Universität und des eigenen Nachdenkens. Der erste Theil der Schrift sammelt die verschiedenen

Ansichten, die in alten und neuen Zeiten vom Buche Jonas gegeben worden, und bringt sie unter drey Classen: bald hielt man die Erzählung 1. für rein historisch, bald 2. für Darstellung einer Dichtung, bald 3. eines Gemischtes von Wahrheit und Dichtung oder eines historischen Mythos: jede ist mit einer umständlichen Beurtheilung begleitet, die von manchen Kenntnissen und Scharfsinn zeugt, und denen, welche künftig denselben Gegenstand ihrer Prüfung unterwerfen wollen, Zeit und Mühe ersparen wird. Der zweyte Theil enthält die Ansicht des Verfassers, und betrachtet den Jonas als eine moralisire Dichtung, zu welcher Stoff aus der Sagen Geschichte verarbeitet worden, um zu lehren: "Jehova sey eben sowohl ein Gott der Heiden als der Juden, und nehme sich gleicher im Falle der Besserung mit gleicher Nachsicht und Schonung an." Der Verf. sucht nun genau zu bestimmen, was in der Erzählung wirkliche Thatsache, und was Zusatz theils der Sage, theils des Concipienten sey. Für historisch wahr hält er, daß Jonas Orakel gegen Ninive ausgesprochen, eine Seereise gemacht, und Schiffsbruch gelitten habe, aber aus dem Meere wieder glücklich gerettet worden; für Zusatz der Sage sieht er den storrischen Character Jonas an, das Verschlungenwerden von einem Seeungeheuer, die Ankunft des Propheten zu Ninive, da sich für seine Reise dahin kein Beweis führen lasse; für Zusatz des Concipienten endlich: die Schilderung der Religiosität der Schiffsleute, die Reue der Niniviten, die Dichtung des Wunderbaums. — So rühmlich der Fleiß im Erörtern bey jedem Schriftsteller ist, so halten wir doch den hier auf die Erörterung der dreyfachen Quelle der Erzählung gewendeten Fleiß größtentheils für vergeblich. Von einer Sage läßt sich nur die wahre Grundlage im Allgemeinen errathen; nicht aber von jedem einzelnen Umstand bestimmen, ob er factisch oder

Zusatz der Sage sey: denn das Wahrscheinliche ist nicht immer Beweis des wirklich Historischen, da auch die Sage ein Factum mit wahrscheinlichen Umständen auskücken kann. Und wenn zu einer moralischen Dichtung eine Sage genutzt ist, bleibt es eben so ungewiß, mit welchen Zusätzen der Dichter die Sage seines Zweckes wegen bereichert habe, wenn nicht mehrere Aufzeichnungen der Sage vorhanden sind, die sich unter einander vergleichen lassen, um zu erforschen, was in der Dichtung mehr ist, als in der einfachen Sage. Ueberhaupt hat sich der Verf. durch das Wort *Mythus* statt *Sage* täuschen lassen, wenn er seine Vorstellung ihm und seinem Lehrer eigenthümlich hält. Schon vor ihnen ist angenommen worden, daß *Jonas* Person historisch und die Erzählung von ihm aus der Sage gestoffen sey; nur lasse sich nicht mehr bestimmen, wie viel der Concipient unsers *Jonas* aus dieser seiner Quelle genommen habe, und was dabey sein Eigenthum bleibe. Eigenthümlich ist daher dieser Schrift bloß die genaue Bestimmung, was Geschichte und was Zusatz der Sage, und des Concipienten sey. Was noch sonst der Verf. in dieser ihm übrigens gelungenen Arbeit zu wünschen übrig gelassen, hat sein Vorredner, Hr. Dr. *Kranke*, bereits bemerkt gemacht, daß diese Anzeige es billig übergeht, um sich kein fremdes Eigenthum zuzueignen. Die Vermuthung über den Ursprung der neuen Behandlungsart des *A. L.* (S. 186), ist irrig. Sie ist eine freye Erfindung; wäre sie aus der genannten Quelle geschöpft, so würde man auch Spuren von ihr bey den beiden *Fabern*, *Johann Ernst*, und *Johann Melchior*, bey *Hassenkamp*, bey *E. F. Schulz* u. a., die ihnen ungefähr gleichzeitig sind, und bey demselben gelehrte Vorlesungen gehört haben, finden. Das Spätere ist in frühere Zeiten hinaufgerückt.

— — — — —

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
Der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. u. 122. St.
Den 31. Julius 1817.

Paris.

Journal des mines, ou recueil de Mémoires sur l'exploitation des mines, et sur les Sciences et les Arts qui s'y rapportent. Trentetroisième Volume. Premier Semestre. 1813. 480 Seiten.

Wir fahren in der Anzeige dieses Journals wie bisher fort, indem wir nur die darin enthaltenen Haupt-Abhandlungen ausheben, und dabei diejenigen übergehen, welche auch in anderen in diesen Blättern bereits angezeigten Zeitschriften abgedruckt sind.

Mémoire sur la Constitution géologique de la portion du Département de la Côte-d'Or, dans laquelle doit se trouver le point de partage du canal de Bourgogne. Par M. P. X. Leschevin. S. 1—46. Von der Anlage von Canälen ist eine genaue Kunde der geologischen Beschaffenheit der Gegenden, durch welche sie gehen sollen, von großer Wichtigkeit, indem die verschiedenen Arten des festen Gesteins und der darüber befind-

B (6)

lichen lockeren Erdschichten auf die Canalarbeiten von dem bedeutendsten Einflusse sind. Von dieser Seite hat die eben bemerkte Abhandlung ein practisches Interesse. Das wissenschaftliche Interesse derselben wird dadurch sehr vermindert, daß die in der angeführten Gegend angestellten geologischen Beobachtungen nicht in gehörige Verbindung gebracht sind mit in anderen Gegenden gesammelten Erfahrungen, und namentlich dabey genaue orographische Bestimmungen der beschriebenen Gebirgsarten fehlen; ein Mangel, der bey den geologischen Arbeiten der Franzosen sehr häufig bemerkt wird, wodurch sie hinter den im Geiste der Deutschen geognostischen Schule angestellten Untersuchungen weit zurück bleiben. — *Observations sur les Schistes bitumineux, sur les Bitumes ou Matières bitumineuses, et sur les Grès Psammites, cités dans le Mémoire de M. Leschevin; par M. Gillet-Laumont* S. 46—52. — *Suite de la Description mineralogique du Département de l'Isère; par M. Héricart de Thury.* S. 53—64. Die Fortsetzung eines im 32. Bande dieses Journals abgedruckten Aufsatzes, welche von den in dem genannten Département vorkommenden Braunkohlen handelt. — *Rapport sur l'espèce de Fonte de fer qu'il est bon d'employer pour couler les objets qui doivent servir à la conduite des eaux du Canal de l'Ourcq; par M. Hassenfratz.* S. 81—100. Bekannte Wahrheiten über die angemessenste Beschaffenheit des bey Wasserleitungen anzuwendenden Gußeisens. — *Mémoire sur le Terrain granitique des Pyrénées.* Par *Johann de Charpentier* (Sohn des berühmten verstorbenen Berghauptmanns von Charpentier zu Freyberg, gegenwärtig Bergdirector zu Vex im Canton Waadt). S. 101—156. Dieser sehr interessante Aufsatz ist

ein Theil eines größeren, allgemeinen geognostischen Werkes über die Pyrenäen, welches Herr von Charpentier bald herauszugeben denkt, und wodurch, wenn wir nach dem Inhalte der vorliegenden Abhandlung urtheilen dürfen, Alles was bisher in geologischer Hinsicht über jenes Gebirge geliefert worden, weit übertroffen werden wird. Um in der Geognostie wahre Fortschritte zu machen, sind zusammenhängende, umfassende und vergleichende Beobachtungen großer, und gleichsam geschlossener Gebirge unumgänglich erforderlich; und wie trefflich, wenn die Wissenschaft solche Beobachtungen von einem geübten und in dem betreffenden Gebirge ganz einheimisch gewordenen Geognosten empfängt! Von den Resultaten die der Verfaßter aus seinen Beobachtungen über den Granit der Pyrenäen zieht, heben wir folgende aus: Das Grundgebirge macht in den Pyrenäen nur den kleineren Theil aus, und zeigt sich im Ganzen sehr einformig. Die dasselbe zusammensetzenden Gebirgsarten sind geschichtet, mit einem Hauptstreichen von W. S. W. gegen O. N. O. der Hauptkette parallel. Stratificirter Granit ist herrschende Gebirgsart. Er schließt eine Menge fremdartiger Lagermassen ein, namentlich Gneus, Glimmerschiefer, Quarz, Feldspath, Kalkstein, Grünstein, Graphit, Eisenglanz, Eisenpath. Im Ganzen ist aber das Grundgebirge der Pyrenäen arm an metallischen Fossilien. — Es war uns überaus angeeignet durch die vorliegende Abhandlung in den Stand gesetzt zu werden, eine Vergleichung zwischen dem Grundgebirge der Pyrenäen und dem der Alpen anzustellen. Beide Hauptgebirge zeigen in Hinsicht ihrer ältesten Glieder manches Uebereinstimmendes, und doch auch wieder bedeutende Verschiedenheiten, unter denen wohl die auffallendste seyn dürfte, daß in den Alpen Gneus und Glimmerschiefer vorherr-

schen, Granit aber höchst untergeordnet ist, welches sich in den Pyrenäen gerade umgekehrt verhält. Wir lernen also übrigens in den letzteren abermahls ein Hauptgebirge kennen, in welchem die angebliche älteste Granitformation, die allen übrigen bekannten Gebirgsformationen zur Grundlage und Stütze dienen soll, gänzlich fehlt; eben so wie solches in den Alpen und in den Scandinavischen Gebirgen der Fall ist. Wenn Beobachtungen dieser Art in weit erstreckten und weit entlegenen Hauptgebirgen übereinstimmend gemacht werden, so darf es doch wohl dem unbefangenen, an keine Schule gefesselten Forscher erlaubt seyn, bescheidene Zweifel gegen die allgemeine Gültigkeit eines Lehrsatzes zu erheben, der lange Zeit hindurch für einen unerschütterlichen Grund des geologischen Systems einmüthig angesehen worden ist. — Sur la Cristallisation de la Glace. Extrait d'un Voyage minéralogique, manuscrit, fait en 1805, dans la grande chaîne calcaire sub-alpine des régions Sud-Est de la France; par L. Héricart de Thury. S. 157—160. In einer Höhle wurden im Inneren von Eiskalactiten ausgezeichnete Eiskrystalle beobachtet: regulär sechsseitige Prismen, auf den Endflächen den Endkanten parallel gereift und an diesen zum Theil abgestumpft, doch aber niemahls an den Enden vollkommen zugespitzt. Mit diesen Angaben stimmen die Beobachtungen sehr gut überein, die Referent häufigst über die Krystallisation des Eises angestellt hat. — Observations sur des Cristaux épigènes de fer oxydé du département de la Sarre; par M. Haüy. S. 161—174. Die hier beschriebenen Afterskrystalle sind durch Zersetzung des in verlängerten Rectanguläroctaedern krystallisirten Wasserfieses — des fer sulfuré blanc des Hrn. Haüy — gebildet. — Sur des Cristaux de Pyroxène

des Environs de New-Yorck; par M. Haüy. S. 175—186. Die mit gewohnter Sorgfalt bestimmte neue Krystallisation zeigt sich an einer Abänderung von graulich-weißer Farbe und perlmutterartigem Glanze, die daher nach dem Systeme des Referenten zum MalaKolith, nach Anderen zum Diopside gehören dürfte. — Notice sur les Ardoisières de Fumay, département des Ardennes; par M. Bouesnel. S. 233—240. — Mémoire sur la distinction des Couches naturelles qui composent le massif calcaire de Passy et de Chaillot, près Paris; par M. A. G. Desmarest fils. S. 287—298. Eine genaue Aufzählung der verschiedenen Vänke mit Berücksichtigung der darin vorkommenden Petrefacten. — Notice historique sur les machines à Vapeur; par M. Baillet. Nach des Verfassers Meinung sollen in einer zu Rom im Jahre 1629 erschienenen Schrift von G. Branca, und in einem andern zuerst im Jahre 1615 zu Paris herausgegebenen Buche von Salomon de Caus, die ersten Ideen zur Dampfmaschine enthalten seyn. Referent findet darin nur verschiedene Vorschläge den Wasserdampf als bewegende Kraft zu benutzen, aber keinesweges eine Spur von der Idee, denselben auf die für die vorzugweise so genannten Dampfmaschinen charakteristische Weise anzuwenden. Dem der zuerst darauf kam, das Wasser zur Bewegung einer Maschine anzuwenden, wird man gewiß nicht die erste Idee zur Construction der Wassersäulen-Maschine zuschreiben wollen. — Mémoire sur un Perfectionnement de la méthode dite bergamasque, pour l'affinage de la fonte; par M. E. F. Gueymard. S. 327—338. — Mémoire sur les Procédés employés aux Mines de plomb de Védzin pour la séparation du métal; par M. Bouesnel.

S. 401 — 424. Ein einfaches Verfahren der Blei-
gewinnung aus einem zum Theil mit Eisenoxyd,
zum Theil mit Schwefelkies gemengten Bleiglanze.
Der kieselige Bleiglanz wird in freyen Haufen ge-
röstet, wobey man auf ähnliche Weise Schwefel
gewinnt, wie solches auf den Hütten am Unterharze
unweit Goslar geschieht. Bey der Schmelzung die
in einer Art von Krumnöfen vorgenommen wird,
wendet man Eisenfrischschlacken als Zuschlag an.
Die Beschreibung des Processes ist besonders in-
structiv durch zugleich mitgetheilte Analysen der
Erze und Hüttenproducte. Wie sehr erwünscht wäre
es, wenn öfter von den bey zusammengesetzteren
Hüttenprocessen fallenden Producten chemische Ana-
lysen gemacht würden, die so gut wie ganz noch
fehlen. Dadurch würde nicht allein auf eine ratio-
nellere Leitung der Hüttenprocessen sehr vortheilhaft
eingewirkt werden können, sondern es würden zugleich
auch der Chemie manche schätzbare Erfahrungen zu
Theil werden, die ihr bisher noch verborgen geblie-
ben sind. Um aber der Metallurgie jenen Vortheil
zu verschaffen, würde es nothig seyn, bey der An-
stellung von Hüttenofficianten, nicht bloß auf den
Besitz gewisser Kunstfertigkeiten, sondern auch auf
grundliche Kenntnisse in den Hülfswissenschaften
zu sehen.

Journal des mines etc. Trente - quatrième
Volume. Second Semestre. 1813. 488 Seiten.

Essai d'une Classification mineralogique des
roches mélangées; par *Alexandre Brongniart*.
S. 5 — 48. Der verdiente Verfasser dieses mit großem
Fleiß ausgearbeiteten Aufsatzes, bemerkt nicht mit
Unrecht, daß bey den großen Fortschritten, welche
die Geologie zumahl durch die Arbeiten Deutscher
Naturforscher in neuerer Zeit gemacht habe, die
Untersuchung der gemengten Gesteine etwas ver-

nachlässigt worden sey. Auch in der Ansicht pflichten wir ihm vollkommen bey, daß es zur Förderung der Geognosie am vortheilhaftesten sey, die Lehre von den Gesteinen, von der eigentlichen Gebirgslehre getrennt zu behandeln; eine Methode, die Referent selbst schon vor zwölf Jahren zuerst empfohlen hat, indem von ihm bey dieser Gelegenheit vorgeschlagen wurde, die beiden Hauptdoctrinen der Geognosie, durch die Benennungen Petrographie und Orographie zu bezeichnen. Die Petrographie handelt von den Gesteinen an sich, abgesehen von den Verhältnissen, unter welchen sie die Gebirgsmassen zusammensetzen. Sie kann daher unabhängig von der Gebirgsmassenlehre bestehen. Dieß ist auch die Meinung des Hrn. Brongniart, indem er z. B. darauf dringt, daß die mineralogische und geologische Classification der Gebirgsarten getrennt seyn müsse. Aber offenbar gehet er in der Anwendung dieses Principes bey seiner in dem vorliegenden Aufsatze gelieferten mineralogischen Classification der gemengten Gesteine zu weit. Denn wenn gleich bey der Unterscheidung und Anordnung derselben nur ihre Beschaffenheiten und Verhältnisse im Kleinen zu befragen sind, so ist es doch unumgänglich nöthig, daß Erfahrungen über das allgemeinere oder beschränktere Vorkommen der Gesteine darüber entscheiden, ob sie besondere Gegenstände der Petrographie ausmachen können oder nicht. Wollte man jedes Gestein, welches sich im Kleinen verschieden von einem anderen zeigt, ohne Rücksicht darauf, ob es Gebirgsmassen oder nur untergeordnete Lagermassen, Gangmassen u. s. w. bildet, in das petrographische System aufnehmen, so würde dieses bey der außerordentlichen Mannichfaltigkeit von Fossilienverbindungen ohne Grenzen seyn, und zugleich das wissenschaftliche Interesse verlieren, welches eine gute Uebersicht der-

jenigen Verbindungen von Mineralkörpern, die mit gleichbleibenden Beschaffenheiten weit verbreitet in der Erdenrinde sich zeigen, gewähren muß. Herr Brongniart, der sich selbst für diese Ansicht erklärt, scheint hin und wieder doch mehr im Zimmer als in der Natur beobachtet zu haben, weil er sonst schwerlich gar manche Arten gemengter Gesteine in sein System aufgenommen haben würde, die nur ein höchst beschränktes Vorkommen haben, und sich nicht wohl den übrigen Gesteinen, welche ganze Gebirgsmassen bilden, gleich stellen lassen. — Eine petrographische Terminologie geht dem Systeme voran. In diesem unterscheidet der Verfasser drey Classen: 1. Roches cristallisées isomères; 2. Roches cristallisées anisomères; 3. Roches agrégées. Jede Classe ist in Gattungen und jede Gattung in Arten getheilt, die sämmtlich mit Definitionen versehen und mit, größtentheils neuen, Nahmen belegt sind, welche in Deutschland schwerlich Beyfall finden dürften. Bey den Arten werden oft noch verschiedene Varietäten unterschieden. — Je häufiger man sich mit geognostischen Beobachtungen beschäftigt, um so mehr wird man überzeugt werden müssen, daß die strenge Classification, welche bey den einfachen Mineralkörpern möglich und nothwendig ist, sich nicht wohl auf die gemengten Gesteine übertragen läßt. So scharf die Grenzen sind, welche die Natur zwischen verschiedenen krystallinischen Substanzen abgesteckt hat, so häufig und mannichfaltig sind dagegen die Uebergänge, durch welche sie die verschiedenartigen Gemenge derselben verknüpft. — Analyse du Pyroxène en roche, connu sous le nom de Lherzolite; par M. Vogel. S. 71–74. In 100 Theilen dieses früher von dem Herrn von Charpentier beschriebenen Gesteins (Journal des mines T. 32. Nr. 191. p. 311) wurden ge-

funden: 45 Kiesel, 1 Thon, 19,5 Kalk, 16 Talk, 12 Eisenoryd, 0,5 Chromoryd und eine Spur von Magnesiumoryd. Diese Bestandtheile stimmen mit denen anderer Abänderungen der Pentaklast-Substanz ziemlich überein, zunächst aber mit denen der Malakolith-Formation, mit welcher das Gestein auch im Außern mehr als mit der Augit-Formation überein zu kommen scheint. — *Observations géologiques sur la presqu'île de Saint-Hospice, aux environs de Nice, département des Alpes maritimes; par A. Risso.* Eine merkwürdige Folge Petrefacten führender Lager: zu unterst von einem Flözkalkein, der nur Ueberreste unbekannter See-geschöpfe enthält; darüber von einem mit Gehäusen von Thieren des nahen Meeres angefüllten Sande; dann von einem Gerölle führenden Thon und zu oberst von einer Ueberreste von Landschnecken enthaltenden Dammerde. — *Notice sur les gisemens du Granit et du Porphyre globuleux, trouvés en Corse; par M. Mathieu.* Diese Korsikanischen Gesteine haben in Frankreich viel Aufsehen gemacht, und mehrere sehr in das Kleinliche gehende Untersuchungen veranlaßt. — *Mémoire sur la détermination directe d'une nouvelle variété de forme cristalline de Chaux carbonatée, et sur les propriétés remarquables qu'elle présente; par M. Monteiro.* S. 162–196. Der Verfasser bewährt durch diese manche scharfsinnige Bemerkungen enthaltende Abhandlung aufs Neue seine gründliche Bekanntschaft mit der Hauy'schen kry stallometrischen Methode und seine Gewandtheit in ihrer Anwendung. — *Notice sur les Orgues géologiques de la colline de Saint Pierre, près Maestricht; par M. L. Mathieu.* — *Observations sur l'origine des Tuyaux ou Puits naturels qui traversent les bancs calcaires de la*

Colline de Saint-Pierre près Maestricht; par M. Gillet-Laumont. Der Verfasser dieser Bemerkungen glaubt, daß die von Hrn. Marbieu beschriebenen merkwürdigen cylindrischen Röhren, die in dem lockeren Gestein des Mastrichter Petersberges sich finden, aber auch an anderen Orten zuweilen sich zeigen, durch infiltrirtes Wasser gebildet worden seyen. — Suite de la Description minéralogique du Département de l'Isère; par M. Héricart de Thury. S. 261—288. Diese Fortsetzung handelt von dem Mergel und den Mergelgruben des Departements. — Description de la Vallée de l'Egarement, et conséquences géologiques qui résultent de la reconnaissance qu'on en a faite; par M. P. S. Girard. S. 401 bis 434. Die geologischen Betrachtungen, welche der Verfasser an die topographische Beschreibung dieses einige Stunden oberhalb Cairo beginnenden und gegen das rothe Meer sich ziehenden Thales reiht, beziehen sich hauptsächlich auf die Gerölle, welche sich in den beiden Ausgängen des Thals finden, und auf die Muschelschalen, welche gegen den Theilungspunct desselben vorkommen.

Leipzig und Altenburg.

Bei Brockhaus: Christoph Martin Wieland, geschildert von J. G. Gruber. Erster Theil. 1815. 375 Seiten. Zweyter Theil. 1816. 578 Seiten in Octav.

Die neulich von uns angezeigten Sammlungen der Briefe Wieland's (s. oben Seite 1109) machen eine Biographie dieses Dichters großen Theils entbehrlich; was auch schon bey Gelegenheit jener Anzeige bemerkt wurde. Aber es fehlen doch in jenen Briefen einige biographische Notizen, die mitge-

nommen zu werden verdienen; und eine befriedigende Characteristik, in welcher Wieland als Mensch, Dichter, und unterrichtender Schriftsteller dem Plaze gemäß gewürdigt würde, den er in unsrer Litteratur behaupten wird, fehlte noch ganz. Einer solchen Nachhülfe bedarf aber Wieland's Ruhm, seitdem dieser große Dichter bey unsrer so genannten Lesewelt aus der Mode gekommen, und sogar durch eine schiefende Critik des Beyfalls unwürdig erklärt worden ist, den er fast ein halbes Jahrhundert hindurch bey seinen Zeitgenossen gefunden hatte. Denn daß das wahre Verdienst durch sich selbst allein sich geltend mache, darauf darf man in keinem Lande weniger rechnen, als in Deutschland, wo nur ein neuer Tonangeber aufzustehen braucht, um das Publicum zu bewegen, die Altäre niederzureißen, die es kaum gebauet hatte. Aber unter solchen Umständen kann ein vernünftiger Critiker vieles dazu beitragen, daß wenigstens der Theil des Publicums, der einen Modegeschmack so lächerlich findet, wie eine Modephilosophie, sich das Gute nicht entwenden lasse, das einen bleibenden Werth hat. Aus diesem Grunde wünschen wir dem vor uns liegenden biographisch-critischen Werke des Hrn. Professors Gruber recht viele Leser. Weder der Raum, noch der Zweck dieser Blätter erlaubt uns, auseinander zu setzen, warum des Recensenten Ansichten von Wielands Verdienste mit denen des Verfassers nicht ganz übereinstimmen. Auch möchte wohl das persönliche Verhältniß, in welchem der Verf. zu dem unvergeßlichen Manne gestanden, dem er dieses Denkmal errichtet, nicht ohne Einfluß auf sein Urtheil geblieben seyn; denn Wieland selbst hat ihn gewissermaßen durch eine letzte Willenserklärung zu seinem Biographen ernannt. Und wer würde unter diesen Verhältnissen an des

Verf. Stelle, nicht, ohne es ſelbſt zu bemerken, alles, was ſich gegen Wieland's Schriften ſagen läßt, zum Theil überſehen, zum Theil auf eine ſolche Art mildern, daß das Gemählde gerade nur ſo viel Schatten erhielt, als eben nöthig iſt, damit es ein Gemählde, und zwar kein Chineſiſches, werde? Was die Worte der Vorrede ſagen wollen, Wieland habe den Deutſchen Deutſchland erobert, lernt man erſt durch eine Stelle am Ende des erſten Theils verſehen, wo geſagt wird, daß unſre um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ganz franzöſiſche große Welt in Deutſchland erſt durch Wieland's Schriften für die Deutſche Litteratur wieder gewonnen ſey. Aber liegt denn Deutſchland nur an den Höfen der Fürſten und in den Cotterien des Deutſchen Adels? Doch zugestanden muß werden, daß Wieland, wie der Verf. ſagt, einzig iſt in dem, wodurch er in ſein Zeitalter eingriff; in dieſer äſthetiſchen Geiſtesfreiheit, zu der er ſich durch eigne Kraft emporſchwang; dieſer Feinheit und Grazie des immer heiteren, witzigen, und immer verſtändigen Natur- und Sittenmahlers; dieſer anmuthigen Lebensweiſheit, der ein Ideal von Helleniſcher Liebenswürdigkeit zum Grunde lag. Aber genauer hätten wir beſtimmt zu ſehen gewünscht, in welchen Verhältniſſen die Phantaſie dieſes Dichters, den ſeine Tadler ſo oft für einen bloßen Nachahmer der Ausländer erklärt haben, wahrhaft ſchöpferiſch genannt werden darf. In welchem Sinne Wieland ein Deutſcher Voltaire heißen darf, und in welchem Sinne nicht, iſt ſehr gut ausgeführt. Wir unterſchreiben, was in dieſer Hinſicht ſchon Herder geſagt hat: "Die Muſe unſers Landsmanns iſt ein reiner Genius, der in jeder Geſtalt, die er annimmt, einen edleren Zweck hat." Doch hätten wir gern die Art von Philoſophie, die ein weſentlicher Theil des In-

halts der Wielandischen Schriften ist, mit der Voltairischen Philosophie näher verglichen gesehen. Leicht würde sich dann, wie uns dünkt, haben zeigen lassen, daß unser Deutscher Voltaire mit weit mehrerem Rechte, als der Französische, zu den Philosophen gezählt werden darf. Denn Voltaire's angebliche Philosophie lief am Ende auf eine bloße Freigeisterei hinaus, die kein festes Princip hatte, und nicht einmahl eines suchte. Wieland hatte sich durch ernstes Nachdenken über das Daseyn der Dinge und die Bestimmung des Menschen ein System gebildet, das am deutlichsten in dem Romane Agathon erscheint. Daß dieses System damals, als der Agathon zum ersten Mahle gedruckt wurde, noch nicht vollendet war, und daß deswegen dieser Roman in der ersten Ausgabe eine verderbliche Tendenz hat, die man fast unmoralisch nennen darf, leugnet auch Herr Prof. Gruber nicht. Aber ob durch die treffliche Abrundung des Ganzen in der zweyten Ausgabe das Aergerniß ganz aufgehoben sey, kann doch noch gefragt werden. Denn der grobe Materialismus aus der Schule des Helvetius, den Wieland, weil sein Kopf nichts dagegen vorzubringen hatte, im Wesentlichen annahm, nachdem er von der Schwärmerey seiner Jugend sich losgewunden hatte, wurde durch die Vollendung des Agathon nur geläutert und dem Ideale der Humanität näher gerückt, das Wieland in seinem Herzen trug. Aber eben diese Humanität, so weit sie zum Systeme, nicht zu Wieland's persönlichen Character, gehört, ist und bleibt nur verschönerte Sinnlichkeit. Doch hier ist nicht der Ort, mehr darüber und über Wielands sämtliche Romane zu sagen, die eben wegen ihrer philosophisch seyn sollenden Bestimmung, nach des Recensenten Urtheile, tief unter die Ge-

dichte dieses großen Autors zu stellen sind, so viel treffliche Beiträge zur Menschenernuth und wahren Lebensweisheit sie auch enthalten. Auch was der Verfasser über den profaischen Styl Wielands sagt, bleibt noch manchen Einwürfen ausgesetzt. Der Periodenbau in diesem weichen und gleitenden Style läßt sich allerdings sehr gut vertheidigen. Er hat etwas wirklich antikes. Aber daß die geistvollen Darstellungen und Reflexionen in diesem Style durch ein Uebermaß von Worten sehr oft bis zur Mattheit verdünnt sind, läßt sich doch auch nicht wohl bestreiten.

Paris.

Recueil de Rapports et de Mémoires sur la culture des arbres fruitiers, lus dans les Séances particulières de la Société de Agriculture de Paris. Par *Aubert Aubert du Petit Thouars*, Membre de cette Société. Chez l'Auteur. 1815. XII et 256 Pag. 8vo. avec figures.

Ein gewisser Sieulle, Gärtner zu Praslin, hatte sich bewogen gefunden, in der Art, die Pfirschenstämme zu schneiden, von den Gärtnern zu Montreuil darin abzugehen, daß er die beiden Mutterzweige weiter und bis auf 75 Grade von der senkrechten Linie entfernte; daß er diese beiden Zweige ohne alle Kürzung frey fortwachsen ließ; daß er die Seitentriebe, die weggenommen werden sollten, nicht erst im Frühjahr, sondern schon im November wegnahm, und daß er diese sich auch nicht erst entwickeln ließ, sondern schon als Augen abkneipte. Durch diese Veränderungen in der Behandlung meinte er seinen Stämmen mehr Kraft und Leben zu geben, die sich in der weitem, vollständigern und schönern Bekleidung der Wände und in der Er-

zeugung mehrerer, größerer und besser schmeckender Früchte auch wirklich zeigen. Die Pariser Landwirthschafts-Gesellschaft, darauf aufmerksam gemacht, trug dem Verfasser auf, die Sache zu untersuchen, und ihr dann seinen Bericht davon zu erstatten. Die Untersuchung fiel für den Gärtner günstig aus. Der Verf. gab ihm seinen Beyfall zwar nicht ganz; aber er zog die neue Methode der Montreviller doch sehr vor, und empfahl den Erfinder der Landwirthschafts-Gesellschaft zu einer ehrenvollen Auszeichnung. In der Gesellschaft hatte sich indessen eine Intrigue angesponnen, um entweder die Ehre der Gärtner von Montrevil zu behaupten, oder wohl noch mehr, um dem Verf. wehe zu thun. Das Gute, was er von der neuen Methode gesagt hatte, wurde nicht beachtet; der Gärtner blieb unbefehat. Der Verf. sah sich dadurch zu Rettung seiner Ehre genöthigt, das Publicum zum Richter zu machen; und zu dem Ende sowohl seine Berichte als auch noch einige andere Aufsätze, die damit in Verbindung standen, drucken zu lassen. So entstand nun die gegenwärtige Sammlung, die ungemein lehrreiche Beyträge des als gelehrter Botaniker schon seit 1788 bekannten Verf. zur Physiologie der Gewächse, und insbesondere zur Obstgärtnerey, enthält. Wir zeichnen daraus den Aufsatz unter der Aufschrift "sur la Culture en General" von S. 167 — 208 aus, worin die Lehre von der Nahrung, die den Zweigen gegeben werden kann, aus reiner Beobachtung der Natur mit sorgfältiger Erwägung der Umstände bis jetzt wohl noch am besten vorge tragen und dem Obstgärtner die richtigste und fruchtbarste Ansicht der Sache gegeben ist. Die Aufsätze von S. 1 — 167, die das Schneiden der Bäume zunächst betreffen, enthalten zwar auch eine Menge

neuer guter Beobachtungen, Urtheile und Rathschläge. Unsers Erachtens ist aber die Untersuchung des Schneidens der Bäume unter den tausenderley äußern und innern Verhältnissen und Combinationen mit den Umständen noch lange nicht vollendet; und wir können daher die aus den bisherigen Beobachtungen und Erscheinungen gezogenen Folgerungen bey weitem auch noch nicht für schließliche Resultate anerkennen. Angenehm ist es, die Geschichte der Erziehung der Obstbäume an Geländern, oder des bey uns so genannten Franzobsts bey dieser Gelegenheit mit erläutert, und den richtigen Rahmen manches berühmten anonymen oder pseudonymen Gartenschriftstellers angegeben zu sehen. Die Erfindung der Geländercultur kann der Verf. doch nicht weiter als bis in das sechzehnte Jahrhundert hinauf führen. Unter den angehängten Aufsätzen hat uns der am meisten interessirt, worin die Beobachtung eines Spätfrosts, der die Pfirschenblüthe betroffen hat, aber unschädlich geblieben ist, erzählt wird. Die am Ende noch beygefügte Bibliothek von Schriften über die Obstcultur ist höchst unvollständig, und darf mit dem, was wir in Deutschland darüber haben, nicht verglichen werden. Uebrigens können wir diese Anzeige nicht schließen, ohne von S. 147 und 148 noch der merkwürdigen Beobachtung des Gärtners Sienville zu erwähnen, wie er nämlich gesehen hat, daß am Ende eines Zweigs der rauhen Pfirschenforte, Chevreuse genannt, zwey glatte Früchte, jede von einer rauhen begleitet, gefessen haben, und daß, als dieser Zweig von dem Geländer der Wand los gebunden, nach vorn gerichtet und mit einem eigenen Geländer versehen worden, eine ganze Menge glatte Früchte daran gewachsen ist, u. s. w.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

123. Stück.

Den 2. August 1817.

Königsberg.

Wilhelm Traugott Drug's System der practischen Philosophie. Erster Theil. Rechtslehre. 1817. 528 Seiten in Octav.

Der Begriff, nach welchem der Verf. das Naturrecht bearbeitet, ist derselbe, der auch der Rec. immer befolgt hat; und der ohne Zweifel bald wieder allgemeiner anerkannt werden wird; nämlich daß es das System der äußerlich (in foro externo, von der vernünftigen Welt) gültigen Zwangspflichten und Rechte sey. Die Einwürfe die man dagegen gemacht hat, von Widersprüchen mit der Moral, und andern nachtheiligen Folgerungen, lassen sich leicht beantworten; und sind auch von dem Verf. gründlich gehoben S. 22. In der Einleitung S. 1 - 44 zeigt er den Zusammenhang dieser philosophischen Rechtslehre mit seinem System der theoretischen Philosophie in den allgemeinsten Begriffen und Grundsätzen. Wie nämlich die Vernunft überall Harmonie, vollkommene Uebereinstimmung alles dessen zusammen, was vor ihr gelten soll, fordert, in der theoretischen

C (a)

Philosophie, daß es zusammen denkbar sey: so fordert sie in der practischen, daß es zusammen thunlich sey; oder, wie er es ausdrückt, daß es in ein mögliches System absolut harmonischer Bestrebungen und Handlungen passe. Nur dieß erklärt sie für gut, und nur darum (?) erklärt sie es für gut; das Gegentheil für böse (S. 8. 9). (Hierüber wird der Rec. am Ende dieser Anzeige sich einige Bemerkungen erlauben.) Hierin liegt also das oberste Formalprincip der practischen Philosophie; das Materielle dazu muß aus den verschiedenen in der Natur des Menschen gegründeten Strebungen und Thätigkeiten entwickelt werden. Es wird weiter gezeigt, wie diese Güte, nach verschiedenen Beziehungen, Gütigkeit, Gerechtigkeit, Frömmigkeit heiße, und darnach drey Haupttheile der practischen Philosophie angenommen werden können, nämlich Rechtslehre, Tugendlehre und Religionslehre (S. 18). Der Begriff von der philosophischen Rechtslehre oder dem N. N. wird nun genauer bestimmt und festgesetzt, S. 27 ff. (Daß auch dieser gründliche und unbefangene Denker dem Spinoza einigermaßen huldiget, indem er ihn S. 28 den großen nennt, sah Rec. ungern. Sp. verdient diese Auszeichnung nicht; bey so groben Verwirrungen, wie eben hier der Verf. ihm eine nachweist. Was hilft, oder was heißt am Ende auch Consequenz beym Philosophiren; wenn man auf willkührliche Worterklärungen sich gründet; und dazu diese selbst — dieß thut Sp. gröblich — bey der Anwendung nach Gutbefinden abändert; übersteht oder verwechfelt, was im innersten Bewußtseyn, dem Grunde alles reellen Philosophirens, bestimmt angegeben und unterschieden ist?) Zum reinen N. N. rechnet der Verf. das absolute Privatrecht, welches keine, Rechte erst begründende, Handlungen voraussetzt, die Lehre vom

Eigenthume äußerer Güter und von den Verträgen, den Rechten bey Verletzungen des Rechtes, das Staats- und das Völkerrecht; zum angewandten, das Familien- und Kirchenrecht. Diese Anordnung rechtfertiget er in Hinsicht auf das Erste damit, daß der Staat die nothwendige Bedingung zur Realisirung der Rechtsidee sey; also nicht vom wahren Naturstande, nicht von dem absoluten N. N. aus geschlossen werden dürfe (S. 56. 252 f. 264 f.). In Hinsicht auf das zweyte, die Versparung des Familienrechts in dasselbe, damit, daß die Voraussetzung von Familien der Menschen auf empirischer Erkenntniß beruhe, das allgemeine Staatsrecht hingegen nur sinnlich vernünftige Wesen nicht just den Menschen, wie er in der Erfahrung erscheint, voraussetze; das allgemeine Gesellschaftsrecht aber hält er für überflüssig. (Wie der Verf. selbst gelegentlich erinnert, S. 440: so ist der Rec. auch durch vielfältige Erfahrung überzeugt, daß man bey sehr verschiedenen Vertheilungen des Stoßs zweckmäßig und gründlich philosophiren könne; wenn man nur überhaupt aufs wissenschaftliche Denken und Philosophiren sich versteht, und läßt daher um so leichter jedem seine Ansicht unbestritten. Das allgemeine Gesellschaftsrecht aber verdient nach seinem Verdünken wohl eine besondere Stelle im N. N.) Das allgemeine Rechtsgezetz drückt der Verf. S. 63 so aus: du darfst jeden beliebigen Zweck dir setzen und durch deine Kräfte zu erreichen streben, wenn und so fern damit die persönliche Würde aller andern bestehen kann — oder was eben so viel heißt — wenn und wiefern durch deine Art der Wirksamkeit, allgemein gestattet, die Möglichkeit eines äußerlich harmonischen Freyheitsgebrauchs nicht aufgehoben wird. (Äußerer und vollkommenes, inneres und unvollkommenes Recht scheinen dem Verf. S. 81

gleichbedeutende Ausdrücke zu seyn. Es läßt sich aber doch nicht ohne Grund dabei unterscheiden. Ein Mensch kann innerlich, in seinem Gewissen, überzeugt seyn, daß er ein Recht vom andern etwas zu erzwingen, also ein vollkommenes Recht gegen ihn habe, unerachtet er es einem dritten, und also in foro externo nicht beweisen kann; so wie er ein äußeres Recht zum Bitten, z. B. um Almosen haben kann. Nur freylich muß das erste wenigstens dem erkennbar seyn, gegen den es ausgeübt werden sollte; sonst brauchte auch er sich den Zwang nicht gefallen zu lassen.) Das Recht der äußern Denkfreiheit, der Mittheilung der Gedanken ist, an sich, nothwendig; weil ohne dieses die vornehmsten Mittel und Reize zur Ausbildung des Geistes fehlen, und kein Eingriff in das Recht anderer darin liegt, S. 119. Das Eigenthum der äußern Güter eine Folge aus dem Grundrechte der persönlichen Selbstständigkeit, mittelst der Besitznahme, ohne daß Verträge oder positive Gesetze (überhaupt, obwohl zu manchen genauern Bestimmungen) dabei nöthig sind, S. 126 f. Die Verbindlichkeit der Verträge, auch wenn sie noch nicht vollzogen sind, gründet der Verf. S. 176 f. darauf, daß mittelst der Abschließung eines Vertrags der zweiseite Wille des Promittenten und Promissars zu einem Willen geworden, oder daß beide Theile in Beziehung auf das Versprochene ein ideales Gesamteigenthum erhalten. (Dies thut dem Rec. nicht Genüge. In der Wirklichkeit bleiben immer zwey Subjecte und zwey reell verschiedene Willen; es kann also immer auch die Frage entstehen: Welches Rechtsgesetz verhindert mich in meinem Willen eine Veränderung entstehen zu lassen? Rec. antwortet hierauf: Es ist nicht erlaubt andere nach Belieben vergebens zu bemühen, sie zum Besten zu haben, wie der Fall seyn würde, wenn es erlaubt

wäre die Verträge, nach Belieben, zu halten oder nicht zu halten.) Die Verträge sind, nothwendig zum Gemeinwohl der Menschheit. Was der Verf. S. 216 als Wiedervergeltungsrecht (*jus talionis*) ansetzt, und nach Grundsätzen des N. R. sich annehmen läßt, kann, vielleicht unanständiger, alles auch aus der gerechten Sorge für künftige Sicherheit abgeleitet werden. So scheint auch dem Rec. das Recht zu strafen und zu belohnen aus der Nothwendigkeit, durch diese, in gewissen Fällen unentbehrliche, Mittel Böses zu verhindern und Gutes zu bewirken, besser abgeleitet zu werden, als daraus (S. 223), daß der Vernunft jedes Mißverhältniß, als etwas Unharmonisches zuwider ist. Kann man letzteres so allgemein annehmen? Distanzen, Equivocalität, Antagonismus, ungleiche Vertheilung u. s. w. haben auch ihr Gutes und sind oft unentbehrlich. Viele genauere Bestimmungen wären also hier erforderlich. Die bey den Folgerungen, aus jeglichem ersten Grunde, der Nothwendigkeit, erforderlichen Einschränkungen scheinen dem Rec. weniger Schwierigkeit zu haben. Auf den Gebrauch der Schiedsrichter scheint der Verf. S. 253 zu wenig Werth zu legen; und völlige Unsicherheit des Rechts im Naturstande (außer dem Staate) ist, doch ein zu starker Ausdruck so wie der, vom Verf. gebilligte, Kantische, daß es ein rechtloser oder von Gerechtigkeit entblößter Zustand sey. Es kann dieß um so mehr befremden, da der Verfasser (S. 422 f.) vieles von dem heiligen Bündniß erwartet (wofür auch, Rec. Gott danket und die Stifter segnet). Die so Verbundenen werden dadurch doch nicht zu einem Staate; Verträge, stillschweigende und ausdrückliche, heben den Naturstand noch nicht auf, und sichern in demselben, nebst dem natürlichen Rechtsgefühl schon vielfältiger das Recht; vollige, obgleich weit mehrere,

Sicherheit ist doch auch im Staate nicht; zumahl wenn man ihn nicht idealisch nimmt, sondern wie er oft ist oder war; wo mancherley Ungerechtigkeiten Statt finden können, wovon der Naturstand nichts weiß. Daher möchte denn auch der Folgeratz (S. 266) noch bedenklich seyn, daß, wenn andere den Naturstand aufgeben und in den Bürgerstand übergehen wollen, sie unmöglich dulden können, daß einer in ihrer Mitte bleibe, der sich nicht zugesellen; sondern für sich im Naturstande beharren wollte. Auch nicht, wenn, um sein Eigenthum herum, andere einen Staat bildeten? Und könnte er, *praesumendus justus donec probetur contrarium*, nicht sagen: Seht doch erst zu, wie ich mich betrüge; wenn durth mein Betragen ich mich auch gefährlich zeige, ich eurer auch vielen: so möcht ihr gleichwohl sagen, unterwirf dich unsern Gesetzen, oder ziehe ab. — Einstimmig mit allen unbefangenen Rechtslehren zeigt der Verfasser, daß der Staat nur durch einen oder mehrere Verträge, ausdrücklich oder stillschweigend eingegangene, rechtlich begründet seyn könne, die höchste Gewalt also und die Majestät auch darauf beruhen. Dennoch ist der Regent keinem menschlichen Richter unterworfen, und, als solcher, unverleglich und heilig; ohgleich nicht sicher auf seinem Thron, wenn er durch Tyrannen die Unterdrückte zur Verzweiflung bringet (S. 354 f.). Gelegentlich Einiges zur Aufklärung des Begriffs von Souveränität, S. 291. Die Doctrin wird S. 335 schlechtthin verworfen. So sehr der Rec. die ehemahligen Mißbräuche derselben verabscheuet, so glaubt er dennoch, daß sie in einigen Fällen gegen einen schwerer Verbrecher bereits überwiesenen Missethäter zulässig sey, wenn ohne sie der Zweck nicht erreicht werden könnte. Nämlich a) wenn derselbe nicht anzeigen will, wo er das

corpus delicti verborgen halte; b) vermöge der Natur des Verbrechens Mitschuldige da seyn müssen; c) mit höchster Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, daß er noch mehrere Verbrechen begangen habe, wovon der Verdacht Unschuldige drückt, oder an deren Aufklärung sonst viel gelegen ist. Die Marter läßt sich in diesen Fällen als Strafe für das hartnäckige Leugnen betrachten, und durch den Zweck rechtfertigen; und ob die erzwungene Aussage wahr sey, wohl ausmitteln. Das Recht des census emigrationis würde Rec. im Allgemeinen doch lieber darauf gründen, daß, da Verträge nicht von einem Theile nach Belieben aufgehoben werden können, Staatsbürger auch nach Belieben auszuwandern nicht berechtigt sind, also die Erlaubniß dazu mit der Bedingung eines Abzugs vom Vermögen verbunden werden kann. Denn daß dieses Vermögen im Staate erworben worden ist (S. 381), läßt sich allgemein nicht annehmen. Zur vernünftigen Einschränkung der Kriegesrechte (S. 405. ff.) scheint es dem Rec. unumgänglich nöthig mit den Forderungen des strengen Rechts die innern Pflichten und die Erwägung der Folgen des bösen Bespiels in gelegentlicher Nachahmung, auch gegen den, der es gegeben hat, in Verbindung zu bringen. Daß die Slavery, nach dem strengen Begriffe, nach welchem ein Mensch des andern unbeschränktes Eigenthum, wie eine Sache oder ein unvernünftiges Thier dessen Willkühr unterworfen würde, dem Menschenrechte widerspreche, ist einleuchtend. Aber man kann, in Hinsicht auf den, durch bessere Sitten und Gesetze mehr und mehr begründeten Sinn des Wortes, den Begriff so bestimmen, daß der Slave zwar niedriger als der geringste Tagelöhner und Bauernknecht steht, aber doch der absoluten Menschenrechte nicht beraubt; wenn man nämlich in dem Verhältnisse

ihn denkt, daß er, gegen den nöthigen Lebensunterhalt, zu allen seinem Herrn beliebigen, ihm physisch und moralisch möglichen, Diensten verpflichtet ist. Daß ein solches Verhältniß, auf längere oder kürzere Zeit, willkürlich eingegangen oder, zufolge obliegender Verschuldigungen, erzwungen, dem Naturrechte entgegen sey, hält der Rec. nicht für erweislich. — Was nun dieser in Absicht auf die allgemeinsten Grundsätze des Verf. zu äußern sich vorbehalten hat, beruht auf folgendem. Die Vernunft fordert allerdings zu dem, was sie anerkennen, billigen, gut heißen soll, Harmonie, Vereinbarkeit, bey gleichem Grunde gleiche Folge, im Practischen also Gemeingültigkeit des Verfahrens im System verbundener Wesen. Aber durch diese eine Bestimmung ist der Begriff von dem was gut und recht ist noch nicht erschöpft, noch nicht ganz gegeben. Er schließt auch den Begriff von Wohlfeyn ein. Aber die Vorstellungen der Menschen von Wohlfeyn, Glückseligkeit, weichen so sehr von einander ab, daß mittelst dieser Begriffe sich kein System begründen läßt (S. 76 f.). Antwort: a) Dazu ist denn eben die practische Philosophie bestimmt, daß sie diese Begriffe recht aufkläre, und aus den Irrwegen der Sinnlichkeit und Leidenschaften in die Wege der Vernunft leite. Und b) wenn sie, bey richtigem Verfahren, ein allgemeingültiges, obwohl nicht allgemein geltendes System begründet; kann wegen des letztern ihr Grundsatz verworfen werden? Gibt es denn irgend einen Grundsatz, irgend ein System der theoretischen Philosophie, wo doch sinnliche Triebe und Leidenschaften weniger einwirken, was auch nur von allen namhaften Schulen, geschweige von allen Menschen anerkannt wird? c) Was hilft es wenn wir in unsern Büchern und Kathedervorträgen, durch die gewählten Grundbegriffe und Grundsätze, den

Schwierigkeiten ausweichen, ihren Grund aber in der Natur nicht aufheben; *quam licet expellas verber, tamen usque recurrit?* Ueberzeugt, daß die eudämonistische Philosophie in der Natur des Menschen (wohl aller sinnlich vernünftiger Wesen, *quaelibet natura conservatrix sui est*) gegründet ist, hat der Rec. durch alle Einwürfe dagegen, so sehr er auch einige der Manner, die sie vorgebracht haben, liebt und verehrt, sich nie irre machen lassen. Aber daß leitender Hauptsatz dabei seyn muß, *non potest beate vivi nisi juste et honeste vivatur*, oder mit andern Worten, was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und litte Schaden an seiner Seele; davon ist er denn auch fest überzeugt; und darf glauben, diese Ueberzeugung in manchem Gemüthe befördert zu haben. Das Zwangsrecht mit seinen Grundsätzen und Einschränkungen beruht nun darauf, daß die Vernunft die Gewaltthätigkeit, den Zwang, obgleich an sich Uebel, in vielen Fällen für das kleinere Uebel, im Ganzen, nach allen seinen Folgen erwogen, in Vergleichung mit dem was nur dadurch verhindert werden kann, erklären muß. Hieraus geht gar leicht, fürs äußere Recht, die Förderung der Sicherheit des persönlichen und dinglichen Eigenthums (*suum cuique*) und der Freiheit hervor. Keineswegs aber folgt daraus, daß jede Störung oder nicht Beförderung der Glückseligkeit oder Vollkommenheit irgend eines Menschen dem natürlichen Rechte widerstreite (S. 77). Hingegen zeigt sich die Unentbehrlichkeit des vollen Begriffs von dem, was der Vernunft gut und recht ist, in der Lehre von den Gründen und Grenzen des Eigenthums der äußern Güter, von der Verbindlichkeit der Verträge, vom Noth- und Strafrechte, besonders aber im Staatsrechte. Eben deswegen hat der Gesetzgeber im Staate das Recht

in manchen Fällen, was man nennt durchzugreifen, mittelst positiver Gesetze zu entscheiden, wie das N. N. außerdem nicht kann, was als Recht gelten soll; weil dieß im Ganzen doch besser ist, als ewiger Streit und Ungewißheit. — Dieß, nach des Rec. Einsicht, vortreffliche Lehrbuch kann um so nützlicher werden, da alles so deutlich, und alle Hauptlehren so ausführlich vorgetragen und durch Anmerkungen erläutert sind, daß es keinem im wissenschaftlichen Denken nur ein wenig Geübten schwer werden kann, auch ohne anderweitige Hülfe es zu verstehen.

Sulzbach.

In des Commerzienraths J. E. Seidel Kunst- und Buchhandlung: Auszüge über das nothwendige und nützliche Bibellesen aus den heiligen Kirchenvätern und andern katholischen Schriftstellern, zur Aufmunterung der Katholiken herausgegeben von Leander van Es, Benedictiner der vormahligen Abtey Mariämunster im Fürstenthum Paderborn, vorhin Pfarrer zu Schwalenberg im Fürstenthum Lippe, jetzt Professor an der Universität in Marburg und Pfarrer daselbst. Zweyte durch Zufüge vermehrte Ausgabe. 1816. 206 S. in Octav. (Ladenpreis 6 Ggr.)

Es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß ein gelehrter katholischer Geistlicher selbst es unternahm, seine Glaubensbrüder sowohl, als viele Protestanten von dem unseligen Vorurtheile zu befreien, wie wenn den Laien das Lesen der Bibel durch eine kirchliche Anordnung untersagt sey. Es leuchtet von selbst ein, daß dadurch ein von Fremden, die Leichtgläubigkeit anderer nicht selten mißbrauchender, Auctorität unabhängigerer, liberalerer, des denkenden und stätlichen Menschen würdigerer und wohlthätiger auf ihn einwirkender religiöser Glaube be-

fördert werden muß. Insbesondere aber veranlaßte die über diesen Punct berichtigte eigene Uebersetzung den Verfasser zu dem Entschlusse, die dem Papen erlaubte Lectüre der Bibel ihm auch durch eine Uebersetzung zu erleichtern, und dem unbedenklichen Gebrauche dieser Uebersetzung wurde gegenseitig wieder durch Verbreitung jener richtigen Grundsätze über das unbeschränkte Recht des Bibellesens ungemein vorgearbeitet. Der Verf. wählte den richtigsten Weg zum Ziele, auf welchem er am wenigsten Gefahr laufen konnte, in den Verdacht der Parteilichkeit zu gerathen. Er redet nicht selbst, sondern läßt die Kirchenlehrer aller Zeiten reden. Nach der Zeitfolge führt er ihre Meinungen über diesen Gegenstand, die er ehemahls in klösterlicher, litterarisch thätiger Muße zu eigener Belehrung sich gesammelt hatte, in einer Deutschen Uebersetzung auf. Diese Meinungen sprechen sich bald in beyläufig gemachten kurzen Bemerkungen aus; bald aber auch in geöffentlichen weiteren Erörterungen dieses Gegenstandes, dergleichen von Chrysostamus, Augustinus und anderen hier mitgetheilet sind. Den Beschluß machen Excerpte aus den Vorreden zu 24 Deutschen Bibelausgaben, welche der Nothwendigkeit und Möglichkeit des Bibellesens ebenfalls das Wort reden. In einem jener Zeugnisse katholischer Kirchenlehrer heißt es sogar: die Spaltung der Kirche durch die Reformation würde vielleicht gar nicht erfolgt seyn, wenn man den gemeinen Mann früher mit einer verständlichen Uebersetzung der Bibel bekannt gemacht hätte. Dagegen ist zu Folge der vierten, dem Verzeichnisse der verbotenen Bücher vorstehenden Regel, das Lesen der Bibel in der Landessprache dem Katholiken nur nach eingeholter Genehmigung des Bischofs oder Inquisitors zugestanden. "Wer aber, heißt es weiter, sich annahm,

ohne solche Erlaubniß die Bibel zu lesen, und zu besitzen, der soll keine Losprechung der Sünden erhalten, bevor er die Bibel dem Ordinariate nicht zurückgibt." Aber der Verf. leugnet, daß dieser erst drei Monate nach völliger Auflösung der Tridentiner Kirchenversammlung zum Vorschein gekommene Index, welcher nur die Auctorität des Papstes Pius IV. für sich habe, ein allgemeines Kirchengesetz sey, und beruft sich auf die Erfahrung, daß man es als solches weder in Frankreich noch in Deutschland geachtet und befolgt habe; eine Erfahrung, welche durch die mit Bischöflicher Genehmigung erschienene und so weit verbreitete Uebersetzung des Verf. noch merklich verstärkt wird. — Was in öffentlichen Beurtheilungen der ersten Ausgabe dieser Schrift gewünscht wurde, daß der Verf. die Ausgaben der Schriften, aus welchen er Auszüge machte, bestimmter nachweisen möge, konnte er in dieser zweiten Ausgabe nur zum Theile aber nicht durchweg leisten, weil ihm jene Schriften nicht alle mehr zur Hand waren, und er, als er jene Auszüge machte, nicht ahnete, daß er einst öffentlichen Gebrauch davon machen werde, jedoch macht er Hoffnung, diesen gerechten Wunsch künftig ganz zu erfüllen. Außerdem aber, glaubt Rec., werde der Werth dieser Schrift noch merklich gewinnen, wenn der Verfasser 1. eine kurze pragmatische Geschichte der Entstehung und Unterhaltung jenes Vorurtheils gegen das Bibellesen von Seiten der Laien, (welche sich der Leser hier nur beyläufig aus den einzelnen Aeußerungen besonders der neueren Kirchenlehrer, z. B. von Schwarzhueber S. 154 zusammenstellen kann,) voranschickte, welche dann auch zu gewissen sich von selbst darbietenden Classificationen der jetzt in ununterbrochener Reihe bloß der Jahrfolge nach mitgetheilten Zeugnisse führen und dem Ganzen mehr Haltung

geben würde; 2. wenn er die Originalstellen seinen Uebersetzungen gegenüber stellen, und so für den gelehrten und tiefer forschenden, wie für den nicht gelehrten und minder forschenden Bibelkund sorgen würde; 3. wenn er einigen seiner Auszüge den Zusammenhang, in welchem sie vorkommen, oder auch einige Bemerkungen über den Schriftsteller selbst, aus welchem sie entnommen sind, oder sonstige Anmerkungen voranschicken und beifügen wollte, wodurch der Sinn einzelner Stellen noch mehr verdeutlicht und gegen Mißdeutungen gesichert, und so das Gewicht derselben noch erhöht werden konnte. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß der Verfasser dieses Werk "der verehrungswürdigsten, reinchristlich großhandelnden Britischen und ausländischen Bibelgesellschaft in London" dedicirt hat, gegen deren Unternehmen die höchste Behörde der katholischen Kirche noch neuerdings ihr Mißfallen so stark zu erkennen gab, was jedoch bey Erscheinung und wiederholten Auflagen solcher dem Bibelleser, selbst unter den Katholiken, so förderlichen Werke, ohne nachtheilige Folgen für die gute Sache bleiben möchte.

Wir verbinden hiermit die Anzeige von folgender Schrift:

Eben daselbst

bey J. E. Seidel: Vergleichung der van Essischen Uebersetzung des N. T. mit der Regensburgischen, oder Frage: ob das zu Regensburg 1809 - 1815 approbirt gedruckte N. T. aus der Lateinischen Vulgata sinn- und worttreu übersetzt sey? In dem Briefe an die Römer zur Probe dargestellt. Nebst Aufstellung der Regensburgischen Uebersetzung des Briefs an die Römer neben der van Essischen revidirten, von mehreren Erz- und

Bischöflichen Behörden approbirten, in drey verschiedenen Auflagen 1816 zu Sulzbach neugedruckt Uebersetzung. 1816. 42 Seiten in Quart.

Nicht um die Regensburgische Ausgabe des N. T. herabzusetzen, sondern um die Inconsequenz in dem gegen die van Essische Ausgabe erhobenen Geschrey zu zeigen, und die Schreyer zum Schweigen zu bringen, sind hier die auf dem Titel bemerklich gemachten Parallelen gezogen. Bey jeder Wortabweichung der van Essischen Uebersetzung von der Vulgata, wenn gleich die Abweichung aus kirchlich, rechtlicher und zulässiger Benutzung des Grundtextes fließt, besorgt man Gefahr für Dogmen und Kirche, ohne aus der approbirten Regensburgischen Uebersetzung gleiche Besorgnisse zu schöpfen, da diese doch, wie die hier gezogenen Parallelen beweisen, sich weit mehrere Abweichungen von der Vulgata erlaubt, und vieles aus den früheren Ausgaben der van Essischen Uebersetzung entlehnt hat. Insbesondere wurde es bey eben diesen frühern Ausgaben getadelt, daß van Es die Worte der Vulgata: justus, justitia, justificatio nicht immer durch gerecht, Gerechtigkeit und Rechtfertigung, und poenitere, poenitentia nicht immer durch büßen und Buße übersetzt habe, ohne der Regensburgischen Ausgabe aus völlig gleichen Abweichungen in Uebersetzung dieser Worte irgend einen Vorwurf zu machen. Man sieht also, daß bey den Angriffen auf die van Essische Uebersetzung mehr die Person als die Sache in Frage kam, sonst würden die Tadler der Abweichungen von der Vulgata unter andern doch bedenken, daß der Text auch dieser alten Uebersetzung sich nicht immer gleich blieb, indem Clemens VIII. in der Vulgata von 1592 mehrere tausend Stellen in der Vulgata des Sixtus V. vom Jahre 1590 corrigirte, und nachher die Elementinische wieder von Andern in

unzähligen Stellen corrigirt ist. Diese Bemerkung, verbunden mit der, daß auch Hieronymus seine Uebersetzung zu mehreren Mahlen revidirte und corrigirte, mögen sich auch diejenigen zur Beruhigung dienen lassen, welche jetzt vielleicht wieder darin Anstoß finden, daß Herr van Es jetzt eine revidirte, von der vorigen sehr abweichende und mehr wörtlich treue Ausgabe seiner Uebersetzung veranstaltet hat, um dadurch die Wünsche der Mehrzahl zu erfüllen. Diese neue revidirte Ausgabe erscheint mit stehenden Lettern in dreyerley Auflagen, wovon die Probebogen dieser Schrift beigelegt sind. Die eine ist mit zarter Schrift in 12. Taschenformate, die zweyte mit größerer Schrift in 8., die dritte mit ganz grober Schrift in 8., alle drey in gespaltenen Columnen, woran nun auch einmahl die Mehrzahl gewöhnt zu seyn scheint. Wenn wir übrigens hier beyläufig erfahren, daß von der ersten auf Hrn. van Es eigene Kosten veranstalteten Ausgabe seiner Uebersetzung im Jahre 1807 binnen Monathen 11000 Exemplare vergriffen waren, und von der zweyten im Seidelschen Verlage bis zum November 1815 über 60,000 Exemplare abgesetzt wurden; so findet gewiß mancher Leser mit Rec. darin zugleich einen erfreulichen Beweis der, wahrscheinlich durch den lauten und vernehmlichen Zuruf der Zeitereignisse aus dem Schlummer erweckten Werthschätzung der Religion und mithin auch ihrer heiligen Urkunden.

Jena.

Von Carl Wilh. Th. Joch; Einige Winke über Beförderung der humanistischen Studien auf Universitäten; zur Ankündigung seiner Sommer-Vorlesungen von Dr. Heinrich Carl Abraham Eichstädt, Großherz. Sächs. Weimar. Eisenach. Ge-

1232 G. g. N. 123. St., den 2. Aug. 1817.

heimen Hofrath u. s. w. Mit dem Motto: *Εὐκαὶ εὐκλῆσα, μαρτύρησον περὶ τοῦ κηκοῦ· εἰ δὲ καλῶς, τί μὲ δέξῃ;* Johannes (Jesus ben Johannes 18, 23). 1816. 44 Seiten in Octav.

Eine gründliche Empfehlung des Studiums der Philologie, oder würdiger, der Alterthumswissenschaft auf Universitäten. Nicht bloß die wenigen, welche in den philologischen Seminarien Zeit und Unterstützung von Seiten des Staats zur gründlichen Verreibung dieser Studien auf den Universitäten erhalten, werden hier gemeint, sondern alle übrigen, welche studieren, sollen an dem Studium der Philologie Theil nehmen, "nicht bloß, wiefern sie dadurch die einzelne Bedarfswissenschaft, die jeder sich erkohr, empfänglicher begreifen, geschickter und fruchtbarer anwenden lernen, sondern vorzüglich, weil die Veredlung des innern Menschen durch Wahrheitsinn, Schönheitsgefühl, überhaupt durch vielseitige Bildung, von nichts so sehr als von verständiger Behandlung des erleuchteten Alterthums und von dem dadurch erweckten alterthümlichen Sinne und von den alterthümlichen Ansichten abhängt." Drey Puncte, als sehr heilsam für diese Studien und eben dadurch für die so genannten Brotwissenschaften, werden dann besonders beherzigt und verlangt, die gehörige Vorbereitung auf die Universitätsstudien, die gelehrte Behandlung der Facultätswissenschaften, und die practische Anwendung derselben mittelst öffentlicher Disputationen, öffentlicher Prüfungen und academischer Programme. Mit Vergnügen sieht man aus dieser Schrift, wie auch schon sonst bekannt genug ist, wie der würdige Verfasser alles anbietet, auch seinerseits als Professor den Flor der Alterthumswissenschaften zu befördern.

D p f.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 4. August 1817.

G ö t t i n g e n .

Die von der Königl. Societät der Wissenschaften für den dießjährigen Julius aufgegebene öconomische Preisfrage betraf

Eine auf genaue Beobachtungen sich gründende, vollständige Naturgeschichte aller der verschiedenartigen den Hübsamenfeldern schädlichen Insecten, nebst der Angabe der sichersten und im Großen anwendbaren Mittel zur Verhütung des von denselben herrührenden Schadens.

Sie hat aber nicht das Vergnügen gehabt eine Wertschrift darüber zu erhalten; und gibt dagegen in Hoffnung bessern Erfolgs für die nächsten vier Termine folgende Fragen für die öconomischen Preise auf:

Für den November des laufenden Jahres:

Speculauve Landwirthe haben bisher bey dem Haushaltungsvieh durch wohlüberlegte Modificationen sowohl oer Züchtung

in und in, als auch der Kreuzung die auffallendsten Verbesserungen und auch Verschlechterungen der Rassen hervorgebracht, und ihre darüber gemachten Erfahrungen in Schriften niedergelegt. Man verlangt die vollständigste gründlichste Darstellung dieser Lehre, so weit als sie aus den bekannten Erfahrungen gegeben werden kann.

Für den Julius 1818:

Da aus den Versuchen, die man seit vielen Jahren in verschiedenen Gegenden von Deutschland, über die Cultur Nordamericanischer Waldbäume angestellt hat, zwar hervorgeht, daß manche darunter, zumahl einige Nadelholz-Gattungen, bey uns gut gedeihen, aber doch noch keine genügende Resultate zur Entscheidung der wichtigen Frage gezogen worden sind: Ob unter jenen Bäumen gewisse Species sind, die zur Cultur im Großen besonders empfohlen, oder wohl gar gewissen einheimischen Waldbäumen vorgezogen zu werden verdienen?

so findet sich die Königliche Societät der Wissenschaften zur Aufgabe folgender Preisfrage veranlaßt:

Gibt es Nordamericanische Waldbäume, die unter gewissen Verhältnissen in Deutschland mit gleichen oder größern Vortheilen, als gewisse einheimische Waldbäume im Großen cultivirt werden können?

Zur vollständigen und gründlichen Beantwortung dieser Frage sieht die Königliche Societät als Haupterfordernisse an:

I. Eine gedrängte, vergleichende Darstellung der Resultate, welche die in verschiedenen Ge-

genden Deutschlands über die Cultur Nord-americanischer Waldbäume im Großen angestellten Versuche ergeben haben.

2. Eine gründliche Erörterung: welche unter den Nordamericanischen Waldbäumen in Deutschland mit besonderem Vortheile im Großen cultivirt werden können; in welchen Gegenden, unter welchen Localverhältnissen und andern Umständen solches geschehen kann; wobey wo möglich die Localitäten im Königreiche Hannover besonders zu berücksichtigen sind.
3. Eine auf zuverlässige Ertragsberechnungen sich gründende Untersuchung: ob es unter den Nordamericanischen Waldbäumen gewisse Species gibt, deren Cultur für Deutsche Gegenden mit größerem Vortheil verknüpft ist, als die gewisser einheimischen Waldbäume; nebst einer gründlichen Darstellung der Verhältnisse, unter welchen solches der Fall ist; wobey auf die verschiedenartigen, natürlichen und künstlichen Forstproducte Rücksicht genommen werden muß.

Für den November 1818 wird nachstehende im vorigen Jahre unbeantwortet gebliebene Frage, noch einmahl aufgegeben, aber mit Verdoppelung des sonstigen Preises, und zwar so, daß falls Eine genügende und die andern überwiegende Schrift einkommt, ihr Verfasser den doppelten Preis, also vier und zwanzig Ducaten, und wenn hingegen etwa zwey gleichgute einlaufen, jede derselben den gewöhnlichen einfachen Preis erhalten soll. Die Societät wünscht nämlich:

Eine auf genaue Versuche gegründete Anweisung, wie der Holzessig oder die so genannte Holzsäure, welche mit brenzlich-öligen Theilen verbunden, in großer Menge und ohne kostspielige Vorrichtungen bey dem Verkohlen des Holzes gewonnen werden kann, auf eine im Großen leicht ausführbare Weise so zu reinigen ist, daß derselbe mit gleichem Vortheile wie gewöhnlicher Essig in der Oeconomie, ganz besonders aber zur Darstellung mancher Fabricate welche Essig erfordern, z. B. des Bleyweißes, Bleyzuckers, Grünspan, und mehrerer pharmaceutischer Präparate, angewandt werden könne.

Zur gründlichen Beantwortung dieser Frage wird erforderlich seyn:

1. Eine sorgfältige vergleichende Prüfung des Holzessigs von verschiedenen Holzgattungen, um beurtheilen zu können, in welcher Güte und Menge die Holzsäure von verschiedenen Holzgattungen zu gewinnen ist.
2. Eine Prüfung der bereits bekannten Vorschläge zur Reinigung und Anwendung des Holzessigs.
3. Eine ausführliche und genaue, auf eigene Versuche gegründete Anleitung zum Reinigen und zur Benugung des Holzessigs, begleitet von Proben des rohen Holzessigs woraus der gereinigte dargestellt wurde, des gereinigten Essigs und der verschiedenen damit bereiteten Fabricate.

Und nun für den Julius 1819:

In der Anwendung des Wasserdampfes zu mancherley Bereitungen, bey denen man sonst

Die durch Holz oder andere Brennmaterialien bewirkte Hitze mehr unmittelbar anzuwenden pflegte, hat man in neuerer Zeit bedeutende Fortschritte gemacht, und daraus auch hin und wieder schon im Stadt- und Landhaushalte Vortheile gezogen, die nicht allein in einem geringeren Verbräuche von Brennmaterial, sondern oft auch in Ersparung von Zeit und Arbeitslohn bestehen.

Obgleich diese Vortheile bey verschiedenen Bereitungen keinem Zweifel unterworfen seyn können, so hat doch die Anwendung des Wasserdampfes zu obigen Zwecken bis jetzt im Stadt- und Landhaushalte nur geringen Eingang gefunden, wovon der Grund hauptsächlich mit in dem Mangel gründlicher, populärer Anleitungen zu liegen scheint. Da nun aber bey den immer mehr steigenden Holzpreisen, die allgemeinere Einführung jener Anwendung von großer Wichtigkeit ist, so würde man sich wesentlichen Nutzen versprechen dürfen von

einer gründlichen, populären auf sichere Erfahrungen gestützten Anleitung zur Anwendung des Wasserdampfes bey verschiedenen Bereitungen im Stadt- und Landhaushalte, wobey man bisher die durch Holz oder andere Brennmaterialien bewirkte Hitze unmittelbar anzuwenden pflegte.

Es würde bey dieser Anleitung

I. vorläufig die Frage zu erörtern seyn:

bey welchen im Stadt- und Landhaushalte vorkommenden Bereitungen ist die Anwendung des Wasserdampfes nicht allein

möglich, sondern auch mit wesentlichen Vortheilen, im Verhältnisse zum gewöhnlichen öconomischen Gebrauche des Brennmaterials verknüpft? Wobey nicht etwa bloß das Kochen und Braten, sondern auch andere Bereitungen, zumahl das Bierbrauen und Branntweinbrennen zu berücksichtigen seyn würden.

Darauf würde denn

2. die, nicht allein alle, von andern bekant gemachte Erfahrungen prüfende, sondern auch auf eigene, im Großen sorgfältig angestellte Versuche, sich gründende Anweisung selbst folgen müssen, in welcher
 - a) die zur Anwendung des Wasserdampfes erforderlichen Vorrichtungen genau zu beschreiben und durch Risse darzustellen, und
 - b) das Verfahren und die dabey zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln gründlich und deutlich anzugeben seyn würden.

Endlich müßte noch

3. eine genaue Ausmittelung der Größe des Vortheils geliefert werden, der mit der Anwendung des Wasserdampfes zu obigen Zwecken, im Vergleich mit dem gewöhnlichen Gebrauche des Holzes und der fossilen Brennmaterialien verknüpft ist.

Der gewöhnliche Preis besteht in zwölf Ducaten, und der späteste Termin der postfreyen Einsendung ist Ausgang des Mays und des Septembers.

Wiesbaden.

Bei Schellenberg, 1814: Peter Schöffer von Gernsheim, Mitfinder der Buchdruckerkunst. Eine historische Skizze: mit einer kurzen Geschichte jener schönen Kunst überhaupt. Von Conrad Dahl. 24 S. in Octav. Mit einer Stammtafel.

Daß ohne den Beytritt des sinnreichen S., und ohne seine Erfindung der Patrizen, Guttenbergs und Faust manches noch lange ohne Erfolg versucht, ja vielleicht ihren Zweck vollständig nie erreicht haben würden, ist wahrscheinlich genug; auch hat Niemand ihm dieses Verdienst und die Ehre davon bisher streitig gemacht. Weil es indeß in der Geschichte des ersten Buchdrucker- Decenniums noch immer der Dunkelheiten in Menge gibt, nahmen wir das aus jener Gegend kommende Schriftchen in der Hoffnung zur Hand, daß solches zur Aufhellung derselben irgend etwas beitragen würde; was jedoch nicht der Fall ist; denn auch der Umstand, daß Peter S. in dem benachbarten Geburtsstädtchen Gernsheim Haus und Ländereyen angekauft, und gegen das Ende seines Lebens gern daselbst verweilt zu haben scheint, war nicht unbekannt geblieben; wohl aber, wann und wo der Ehrenmann gestorben? was hier indeß eben so wenig ausgemittelt worden, sondern auf bloße Vermuthungen hinausläuft. Daß man ein von ihm bewohntes Haus noch vorzeigen kann, und es in dem Dertchen noch immer Namensvettern gibt, sind gleichfalls Nachrichten von geringem Werthe. Statt der mit unter sehr unsichern Gewährleister, die in der so genannten kurzen Geschichte der Kunst zahlreich genug angeführt werden, hätte der Verf. unseitig besser gethan, sich an den letzten von Allen, die im Jahre 1811 nämlich erschienenen *Littia typographica* des belesenen und umsichtigen Lichtenberger zu halten; allein diese scheint er nicht einmahl gekannt zu haben! In der dem Hestchen

angehängten Geschlechtstafel der Schöfferschen Familie sieht es um nichts genügende und belehrende aus. Noch immer ist und bleibt es höchst ungewiß, wessen Sohne Noo, Enkel Peter Schöffers, und der dritte den Taufnahmen Peter führende gewesen? so wenig hat man um eine für die Kunst doch so merkwürdige Familie sich ehedem bekümmert! denn auch in Betreff der aus ihren Officinen gekommenen Druckstücke, wäre eine genauere Auskunft zu wünschen. Daß ein Peter S. noch im J. 1542, vermuthlich also der dritte und letzte dieses Vornamens, zu Venedig druckte, ist bekannt, und Hr. D. selbst führt, wiewohl nur sehr oben hin, Manardi Epistolas medicinales als ein aus seiner Presse gekommenes Werk an. Noch ein anderes gleichfalls in diesem Jahre und in zwey Octavbänden zu Venedig erschienenenes, nämlich die Opere Toscane des Luigi Alamanni läßt sich nachweisen; wo es am Schlusse ausdrücklich zu lesen gibt, daß Pietro Sceffer (sic) Germano - Maguntino ad instantia delli heredi di Messer Lucantonio Giunta am 1. Jul. 1542 ihren Druck beendigt habe. Mithin ist unser Landsmann wohl gar nur Gehülfe oder Aufseher dieser Druckerey gewesen, denn in eben diesem Jahre schon kam ein Philipp Giunta aus Florenz, und übernahm sie unter seiner eignen Firma. Zwar spricht Hr. D. mehrmahls von der Wohlhabenheit des ersten Peter S., Just's Schwiegersohnes und Erben; ohne jedoch etwas bestimmtes darüber angeben zu können; denn Haus und Hof in dem kleinen BERNHEIM wollten schwerlich viel bedeuten. Wie ganz anders war dieß den so eben genannten Giunta's in V. gelungen; als deren beide letzte Erbinnen in die edlen Häuser Foscariini und Cornaro heiratheten, und jede ihrem Gatten nicht weniger als baare hundert tausend harte Thaler zum Brautschatz mitbrachten; was nach jetzigem Geldwerth wohl zwey- bis dreymahl so viel betragen dürfte!

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 7. August 1817.

London.

Bei John Murray: Course of Instruction, originally composed for the use of the Royal Engineer Department. By *C. W. Pasley*, Capt. R. E. Brevet Lieut. Colonel and director of an establishment for instructing the Corps of Royal Sappers and Miners. Vol. I. 296 S. 1814. Vol. II. 1817. und Vol. III. 702 S. 1817.

Es ist erst eine Einrichtung des letzten Krieges, daß dem Englischen Ingenieurcorps, das bis dahin bloß aus Officieren bestand, ein Corps von Gemeinen, welches zuerst, als der Herzog von Richmond kurz vor dem Ende des Americanischen Kriegs solches errichtete, Royal Military Artificers und nachher Royal Sappers und Miners genannt wurde, zugetheilt ward. Oberlieutenant Pasley, der sich in der gelehrten Welt schon durch eine politisch-militärische Schrift: on the policy of Great-Britain bekannt gemacht hat, ward mit dem Unterrichte dieses Corps beauftragt. Er machte bald die Erfahrung, daß die von ihm anfangs gemachte Lehr-

C (6)

methode, nach welchen er einige der fähigsten Unterrichts-officiere erst selbst unterrichtete, und sie dann als Lehrer der Mannschaft anstellte, dem Zweck nicht entspräche. Denn obwohl diese Lehrer hinreichende Kenntnisse hatten, und mit guten Lehrbüchern versehen wurden, so fehlte es ihnen doch an der Fähigkeit Unterricht zu geben, indem die gewöhnlichen mathematischen Schulbücher zu viel der eigenen Beurtheilung des Lehrers überlassen, um dem im Lehren Ungeübten zum Wegweiser zu dienen. Pasley entschloß sich daher, selbst einen Cours der Geometrie auszuarbeiten, woben er eben so sehr auf die Bedürfnisse der Lehrer als der Schüler seine Aufmerksamkeit richten wollte, und der Erfolg dieser seiner Arbeit entsprach seiner Erwartung vollkommen. Es war anfangs nicht seine Absicht, diesen nur für das Corps bestimmten Unterricht durch den Druck bekannt zu machen; allein die Betrachtung, daß eine allgemeine Verbreitung der Grundsätze der Geometrie seinen Mitbürgern von großem Nutzen seyn könne, bewog ihn, selbigen in dem ersten Theile der angeführten Schrift, unter der Benennung: *Practical Geometry and the principles of Plan drawing*, herauszugeben.

Es kann nicht erwartet werden, in einem Unterrichte über die Geometrie neue Auflösungen von Aufgaben zu finden; ein Autor schreibt dem andern nach; auch ist dieß Werk von der Seite nicht zu empfehlen, es möchte denn der Unterricht über das Zeichnen der Plane seyn, der eigenthümliche Ansichten enthält. Allein die empfehlungswürdige Seite ist die Einrichtung und der Vortrag des Buchs, der so klar und bestimmt ist, und dabey so stufenweise fortschreitet, daß es uns möglich scheint, einem etwas gebildeten Schuler ohne Lehrer, bloß durch eigenes Studium dieses Unterrichts, die Grundsätze der

Geometrie bekannt zu machen. Der Verf. hat sich die bekannte Art des Unterrichts, welche die Herren Bell und Lancaster für den der Armee befolgen, zur Richtschnur vorgezeichnet. Bey der Verfertigung dieses ersten Theils hatte der Verfasser nur die Bedürfnisse der Unterofficiere und Gemeinen in den Sappeur- und Minairecorps vor Augen, und hier glaubte er, ihre mathematischen Kenntnisse darauf beschränken zu können, daß sie im Stande seyn sollten, einen Plan von einer Gegend aufzunehmen und zu zeichnen. Er glaubte aber für die, die sich zu höhern Stellen qualificiren wollten, oder schon Officiers wären, ein Mehreres thun zu müssen, und gab daher noch in den beiden nachfolgenden Theilen einen Cours über Elementary fortification heraus. Obwohl ein Elementarunterricht sich nicht dazu eignet, tief in das Innerste der Wissenschaft einzudringen, so scheint uns doch, daß kein wesentlicher Theil derselben unberührt bleiben sollte, und wir gestehen, uns nicht überzeugen zu können, daß bey einem Unterrichte in der Befestigungskunst der Angriff und die Vertheidigung eines festen Platzes übergangen werden darf; denn nur, wenn man die Theorie von beiden kenne hat, kann die der Befestigungskunst selbst vollkommen begriffen werden. Auch erregt es kein günstiges Vorurtheil für diesen Elementarunterricht, daß von keinem andern Befestigungssystem, als dem, das Vauban zuerst aufstellte, und nachher selbst verwarf, die Rede ist. Pasley scheint dieß gefühlt zu haben, denn er sagt, er habe bey der Verfertigung dieser Theile seines Werks nur sein Augenmerk auf die Officiere der Infanterie und auf andere Personen gerichtet, welche von der Befestigungskunst einige Kenntnisse zu erlangen wünschten; den Ingenieur-Officiers werde in der Militärcademie

Unterricht erteilt. Allein für den Officier, der nicht Artillerist oder Ingenieur ist, ist gerade die Kenntniß von der Theorie des Angriffs und der Verteidigung der festen Plätze am wichtigsten, und für den bloßen Dilettanten sind zwey Bände über eine so trockene Wissenschaft, als die Befestigungskunst ist, abschreckend. Der Verf. legt ein großes Verdienst in seine Bemühung, alle Französische Benennungen für die einzelnen Theile einer Befestigung möglichst vermieden, und solche in Englische umgeschaffen zu haben. Von Seiten seines Gefühls für die Ehre seiner Nationalsprache verdient er allerdings Lob, aber der Leser der durch sein Buch die Wissenschaft kennen lernen will, wird nun verhindert, andere Werke über die Befestigungskunst ohne Schwierigkeit zu verstehen, denn jene von dem Verf. verworfene Nomenclatur ist nun einmahl in der Militärsprache aufgenommen. Während wir in dieser *Elementary fortifications* im Allgemeinen vergebens neue Ansichten suchen, und manches schon längst bekannte, was wir hier zu finden berechtigt sind, vermissen, stießen wir auf einen Gegenstand, der mit ausnehmender Sorgfalt und Umständlichkeit bearbeitet ist, und die Hälfte des dritten Bandes einnimmt, nämlich die Lehre vom *Revetement* (Wallbekleidung). Dieser wichtige Gegenstand war bisher in allen Lehrbüchern nur sehr oberflächlich behandelt; der Verf. hat das Verdienst nicht nur, alles, was die Theorie hierüber aufgestellt hat, kritisch zu untersuchen, sondern, indem er ganz neue Ansichten darlegt, unterstützt er solche zugleich mit Belegen aus practischen Erfahrungen. Und da er sich nicht bloß auf den Militärbau allein beschränkt, sondern auch den Civilbau und insbesondere die Wasserbaukunst bey welcher die Lehre vom *Revetement* vorzüglich

wichtig ist, in den Kreis seiner Untersuchungen zieht, so gewinnt sein Werk ein höheres Interesse, als worauf es als bloßes Schulbuch betrachtet, Anspruch machen könnte.

In den Noten zu dem zweyten Theile stellt der Verfasser mehrere Bemerkungen über das Englische Ingenieurcorps auf, welche auch in andern Armeen Beherzigung verdienen. Das Corps of Royal Artificers, dessen ursprüngliche Bestimmung war, als Arbeiter in den bedeutendsten festen Plätzen zu dienen, sagt der Verfasser, war sehr kostbar, und leistete eigentlich wenig oder gar keinen Nutzen, weil deſſen Mannschaft in seinen Berufsgeschäften gar keinen Unterricht erhielt. In den Garnisonen in England ergab sich die Mannschaft gänzlich dem Müßiggange; wurden sie nach den auswärtigen Besetzungen geschickt, welches immer nur in kleinen Abtheilungen und unter dem Commando von Unterofficieren geschah, so fand man sie zu den eigentlichen Arbeiten eben so unwillig als unbrauchbar. In dem Jahre 1811 formirte man dieß Corps als Sappeurs und Mineurs, und attachirte es dem Ingenieurcorps; man war in der Auswahl der Recruten sehr sorgfältig, gab ihnen einen wissenschaftlichen Unterricht, und gebrauchte sie sowohl in den auswärtigen Garnisonen als im Felde, nur Compagnieweise. Obwohl der Verf. mit Recht die Benennung von Sappeurs und Mineurs abgeschafft wissen will, damit ein jeder dieser Zweige sich nicht als ein besonderes Corps ansehen soll, welches nur zur Insubordination verleitet, so tadelt er doch, daß man den Leuten sowohl in dem was der Sappeur als der Mineur zu thun hat, Unterricht erteilt, und nicht beide Zweige in dieser Hinsicht gänzlich von einander trennt, um eine größere Vollkommenheit zu erreichen.

Eine zweite sehr wichtige Verbesserung bey dem Englischen Ingenieurcorps ist, daß die Officiere, Unterofficiere und Mannschaften jetzt theoretischen und practischen Unterricht in allem, was auf die Pontonierwissenschaft Bezug hat, erhalten. Der Verf. ist der Meinung, daß ein eigentliches Pontoniercorps, wenn es nicht zugleich zu andern Bestimmungen gebraucht wird, sowohl im Frieden als im Kriege gänzlich überflüssig sey, und daß das Ingenieurcorps süglich dessen Dienst übernehmen könne. Wenn die Officiere und Unterofficiere vom Ingenieurcorps vollkommene Kenntnisse von der Pontonierwissenschaft besitzen, so werden sie in den meisten Fällen keine Schwierigkeit finden, mit irgend einer ihnen zugetheilten Mannschaft, entweder vom Militär oder der Flotte, oder selbst von Bauern, alle Arten von Brücken zu legen. Die Englische Armée hat sich in dem letzten Kriege der eigentlichen Pontons fast gar nicht bedient. Als Lord Eyudoek im Jahre 1813 in Holland landete, formirten zwey junge Officiere von dem Mineur- und Sappeurcorps mit einer Compagnie desselben mit Boten in sehr kurzer Zeit eine Brücke über den Fluß die Maerk, worüber die ganze Armée nebst dem Belagerungstrain ging, und wurden gleich darauf bey dem Angriff auf Bergen-op-Zoom und Antwerpen zum Bau der Batterien und selbst bey dem Sturm der ersten Festung gebraucht, während sie, wenn sie zu dem eigentlichen Pontoniercorps gehört hätten, müßig bey ihrer aufgeschlagenen Brücke liegen geblieben wären. Der Verf. will, bey dem Ingenieurcorps den Ponton-Train führen, ohne eigentliche Pontoniers zu haben. Was die gegenwärtige Construction der Pontons anbetrifft, so verlangt er, daß solche leichter gemacht werden sollen; er ist

übrigens der Meinung, daß in den mehrsten Fällen Wassertonnen auf eine zweckmäßigere Art die Stellen der erstern vertreten können. Sieben Wassertonnen, wie solche auf den Schiffen gebraucht werden, können zusammengebunden ein so großes Gewicht tragen als ein gewöhnlicher Ponton. Indessen müssen wir bemerken, daß die Vorschläge des Verfassers, in Betreff der Abschaffung der Pontoniers bey den Continental-Armeen mehr Schwierigkeiten finden werden als bey der Englischen. Die Englischen Truppen agiren selten in einer großen Entfernung von der See; sie können sich daher in den mehrsten Fällen bey Schlagung ihrer Brücken der Hülfe der Seesoldaten und Matrosen bedienen, die schon, vermöge ihres Metiers, viele von den Handgriffen kennen, welche der Pontonnier erst erlernen muß. Unter mehreren Beyspielen, welche der Verfasser von dem Nutzen des Sappeur- und Mineurcorps in dem letzten Kriege geleistet hat, anführt, heben wir am Schlusse unserer Anzeige folgendes aus: In der Belagerung des Forts Boyer auf der Americanischen Küste bediente man sich in der ersten Nacht des Angriffs bloß Infanteristen bey Anlegung der Werke. Diese, gänzlich unbekannt mit diesen Arbeiten, brachten nichts zu Stande, sondern drängten sich in so dichten Haufen zusammen, daß von einem Arbeits-Commando von 20 Mann, 14 durch einen feindlichen Carretschenschuß getödtet wurden. Mit Hülfe von neun Sappeurs, die man in der folgenden Nacht bey der Arbeit anstellte, und die zur Direction der Arbeiter gebraucht wurden, brachte man, ohne Verlust, eine Parallele von 200 Ellen, auf 50 Ellen von der Festung, in der nämlichen Nacht zu Stande, wodurch die feindliche Besatzung sich bewogen fand, das Fort zu übergeben.

Bremen.

Auswahl aus Paul Gerhards Liedern, nebst einigen Nachrichten von seinem Leben. 1817. 239 S. der Vorbericht 32 S. in Octav.

Der Herausgeber, wie dem Recensenten bekannt ist, ein vom Geiste der christlichen Religion belebter verdienstvoller Geschäftsmann, hat sich zweyer ältern Ausgaben bedient, nämlich der fünften, Nürnberg 1683, und der zehnten, Wittenberg 1725. Er hat nicht nur ganze Lieder, die dem Hauptzwecke, der religiösen Nahrung, nicht entsprechen, sondern auch einzelne Verse weggelassen, in allem ungefähr die Hälfte einer vollständigen Ausgabe beybehalten; hie und da auch angemessnere Ausdrücke gewählt. Daß Gerhard's Andenken erhalten zu werden verdiene, werden auch ohne Hinsicht auf jenen Hauptzweck, alle diejenigen nicht in Abrede seyn, die einen Dichter nicht nach allzubefchränkten Ansichten, die ihn nach seinem Zeitalter, und auch nach sittlicher Würdigung, beurtheilen. Aber der Recensent, wie vieles auch in seiner Denkart eine andere Form und Richtung angenommen hat, setzt doch gern und dankbar hinzu, daß die heilsamen Eindrücke, welche mehrere dieser Gerhardschen Lieder in seiner Kindheit und Jugend auf ihn machten, wo einige derselben täglich im Familientreise gesungen wurden, ihnen in seinem Gemüthe einen hohen bleibenden Werth geben. Und da gewiß viele Tausende hierinnen mit ihm und dem Herausgeber in einem gleichen Falle sind, so wäre es schon darum unweise und ungerecht, wenn diejenigen, die ihr Heil auf einem andern Wege finden oder zu finden glauben, ders von dem frommen Dichter betretenen, verachten und bespötteln wollten.

— — — — —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. Stück.

Den 9. August 1817.

H a m b u r g.

Bei W. G. Hoffmann und August Campe: Darstellungen aus Nord-Deutschland, von Dr. Meyer, Dohmherrn. 1816. VIII und 398 Seiten in Octav. Mit Kupfern.

Der durch seine Darstellungen aus Italien, wie durch seine Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs, und durch die Fragmente aus Paris rühmlichst bekannte Verfasser, liefert im gegenwärtigen Werke einen mit classischer Eleganz geschriebenen Versuch von Darstellungen aus dem Deutschen Vaterlande, doppelt willkommen zu einer Zeit, wo es Bedürfnis ist, den Deutschen mit sich selbst, seinen Vorzügen und Mängeln immer bekannter zu machen, und dadurch dem Vorurtheile entgegen zu wirken, nach welchem nur das Alte und das Ausländische von Werth für ihn seyn soll. Wir können nur Proben von der Reichhaltigkeit dieses Versuchs geben. Das Ganze besteht aus zwey verschiedenen in den beiden vorletzten Jahren gemachten Reisen. I. Ausflug aus Hamburgs Trümmern,

F (6)

in folgenden Abschnitten: 1. Die Brandstätte. (Französische Verheerungen in der Umgegend von Hamburg.) 2. Die große Brücke. (Gestalt, Aufmessung, Bauart, Nutzen, Ladel und Ruhm dieses Davoustschen Unternehmens. Vergleichung mit Cäfers Rheinbrücke. Allem Anscheine nach ist es das größte seiner Art in der bewohnten Welt. Der Verf. nennt sie weiter unten in Rücksicht auf ihren Urheber die Teufelsbrücke. Wir würden die Benennung: Riesenbrücke vorziehen. Die drückenden Formen ihrer Erbauung werden sich verschmerzen lassen, wenn für die möglichste Vergütung der dabei verübten Ungerechtigkeiten gesorgt, und das Werk selbst nicht nur gebührend erhalten, sondern auch der so nöthigen Bervollkommnung immer näher geführt wird. An Mitteln dazu kann es dem entschlossenen Willen nicht fehlen.) 3. Die Haidefahrt. 4. Die Contrace. (Postfahrten und Dörfer in der Haide mit denen in Frankreich verglichen.) 5. Celle. (Ungern vermisten wir hier einige Nachrichten über die so wichtigen Gefängnisse und Irrenhaus-Anstalten; sie sind zwar schon in andern Werken beschrieben, doch würde ihre Ansicht unter der Feder eines philosophischen Beobachters gewiß manche bisher weniger bemerkte Seite gezeigt haben.) 6. Hannover. (Leibnizens Ehrentempel mit einem Kupfer. Herzog Adolph von Cambridge. Geist der Gesellschaftszirkel. Einfache Formen der Staatsbeamten u. s. w.) 7. Das Brüggenthal. (Rückblick auf Göttingen unter dem Napoleoniden. Andenken an einige vor kurzem verstorbene verdiente Männer.) 8. Die Heilquellen der Wesergebirge. 9. Porta Westphalica und die Klippen. (Classische Gegend der Siege Hermanns über die Römischen Legionen. Tischbeins Darstellung des Wausfeldes mit einem Kupfer.) 10. Loccum. (Prior Franzens und Abt Saalfelds Verdienste um dieses friedliche Kloster.) 11. Rückblick

auf Schreckensspuren. (Marschall Davoust's flucht-ähnlicher Rückzug durch diese Gegenden.) 12. Die Heimkehr.

II. Die zweite Reise ist überschrieben: **Sommerreise in Holstein, 1815.** Zuerst eine Beschreibung der Gräber in Ottenfen. (Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig; Klopstock und seine Werke, mit einem Kupfer.) Dann folgen 1. die Holsteinische Haide. 2. Eintritt in das schöne Holstein. (Eigenthümlichkeit der dortigen Gegend-Ansichten. Beschreibung mehrerer durch den Reiz ihrer Lage, durch sorgfältigen Anbau und durch die Liebenswürdigkeit ihrer Eigener ausgezeichneten Landgüter.) 3. Fahrt an die Gestade der Ostsee. (Im Vorbeygehen Klage über den erbärmlichen Zustand der Wege. Hoffentlich wird die erhöhte Thätigkeit, mit welcher in diesem Augenblicke die Angelegenheiten dieses Landes von einer weisen und energischen Regierung betrieben werden, dieser und so mancher andern Klage eine glückliche Abhülfe gewähren.) 4. Kiel. (Academische Scene bey der Krönungsfeier. Forstlehranstalt. Institut der Fruchtbaumzucht. Schmidts dreysache Kunstsammlung.) 5. Die Umgegend von Kiel. (Unter andern ein Ausflug nach Neumühlen, einen kleinen, durch Werththätigkeit in Fabrik-Anlagen, Kalkbrennerereyen, Dehlmühlen und Seifensiederereyen — die Schöpfung eines einzigen unternehmenden Mannes, Nahmens Kühl — merkwürdig ausgezeichneten Ort, der in seiner für Fabriken so vortheilhaften Lage an einem wasserreichen und stark fließenden Strome, in der Nähe des Kieler Hafens noch bey weitem mehr wirken könnte, wenn Brittischer Gewerbefleiß, durch staatswirthschaftlichen Eifer begünstigt, über ihn waltete.) 6. Der Westensee. (Interessantes Detail über Holsteins Landwirthschaft in allen ihren Theilen,

über den so genannten Güterschwindel, den fast unerschwinglichen Druck der Abgaben u. s. w. Die eigentliche Epoche der Landwirthschaftsverbesserung, heißt es S. 213, steigt noch lange kein halbes Menschenalter hinauf; was aber in dem kurzen Zeitraume hier durch schnelle, die Landeswohlfahrt befördernde Fortschritte in dieser heilsamen Kunst geleistet worden, grenzt an Wunder und ist in Europa vielleicht beispiellos. — Die Aufhebung der Leibeigenschaft gab zu der glücklichen Revolution den ersten mächtigen Antrieb. Der von seinen Fesseln, dem Frohn der Hofdienste und der Zwangsbefehle eines gebieterischen Herrn entfreyte und auf seinen Landtheil hingewiesene Bauer ward Selbstbearbeiter des kleinen Eigenthums. Nicht mehr für andere, für sich selbst; für Weib und Kinder sollte er nun arbeiten, die Früchte seines Fleißes gemüthlich mit ihnen verzehren. Die Geistesfesseln, Stumpfsinn und Trägheit, fielen ab mit des Bauern Sklavenketten. Fortan Herr seiner Zeit wie seines Fleißes, gut gekleidet und genährt, wohnend in einem bequemen Hause, entwickelten sich bey ihm nie gekannte, durch Muth und Unternehmungsgeist besügelte Kräfte. — Schon vor etwa 50 Jahren, als in mehreren Theilen Deutschlands der Sinn für höhere Agricultur erwachte, verbreitete sich diese, das Wohl des Ganzen und des Einzelnen verheißende, wohlthätige Gährung auch nach Holstein, und traf mit der Zeit zusammen, wo von Jahr zu Jahr und von Gut zu Gut die Befreyung von Frohn und Leibeigenschaft mehr und mehr Eingang fand, da sie erst viel später, nämlich im Jahre 1805, gesetzlich aufgehoben ist.) 7. Das Dörfchen am See. (Bemerkungen über Pfarren und Landschulen in Holstein. Character des Landvolks, Volksfeste, Armenwesen, Bettelley. Zur Entfernung der einschleichenden Bettler wird jährlich

eine so genannte Betteljagd anstellt, der District dann von Bauren umzingelt, das angetroffene Gesindel das erste Mal angehalten und fortgebracht, beim zweyten Betreffen gezüchtigt und losgelassen, und beim dritten ins Zuchtthaus gebracht. (Ist es uns erlaubt, unsere Meinung über diese Menschenjagden zu sagen, so scheinen sie eine Satyre auf die Local-Polizcy zu enthalten.) 8. Schiermsen. (Von dem Fleiße der dortigen, unter Leitung des einsichtsvollen Pächters Benedixen arbeitenden, Güterbauern wird unter andern bemerkt, daß sie im Stande sind an Einem Tage 27 bis 30 Fuder Heu zu laden und zur Pachtscheune einzuführen. Dieß und so manches, was sonst auf den landwirthschaftlichen Betrieb von folgenreichem Einfluß ist, setzt der Verf. hinzu, vermag eine verständige Leitung, eine mit Sach- und Menschenkenntniß verbundene humane Behandlung, und die besonnene Anreizung des Ehrgeizes der arbeitenden Classe des Landmanns: Mittel deren Eingang auch der rohste Naturmensch nicht widerstehen kann. 9. Emkendorf, Landsitz des Grafen Friedrich von Reventlow. (Schöpfungen in dieser Villa und deren schöner Erfolg. Rückkehr älterer und neuerer Kunstwerke in ihre Heimath. Gelegentlich: Wünsche der Künstler und Kunstfreunde in Rücksicht ihrer bessern Benützung und ihres liberalen, vordem außerhalb Paris fast nirgends oder nur unter sehr lästigen Einschränkungen und Bedingungen gestatteten Gebrauchs.) 10. Die Hünengräber. (Form und Beschaffenheit dieser Ruhestätte der Gebeine von Helden. Waffen, Heergeräth, Geschmeide, Aschentrüge mit einem Kupfer. 11. Reise nach Eutin. Beschreibung des interessanten Fleckens Prenz und des dabey liegenden, ums Jahr 1216 von Albrecht, Grafen von Orlamünde, gestifteten Klosters. Von den 40 Klosterfrauen aus den ersten

Familien des Landes, deren jede 1000 Thaler Einkünfte hat, ziehen die meisten das Leben in den Städten oder auf ihren Stammgütern der klösterlichen Einsamkeit vor, und lassen ihre Stiftshäuser leer und verfallen. Die Kirche ist reich dorirt, und der um die Mitte des letzten Jahrhunderts errichtete schöne Altar, mit einer um die halbe Größe des Urbildes nachgefertigten Copie der Transfiguration Rafaels beschenkt. Der veraltete Nonnenbrauch, der Scheu vor Männern schließt diese von der Theilnahme an dem Gottesdienst aus, so daß die Worte der Erbauung — in der leeren Kirche verhallen; Beweise genug, daß die Stiftung sich selbst überlebt hat! — Blicke auf die Probsten, das Stammland der Holsteinischen Ackerbau-Verbesserung. 12. Eutin. (Geschichte des Landes während der Französischen Invasion von Nord-Deutschland. Musterhafte Organisation des Schuldenwesens. Jährliche, durch den Druck zu publicirende, genaue und deutliche Uebersichten desselben. Französische Greuel im Oldenburgischen. Fürstliche Haltung des Herzogs gegen Napoleon. Oeffentliche Anstalten. Gymnastische Spiele. Das besonders im Eutinischen übliche Ziellaufen hat fast Griechische Formen und arcadische Reize. Beide Geschlechter nehmen daran Theil. Nett und frey gekleidet erscheinen die jungen Bauren, die Mädchen zierlich und leicht geschürzt. Ein Mann läuft mit mehreren Mädchen in die Wette. 13. Eutins Umgebungen. (Sie athmen den Geist des Ganzen dieses Landes — groß und treu genährt durch den Geschmack und die Fürsorge seines Fürsten.) 14. Lübeck. (Der Aufenthalt des Verf. war hier zu kurz, um ausführliche Nachrichten zu begründen. Das hier mitgetheilte über einen Sohn des dortigen Bürgermeisters, den in Rom studierenden jungen Künstler Fritz Overbeck, von seinen dortigen Freunden der

junge Rafael von Lübeck genannt, wird jeden Freund der Kunst interessiren.) Daß die besonders für Deutsches Recht und Deutsche Geschichte so merkwürdige Bibliothek des zu Lübeck verstorbenen verdienstvollen Schriftstellers Dreyer, durch die preiswürdige Fürsorge des dortigen Raths für den öffentlichen Gebrauch erworben ist — konnte der Verf. noch nicht wissen. Vielleicht ist es mehreren Lesern erwünscht, diese Nachricht, welche wir ihnen verbürgen können, bei dieser Veranlassung zu erfahren.) — Wir beschließen diese Uebersicht mit einer S. 176 und 216 enthaltenen Darstellung der in Holstein so genannten **Knicke** oder lebendigen Zäune der Felder. Diese hohen, aus gemischtem kurzen Laubholz, Dornen, Hei- und Weißbuchen, Haselstauden, Erlen, Birken, Weiden und Zwergweiden bestehenden Hecken, sind eine Eigenthümlichkeit der Gefilde des statlichen Holsteins. In bald lang hingedehnten Linien, bald in geregelt viereckten, oder in winklichten Formen durchschneiden sie Fruchtfelder und Wiesen, übersteigen mit diesen die Höhen, senken sich mit ihnen wieder in die Thäler, und geben so der besonders von einer Höhe herabgesehenen Landschaft einen überaus freundlichen Wechsel. Besonders reizend sind sie im Frühling, durch das tausendfarbige Blüthengewebe, womit zahllos hinauf rankende Feldblumen sie durchflechten, und durch die lieblichen Melodien der Vögel, besonders der Nachtigall. Alle zehn Jahre werden sie bis bis auf den Wurzelstamm abgehauen, liefern dann Feuerung, so wie beim periodischen Ausschneiden Windewerk und Strüen zum Erbsen- und Türkischen Bohnenwuchs. Die weit über Mannshöhe aufgeschossenen, dichtbelaubten Buschwände dieser Knicke wehren dem Eindringen des weidenden Viehes in das Saatland, geben beiden Schutz gegen die scharfe Zugluft und den Kälten Schutz gegen die brennende

1256 G. g. A. 126. St., den 9. Aug. 1817.

Sonne. — Schaafheerden gibt es nach S. 226 im östlichen Holstein nur wenige, doch zeichnen sich auch hierin mehrere der großen Güter, und in neueren Zeiten besonders Emrendorf durch Verbesserung der Zucht mit der Spanischen Art der Merinos aus, die hier sehr gut gedeihen und durch die Veredlung der inländischen Schaafse eine Wolle zuwege bringen, die an Zartheit und Glanz der Spanischen nicht weit nachsteht; eine Erfahrung von der man wünschen muß, daß sie für die übrigen Landesbewohner nicht verloren seyn möge. — Der Verf. beschränkte seine Reise dieses Mal auf das östliche Holstein. Möchte es ihm gefallen, auch die übrigen Theile dieses in so vielfältiger Rücksicht merkwürdigen Landes seiner nähern Beobachtung zu widmen, und alsdann auch über Litteratur, Landes- und Gerichtsverfassung u. s. w. manches nachzuhohlen, das man hier ungerne vermißt.

Berlin.

In der Mauerschen Buchhandlung: יְדִידְיָהּ, Jedidja, eine religiöse, moralische und pädagogische Zeitschrift. Herausgegeben von J. Heinemann. Zwey Hefte des ersten Bandes. 1817. 294 Seiten in Octav.

Alles, was die Israelitische Nation in Europa ihren Nachbarn näher bringen kann, ist dem Rec. wichtig, und darum vorzüglich die sehr gut eingerichtete Heinemannsche Erziehungsanstalt, mit der diese Zeitschrift, vermischten Inhalts zur nuzlichen Lectüre für bereits Gebildete, in näherer Verbindung steht. Jener wünschen wir durch ganz Europa recht viele Nachahmungen, und dieser fleißige Leser unter den Deutschen Israeliten. Religiöse und moralische Wirkungen werden nicht ausbleiben, und der gewünschten politischen zum festesten Grunde dienen.

— — — — —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

127. Stück.

Den 9. August 1817.

Göttingen.

Bei Dieterich: *Novum testamentum graece, perpetua annotatione illustratum. Editionis Koppianae Vol. IX. complectens epistolas catholicas. Fasc. I. exhibens epistolam Jacobi. Continuavit Dr. Davidus Julius Pott. Editio tertia auctior et emendatior. 1816. 355 S. in Octav.*

Diese Ausgabe hat durch öffentliche Beurtheilungen der vorhergehenden, die der Verf. dankbar benutzte, und durch mehrere, seit der zweiten Ausgabe erschienene, Bearbeitungen des ganzen Briefs oder einzelner Theile desselben, welche er nicht unberücksichtigt lassen durfte, so wie durch eigene fortgesetzte Untersuchungen, eine zu bedeutende, fast gänzliche Umarbeitung erfahren, als daß wir nicht glauben sollten, unsern Lesern eine nähere Rechenschaft darüber schuldig zu seyn.

Die Prolegomenen zu den katholischen Briefen überhaupt, welche besonders vermehrt erscheinen, gehen von Untersuchung des Sinnes der Benennung *επιστολάς καθολικάς* aus, wemit sie sonst

G (6)

beschlossen. Vormahls neigte sich der Verf. zu der Hypothese, dieser Name sey den Briefen von der Zeit an gegeben, als man sie in ein Ganzes gesammelt hatte, wo sie dann, um sie von der Sammlung der Paulinischen Briefe zu unterscheiden, *επιστολαι καθολ.* genannt wären, d. h. *αἱ λοιπαι επιστολαι καθολου*, reliquarum epistolarum summa s. universitas. Jetzt nimmt er mit Herrn Berthold an, daß diese Benennung zu verschiedenen Zeiten in einer verschiedenen Bedeutung gebraucht sey. Anfangs hätten nur I. Joh., I. Petr. und Jud. katholische Briefe in dem Sinne von Umlauffschreiben geheißt. Nach der Mitte des dritten Jahrhunderts aber, als man angefangen habe, Bücher die man für tauglich und würdig zum Vorlesen in den katholischen Gemeinden gehalten habe, *καθολικα* zu nennen, wären alle sieben Briefe in eben diesem Sinne katholisch genannt. Nach den Zeiten des Eusebius endlich, als die bisher den *αντιλεγουμεναις* bezehälten fünf Briefe auch in den Canon aufgenommen und mit den beiden *ομολογουμεναις* in eine gemeinschaftliche Sammlung aufgenommen wären, hätte man sie bloß zur Unterscheidung von der Sammlung der Paulinischen Briefe *καθολικας* genannt, so daß zu dem *ευγγελικον* und *αποστολικον* noch gewissermaßen ein *καθολικον* hinzugekommen sey. Alles dieß sucht der Verf. durch vermehrte und verstärkte Beweise aus alten Zeugnissen, zusammengehalten mit mehreren Erscheinungen in der Geschichte der neutestamentlichen Schriften, mit dem Sprachgebrauche des Wortes *καθολ.* und mit der inneren Deconomie der katholischen Briefe selbst, darzuthun, und möglichst gegen Einwürfe zu sichern. Nur darin kann er der Berthold'schen Meinung nicht beypflichten, daß anfänglich der erste Brief Petri bloß im Gegensatz des zweiten,

und so auch der erste Brief Johannis bloß im Gegensatz seiner beiden übrigen, in dem Sinne von Umlaufschreiben katholisch genannt seien, indem der zweite Brief Petri der Inschrift nach ein eben so großes, wo nicht noch größeres Publicum haben sollte als der erste, und eine solche Anrithese für den Brief Judä gar nicht aufzufinden ist. Die Meinungen Anderer über diesen Gegenstand sind vollständiger als in den ersten Ausgaben aufgezählt und geprüft. — Der Behauptung eines gemeinschaftlichen Zwecks der Verfasser der katholischen Briefe, nämlich den Paulinischen Lehrbegriff gegen Mißdeutungen von Seiten falscher Lehrer in Schutz zu nehmen, bleibt der Verf. zwar geru, jedoch erhält sie jetzt S. 26 f. nicht unbedeutende Einschränkungen. Zum Schlusse dieser Untersuchung glaubte er sich gegen die Ansicht des Hrn. Dr. Augusti erklären zu müssen, nach welcher die katholischen Briefe den gemeinschaftlichen Zweck gehabt haben sollen, die wahrhaft urchristliche Lehrart der essäisch-petrinischen Schule der pharisäisch-paulinischen (universalistischen) entgegen zu setzen. — Den Untersuchung der gemeinschaftlichen Schreibart der Verfasser der katholischen Briefe bleibt es dießmahl unentschieden, ob Petrus den Brief Judä, oder ob Judas den zweiten Brief Petri (was sonst des Verf. Meinung war), vor Augen gehabt habe. — Die hierauf folgenden Untersuchungen über die Zeit, in welche die Abfassung der katholischen Briefe im Allgemeinen fällt, und über die Sammlung derselben, haben keine wesentlichen Abänderungen erhalten. — Zum Schlusse ist von der gelehrten Bemerkung des Hrn. Hofr. Eichhorn Gebrauch gemacht, daß die geringere Anzahl der Varianten in diesen Briefen aus ihrer späteren Bekanntwerdung, so wie aus der späteren Aufnahme in den Canon, und dem

feineren Gebrauche bey den kirchlichen Schriftstellern sehr erklärlich sey.

In der Einleitung zum Briefe Jacobi insbesondere bleibt der Verfasser seiner ehemahligen Behauptung getreu, daß Jacobus Alphäi Sohn für den Urheber des Briefs zu halten sey; nur sucht er Matth. 13, 55. 56. nicht mehr, wie sonst, mit diesem Jacobus zu vereinigen, sondern gibt S. 72 lieber zu, daß die dort genannten *αδελφοί του Ιησού*, unter welchen auch ein Jacobus vorkommt, von leiblichen Brüdern Jesu zu verstehen seyen. Neu hinzugekommen ist S. 103 ff. die Untersuchung der Frage: ob und in wie fern Jacobus Essäer gewesen sey? Der Verf. trägt kein Bedenken, sie mit Hrn. Dr. Augusti dahin zu beantworten: daß Jacobus, wenn er auch nicht Essäer gewesen seyn sollte, doch die reineren Lehren derselben mit dem Christenthume vereinbar gefunden habe. Die von dem eben erwähnten Gelehrten bereits gezogenen Parallelen zwischen unserm Briefe und den bekannten Nachrichten von den Essäern bey Josephus und Philo, werden hier noch mit andern vermehret, und auf einige Zweifel wird geantwortet. — In Ausmittelung des canonischen Ansehens des Briefes ist, nach dem Vorgange des Hrn. Hofr. Eichhorn, das Urtheil der Syrischen, Griechischen und Lateinischen Kirche schärfer unterschieden. Die einzelnen Zeugnisse sind critisch genauer abgewogen. — Der Ort, wo der Brief geschrieben wurde, bleibt dem Verf. Jerusalem, ohne mit Hrn. Dr. Zug von einigen im Briefe vorkommenden und vielleicht auf klimatische Eigenthümlichkeit anspielenden Metaphern einen Hilfsbeweis erst dafür herzunehmen, daß er in Palästina überhaupt abgefaßt seyn müsse. — Dagegen adoptirt der Verf. bey Bestimmung der Leser des Briefes die Hugische Meinung desto bereitwil-

liher, daß die weit zerstreute Jüdische Nation dem Asehen nach in drey große Diöcesen zerfiel. Von den Lehrversammlungen in jenen Städten giengen nun Circularbriefe in ihre Diöcesen aus. Ein merkwürdiges Beispiel eines solchen Briefs aus der heiligen Stadt an die Gesammtheit der Juden ist in einem Fragmente der Werke des Eusebius auf uns gekommen. So, scheint es, erließ auch Jacobus von Jerusalem aus ein solches Schreiben an die *διακονοι*, und zwar der schon bekehrten Juden, was mit Gründen unterstützt und gegen Einwendungen vertheidigt wird. Die Nösselt'sche Meinung, nach welcher der Brief an die Antiochenische Gemeinde gerichtet ist, und die Eichhorn'sche, daß der Brief den Judenchristen in den Heidenländern, welche Paulus und Varnabas auf ihrer ersten Missionsreise vom Jahre Chr. 45 — 52 bekehret hatten (Ap. Gesch. 13, 5 — 14, 26.) gewidmet, und den Missionarien auf ihre nächstbevorstehende Reise durch die schon vordem besuchten Heidenländer zum Abgeben zugestellt sey, werden mit bescheidener Freymüthigkeit geprüft. — Das Datum des Briefs findet der Verf. am wahrscheinlichsten in den Jahren 60 und 61, bleibt jedoch noch lieber bey der allgemeinen Bestimmung stehen, daß er später als einige berücksichtigte Paulinische Briefe, und früher als die auf unsern Brief wieder Bezug nehmenden Briefe Petri geschrieben sey. — Ueber die Veranlassung des Briefs ist eine Untersuchung hinzugekommen. Dagegen ist das, was die vorige Ausgabe über Schreibart und Inhalt des Briefs enthält, hauptsächlich nur durch Benbringung der neueren Litteratur bereichert worden.

Was die Critik des Textes betrifft, so hat der Verf. die Griesbach'sche Recension adoptirt. Einige critische Anmerkungen, die ihm als minder bedeutend

erschienen, sind weggelassen; mehrere dagegen, die er für wichtiger hielt, sind aufgenommen. Ueber einige Lesarten hat er sein früheres Urtheil berichtigt, wie er z. B. jetzt C 2, 18. die Lesart *χωρις* der früher aufgenommenen *εκ* vorzieht. Hin und wieder ist das Gewicht der äußeren Gründe für eine Lesart durch Berücksichtigung auch der innern Gründe, und durch Angabe der Umstände, durch welche eine unrichtige Lesart veranlaßt werden konnte, noch verstärkt.

Der Commentar bleibt der grammatisch-historischen Interpretationsmanier durchweg getreu. Die Vorarbeiten neuerer Ausleger sind sorgfältig benutzt. Parallelstellen aus Jüdischen, Griechischen und Lateinischen Schriftstellern, wo sie ihm in den vorigen Ausgaben mit zu reichlicher Hand gegeben schienen, sind zum Theile weggesehritten, um für eigene Sprach- und Sachbemerkungen desto mehr Raum zu gewinnen. Von letzteren hier nur einige Proben: das *κατανοειν προσωπον της γενεσεως* Cap. 1, 23. wird emphatisch genommen für: *formam vultus nativam transeundo animadvertere, non item maculas vultui, haud εκ γενεσεως insitas, sed propria culpa adpersas, ad quas animadvertendas παρκνυσει v. 25. s. accuratori vultus exploratione opus erat, wornach sich denn auch der Sinn des folgenden modificiret. In die Bedeutung des *νομος τελειος ο της ελευθεριας* B. 25 ist tiefer eingedrungen. — Cap. 2, 1. schlägt der Verf. unter andern vor, die Worte *μη εν προσωποληψιας εχετε την πιστιν του Κυριου*, so zu fassen: *non accepistis oder num accepistis doctrinam chr. (εις προσωποληψιαν) ad personarum respectum habendum? i. e. nolite ea abuti ad partium studium fovendum. In der ganzen Stelle aber von B. 1—9. glaubt er wegen B. 6. 7. an-**

nehmen zu müssen, daß der Ap. von reichen Nichtchristen lede. Den νομος κατα την γραφην B. 8. nimmt er für den νομος της γραφης (wie denn κατα öfter zur Umschreibung des Genitivs dient), oder für den νομος εν τη γραφη (vgl. Apgsch. 24, 14), lex prout conceptis verbis legitur in V. T. Die schwierige Stelle B. 10 erhält das nöthige Licht durch genauere Auffassung ihres Zusammenhangs mit B. 9, wo Jacobus den προσωπον λαμβανοντα einen παραβατης nannte. Um die Härte zu mildern, die darin zu liegen schien, einen sonst gesetzlich sich betragenden Menschen bloß der begangenen Profopolepsie wegen einen παραβατης του νομου zu nennen, fügt Jacobus B. 10 hinzu: (iure sic vocatur); nam qui, universam licet legem servans, vel unam migraverit, γυγνε (ως) παντων ενοχος, habetur, ac si omnes leges violasset, (sc. quoad nominationem, agendique rationem ad legem relatum), i. e. παραβατης non secus vocatur, ac ab omni omnino lege discedens v. 10. neque id immerito, nam Deus, qui unius, et alterius legis normam sancivit nunquam transgrediendam. v. 11. Das Ganze aber ist nicht sowohl unter den Gesichtspunct einer grammatischen Disputation, als vielmehr einer verstärkten Warnung zu stellen, die Profopolepsie nicht für eine Kleinigkeit zu achten. — Kap. 3, 18. wo es heißt: καρπος δικαιοσυνης εν ειρηνη σπειρεται τοις ποιουσιν ειρηνην, erhält folgende Erklärung: καρπος für semen, vielleicht mit Fleiß gewählt, um desto mehr semen olim fructibus haud destitutum zu bezeichnen. Καρπος δικαιοσυνης ist also semen verae virtutis chr. vel ipsius doctrinae chr., was vorher hieß η αναθεν σοφια. Die Worte εν ειρ. σπειρ. zu verbinden, für: ειρηνικως δεi vel δυναται σπειρεσθαι, und dieses σπειρ. mit Fleiß de tradenda rel. chr.

gebraucht, weil sie vorher eine Ausfaat genannt wurde. Die Worte *τοὺς ποιοῦσιν εἰρ.* nimmt nun der Verfasser für: *ὑπο τῶν ποιοῦντων καρπὸν τῆς εἰρήνης*, so daß der Ap. durch das Wort *καρπὸς* zu der Formel *καρπὸν ποιεῖν* veranlaßt wurde, um folgenden Gedanken auszudrücken: *semen virtutis s. doctrinae chr. pacifice ab iis tantum spargi potest, qui ipsi pacis fructus ferunt, i. e. re vera paci student.* Gleichen Sinn liefert die Stelle, wenn man sie auf ein von Bäumen entlehntes Bild so zurückführt: *fructus pacificae virtutis (καρπ. δικ. ἐν εἰρ. i. e. δικαιοσύνης εἰρημικῆς Hebr. 12, 11.) sparguntur s. large demittuntur (σπειρ.) non nisi ab arboribus pacis fructus ferentibus (τοὺς ποίους. εἰρ.). De rixarum arbore concordiae fructus decidere nequeunt. cf. v. 12.* Nun leuchtet noch mehr ein, warum der Ap. lieber *καρπὸς* als *σπέρμα* sagte. In dem *σπειρ.* aber kann der Natur der Sache nach kaum eine Schwierigkeit liegen, da die Bäume ihre Früchte fallen lassen, um so den in den Früchten enthaltenen Saamen zu andern Bäumen auszustreuen. — Die schwierige Stelle Kap. 4, 11. *μη καταλαλεῖτε ἀλλήλων, ἀδελφοί· ὁ καταλαλῶν ἀδελφου, καὶ κρινῶν τὸν ἀδελφὸν αὐτοῦ καταλαλεῖ νομοῦ, καὶ κρινεῖ νομὸν· εἰ δὲ νομὸν κρινεῖς, οὐκ εἰ ποιητῆς νομοῦ, ἀλλὰ κριτῆς.* hat der Verf. so bearbeitet: die Worte *κρινεῖν. κρινῶν* und *κριτῆς* nimmt er in dieser gemeinschaftlichen Stelle auch in der gemeinschaftlichen Bedeutung von *discernere* und *judicare*, so weit sie der Zusammenhang nur immer zuläßt. *Νομὸς* versteht er vom Gesetze überhaupt, wenn es gleich in der Anwendung der Stelle auf das Gesetz der Liebe gegen Andere restringiret seyn will, worauf selbst das nicht ohne Emphase wiederholte *ἀδελφός* zu führen scheint. Bey Beurtheilung der Wahl und des Sinnes der

Formeln καταλαλεω νομου und κρινειν νομον, will sowohl auf die gerade entgegengesetzten Formeln καταλ. αδελφ. und κριν. αδ., als auf die in Sprüchwörtern übliche aemphatische Art zu reden abgerechnet seyn, nach welcher es hier heißt: daß derjenige, welcher von Andern schlecht rede, auch vom Gesetze schlecht rede, was doch an sich und in der Wirklichkeit nicht immer der Fall ist. Der Sinn des Sprüchworts ο καταλαλων — κρινει νομον, denn als Sprüchwort glaubt der Verf. sie betrachten zu müssen, ist nun im Allgemeinen der: qui conviciator maledicus seu justo rigidior opinionum atque morum alterius censor invenitur, et legem sc. de aliis amandis criminari, i. e. spernere et ipsi legi litem facere solet, quasi distinctionum atque exceptionum instauratione indigeat, quibus conviciatoris culpa dimoveatur. cf. Prov. 17, 5. Dieß will nun Jacobus, dem Zusammenhange nach, auf die Menschen, mit welchen er hier zu thun hatte, so angewandt haben: qui fratrem chr., quem fraterno amore amplecti deberet, propter dissensum in rebus ad rel. chr. perperam relatis, impietatis incusat, et conviciis proscindit (καταλ. αδ.) eum. que, habita de iis, quae statuit agitque, justo subtiliori quaestione, tanquam judicis personam sustinens erroris insimulat, (κριν. αδ.) et legem de fratribus fraternis amandis criminatur, i. e. reprobatur, (καταλ. νομ.) vel iudicium de hac lege ferendum sibi arrogat, ex quo supplementis et distinctionibus instauranda sit, quibus admissis η καταλαλι του αδελφου plenam habeat excusationem. (κριν. νομ.) Daß nun jener καταλαλων του νομου sich auch zur παραβασις του νομου, wovon die Rede war, hinweisen lasse, bezweifelte keiner; aber daß jene κρισις τ. νομου

die τρησις beeinträchtige, und nicht vielmehr befördere, das hätte bestreben mögen. Deshalb überläßt der Ap. den ersten Satz jener Sentenz: ὁ καταλ. ἀδελφ. καταλαλεῖ νομου der eigenen Beurtheilung der Leser, und erörtert nur noch den letzten: ὁ κρινων ἀδελφ. κρινει νομον, indem er die Gefahr, welcher sich der κρινων τ. νομ. aussetze, so andeutet: si de — κριτης, sciolus ille, qui justo subtilius sibi de lege quadam recte definienda et observanda iudicium arrogat, legis observationem curare non solet, in solis argutiis suis atque placitis ostentandis et venditandis sibi placens. Die ganze folgende Stelle 4, 13. — 5, 6. (αγε νυν οι λεγοντες κ. τ. λ.) deren Tendenz in den vorigen Ausgaben nicht bestimmt ausgemittelt wurde, wird jetzt auf reiche, noch unbefehrte Juden bezogen, was der Verf. S. 258 durch mehrere Gründe zu rechtfertigen sucht. Die Schwierigkeit, welche aus den Worten B. 17. ειδοτι ουν καλον ποισιν, και μη ποιουντι, ακαρτικ αυτω εστι, hiergegen entsteht, indem nämlich Jacobus die eben bezeichneten Juden nicht ειδοτες το καλον ποισιν nennen werde, sucht er nicht sowohl mit Wahrdt und Hottinger durch Tilgung des Verses, als eines Glossens, (wozu keine critische Auctoritäten berechtigen,) als dadurch zu heben, daß er den Vers als eine beyläufige Ermahnung an die christlichen Leser dieses Briefes in () stellet, und so faffet: hinc (sc. cum talia in Iudaeis reprehendenda invenirem), vos, o mei, transeundo monitos volo, ut meliora edocti, nimirum omnem conatum successum soli Deo permittendum esse, v. 15, deteriora, i. e. arrogantiam istam conatibus humanis omnia tribuentem, v. 13, fugiatis, ne et vos peccato teneamini. Um nicht zu ausführlich zu werden, bemerken wir nur noch kürzlich, daß die

Stelle Kap. 5, 12. *μη ουνεως κ. τ. λ.*, jetzt in genauester Uebereinkunft mit der Vorschrift Christi Matth. 5, 34. als gänzliche Untersagung jedes Eides genommen, und diese Ansicht mit bestimmten Gründen unterstützt wird, welche der Verf. schon früher in einer in seiner Sylloge comment. theol. Vol. 5. abgedruckten Abhandlung weiter ausgeführt hat. Eben so hat auch die Stelle 5, 13 ff. *κακοπαθει τις κ. τ. λ.* mehrere berichtigende Zusätze bekommen.

Unter den Excursen ist der erste, welcher sich sonst bloß mit einer grammatischen Entwicklung von *πειρασιν* und *πειρασμος* im N. T. beschäftigte, noch durch eine angehängte Untersuchung über die Quellen gerade derjenigen Versuchungen, vermöge welcher Gott selbst die Menschen vermeintlich zu bösen Gedanken und Handlungen reize, erweitert, und hieraus ein helleres Licht auf Jac. 1, 13. 14. abgeleitet worden. — Der zweite: de loco Jac. 2, 14 — 26. ad doctrinam Paullinam de fide et operibus recte referendo, ist neu hinzugekommen. Zuerst werden die Meinungen derjenigen älteren und neueren Ausleger mitgetheilt und geprüft, welche einen offenbaren Widerstreit zwischen Jacobus und Paulus behaupten, und entweder annehmen, daß Jacobus Paulum, oder, wie Herr Dr. Augusti, daß Paulus den Jacobus bestritten habe. Bei der Beurtheilung der letzten, besonders in Beziehung auf Gal. 2, 11. 12. aufgestellten Behauptung verweilet der Verf. besonders, und bemühet sich zu zeigen, daß weder diese Paulinische Stelle, noch die Aeußerungen des Jacobus Kap. 2. diese Ansicht begünstigten. Hierauf folgt eine Entwicklung der Hauptversuche, die Aeußerungen beider Apostel zu vereinigen, welche der Verfasser darauf zurückführt, daß einige, wie Michaelis, behaupten, Jacobus habe seine Theorie über *πιστις* ohne alle

Berücksichtigung der Paulinischen, und eben daher zufällig in Ausdrücken vorgetragen, durch welche ein bloß scheinbarer Widerspruch gegen Paulus entstanden sey; andere dagegen annehmen, daß Jacobus zwar Rücksicht auf Paulum im Ausdruck genommen habe, ohne ihm jedoch der Sache nach zu widersprechen, indem Jacobus und Paulus von Glauben und Werken in verschiedenem Sinne redeten. Zu dieser letzten Meinung bekennet sich auch der Verfasser. Zum Schlusse theilet er noch eine Ansicht mit, durch welche wiederum eine Vereinigung zwischen den beiden bisher erwähnten Hauptmeinungen der Ausleger, von welchen einige einen offenbaren Widerspruch annehmen, andere nicht, bewirkt werden könnte. Es sey auffallend, bemerkt er, daß Jacobus, ungeachtet er unter Benützung Paulinischer Ausdrücke und Beispiele von Glauben und Werken in einem andern Sinne, wie Paulus, rede, doch der Paulinischen Ansicht dieser Materie gar nicht erwähne, da er doch durch eine, selbst nur beyläufige Erwähnung bewirkt haben würde, daß die Leser seine Aeußerungen nicht so aufnahmen, als wolle er eine andere πίστις und andere έργα an die Stelle der Paulinischen setzen. Um sich diese Erscheinung zu erklären, macht der Verf. darauf aufmerksam, daß Jacobus, ungeachtet er bey jeder Gelegenheit mit der tiefsten Ehrerbietung von Jesu rede, (2, 1.), ihn mit der hohen Benennung ὁ Κύριος bezeichne, seiner künftigen παρουσία, der von ihm zu haltenden κρισίς und der durch ihn veranstalteten σωτηρία erwähne, doch des Glaubens an den Opfertod Jesu, dessen Paulus bey jeder Gelegenheit erwähnt, gar nicht gedacht habe. Dieß leitet den Verf. auf die Vermuthung, ob vielleicht Jacobus, der, wenn er ehemahls Essener gewesen seyn sollte, ohnehin einen geringeren Werth auf das Theoretische legte, sich

Die Paulinische Ansicht des Todes Jesu als Opfertod nicht angeeignet habe? So hätte dann Jacobus zwar auch über die πιστις andere Vorstellungen ge-
 hegt, aber doch dem Ap. Paulus nicht geradezu widersprochen, und so wäre die Bescheidenheit, Humanität und Friedensliebe um so mehr zu bewun-
 dern, mit welcher er dennoch den Paulinischen Lehr-
 begriff von den Vorzügen der πιστις vor den εργαίς, gegen Mißdeutungen zu verwahren suchte. — Der
 dritte Excurs über Jac. 3, 6. erhielt, rücksichtlich
 der Formel κοσμος της αδικιας, eine neue Classi-
 fication der Auslegungen, je nachdem sie sich auf Ver-
 änderung oder Beybehaltung des gewöhnlichen Textes
 gründen. Unter jenen wird die Syrische Ueber-
 setzung und die Conjectur von Clericus, nach welcher
 die Worte και η γλωσσα πυρ, ο κοσμος της αδικ.
 Glossen seyn sollen, aufgeführt, bey welcher Gele-
 genheit auch der Hottingerschen sehr scharfsinnigen
 Conjectur über die muthmaßliche Entstehungsart
 dieses Glossens ehrenvoll gedacht wird. Unter
 diesen, deren Zahl jetzt noch mehr vervollständigt ist,
 bleibt der Verfasser bey der Bensonschen, κοσμος
 αδικιας für congeries omnium scelerum nehmen-
 den Erklärung, nur daß er sich über die anscheinend
 verworrene Verbindung der Sätze in unserer Stelle
 weiter ausläßt. Die Worte nämlich και η γλωσσα
 πυρ hält er für eine allgemeinere Anwendung des
 zunächst vorhergehenden Satzes ολιγον πυρ ηλικην
 ελην αναπτει, auf die Zunge, worauf, nach dem
 im lebhaften Affecte eingeschalteten linguae vitu-
 perio: ο κοσμος αδικιας, mit den Worten οτως
 η γλωσσα καθισταται eine weitere und detaillirtere
 Anwendung folgt, welche sich um so leichter wieder
 anschließt, wenn man sich durch die angeführten
 critischen Gründe zur Auslassung des οτως be-
 rechtigt glaubt. Der Verfasser übersetzt so: Ah!

quantillus saepe ignis quantas silvas incendit! Et lingua ignis (congeries ista omnium scelerum!) Et lingua (torris instar, qui incendiū efficiendi causa alicubi collocatur), in membris nostris collocata est! (κατὰ τὸν ἄριστον.) Glaubte man aber οὕτως benbehalfen zu müssen, so braucht man nur mit dieser Partikel einen neuen Satz anzufangen, und die Breviloquenz der Stelle, mit Hrn. Dr. Augusti, so auszufüllen: οὕτως sic, sc. *ὡς πυρ, tanquam ignis spectata, lingua collocata est etc.* Nach beiden Erklärungsarten erscheint der Artikel ὁ vor νοσῶς, den Morus und Hottinger bey der gewöhnlichen Erklärung unzulässig finden, durchaus nicht überflüssig, indem er unverkennbar zur Verstärkung des benläufigen linguae vituperii dienet. Den τροχὸς τῆς ἡσυχίας nimmt der Verfasser, wie sonst, für das Rad oder den Kreislauf des ganzen Lebens. — Der vierte Excurs über Jac. 4, 5 6. η̄ δοκεῖτε, ὅτι κενὸς ἡ γραφή λέγει πρὸς Φίλον ἐπιποθεῖ κ. τ. λ. hat, außer mehrerer Vollständigkeit, auch eine völlig veränderte Anordnung der verschiedenen Meinungen erhalten. Mit Aufgebung des in der zweyten Ausgabe mitgetheilten und vom Verf. selbst jetzt als gekünstelt anerkannten Auslegungsversuchs, (welchen er jedoch bey Erwähnung der Elsnerschen Erklärung S. 347 f. wieder mit zu den Acten über diese Stelle bringt), geht er in dieser Ausgabe von folgendem Gesichtspuncte aus: Der Apostel, meint er, warne B. 5. vor dem Neide, und B. 6. vor dem Stolze, als gewöhnlich gepaarten und gleich ergiebigen Quellen der immer lästigen und ungenügsamen Gemüthsart, wovon im Vorhergehenden die Rede ist, und zwar warne er vor jenem durch Benutzung einer Stelle aus einer für uns verlorenen Schrift, und vor diesem durch Prov. 3, 34, eine Stelle worauf der Ap. um so eher verfallen sey, da diese, wie jene, sich mit den Worten

διδωσι' Χριστὸν endige. Wie der Verf. das Einzelne genommen wissen möchte, wird sich aus folgender Uebersetzung ergeben: num putatis scripturam s. sine causa idonea dicere haec: *invidiae repugnat spiritus divinus nobis concessus, (i. e. sensus ille per rel. chr. emendatus, qui nobis inest, vel certe inesse debet), ac μισζ. χρ. sensum nobis longe honestiorem atque benevolentio- rem instillat, (qui ab aliorum feliciore conditione pie laetandi, non abjecte invidendi, materiam mutuatur). Sic etiam alibi haec habet (διο λεγει): Deus conatus hominum superborum irritos reddit, modestis vero benignum se praebet. Zweyerley könnte bey dieser Erklärung bedenkl. lich scheinen: 1. daß Χριστὸς in der einen Stelle anders genommen werde wie in der andern; allein aus der Verbindung beider Stellen, wozu, wie in mehreren andern Fällen, die bloße Wortähnlichkeit schon hinreichte, folgt die Nothwendigkeit gleicher Bedeutung dieser Worte auf keine Weise: glaubte man aber, diese erwarten, oder verlangen zu dürfen, so übersetze man μισζ. χρ. in der ersten Stelle etwa so: longe majoribus, quam η φιλιε του κοσμου v. q. nos bonis ac beneficiis afficit. 2. Daß διο so ganz als Folgerungspartikel übersehen, und διο λεγει bloß als Allegationsformel und für οὕτω και λεγει genommen sey; aber daß es mit den Partikeln überhaupt, und namentlich mit den Folgerungspartikeln von minder geübten Schriftstellern nicht so genau genommen wurde, beweiset der Verf. aus mehreren Stellen, und kann man sich aus der Sprache des alltäglichen Lebens Beweise genug dazu sammeln. Wer aber das διο in seiner gewöhnlichen Bedeutung nicht aufgegeben wissen möchte, fasse es etwa so: hinc, i. e. iisdem iudicandi et statuendi rationibus adductus ac iisdem fere verbis utens et alius vates cecinit sic, etc.*

1272 G. g. N. 127. St., den 9. Aug. 1817.

Paris.

Bey Mme Veuve Courcier: Table des diviseurs, pour tous les nombres du premier million, ou plus exactement depuis 1 à 1020000, avec les nombres premiers qui s'y trouvent; par *J. Ch. Burckhardt*, membre de l'académie des sciences dans l'institut royal, du bureau des longitudes de France, et de plusieurs autres sociétés savantes. 1817. 114 Seiten in Folio.

Indem wir uns hier auf die Anzeigen der Tafeln für die zweite und dritte Million beziehen (m. s. dieser Anz. St. 176. von 1814 und St. 178 von 1816), kündigen wir jetzt bloß das wirkliche Erscheinen dieser Factorentafeln für die erste Million an. Wir besitzen also nunmehr ein zusammenhängendes Ganzes für die drey ersten Millionen. Für die gegenwärtige erste Million bediente sich der Verf. theils des Cribrum Arithmeticum von Ebernac (m. s. unsrer Anz. St. 48. für 1812), theils einer handschriftlichen Tafel von Schenmark, welche die Bibliothek des Königl. Instituts besitzt. Letztere war indessen nicht ganz mit aller zu wünschenden Sorgfalt construirt, und die Entscheidung in Fällen, wo beide von einander abwichen, welche von beiden Recht habe, war oft ziemlich mühsam. In der Ebernacschen Tafel zeigte sich nur eine sehr geringe Anzahl von Fehlern, welche Herr Burckhardt hier mitgetheilt hat.

Auch für die vierte, fünfte und sechste Million hat der Verf. die Materialien bereits größtentheils vorräthig, und er erbietet sich, diese Fortsetzung zu liefern, wenn der Verleger durch einen hinreichenden Absatz der drey ersten Millionen aufgemuntert wird. Es wäre in der That sehr zu beklagen, wenn die Früchte einer so mühsamen und nützlichen Arbeit der Welt entzogen werden sollten.

~~~~~  
(Nebst einer Beilage.)

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 11. August 1817.

Cambridge.

Ben J. Murray u. a.: *Horae pelagicas*, part the first, containing an inquiry into the Origin and language of the Pelasgi, or ancient inhabitants of Greece, with a description of the pelagic or aeolic Digamma, as represented in the various inscriptions, in which it is still preserved, and an attempt to determine its genuine pelagic pronunciation. By *Herbert Marsh*, D. D. F. R. S. Margaret professor of Divinity in Cambridge. 1815. 146 S. in Octav.

Es ist allerdings der Mühe werth, über die Pelasger, ein eben so uraltes als weit verbreitetes Volk, die frühesten Bewohner Griechenlands und Bevölkterer eines Theiles von Italien, endlich einmahl zu einem, so weit es möglich ist, begründeten und sichern Urtheile zu gelangen. Daß sie einige aus Aegypten, andere aus Phönizien u. s. w. herleiten, ist bekannt. Wenn nun gleich unter uns die richtigen Vorstellungen über den gesammten Gegenstand dieser Schrift schon vorhanden sind, so scheint es doch

H (6)

noch an einer erschöpfenden Untersuchung zu fehlen, und diese verdanken wir dem Verfasser. Er benützt, wie freylich auch wohl nicht anders seyn konnte, dazu den Weg der historischen Induction, wie ihn die Griechen selbst an die Hand geben. Hier ergibt sich nun nach Dionysius aus Halikarnas u. a., daß die Pelasger die ersten Bewohner des Peloponnes, wie von ganz Griechenland waren. Die späterhin Jonier genannten hießen als sie noch im Peloponnes wohnten, Πελασγοὶ Ἀργιαῖες, die Arcadier Πελασγοὶ Ἀρκαῖες, die Athenenser Πελασγοὶ Κραναῖοι: pelasgisch waren Eubda, Dodona, Thessalien, wo nur anfänglich ein kleiner District Ἑλλάς hieß, wie Thrazien, Samothrazien, wo Pelasger die fabrischen Geheimnisse stifteten, Maceponien, die Inseln Lemnos, Imbros, Lesbos, Chios, Delos u. s. w. Man muß den Schluß ziehen, daß die Pelasger ursprünglich aus Asien nach Europa einwanderten, und da Thrazien der ursprüngliche Sitz des Griechischen Gesanges und der Griechischen Mythologie ist, wo Thamyris, Orpheus, Musäos sangen, und noch vor Errichtung des delphischen Tempels die samothrazischen Mysterien gestiftet wurden; so dürfen wir schon hieraus mit höchster Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Pelasger ihren Hauptweg der Einwanderung aus Asien über den Hellespont, den Thrazischen Bosporus, auch wohl über die Donau in diese Gegend genommen haben. Aus Thrazien, als der ersten Pelasgischen Niederlassung in Europa, giengen ihre Wanderungen weiter. Aber die frühere uralte Geschichte derselben ist ganz unerforschlich, und die Etymologie, welche dazu bekanntlich benützt worden, erscheint als eine völlig unzuverlässige Führerin. Was die Pelasgische Sprache betrifft, so ersieht man aus der Vergleichung Herodots (I, 57. V, 3: 11, 56.) mit Thucydides (IV, 14.) und Strabo

(VII. S. 295, und 304 Casaub.), daß die Pelasger dieselbe Sprache hatten, welche Thucydides redete, aber sie war veraltet und durch Vermischungen entstellt: der Verf. setzt sie in das Verhältniß zu einander, wie Chaucers Englisch zu Popens Englischem steht. Man sieht, daß Pelasgisch und Hellenisch nur verschiedene Nahmen sind, die aber einer und derselben Nation zukommen. Die Pelasgische Sprache, aus welcher sich die Hellenische erhob, blieb ohne Bildung, und hieß späterhin, mit der gebildeteren verglichen, eine γλώσσα βαρβάρου, welches nicht befremden kann, da der Grieche seine ältesten Vorfahren, wie unter andern aus Platos Cratylus erhellet, Barbaren nannte. Wenn Herodot das ἔθνος Πελασγικόν und das ἔθνος Ἑλληνικόν unterscheidet, so trennt er wieder alle zusammen in γένος δωρικόν und in γένος ἰωνικόν, und schreibt das γένος δωρικόν dem ἔθνος πελασγικόν zu: er sagt, daß die Pelasger, als sie sich im Peloponnes niederließen, Dorier genannt worden: also hatten sie die Dorische Mundart: und da die Dorier in der Pelasgischen Nation begriffen waren, die Lacedämonier aber in der Dorischen, so folgt natürlich, daß die Pelasger Griechisch oder Hellenisch sprachen. Also kann von zwey verschiedenen Sprachen nicht weiter die Rede seyn. Durch diese Bemerkung erhält nun die viel besprochene Stelle des Herodot 1, 56. 57. ihr Licht: es widerspricht ja aller Erfahrung und Geschichte, wenn Herodot sagt, die Athenienser, ursprünglich Pelasger, hätten dadurch, daß sie Hellenen geworden, auch ihre Pelasgische, als eine von der Hellenischen ganz verschiedene, Sprache verlernt (μετέμαθον): aber diese μετέβολη εἰς Ἑλληνας des Herodots war sicherlich weiter nichts als eine Veränderung ihres Volksnamens, die den Atheniensern nach demselben Herodot (VIII, 44) nicht ungewöhnlich war. Die



farina, faba, fibra, formica, aufnahmen; dieß ist eine Frage, die wir aus Mangel an Datis nicht zu beantworten vermögen. Zu Homers Zeit existirte er noch, da er unter Joniern lebte, die mit sehr vielen Aeolischsprechenden, z. B. aus Euböa und Arcadien (nach Herodot 1, 146. Strabo VIII. S. 333) vermischt waren, als sie sich etwa 200 Jahre nach Trojas Zerstörung in Kleinasien niederließen; Smyrna und Chios war ebenfalls zum Theil Aeolisch: die Verschwindung des Digamma aus den Manuscripten, in denen es war, weil unsere Einschreibung desselben dem Verse aufhilft, schreibt der Verf. einzig und allein einer neuen Orthographie zu, welche ja auch das H in den Spiritus veränderte, oder aus seiner Stelle für F verdrängte, oder o in ω veränderte. Es war auch nicht eine Grille dieses oder jenes Abschreibers: ursprünglich war es, wie Dionysius aus Halikarnas sagt, allen Griechen gemein. Sehr alte Inschriften aus verschiedenen Gegenden haben es aufbewahrt: die Golzische, wo FAALION ist, die Delische, die tessera hospitalis in der Bibliothek der alten Litteratur und Kunst St. V. u. f. w., der bronzene Helm im Jahre 1795 von Morritt im Alpheus bey Olympia entdeckt (die Copie hat das classical Journal I. S. 328), wo ANEΘENTOΙ ΔΙΦΙ d. i. ἀνεθεσαν τῷ Διι, erscheint, und die von W. Gell im Jahre 1813 nach England gebrachte Eleische Inschrift, wo das Digamma in zehn Zeilen siebenmahl vorkommt (s. Museum crit. I. S. 356). Wir wollen das Wichtigste kurz ausheben, auch zur Vergleichung mit dem, was unser Henne darüber beigebracht hat, dem der Verf. meist beistimmt, auch in der vergleichenden Liste von ähnlichen Griechischen und Lateinischen Wörtern. Wo die andern Griechen die aspirata H brauchten, hatten die Aeolier und Dorier ihr Digamma F, doch nicht stets. Die Pelasger brachten H und F

mit nach Italien; wie aus dem Lateinischen Alfabete erhellet: das Aeolische  $\eta\omicron\iota$  und  $\eta\alpha\iota$ ,  $\acute{\omega}\rho\alpha$ ,  $\acute{\alpha}\rho\sigma\omega$ ,  $\acute{\eta}\rho\omega\varsigma$  ist das Lateinische  $hi$ ,  $hae$ ,  $hora$ ,  $haereo$ ,  $heros$ : die eieische Inschrift schreibt FETAΣ statt  $\acute{\epsilon}\tau\eta\varsigma$  oder  $\acute{\epsilon}\tau\eta\varsigma$ , auch in  $\acute{\epsilon}\tau\omicron\varsigma$ ,  $\acute{\epsilon}\pi\omicron\varsigma$ ,  $\acute{\epsilon}\rho\gamma\omicron\upsilon$  hat sie F, wie sie  $\eta$  mit FP, also  $\acute{\eta}\eta\tau\omicron\alpha$  ganz deutlich mit FPATPA,  $\acute{\epsilon}\lambda\iota\varsigma$  mit FAΛΙΣ,  $\acute{\upsilon}$  oft mit FY,  $\tau\omicron\iota\varsigma$  und  $\tau\iota\varsigma$  mit TOIP und TIP,  $\epsilon\upsilon\alpha$  mit EFA schreibt. Die Abweichungen, z. B.  $\acute{\alpha}\nu\eta\omicron$  läßt bey Homer kein Digamma zu, sind den Veränderungen des Gebrauchs zu verschiedenen Zeiten und Orten zuzuschreiben. Das Digamma hatte auch die Form von L, als EE,  $\acute{\epsilon}\acute{\epsilon}$ , es bezeichnet die Zahl 6: Wettstein verstand dieß Zeichen im Codex Bezae bey Marc. XV, 33. nicht, und hielt es für L: des Verf. als Augenzugeln Berichtigung gilt hier, und seine Bemerkung ist für den Hesychius wichtig, wo die Abschreiber des Zeichens unfundig, dafür ein L gesetzt haben. Aus diesem Zeichen entstand s und C, jenes für die Zahl 6, dieß für Σ: beide Formen erklärt der Verf. für pelasgisch. Mit Hrn. Payne Knight (Prolegom. ad Homer. §. lxxxvi. p. 78. ed. Lips.) stimmt er über AFTO in der inscriptio deliaca. überein u. s. w. Das Griechische und Lateinische F nehmen im Alfabete dieselbe Stelle ein, und hatten auch ungefähr dieselbe Aussprache, so wie das Lateinische v und Griechische υ: F und υ werden oft für einander gesetzt, wie aus vis und vicus erhellet: so erkläret sich  $\sigma\iota\gamma\sigma\iota\varsigma$  und  $\sigma\iota\gamma\upsilon\sigma\upsilon\sigma\iota$ , was Darves für unvereinbar hielt:  $\sigma\iota\gamma\sigma\text{F}\sigma\text{F}\varsigma$  im Nomin.,  $\sigma\iota\gamma\sigma\text{F}\sigma\text{F}\sigma\iota$  oder  $\sigma\iota\gamma\upsilon\sigma\upsilon\sigma\iota$ : aus jenem ward in Sigeum, wo kein F üblich war,  $\sigma\iota\gamma\sigma\iota\varsigma$ . In andern Gegenden Griechenlands setzte man vor der Erfindung des ϕ ein υη, welches als Ph mit der Eroberung von Hellas nach Rom kam, wo Cinius noch Fruges statt Phryges schrieb. Dadurch ward das F verdrängt, welches eigentlich FAF hieß, und

verschieden war vom Lateinischen V, gegen Dionys. aus Halikarnas, Burges und Foster. Dionysius drückt das Lateinische v durch e, o, γ, ο und eu, σουηρος, ουηρος, ουρηρων sind seltne Ausnahmen, da sie häufiger und üblicher mit B geschrieben erscheinen; selbst Velia oder besser Velea, mit B, denn das Griechische υ wird gelegentlich als ein Consonant wie das Lateinische v gebraucht, als im αυραυ, αυρηος, βηλαυρον für velabrum u. s. w. Aber wie das breite und grobe Englische W klang F, nicht; es ward ja dem β, frater, vorgesetzt, wo es gut klingt: kein Griechisches Ohr hätte das Englische w ertragen. Dieß wird vom Verfasser, der sich zugleich als einen feinen Kenner unserer Sprache zeigt — er hat zwölf Jahre in Deutschland gelebt — ungemein treffend dargethan. Der Verf. hat durch seine einsichtsvolle, gelehrte und helle Darstellung dem Rec. viel Vergnügen gemacht, und es ist zu wünschen, daß der zweyte Theil, der das ganze Alphabet gelehrt untersucht darstellen wird, bald erscheinen möge. Rpf.

#### Göttingen.

Biblische Predigten über Gegenstände des Privat- und Familienlebens. Zu Beförderung häuslicher Andacht und Frömmigkeit. Von Carl August Moriz Schlegel, Generalsuperintendenten des Fürstenthums Lüneburg Harburgischen Theils 11. 1817. 412 Seiten in Octav.

In dem milden Geiste eines sanften Ernstes, der in diesen Predigten herrscht, würde uns der Verfasser, dessen Wirksamkeit in unserer Mitte sich ehemals besonders dadurch auszeichnete, auch ohne seinen Namen kenntlich geworden seyn. Sie sind daher auch ganz vorzüglich zu Beförderung häuslicher Andacht und Erbauung geeignet, weil sie das Gemüth auf eine höchst gewinnende Art anregen,



während dem sich auch der Geist und der Verstand durch einen eigenen Reiz bey den darin behandelten Materien festgehalten fühlt. So wird — um hier nur einige Proben der zweckmäßigen Weisheit zu geben, womit diese gewählt sind — in der ersten Predigt gezeigt, wie höchst schätzbar die Bibel insbesondere dadurch für uns sey, weil sie so viele lehrreiche und rührende Familiengeschichten enthält. Das Thema der vierten Predigt ist: die wichtige Wahrheit, daß die Erziehung und Bildung des Menschen nicht bloß das Werk der Menschen, sondern vorzüglich das Werk Gottes sey. Der sechsten: die genaue Verbindung zwischen einer echten Religiosität und einem das Leben erheiternden Frohsinn. Der siebenten: die schöne Verbindung unserer Familienfreuden mit den Freuden der Religion. Der zwölften: der wahre Werth der Annehmlichkeiten der höheren-Stände; und der dreyzehnten: das Lob einer goldenen Mittelmäßigkeit in den äußern Glücks Umständen der Menschen. Bey der Ableitung dieser Materien aus dem bey jeder zum Grund liegenden Texte wird auch eine scrupulöse Critik nicht leicht etwas allzuwillkürliches oder erkünsteltes finden, außer vielleicht in der fünften Predigt S. 129—161, in welcher der herrliche Segen des vierten Gebots an dem Beyspiele des Erlösers gezeigt werden sollte, und im zweyten Theile ausgeführt wird, wie und wodurch er dieses Segens wirklich theilhaftig geworden sey. Dafür zeichnet sich aber die vierzehnte und letzte Predigt als beynahe vollendetes Muster eines populär-belehrenden Vortrags aus, denn es ist darin eine Materie, die schon an sich nur mit Feinheit berührt werden durfte, nämlich die Frage abgehandelt: Wie wir uns, insbesondere auch in einem niedrigen Stande, auf eine vernünftige und edle Art über unsern Stand erheben können und sollen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 14. August 1817.

Paris.

Ben Courcier: Exercices de Calcul intégral sur divers Ordres de Transcendantes et sur les Quadratures, par *A. M. Legendre*, Membre de l'Institut etc. Partie I. II. III. 1811. 386 S. 1 Kupfertafel. Partie IV. V. 152 und 312 S. Supplément à la Partie I. 50 S. Partie VI. Methodes diverses pour la Construction des Tables elliptiques 124 S. nebst 21 S. Tafeln. Juillet 1816. In Quart.

Diese Exercices sind auch ohne Rücksicht auf ihren mehr oder minder practischen Gebrauch für den Leser von sehr ungleichem Werthe, in so fern in einem folgenden Exercice sehr oft sich zeigt, wie das was in einem vorhergehenden schon abgehandelt worden, sich kürzer und eleganter hätte zusammenfassen lassen, dergleichen nun freylich einem jeden begegnen wird, der alles was er zu seiner eigenen Uebung rechnet, sogleich ohne Auswahl in die Druckereyen schickt. Man könnte füglich mit der Hälfte dessen, was in diesen voluminösen Exercices dem

Drucke übergeben worden ist, ausreichen, und man hätte daran noch zu viel, zumahl wenn man abrechnen will, was Euler und andere über dieselben Gegenstände schon in besondern Abhandlungen mit so viel Eleganz und Klarheit ausgeführt haben. Der Zweck des Verf. war, sich vorzüglich mit solchen Integralen zu beschäftigen, welche von bisher noch nicht in Tafeln gebrachten transcendenten Functionen abhängen, und die Fälle zu untersuchen, unter denen solche Integrale innerhalb gewisser Werthe der veränderlichen Größe entweder von andern abhängig sind, für welche man schon Tafeln hat, oder sich sonst auf bekannte Arten darstellen lassen. Zuerst (Partie I.) umständlich über diejenigen Integrale, welche von elliptischen oder hyperbolischen Bögen abhängen. Der Verfasser findet, was auch sonst schon von andern gezeigt worden ist, daß das Integral  $\int \frac{Pdx}{R}$ , wo  $P$  eine jede rationale ganze oder Bruchfunction von  $x$  bedeuten kann, und  $R = \sqrt{\alpha + \beta x + \gamma x^2 + \delta x^3 + \epsilon x^4}$  ist, sich durch gehörige Reductionen allemahl auf die Form  $w + \int \left( \frac{A}{1+nx} + B + Cx + Dx^2 \right) \frac{dx}{R}$ , worin  $w$  einen algebraischen Theil und  $n$  eine reelle oder imaginäre Größe bedeutet, zurückbringen läßt, wo denn durch weitere Verwandlungen jenes mit  $f$  bezeichnete Integral sich zuletzt auf die Form  $\int \frac{(A+B \sin \varphi^2) d\varphi}{(1+n \sin \varphi^2) \Delta}$  worin  $\Delta = \sqrt{1-c^2 \sin \varphi^2}$  ist, reduciren läßt, welche von elliptischen oder hyperbolischen Bögen abhängig ist, über deren Verhältnisse und Verbindungen der Verf. eine große Menge von Untersuchungen mittheilt, die hier keinen Auszug verstatten. Wie nun ferner das letztere Integral

durch unendliche Reihen, Approximationsmethoden, und durch Behülfe einiger Tafeln für den practischen Gebrauch einzurichten ist, davon handelt der Verf. nicht allein in dieser ersten Partie, sondern eben so ausführlich in der sechsten. Das eigentlich brauchbare von allen diesen Untersuchungen ließe sich jedoch füglich auf der Hälfte des Raums zusammenfassen. *Partie II.* Des intégrales Eulé-

riennes, nämlich über  $\int \frac{x^{p-1} dx}{\sqrt[n]{(1-x^n)^{a-q}}}$  und  $\int dx \left(\log \frac{1}{x}\right)^{a-1}$  von  $x=0$  bis  $x=1$ , worüber

Euler mehrere Abhandlungen, und auch schon der Verf. eine in den *Mém. de l'Institut* 1810 mitgetheilt hat, welche hier mit einigen Abänderungen und Zusätzen von neuem erscheinen, und sich mit den mannichfaltigen und merkwürdigen Verbindungen der einzelnen Fälle beschäftigen, welche zum Vorschein kommen, je nachdem  $p, n, q$  diese oder jene Werthe haben. Euler hat dergleichen schon in

Menge entwickelt. Für  $\int dx \left(\log \frac{1}{x}\right)^{a-1}$  welches innerhalb den Grenzen  $x=0$  und  $x=1$  sich bloß in eine Function von  $a$  verwandelt, welche der Verfasser mit  $\Gamma(a)$  bezeichnet, wird eine Tafel mitgetheilt, worin die Logarithmen jener Function bis auf sieben Decimalstellen berechnet sind. Diese Tafel geht von  $a=0$  bis  $a=2$ , von einzeln zu einzeln Tausendtheilen fort, und ist hinlänglich auch die Werthe jener Function für jedes andere  $a$  zu finden.

Ueber die Integrale  $\int \frac{x^p dx \log \frac{1}{x}}{\sqrt[n]{(1-x^n)^{a-q}}}$  und ihre gegenseitige Abhängigkeit von einander für verschiedene Werthe der darin vorkommenden Exponenten, immer innerhalb der Grenzen von  $x=0$  bis

$x = 1$ , nebst Anwendungen auf die Summirung gewisser Reihen. *Troisième Partie.* Des quadratures. Mehrere brauchbare Approximationsmethoden für  $\int y dx$ , wo  $y$  eine Function von  $x$  bezeichnet, und das Integral von  $x = 0$ , oder auch von  $x = a$  bis  $x = b$  genommen werden soll. Die vorzüglichste Methode setzt der Verf. darin, daß man das Abscissen-Intervall  $b - a$  in gleiche Theile theilen, und nun jeden Flächenraum, der einem solchen Theile entspricht, als einen parabolischen Raum zwischen zwey Ordinaten, zwischen denen man auch noch eine mittlere nehmen kann, betrachten und berechnen soll, welches denn durch Benützung des Taylorischen Lehrsatzes auf brauchbare Annäherungsreihen führt, welche hier umständlich entwickelt, und auf gewisse Functionen, welche man für  $y$  annimmt

$$[\text{z. B. } y = (\log \frac{1}{x})^n - 1; y = \frac{\cos ax}{1 + x^2} \text{ u. dergl.}]$$

angewandt werden. *Quatrième Partie.* Weitere Betrachtungen über die oben angeführten Eulerischen Integrale, mit Hinzufügung mehrerer Sätze, welche noch einen größern Grad der Allgemeinheit haben, als welche von Eulern entwickelt worden sind, nebst einer Tafel, worin die oben angeführten Logarithmen von  $\Gamma(a)$  bis auf zwölf Decimalstellen berechnet sind, wie der häufige Gebrauch dieser Function in der höhern Analysis solches erfordere. Man findet alsdann aus dem merkwürdigen Satze  $\Gamma(a + 1) = a\Gamma a$  sehr leicht die Werthe dieser Function, für solche  $a$ , welche über die Grenze der Tafel hinausgehen. Ueber das Integral  $\int \frac{z^{a-1} dz}{(1+z)^r}$  und andere ähnlichere, von  $z = 0$  bis  $z = \infty$ . *Cinquième Partie.* Theils eine Fortsetzung der bisherigen Untersuchungen, theils mehrere

neue, welche auf merkwürdige Sätze über den Zusammenhang, und die gegenseitige Abhänglichkeit dieser oder jener transcendenten Größen von einander führen. Unter andern umständlich über die Coefficienten der Reihe, welche aus der Entwicklung der Function  $(1 - 2a \cos \varphi + a^2)^{-n}$  nach den Cosinussen der Multiplen von  $\varphi$  entspringt, auch für den Fall, wenn  $n$  ein Bruch ist, wo sich denn schöne Eigenschaften jener Coefficienten darbieten, welche, um so mehr alle Aufmerksamkeit verdienen, als sie in der Theorie der Perturbationen der Planeten, von mannichfaltiger und nützlicher Anwendung sind. In dem Supplément à la première Partie kommen mancherley weitere Untersuchungen über solche intégrales définies vor, welche theils durch elliptische Bögen, theils durch Kreisbögen und Logarithmen dargestellt werden können, und also die Construction von Tafeln für elliptische Bögen erfordern, wozu der Verfasser brauchbare Vorschriften für diejenigen ertheilt, welche sich mit der Berechnung solcher Tafeln beschäftigen wollen.

#### G o t t a.

In der Beckerschen Buchhandlung, 1817: Bildnisse der Urheber und Beförderer, auch einiger Gegner der Religion und Kirchengebesserung im sechzehnten Jahrhundert, nebst andern darauf Bezug habenden Bildern in gleichzeitigen Holzschnitten zum Andenken des dritten Jubelfestes der evangelisch lutherischen Kirche am 31. October 1817. Herausgegeben und mit Erläuterungen begleitet von Rudolf Zacharias Becker. Folio.

Herr Hofrath Becker hat durch die Herausgabe dieses Werks, sowohl den Anhängern der evangelisch lutherischen Kirche, als auch allen Freunden

der Deutschen Kunstgeschichte ein sehr angenehmes Geschenk gemacht. Nach einer kurzen aber passenden Einleitung sagt der Verfasser: die bisherige Weltgeschichte hat drey solcher großen folgenreichen Ereignisse aufzuweisen: die Stiftung und Ausbreitung der Religion Jesu im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung; die Religions- und Kirchenverbesserung durch Martin Luther und Ulrich Zwingli im sechszehnten Jahrhundert, und den in unsern Tagen geschlossenen christlichen Regenten-Bund. Er gibt hierauf eine kurze Uebersicht der Kirchengeschichte vom dritten bis zum sechszehnten Jahrhundert, wo Martin Luther das Zeichen zum Angriff gegen die Gewalt des Papstes ic. gab; und schließt damit, dieses Werk, an protestantische Landesherren und Obrigkeiten, welche geneigt seyn möchten, das Andenken der bevorstehenden Jubelfeyer durch Geschenke zu erhalten, als einen Gegenstand anzubieten, bey welchem jene Gefahr der Vernichtung, wie bey den, bey frühern Jubelfesten geprägten Denkmünzen, so leicht nicht eintreten, und durch welchen der Zweck in noch höheren Maße erreicht werden könnte. Dieses ist die hier folgende Sammlung von Bildern, welche folgende Blätter enthält, die sämtlich mit einer passenden Erklärung versehen sind, wobey jedoch nicht zu vergessen ist, daß alles Abdrücke von Original-Holzschnitten sind, welche zu Zeit der Reformation verfertigt worden: 1. Auf dem Titel ist das Bild Martin Luthers als Augustiner-Mönch, nach L. Cranach, mit der Jahreszahl 1520; 2. Martin Luther, nach L. Cranach; 3. Philipp Melancthon, nach demselben; 4. Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, von L. Cranach; 5. Johann der Beständige, Kurfürst von Sachsen, von demselben; 6. Johann Friedrich der ältere, Kurfürst von Sachsen; 7. Sybilla, dessen Gemahlinn,

von L. Ernanach; 8. Johann Ernst, Herzog von Sachsen, von L. Ernanach; 9. Dr. Johann Bugenhagen, nach L. Ernanach; 10. Dr. Gregor von Brück, von L. Ernanach mit Zeichen und Jahrzahl 1549; 11. Hans Sachs, von Hans Brosamar, (findet sich auch im dritten Hefte der Holzschnitte alter Deutscher Meister 1c.); 12. Erasmus von Rotterdam, nach L. Ernanach; 13. Kaiser Carl V; 14. Kaiser Ferdinand I.; 15. König Philipp II. von Spanien; 16. König Ludwig II. von Ungarn und Böhmen, von Albrecht Dürer; 17. Maria, dessen Gemahlinn: beide rund; 18. Georg, Herzog von Sachsen, von L. Ernanach; 19. die Taufe Jesu durch Johannes in der Pegnitz bey Nürnberg, woben die Taufzeugen auf der rechten Seite 13 Reformatoren und auf der linken 13 Fürsten sind, alle kenntlich von Gesicht; 20. das heilige Abendmahl unter beiderley Gestalt, von Johann Huf und Martin Luther an die drey Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen, Johann den Beständigen, und Johann Friedrich den ältern und dessen Familie ausgetheilt, von L. Ernanach; 21. der Weltlauf zur Zeit der Reformation, eine geschmacklose Allegorie, nach A. Dürer; 22. die Erzählung Jesu von guten und schlechten Hirten; 23. zweyerley Predigt, und 24. die geistliche Kernmühle. Diese drey Holzschnitte gehören zu der großen Anzahl der in damahligen Zeiten, zum Spott des Papstes und der katholischen Geistlichkeit gefertigten Bilder, und hätten hier füglich wegbleiben sollen, da selbst der aufgeklärteste Katholik diese Art Spott nur ungern sehen kann, besonders in einem Augenblicke, wo so viel von Vereinigung beider Kirchen gesprochen und geschrieben wird, und wo der Verf. selbst, indem er von der Feyer dieses Festes redet, sagt: "selbst helldenkende Katholiken mögen am 31. October d. J. sich mit ihren prote-



1288 G. g. N. 129. St., den 14. Aug. 1817.

stantischen Glaubensbrüdern in Dankgebeten zu dem  
„Wvater vereinigen“ u. s. w. Den Schluß machen  
52 zur Zeit der Reformation geprägte Münzen.

### Jena.

Bei Frommann: Um auf der hiesigen Universität die medicinische Doctorwürde zu erlangen, ließ Herr Friedrich Wilh. Josias Jacobs aus Gotha daselbst eine Dissertation drucken, welche unter dem Titel: *Talpa europaeae anatome* auf XX und 65 Seiten in Octav und drey Kupfertafeln einen willkommenen Beytrag zur vergleichenden Anatomie liefern, wobey wir nur bedauern, daß der Verf. seine Vorgänger zu wenig benützt, zum Theil nicht gekannt hat. Zwar ist ein Index Scriptorum, qui de Talpa tradiderunt vorgedruckt, man wird aber kaum es glauben, daß man in diesem, Buffon, Daubenton, Meyers Thiere mit ihren Skeletten, Liedemann, Cuvier u. a. vermisst. In der Vorrede wird mit wenigen Worten die Stelle des Maulwurfs im Linneischen Systeme, seine Unterscheidungszeichen, das Auffallendste aus seiner Bildung angegeben, und dann auf seine starken Brustmuskeln und runden Muskeln, und einige Eigenheiten des Skelets, des Nervensystems, der Drüsen und Zeugungstheile aufmerksam gemacht. Die Schrift selbst zerfällt in fünf Kapitel, von denen das erste, von der Osteologie, am ausführlichsten ist, und durch die erste und dritte Kupfertafel erläutert wird; das zweyte handelt sehr kurz von den Sinneswerkzeugen; das dritte von den Eingeweiden der Brust und den Drüsen; das vierte von den Verdauungswerkzeugen, und das fünfte von den Fortpflanzungstheilen, worauf eine Erklärung der größtentheils vom Verfasser selbst gezeichneten Kupfertafeln folgt.

---

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. Stück.

Den 16. August 1817.

Leipzig.

Bei Breitkopf: **Erläuterungen einiger eigenen Ansichten aus der Theorie der Nationalwirthschaft, nebst tabellarischer Uebersicht des Zusammenhanges der wesentlichsten Gewerbe unter einander und mehreren Beiträgen zum technischen Theile der Nationalwirthschaft. Zweyter Nachtrag zur Theorie der Nationalwirthschaft, vom Grafen Georg von Siquoy. 1817. VIII und 333 bis 421 Seiten in Quart.**

In Beziehung auf das Urtheil über das Hauptwerk in diesen Blättern, welches auch von den Nachträgen gilt, womit der verdienstvolle Herr Wf. dasselbe bereichert hat, sollen aus den sehr verschiedene Gegenstände betreffenden Nachträgen und darüber nur ein Paar Bemerkungen beygefügt werden. In folgenden scheint die Hülfe der Rechnungswissenschaft für die Staatswirthschaft theils zu umfassend, theils zu beschränkt genommen zu seyn: "Die Allgeher soll in der Staatswirthschaft nicht auf trockene Rechnungsergebnisse führen, sie soll viel-

K (6)

mehr bloß jene erhabenen Gesetze enthüllen, wonach der quantitative Einfluß der wechselseitig einander bedingenden Umstände, ersehen werden kann. — Es wäre für das Menschengeschlecht äußerst herabwürdigend, wenn es möglich wäre, den Haushalt des Staates jenen arithmetischen Gesetzen zu unterwerfen, wie etwa die Vertheilung des Futters bey einer Viehmasse.“ Allgemeine staatswirthschaftliche Sätze, z. B. der Getreidepreis steigt, wenn der Getreidevorrath bey gleichbleibender Nachfrage sich vermindert, in algebraischen Formeln ausdrücken, verbreitet über diese Lehren nicht mehr Licht als die Hieroglyphe eines Kreises über die Lehre der Unsterblichkeit. Wenn diese Lehren aber auf bestimmte Größen angewendet werden, wenn z. B. in England (s. Lauderdale's von unserm Sartorius auszugweise verdeutschete Schrift über Reichthum), das Verhältniß berechnet wird, worin der Ausfall an der Ernte zu  $\frac{1}{10}$ ,  $\frac{1}{7}$  u. s. w. mit den Getreidepreisen steht, so findet nicht bloß die algebraische Formel ihre volle Anwendung, sondern es ist zugleich das vorgängige Zusammenzählen der Erntevorräthe und die Bildung der allgemeinen Ernteverzeichnisse erforderlich. Ueberhaupt setzt alles Wirthschaften, Rechnen voraus, und das Staatswirthschaften mithin alle Arten von Ertragsverzeichnissen und Ueberschlägen, so sehr diese auch unter dem Nahmen von Tabellenram haben in Verruf gebracht werden sollen, und durch die verrufene Plusmacherey verhasst gemacht sind. — Colquhoun's Versuch, in seinem Werk über den Wohlstand, von dem gesammten Englischen Volkseinkommen einen Ueberschlag in Geldwerth zu liefern, hat den Grafen Duquoy auf den Gedanken geführt, die Anlage eines solchen Ueberschlages auf Sacherzeugniß, Verwendung und Vorrathsbestand zu entwerfen (Materialberechnung);

welche indeß eine zu künstliche Eintheilung der Verwendung nach Lieferungs- und Conservationsfonds, Verwandlungs- und Genußgegenständen und Abgang zu enthalten scheint; wobey auch, wie er selbst bemerkt, manches unbestimmt oder unberechnet bleibt. Ein Verzeichniß von dem Sachvorrath den jedes Gewerbe dem In- und Auslande liefert, er giebt im Allgemeinen hinreichend, was die Gewerbe sich untereinander liefern; aber an einer befallswürdigen Anlage für solche Verzeichnisse: einfach genug um die Unterbehörden nicht zu verwirren, die sie ausfüllen sollen, und vollständig genug, um daraus das Ganze zusammenzusetzen und zu übersehen, fehlt es noch. Das beste Verzeichniß dieser Art im Einzelnen ist die Berechnung des Ertrages der Englischen Baumwollengewerke; da eine solche Berechnung von diesem Gewerbe gegeben, so läßt sie sich von allen Gewerben geben; und man braucht sich zum Beweis der Möglichkeit solcher allgemeinen Verzeichnisse nicht auf die Römischen Consulsberechnungen zu berufen, wenn die Verwaltung Kraft und bey den Unterthanen Vertrauen hat. Daß ferner ohne allgemeine Gewerbeverzeichnisse der erfahrenste Staatswirth nur dunkle Vorstellungen von dem Rechnungshaushalt des Volkes haben kann, und daß ohne dieselben die staatswirthschaftliche Gesetzgebung nicht auf Wissen, sondern nur auf Errathen beruhen kann, bedarf eben so wenig eines Beweises, als daß diese Verzeichnisse nur von geübten Staatswirthten, wie das Verzeichniß eines Gutshaushalts nur von geübten Landwirthten, richtig verstanden, beurtheilt und benutzt werden können. — Die Uebersicht des Zusammenhanges der Gewerbe unter einander ist lehrreich, und deren weitere Ausführung und Vervollständigung zu wünschen.

Eben so menschenfreundlich als kräftig wird in die gegründete Klage eingestimmt, daß die menschliche Kraft durch maschinenartige Thätigkeit gelähmt und verstümmelt werde, wogegen Entwicklung des mathematischen Sinnes durch Jugendspiele, von Nutzen seyn können. Schwerlich wird aber die Behauptung für wissenschaftlich gehalten werden; "das Papiergeld hat zur Folge, und gerade durch sein schwankendes Wesen bewirkt es dieß, daß die Betriebsamkeit eine ganz eigene und erhöhte Regsamkeit erhält;" obgleich sie mit der vor unsern Augen nur zu sehr bestätigten Wahrheit in Verbindung gesetzt wird, daß ein Volk verderbe, wenn es sich der Gewinnucht hingeebe. Jene Behauptung schließt einen Widerspruch in sich. Papiergeld ist nur dann Geld, wenn sein Werth feststeht; schwankt dagegen sein Werth, so verfehlt es seinen Zweck und wird zur Waare, und zwar zur schlechtesten von allen: Schacherwaare. Es hört auf, der Betriebsamkeit den Dienst zu leisten, den sie von dem Gelde fodert, und den sie entweder auf Kosten des Verkehrs entbehren, oder durch ein anderes Ausgleichungsmittel mit Kosten ersetzen muß. Wie soll die Betriebsamkeit durch ein verwahrlostes Papiergeld erhöht werden? Doch wohl nur wie die Thätigkeit der linken Hand erhöht wird, wenn die Rechte gelähmt ist! Was nicht wissenschaftlich ist, kann auch nicht wirklich seyn; und daher das Papiergeld in Oestreich nicht bewirkt haben, daß dort "niemahls jene allgemeine Betriebsamkeit in allen Gewerben, jenes rastlose Streben nach Production bestanden hatten, als gerade in den Zeiten wo das Papiergeld den niedrigsten und schwankendsten Cours hatte." Die Geschichte leihet sich geduldig Jedem der nach Belegen für irgend eine Meinung sucht, und es ist

Bei dem vielfachen Einfluß worunter die Thatfachen, und namentlich die erhöhte Betriebsamkeit stehen, schwer über die Gültigkeit solcher Belege abzusprechen; hier ist es glücklicher Weise von der Oestreichischen Verwaltung selbst geschehen, da durch die Verordnung vom 1. Jun. v. J. fernerlich dem Recht entsagt ist, neues Papiergeld mit Zwangswerth und Zwangsumlauf auszufertigen, und das Alte zu vermehren. Hätte der schwankende Cours dort die gerühmten Folgen gehabt, so würde die "erste Sorge" nicht, "die Regelmäßigkeit des zerrütteten Geldwesens herzustellen," sondern die Beweglichkeit des Curses zu erhalten, gewesen seyn. Da übrigens der Herr Verf. zugleich äußert, daß man jetzt dem Papiergeld völlig entsagen könne, ohne seinen wohlthätigen Folgen zu entsagen, so gehört er offenbar nicht zu denen, die ihre Rechnungsgründe für die Beybehaltung des Papiergeldes haben mögen. Gerade um derentwillen kann man aber nicht vorsichtig genug mit dem Lobe eines Papiergeldes seyn, zu dessen Auswechslung lebensgefährliches Bedränge bei der Bank entstanden ist, eines Papiergeldes das die größten und sichersten Geldkräfte des Staates lähmt, das von dem bürgerlichen Verkehr unaufhörlich von sich auf die öffentlichen Cassen geworfen wird, und das der Macht des Reichs eben so schadet, als ihr eine festbegründete Reichsbank nützen würde. Die Stürme welche sowohl die Englische als die Französische Bank glücklich bestanden haben, beweisen, daß solche Anstalten nunmehr ein wesentliches Bedürfniß großer Staaten sind, welches unter den entgegengesetztesten Verfassungen befriedigt seyn will.

Schließlich muß die Anwendung des Bernoulli'schen Lehrsatzes auf die Theorie der Druckwerke noch angezeigt werden.

## Rom.

In der Druckerey des Romanis: Lettera sull' Antica celebre Pittura conosciuta sotto il nome delle Nozze Aldobrandine scritta al Ch. Marchese Giuseppe Antinori da Luigi Biondi Romano etc. 1815. 40 Seiten in Octav.

Dieses herrliche Gemählde, welches zu so vielen gelehrten Untersuchungen Veranlassung gegeben hat, ist, in Rücksicht auf die Kunst, von Niemand mit mehr Belesenheit und archäologischer Kenntniß beschrieben worden, als von Böttiger und Meyer. Leider ist diese Schrift unserm Verfasser aber völlig unbekannt, weshalb Rec., da die Deutsche Schrift unsern Lesern hinlänglich bekannt seyn wird, hier nur eine kurze Notiz des oben genannten Werks, ohne critische Vergleichen, mittheilen will. Das unter dem Rahmen der Aldobrandinischen Hochzeit bekannte Gemählde wurde im Jahre 1606 unter dem Pontificat Clemens, VIII. in den Ruinen der Gärten des Mäcenus gefunden, wo es auf eine Mauer gemahlt war, und Federico Succaro war der Erste der eine Notiz über dasselbe bekannt machte. Nachher kam dasselbe in dem Besiz des Cardinals Cintio Aldobrandini, welcher es auf seiner Villa auf dem Quirinal-Hügel aufstellte. Alles dieses wird von Succaro sowohl, wie von Bellori in seiner Schrift *Picturae antiquae Cryptae, etc.* angeführt, wo der letztere sich jedoch in der Zeit, in welcher das Gemählde gefunden wurde, irrte. Das Gemählde hat eine längliche Gestalt. In der Mitte befindet sich ein reiches Ehebett, auf dessen Rande die jugendliche Braut sitzt, eingehüllt in ein reiches Gewand, welches sogar die Stirne bedeckt, und also nur das Gesicht und den Hals frey läßt. Die Füße ruhen auf einer kleinen Fußbank. Ihr zur

Seite sitzt mit Myrthen bekränzt die Pronuba (Ehefisterinn), und scheint die Braut zu bereden, keine Furcht vor dem Bräutigam zu haben, welcher fast nackt, nicht a pie del talamo, sondern am Kopf des Bettes auf einer niedrigen Bank sitzt, wie einer dem das Warten lässig wird. Zur Rechten des Bettes befinden sich drey Figuren, welche Pignori in einem gelehrten Briefe (in Graevii Thesaurus etc. Tom. VI. Pars III. ad fin.) für die Parzen hält. Andere halten sie für Bedienerinnen, da aber zwey von ihnen unfehlbar Männer sind (ma sicome due di queste figure sicuramente sono uomini), und die dritte im priesterlichen Anzuge erscheint, so glaubt der Verfasser, daß die eine eine Priesterinn, die beiden übrigen aber zwey Camilli vorstellen sollen, die bey dem Vermählungs-Opfer den Dienst versehen. Zwischen diesen drey Figuren und dem Ehebetto lehnt sich noch eine Pronuba an eine kleine Säule, und gießt aus einem Fläschchen Salbe in eine Muschel, mit der die Braut eingefalbt werden soll. Auf der entgegengesetzten Seite stehen bey einem Gefäße drey Personen, die Pignori für die drey Musen, Winkelmann für die Horen, und der Verfasser für drey fröhliche Jungfrauen hält u. s. w. Der Verfasser berührt nun die verschiedenen Meinungen, welche Hochzeit dieses Gemählde vorstellen soll? ob die des Peleus und der Thetis, oder die des Stella und der Violantilla, von Statius besungen u. s. w.? und behauptet, diese Mahleren sey kein Lateinisches, sondern ein Griechisches Werk aus den Zeiten des Augustus und des Mäcenus, in dessen Gärten es auch gefunden wurde. L. Dutens in seinen Recherches sur l'origine des Decouvertes attribuées aux modernes, glaubt, daß dieses Gemählde dasselbe sey, von welchem Plinius



B. 35. Kap. 10. redet, und welches von Eshion gemahlt war.

Nachdem der Verfasser die Schönheiten dieses Bildes genau durchgegangen ist, redet er von der Kleidung, ihren Farben und andern Ornamenten, und äußert endlich die Vermuthung, daß der Künstler bey Verfertigung dieses Gemähltes das Gedicht des Catull's, die Hochzeit Manlius und der Julia, vor Augen gehabt habe, aus welchem er viele Stellen mit dem Gemählde vergleicht. Das Neueste und Wichtigste ist: daß dieses herrliche Werk sich gegenwärtig im Besitz des Vinzenzo Telli befindet; daß man bemerkt hat, daß vieles später darauf gemahlt war, weshalb Canova den Rath gab, es abzuwäschen, welches auch in seiner und des Domenico del Frate Gegenwart vorgenommen wurde; daß alle Actouchirungen verschwanden, und das alte Bild in seiner ursprünglichen Schönheit wieder erschien. Der Verf. erzählt nun alles was verschwand, und was dagegen wieder neu hervortrat: Kleider, von ganz andern Farben ic., so daß man deutlich sieht, daß das ursprüngliche Bild al fresco gemahlt, nachher aber zu wiederhöhten Mahlen mit Leinfarben überlegt worden ist. Diese verschiedenen Veränderungen finden sich auch, wenn man die alte Del-Copie des Poussin, in der Gallerie Doria, mit allen den Kupferstichen vergleicht, die zwischen den von P. S. Bartoli bis zu den neusten von Marco Carloni von diesem Werke verfertigt worden sind. Es hat sich nun auch ergeben; daß die beiden, immer für Frauen gehaltenen Figuren, wirklich Männer sind; so wie auch die Hand der gekrönten Figur, die die Cithar hielt, nunmehr ganz verschwunden ist, weshalb mehrere Erklärungen jetzt wegfallen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

131. Stück.

Den 16. August 1817.

Paris.

Bey Le Normant: Histoire des campagnes de 1814 et de 1815, comprenant l'histoire politique et militaire des deux invasions de la France, de l'entreprise de Buonaparte au mois de mars, de la chute totale de sa puissance, de la double restauration du trone, et de tous les evenemens dont la France à été le theatre, jusqu'à la seconde paix de Paris, inclusivement. Par M. *Alphonse de Beauchamp*, Chevalier de la Legion d'Honneur. Tome I. 1816. 466 Seiten. Tome II. 1816. 550 Seiten.

Die Erwartung einer vollkommenen Geschichte von militärischen und politischen Ereignissen, die erst kurz vorher, ehe der Verfasser sein Werk dem Drucke übergab, sich zutragen, ist eine zu weit getriebene Forderung. Der Leser muß sich begnügen wenn der Geschichtschreiber mit Unparteilichkeit die verschiedenen Data untersucht hat, und nach den Resultaten dieser seiner Prüfung, seine Darstellung der Wahrheit so nahe, als es ihm möglich gewesen ist,

£ (6)

bringt. Alsdann verschafft er den Zeitgenossen nicht nur eine Uebersicht von den Begebenheiten, die noch in jedermanns Andenken sind, sondern er erwirbt sich auch das bleibende Verdienst, seinen Nachfolgern den Weg zu bereiten, durch die Berichtigung seiner Arbeit, und vermittelst neuer Hülfquellen, die sich im Laufe der Zeit von selbst darbieten, etwas Vollständigeres zu leisten. Wenn wir nach diesen Voraussetzungen die angezeigte Geschichte der Feldzüge von 1814 und 1815 beurtheilen, so dürfen wir ihr das gebührende Lob, sowohl von einer sorgfältigen Benützung der vorhandenen Quellen, als einer lebhaften Darstellung, und einer großen Unparteilichkeit nicht versagen. Es war für einen Franzosen eine sehr gewagte Unternehmung, die Geschichte der Niederlagen seiner Nation zu schreiben. Wie tief mußte sich die Eitelkeit der Franzosen gekränkt fühlen, aus der Feder ihres Landsmanns Wahrheiten dargestellt zu sehen, denen der Nationalstolz gern ein anderes Colorit geben möchte. M. de Beauchamp schon durch ein früheres Werk: *Histoire complète de la guerre de la Vendée* gezwungen, sich seit 1809 vor den Verfolgungen des Bonapartistischen Gouvernements verborgen zu halten, ward gleich nach Erscheinung der angezeigten Schrift von einem großen Theil der Französischen Journalisten, als habe er die Thaten der Allirten auf Kosten der Franzosen zu hoch geschätzt, aufs heftigste angegriffen. Diese Beschuldigungen giengen noch vor der Wiedererscheinung von Bonaparte zu einer öffentlichen Anklage über, und am 9. März 1815 ward ein nachtheiliges Urtheil über ihn gefällt, dessen Vollziehung er sich nur durch die Flucht entzog. In so fern es Verbrechen war, sich als erklärter Anhänger der rechtmäßigen Dynastie und entschiedener Gegner von Bonaparte, seinen Maßregeln, und

seinen Anhängern zu zeigen, oder den wohlverdienten Absichten der Allirten und den Verdiensten ihrer Truppen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, so ward M. de B. mir Recht schuldig befunden, obwohl er bey allen Vorfällen die Tapferkeit der Französischen Truppen anerkennt, ohne jedoch sie über die der Allirten zu erheben. Wir werden in der Folge auf diesen Punct seiner Geschichte zurück zu kommen Gelegenheit finden.

Das vor uns liegende Werk hat bereits zwey Auflagen erlebt. In der zweyten hat der Verfasser mehrere Irthümer der ersten berichtigt, viele bedeutende Zusätze gemacht, und dagegen die der ersten angehängten Pieces justificatives weggelassen, da solche ohnehin bekannt genug waren. Auch hat der Styl Verbesserungen erhalten. Wir müssen jedoch bemerken, daß die Schreibart des Verf. zu sehr mit Declamationen und Reden überladen ist, welche der Geschichte das Ansehen eines Romans geben. Ein wichtiger Gegenstand der Critik ist die Untersuchung der Quellen, aus welchen der Verf. seine Nachrichten schöpfte. M. de B. sagt in der Vorrede zu der ersten Auflage, daß die Bulletins der Französischen und allirten Armeen gleichsam das Skelett zu seiner Geschichte geliefert hätten. Bey der bekannten Unzuverlässigkeit dieser officiellen Berichte habe er gesucht die Lücken durch Privatmittheilungen von Augenzeugen zu ergänzen. Auch habe er die in Frankreich, England und Deutschland über diesen Feldzug erschienenen Flugblätter, deren er mehrere nachhaft macht, benutzt. Die militärischen Begebenheiten jenes merkwürdigen Feldzugs in Deutschland, Holland und den Niederlanden scheint der Verfasser nur aus den Zeitungen gekannt zu haben; dagegen liefert er über die, welche sich auf Französischem Boden zutrugen, mehrere unbekannte Auf-

schlüsse; insbesondere über die Operation der Armee, welche Bonaparte selbst befehligte. M. de B. rühmt die Unterstützung eines Güterbesizers in der Champagne bey Mittheilung von den Ereignissen in dieser Provinz, jedoch ohne ihn zu nennen; ferner hat er die Handschriften des M. Vailly de Neuilly und die des Marquis de Widranges benugt. M. W. Privatsecretair des Königs von Preußen, M. de N. Officier in der Russischen Garde, und der Graf Arthur de la Bourdonnaye haben ihm ihre während des Feldzugs geführte Tagebücher mitgetheilt. In Betreff des Feldzugs an der Spanischen Grenze benugte der Verfasser, außer den Berichten des Herzogs von Wellington, denen er mit Recht das Lob einer großen Bescheidenheit beylegt, die handschriftlichen Memoires eines M. de P. — So lobenswerth es für einen Geschichtschreiber ist, seine Quellen anzugeben, so ist eine bloße Anführung der Zeugen, die größtentheils nur mit ihren Anfangsbuchstaben bezeichnet werden, wenig befriedigend. Es ist nicht viel besser, als wenn Plinius sich auf das Zeugniß eines Römischen Soldaten beruft. Genügender würde es seyn, wenn die mitgetheilten Handschriften dem Werke als pieces justificatives angehängt wären. Die geschichtliche Darstellung umfaßt drey Hauptansichten: die militärische, die politische und die innere Lage Frankreichs. Zuerst heben wir die Hauptzüge der Helden auf Seiten der Allirten aus, so wie sie der Verf. im Allgemeinen bezeichnet: der Kaiser von Rußland, durchdrungen von dem Wunsche Europa zu befreien, den Krieg mit Großmuth, im Geiste der Ritterzeit führend. Der Kaiser von Oestreich, der dem Wohl von Europa bereits Opfer, die seinem Vaterherzen sehr schmerzhaft gewesen seyn mußten, gebracht hatte, und nun noch größere zu bringen geneigt war. Der König von Preußen, einer

der rechtschaffensten Männer, die jemahls regierten, der große Beleidigungen zu rächen hatte: alle drey Monarchen von einer seltenen Entfugung der Eitelkeit und des persönlichen Interesses beseelt, und mit einer noch seltenern Einigkeit handelnd. Sie selbst leiteten nicht die Bewegungen der Armeen, aber waren thätig im entscheidenden Augenblick. Als Bonaparte am 13. März den General St. Priest geschlagen und Rheims eingenommen hatte, war in dem Kriegsrathe der Allirten bereits der nachtheilige Beschluß gefaßt, nach Bar zurückzugehen, um sich hinter der Aube aufzustellen, da veränderte in der Nacht der Russische Kaiser selbst diesen nachtheiligen Plan dahin, die Streitkräfte der Allirten zu vereinigen, und dort den Angriff von Bonaparte zu erwarten, ein Entschluß, der, obwohl mit unendlicher Schwierigkeit ausgeführt, für die gute Sache von entscheidender Wirkung war. — „J'ai bien cru que la moitié de ma tête grisoneroit cette nuit“ — sagte Alexander am andern Morgen zu seinen Generälen. M. de Beauchamp wirft den Allirten Langsamkeit und Unentschlossenheit vor, von welchem Vorwurfe er jedoch Blücher und die Preussische Armee auszunehmen scheint. Ohne durch eine Vergleichung die Verdienste irgend eines Feldherrn oder einer Armee herabwürdigen zu wollen, müssen wir jedoch zur Steuer der Wahrheit sagen, daß der Fürst Schwarzenberg sich der schweren Aufgabe, erster Anführer von einer solchen aus so vielen Völkerschaften zusammengesetzten Armee, bey der drey Monarchen anwesend waren, zu seyn, meisterhaft entledigt habe. Die Geschichte wird die Namen vieler verdienten Heerführer der Allirten, die sich in diesem Feldzügen auszeichneten, der dankbaren Nachwelt übertragen; der jetzige König von Württemberg, Sneysenau, Barclay de Tolly und viele

andere werden einen bedeutenden Platz in ihr ausfüllen. Wie der Verfasser gern beyrn Lobe der vereinigten Fürsten verweilt, eben so eifrig ist er Donaparte zu tadeln. Er führte, sagt er, diesen für ihn so entscheidenden Feldzug nur als ein militärischer Avanturier. Daß die Verhältnisse ihn in diese Rolle warfen, hat wohl seine Richtigkeit, aber sie lag sicher nicht in seinem Operationsplane. Wir haben mehrere große Feldherrn in der Lage, von einer sehr überlegenen Macht angegriffen zu werden, gesehen; dieß war z. B. der Fall des Herzogs Ferdinand im siebenjährigen Kriege vor der Schlacht von Wellinghausen, die des Königs von Preußen vor der Schlacht von Rossbach und des Herzogs von Wellington beyrn Angriffe von Massena in Portugal. Indem wir diese Beispiele vor Augen haben, bezeichnen wir zwey besondere Systeme für diesen Fall: einmahl, wenn man angriffsweise verfährt, indem man, wie der Herzog Ferdinand und Friedrich II. that, die anerkannten Heere einzeln zu schlagen sucht, oder vertheidigungsweise, wenn man sich, wie der Herzog von Wellington, vermittelst der besetzten Position vor Lissabon, und der Marschall Massena bey Genua, im voraus Vertheidigungslinien bereitet und sein Heil darin sucht, im Gefolge eines vorbereiteten Defensions-Systems den Krieg in die Länge zu ziehen. — Letzteres scheint uns den militärischen Verhältnissen Donapartes, bloß als Feldherr betrachtet, angemessen gewesen zu seyn. Allein der Vertheidigungskrieg war nicht in dem militärischen Geiste dieses Mannes. Eine lange ununterbrochene Reihe von Siegen hatte ihn den Krieg nur aus einem Gesichtspuncte, dem des Angriffs, kennen gelehrt, und nur diesen hatte seine Armee aufgefaßt. Diese Art den Krieg zu führen paßte sich nicht zu seinen politischen Verhältnissen. Er konnte sein Verthei-

digungs-System nur jenseits der Loire bereiten, dann gab er Paris, den besten Theil seines Landes, und höchst wahrscheinlich seine Krone auf. Grund genug ein solches System zu verwerfen. Sich zwischen die beiden großen Armeen zu setzen, sie theilweise zu schlagen, und dann sich in ihren Rücken zu werfen, dieß war sein Plan. Und dieser glückte Anfangs. Sowohl die Armee, welche der Fürst Schwarzenberg befehligte, als die des Fürst Blücher wurden zurückgedrängt und erlitten bedeutende Verluste. Aber diese waren nur partiell, es war keine Niederlage wie bey Rossbach; was übrig blieb, war, eine jede der beiden Hauptarmeen einzeln genommen, immer der Französischen Armee noch sehr überlegen, und erhielten täglich Verstärkung. M. de Beauchamp berechnet für den ganzen Feldzug die Stärke der Französischen Armee zu 60,000, und die der Allirten zu 200,000 Mann, also wie 1 zu 3. Die Vortheile welche Bonaparte bey Montmeril, Nanges, Montereau, Reims und Craonne erlangt hatte, verdankte er nach Angabe des Verf. dem Umstande, daß er die detachirten feindlichen Corps mit überlegener Macht angriff. Da wo er mit geringerer und selbst mit gleicher Zahl mit den Allirten zusammentraf, erklärte sich das Gluck in den mehrsten Fällen gegen ihn. Der Muth der Franzosen war geschwächt, sie schlugen sich mehr aus Gefühl für die Nationalehre und in Befolge der militärischen Disciplin, als aus Eifer für die Sache von Bonaparte. Daher fochten die Generale und die Linientruppen mit großer Tapferkeit, die Conscripten und die Nationalgarden desertirten alle so oft sie dazu Gelegenheit fanden, und dieß war die Ursache, weshalb Bonaparte kein stärkeres Heer zusammenbringen konnte. Aus dieser Darstellung der Stärke und der moralischen Beschaffenheit der verschiedenen



Staatskräfte ergibt sich schon das Resultat, daß Bonapartes Plan, regelmäßig offensiv zu verfahren, auf die Länge der Zeit nicht ausführbar war. Dieser Plan mußte aufgegeben werden, von dem Augenblick als Bonaparte, der nach Schlachten so begierig war und seyn mußte, das ihm angebotene Treffen bey Arcis-sur-Aube sorgfältig vermied. Zur eigentlichen Defension überzugehen war es nicht mehr Zeit, er hatte sich nicht dazu vorbereitet. Was blieb ihm anders übrig, als die Rolle eines Aventuriers? Und warum unternahm er sie nicht? Bonaparte besaß alle Eigenschaften die Rolle eines Abenteuerers im Großen lange Zeit fortzuspielen. Was hinderte ihn darin, sich nach Italien, nach Lothringen oder hinter die Loire zu begeben? Ein Umstand ihm im Wege: er hatte sich auf den Französischen Thron geschwungen, ohne durch die Geburt dazu berufen zu seyn. Die Gefahr der Absezung schwebte ihm beständig vor Augen: dieß lähmte alle seine Schritte, fectete ihn an den Besitz von Paris. Wenn der Herzog Christian von Braunschweig oder Mansfeld im 30jährigen Kriege von einer Grenze Deutschlands nach der andern zogen, so folgten ihnen ihre Anhänger ohne Murren; diese hatten keine andere Heimath, als das Feldlager, kein anderes Erwerbsmittel als das Schwert. Ein Heinrich der IV. konnte gleich einem Abenteuerer lange Zeit um den Besitz seiner Hauptstadt kämpfen, ohne von den Seinigen verlassen zu werden, denn diese wurden durch das Gefühl beseligt, daß sie nicht einem Abenteuerer, sondern ihrem rechtmäßigen Könige folgten. — Aber Bonaparte konnte nur so lange auf seine Marschälle und Officiere rechnen, als er sie in dem Besitze der ihnen verliehenen Reichthümer schützen und Ausichten zu deren Erwerbung von neuem geben konnte. Wenn ihn auch die Noth

zwang, am Schlusse des Trauerspiels zu Fontainebleau auf einen Avanturierkrieg bedacht zu seyn, so waren seine Anhänger doch nicht von gleichen Gefühlen beherrscht: denn sie hatten die Absicht, ihre Güter und Verhältnisse auf einem bequemern Wege in Sicherheit zu stellen. Die Absenkungs-Akte war die Lösung zum Abfalle. Diese Betrachtung ist der Schlüssel zu dem Betrauen Bonapartes und seiner Marschälle. Eine schreckliche Lehre für alle Usurpatoren! Der Verf. rügt sehr streng, daß Bonaparte, dem an dem Besitz von Paris alles gelegen war, durch seinen Marsch auf Vitry, in der Absicht die Armee des Fürsten Schwarzenberg zu umgehen, den Allirten den Weg nach Paris öffnete, und sich dadurch selbst seinen Untergang bereitete. Unserer Ansicht nach würde er Paris doch nicht haben vertheidigen können, wenn er auch vor den Allirten dort anlangte. Eine offene Stadt, von 800,000 Einwohnern, ist die schlechteste Vertheidigungslinie die ein Feldherr wählen kann. Auch scheint aus Bonapartes ganzem Benehmen hervorzugehen, daß er Paris nur zum Schein in einigen Vertheidigungsstand setzen ließ, um Streifparteen abzuhalten, daß er aber geglaubt habe, diese Stadt durch die Operation seiner Armee decken zu können. Zu seinem Marsche nach Vitry verleitete ihn ohne Zweifel eine irrige Ansicht, die er von der Oestreichischen Armee hatte. Im Kriege gegen die Oestreicher hatte er zuerst seinen militärischen Ruhm begründet; noch zuletzt bey Dresden war er gegen sie glücklich gewesen. Er glaubte nach fruheren Erfahrungen, daß wenn er ihren Rücken bedrohe, er sie zum Rückzuge bringen könne, und dadurch die Armee von Blücher abgehalten werden würde, auf Paris vorzugehen. Es war ein letzter Versuch. — Daß Bonapartes Absicht nicht gewesen sey, Paris selbst hartnäckig zu verthei-

digen, scheint daraus klar zu seyn, daß er, wie der Verf. sagt, am 29. März den General Dejean von der Brücke von Doulan-court aus nach Paris schickte, mit dem Befehl, daß die Stadt nicht aufs äußerste wertheidigt werden sollte. Zwar behauptet M. de Beauchamp später, er habe nachher den General Giradin mit einem Gegenbefehl nach Paris geschickt, allein dieser General hat dieser Behauptung öffentlich widersprochen.

Wir verlassen jetzt den Haupttummelplatz und wenden uns nach der Spanischen Seite. M. de Beauchamp gibt einige merkwürdige Nachrichten über den Feldzug des Herzogs von Wellington und des Marschalls Soult. Während die allirten Feldherrn nicht ganz seinem Tadel entgehen, trifft Wellington ein unbedingtes Lob, ohne die Verdienste seines Gegners zu schmälern, den er jedoch dem Marschall Suchet nachsetzt. M. de B. nennt seine Geschichte eine militärische. In so fern wir unter dieser Benennung eine solche verstehen, die wie die Zempelhoffische vom siebenjährigen Kriege einen Unterricht in der Kriegskunst berücksichtigt, so können wir sie nicht in diese Classe setzen. Seine Uebersicht der ganzen militärischen Lage, der Operationspläne und der Ausführung im Großen ist zu unvollkommen. Er gibt geographische und topographische Details über die Gegenden und Orter wo sich Gefechte ereigneten, aber nicht in militärischen Rücksichten. Der militärische Leser vermißt ungern den Mangel der Pläne. M. de B.'s Beschreibungen der Schlachten möchten demnächst das Schicksal der Gefechts-Erzählungen des Tacitus haben; man wird sich über die Gegend streiten wo sie vorfielen. Eine militärische Geschichte dieses, des denkwürdigsten Feldzugs gegen die Französische Revolution, wird interessante Beyträge zur Kenntniß der Kriegskunst unsers

Zeitalters darbieten. Sie wird uns liefern: ein Gemälde der höchsten Kühnheit im Angriffe in Bonapartes Unternehmungen; in Soult's Operationen, vorzüglich in der Schlacht von Toulouse — die Wellington vor der von Waterloo als diejenige erklärte, in welcher ihm die Erringung des Sieges am meisten erschwert wurde, — ein Beispiel, daß man mit Hülfe der Feldverschanzungskunst einem großen Feldherrn und einer uns doppelt überlegenen und siegreichen Armee das Vorrücken erschweren kann; in Blüchers merkwürdigem Rückzuge von Janvilliers bis über Champaubert hinaus, daß eine brave Infanterie auch in Ebenen eine zahlreiche und siegreiche Cavallerie nicht zu fürchten braucht, wenn sie gleich von allen Seiten umringt ist. Die letzte Vertheidigung von Sciffons gegen den General Bülow, den M. de B. nur beiläufig erwähnt, um die Hartnäckigkeit des Französischen Commandanten zu tadeln, wird lehren, wie man offene und dominirte Oerter im Angesicht und während des feindlichen Angriffs besetzen und mit einer schwachen Garnison vertheidigen kann. Ueber die auswärtige Politik enthalten wir in dieser Geschichte nicht viele Aufschlüsse. Als eifrigem Anhänger der Bourbons mußte der Congreß von Chatillon, und alles was dort vorkam, dem M. de B. ein Gräuel seyn. Glücklich, daß Bonapartes an Wahnsinn grenzende Verblendung ihn nicht noch schädlicher werden ließ als er geworden ist. In Betreff der Wiedereinsetzung der Bourbons sagt er: *Ce fut à Vesous dans les premiers jours de Janvier, que les souverains confédérés songerent qu'une île hospitaliere renfermoit le monarque légitime des François. Mais les Bourbons ne furent, dans cette première lueur de restauration que les instrumens de la politique.* England that einen wichtigen Schritt für die Sache

der Bourbons, indem es drey königlichen Prinzen in Frankreich zu erscheinen verstatte. Noch nach der Einnahme von Paris und erfolgter Abdankung von Bonaparte, schien die Idee einer Regentschaft die Oberhand zu gewinnen. Der Kaiser von Oestreich mußte sie wünschen; der Kaiser von Rußland wankte, er wollte Oestreich verpflichten, und glaubte, indem er sich für die Regentschaft erklärte, die Französische Armee zu gewinnen. England, die Royalistische Partey, insbesondere der König von Preußen, — auf dessen Beschlüsse M. de B. dem General Bournonville einigen Einfluß zuschreibt, — dessen Meinung bey dem Kaiser von Rußland immer einen großen Einfluß hatte, bestimmte letztern sich für die Bourbons zu erklären. Gegen das Project, Bonaparte nach Elba zu schicken, erklärte sich Lord Castlereagh aufs heftigste; allein die Großmuth Alexanders und der Bemühungen Oestreichs gaben dem Tyrannen einen Zufluchtsort zum Unalück der Welt.

In Betreff der innern Verhältnisse Frankreichs beschäftigen den Verf. zwey Hauptansichten, der Anhang Bonapartes und der der Bourbons. War die Regierung des erstern wirklich so verhaßt, als M. de B. sie schildert, so erregt der Aufstand in Elfaß zu seinem Besten gerechte Verwunderung. Indem wir dieses Aufstandes erwähnen, können wir nicht umhin zu bemerken, daß das von den Alliirten zuerst eingeführte System einer allgemeinen Landesbewaffnung, durch ihre eigene Verordnungen und Maßregeln dagegen, einen großen Stoß erlitten hat. Wollte man den eigenen Landsturm vom Feinde als eine Einrichtung anerkannt sehen, die mit dem angenommenen allgemeinen Rechte des Kriegs nicht in Widerspruch stände; so mußte man den im Aufstande begriffenen Landleuten im Elfaß ein Gleiches zugestehen, wenn es anders für die Fürsten möglich

war, den Begriff bey den Soldaten auszulöschen, daß ein so genannter Buschlepper, d. h. ein Feind, der die Waffen braucht ohne zum Soldatenhandwerk zu gehören, keinen Pardon erhalten dürfe, und sein Haus niedergebrannt werden müßte. Und aufrichtig gesagt: kann man es dem Soldaten, wo der sich öffentlich als solcher zeigt, verdenken, wenn er sich solcher Mittel gegen die herrenlosen Feinde bedient? Nach den Erfahrungen dieses Feldzugs muß man geneigt seyn zu schließen, daß dergleichen Volksaufstände einer überlegenen, siegreichen und feindlichen Armee zwar beschwerlich sind, sie aber nicht in dem Gange ihrer Operationen aufhalten, daß sie bald unterdrückt werden, wenn reguläre Truppen zu ernstlichen Maßregeln gegen sie schreiten, und daß die Wirkungen des Kriegs doppelt verheerender in den Gegenden werden, in welchen das Landvolk thätigen Antheil an dem Kriege nimmt. Nur in gebirgigen Gegenden, wie z. B. in Tyrol oder einem Theile von Spanien, scheint dieß System eine nützliche Anwendung finden zu können. Von dem Nutzen der Bewaffnung der Bürger in offenen Städten in militärischer Hinsicht, finden wir in allen Feldzügen gegen die Französische Revolution keine Spur. Die von Bonaparte so gefeyerte Pariser Nationalgarde that nichts, als es der Vertheidigung von Paris galt, sie war eben so unthätig als Ludwig XVIII. — der sie nicht weniger geschmeichelt hatte, — im folgenden Jahre seinem Nebenbuhler weichen mußte. Sollte man sich nicht der Vermuthung überlassen dürfen, daß Institute der Art nur in polizeylicher Hinsicht empfehlungswerth sind? — Eine Lehre aber die alle Staaten aus diesem Feldzuge ziehen sollten, ist: daß das so gerühmte neue Französische Verpflegungssystem, nach welchem man die Armee allein mittelst Requisitionen ohne Magazine ver-

pflegen will, deren unfehlbaren Untergang nach sich zieht, sobald man nicht entscheidend Sieger ist. Bonaparte und Soult erlitten durch ihre schlechten Verpflegungsanstalten einen grausamern Verlust als ihnen der Feind zufügte. Dagegen bahnte das vorzügliche Verpflegungssystem der Engländer ihrem großen Feldherrn den Weg zum Siege. M. de V. verweilt mit sichtbaren Wohlgefallen bey den Bewegungen der Royalisten zu Gunsten der Bourbons in der Bende, in der Bretagne, zu Bordeaux, Toulouse u. s. f. Des Marquis de Vidranges, der zuerst zu Troyes sich für die Bourbons erklärte, des bekannten Marquis de la Rochejaquelein, des Maire von Bordeaux, M. Lyncé, u. a. m., wird rühmlich gedacht. Obwohl nicht zu zweifeln steht, daß eine große Zahl gutgesinnter Franzosen die Rückkehr der rechtmäßigen Dynastie wünschten, und zu dem Ende manche Pläne entwarfen, so muß es doch Verwunderung erregen, daß von diesem allen so wenig zur Ausführung gekommen ist. — Während M. de V. sich die Anzahl der Anhänger der Bourbons vor ihrer Wiedereinsetzung, nach unserer Ansicht, größer vorstellte, als sie wirklich war, so verfällt er offenbar in einen großen Irrthum, wenn er die Veränderung der Gesinnung der Anhänger von Bonaparte und der Revolution nach jenem glücklichen Ereigniß als so sehr ausgebreitet und aufrichtig schildert. In der Freude seines Herzens hält er die Erklärungen der Marschälle für echt. Sein Werk enthält eine sehr große Menge von Nahmen, als getreue Anhänger der neuen Regierung, die wir 1815 von einer ganz andern Seite kennen lernten. Der dritte Theil dieses Werks, der den Feldzug von 1815 enthält, ist schon längst unter der Presse. Auch wird ein neues Werk von Marquis de Beauchamp angekündigt: *Histoire générale de la guerre d'Espagne.*

## Heidelberg.

Bey Engelmann: Merkwürdige Criminalfälle mit besonderer Rücksicht auf die Untersuchungs- führung; dargestellt vom Dr. Pfister, Stadtdirector zu Heidelberg. Zweyter Band. 1816. VIII und 615 Seiten in groß Octav.

Auch der vorliegende Band dieses interessanten Werks (von welchem der erste, jedoch von einem andern Referenten, in St. 76 des Jahrs. 1815 unserer Blätter, angezeigt worden ist), steht dem erstern an Reichhaltigkeit nicht nach, und läßt uns den versprochenen dritten, welcher das Werk beschließen soll, mit Sehnsucht erwarten. Offenbar ist schon die Bearbeitungsart an sich äußerst zweckmäßig und lehrreich, weil sie auf der einen Seite die bey der Untersuchung vorgefallenen Fehler rügt, und dadurch Vorsicht erweckt, daß man nicht in ähnliche falle; auf der andern Seite aber den Inquirenten den Plan entwickeln läßt, welcher seine Schritte leiten soll, wo dann durch die Mittheilung irgend einer klugen Veranstaltung oder eines glücklichen Weges, den ein Inquirent einschlug, der angehende Richter ganz außerordentlich gewinnt; aber auch die erzählten Fälle selbst sind so sorgfältig ausgewählt, daß sie auch, selbst von jenem Hauptzweck abgesehen, ein hohes Interesse darbieten. Vor allen ist der unter II erzählte Angriff der herrschaftlichen Casse, verübt durch den Accisor Z. zu H. ein trauriges Beyspiel von dem großen Verderben und dem Unglücke, welches Lottoanstalten veranlassen, die zur Schande unserer Zeit nicht allein von Regierungen geduldet, sondern sogar öffentlich autorisirt sind; so wie von dem Elende, in welchem die besoldeten Subalternen schmachteten, indem sie, um Geld zu erhalten, ihre Besoldungsquittungen



zu verneqociiren, gezwungen waren; romanhaft daaegen die Geschichte eines Postwagendiebs, Carl Grandisson (Nr. IV), welcher an die Sphäre der eleganten, eigentlich in Frankreich einheimischen, chevaliers d'fortune streifte. Am meisten ist jedoch der wahrhaft humane Sinn des Verf., der sich so oft vor der Beurtheilung der dargestellten Fälle vor Augen legt, zu loben, so wie die feinen Bemerkungen desselben zu beherzigen sind, um für eine Untersuchung ein glückliches Resultat gewinnen zu können. Eine derselben erlaubt sich Refer. auszuheben, weil er deren Wahrheit in seinen Dienstgeschäften so vorzüglich bewährt gefunden hat. "Wir haben mit Wohlgefallen bemerkt" heißt es S. 70 Anm. "daß der Inquirent überall in seinem Verhöre alle grellen, exagairivenden Ausdrücke vermieden habe. Ein anderer würde Bedenken getragen haben, das durch Joseph K. (Er hatte seinen Gefellen erschlagen) bewirkte Verscharren des Leichnams ein Beiraben — das Loch, worin er ihn warf, ein Grab zu nennen, und geglaubt haben, es gebe ihm selbst mehr Ansehen und seinen Worten größere Kraft, wenn er fraae: wohin wurde der blutige Leichnam des so grausam Ermordeten verscharrt und wer hat das Loch machen helfen? — Allein, er würde sich geirrt haben. Der Inquisit, welder er zum Bekenntnisse schreitet, sucht ängstlich und sehnend Mitleid, in jedem Blicke, in jedem Worte, im ganzen Benehmen des Inquisit rs; — und, wenn er es findet, oder zu finden glaubt, laßt er tem Bekenntniß ruhig fort. Das eine desto rauhere oder ihm wenigstens anstößige Wort macht ihn wanken oder gar zurückgehen."

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 18. August 1817.

Göttingen.

Ueber naturhistorische Gegenstände theilte der Hr. Hofr. Oslander der Königl. Societät der Wissenschaften folgende auf seiner Reise nach Salzburg gemachte interessante Beobachtungen mit. Die erste betrifft die Schädel und die Knochenreste des berühmten Arztes und Adepten, Aureolus, Philippus, Theophrastus, Bombastus, Paracelsus von Hohenheim, der im Jahre 1541 in einem Alter von 47 Jahren zu Salzburg starb, auf dem Kirchhof der St. Sebastian-Kirche begraben, und sein Grab mit einem Leichenstein bezeichnet wurde, dessen Gebeine aber um die Mitte des vorigen Jahrhunderts unter dem damaligen Erzbischoff Sigismund (von Schrattenbach) ausgehoben, und in ein, in der Vorhalle dieser Kirche errichtetes, Monument in eine Vertiefung hinter seinem Bildnisse an der Spitze einer marmornen Pyramide gelegt wurden. Dort sind sie noch jetzt hinter zwey Thüren und mit zwey Schlössern verwahrt; allein die Vorsteher sind so gefällig, sie Fremden, besonders Aerzten, zeigen zu lassen. Dem Hrn. Geh. Rath von Sömmerring ward sogar erlaubt,

M (6)

Abgüsse von dem Schädel zu verfertigen, und einen Schenkelknochen in seiner interessanten anatomischen Sammlung aufzubewahren. Als dem Hofr. W. nun bey seiner Anwesenheit durch die gütige Verwendung des dortigen Professors der Anatomie, Hrn. Dr. Aberle, der Schädel und die Knochenreste des Paracelsus gezeigt wurden, fiel der zarte Bau der Knochen und der besonders feine Umriss und eigene runde Bau des Schädels dem Hrn. Hofr. W. so auf, daß er sagte: Wenner nicht sich überzeugt hielte, daß keine Verwechslung dieser Knochen mit andern geschehen wäre, so würde er diesen Schädel für einen weiblichen halten, so wie diese Knochen für weiblich. Der Hr. Hofr. W. nahm daher genau Umrisse von dem Schädel, um sie mit männlichen und weiblichen Schädeln zu vergleichen, und überzeugte sich immer mehr, daß der Schädel des Paracelsus sich dem weiblichen Bau mehr näherte als dem männlichen. Als er sich sodann mit der Lebensgeschichte dieses berühmten Mannes beschäftigte, so bekam er auf einmahl einen Aufschluß dieses merkwürdigen Phänomens. Fast alle Schriftsteller stimmen nämlich darin überein, daß Paracelsus in der Kindheit castrirt worden sey, ja daß ein Schwein ihm alle äußere Geschlechtstheile in dem dritten Jahre als Hirtenknaben abgefressen habe. J. W. van Helmont schreibt daher von Paracelsus in s. Tartari historia: "Non enim ibi Veneri deditus (trivium nempe suū castraverat) non denique ignaviae aut assentatione vitam suam trivit scientiae avidus. Sub annum vigesimum namque varias minerarum Germaniae fodinas inquirens, in Moscoviam tandem venit, in cujus finitimis a Tartaris captus ad Chamam *Sanuchus* noster deducitur." (*Sanuchus*, ohne Zweifel so viel als *Σανυλον οὐκ ἔχων*, *candam non habens*, i. q. *ἀπόχοτος*, plenarie castratus.) Nun aber ist es bekannt, daß der männliche Mensch und die Thiere,

die in der ersten Zeit ihres Lebens castrirt werden, in der Bildung verweiblichen, der Ochse z. B. bekommt einen Kuhkopf und Kuhhörner, und sein ganzer Bau nähert sich der Kuh, wie des Kapauns der Henne, der Castrat aber bekommt ein weibisches Ovalgesicht, einen weibischen Hals u. s. w. Es ist also kein Wunder, daß auch bey Paracelsus sein ganzer Knochenbau verweiblichte. Aber merkwürdig ist es, daß die Beobachtung an seinem Schädel und seinen Knochen so manchem Anatomiker, die ihn indessen sahen, entging, und daß unser Hr. Hofr. W. durch den Ausspruch über seinen Schädel nach 275 Jahren das bestätigte, was schon ein Zeitgenosse von Paracelsus sagte, man habe es ihm im Gesicht ansehen können, daß er castrirt sey. Le Clerc in s. Histoire de la Medicine p. 703. "Eraste raporte, que Paracelse gardant un troupeau d'oyes dans son enfance, un Soldat l'avoit mutilé: d'autres ont dit, que c'étoit par la morsure d'un pourceau que ce malheur lui étoit arrivé. Eraste ajoute que le visage de Paracelse et d'autres indices marquoient qu'il étoit Eunuque, à quoi il faut joindre qu'il avoit un très-grande aversion pour les femmes." Auch ist es merkwürdig, daß er nirgends, wie seine Zeitgenossen, mit einem Barte abgebildet ist. Eine andere Bemerkung die der Hr. Hofr. W. an dem Schädel des Paracelsus machte, betrifft die Spalte in dem linken Schlafbein. Mehrere Sachverständige, namentlich auch Herr Geh. Rath und Ritter v. Sömmerring, halten dafür, daß dieser Riß im Leben entstanden sey; die Sage ging nämlich, und sie ist auch gedruckt, Paracelsus habe durch sein Ansehen und durch seinen Zulauf der bey ihm Hülfe suchenden, den Neid der Salzburger Aerzte so sehr erregt, daß sie ihn zu Gast gebeten, und über dem Essen zum Fenster hinaus oder die Treppe hinabgeworfen, wodurch er die tödtliche

Verletzung am Kopf erhalten habe. Daß von Salzburg wie von andern Städten, der Ausspruch des Hesiodus gilt: *Κεραυεὺς κερραυεὶ κότες;* etc. Figulus figulo invidet, et faber fabro, ist leicht zu errathen, aber zum Fenster hinauswerfen kommt es doch nicht. Und bey Paracelsus war das zuverlässig nicht der Fall, denn er saß noch vier Tage vor seinem Ende, da er schon krank und schwach war, aufgerichtet auf seinem Feldbettlein, und dictirte dem K. Notarius sein Testament bey völligem Verstande. Man sehe Hübners Beschreibung von Salzburg S. 336. Wer aber einen solchen Riß im Schlasbein hat, daß man den Kleinen Finger durchstecken kann, läßt das Aufstehen und Testamentmachen wohl bleiben. Er ist daher gewiß nichts anders, als ein Schaufelstich des Todtengräbers beym Ausgraben der Knochenreste, als man sie in das Monument sammelte, wodurch auch die Knochen der Basis des Schädels und ein Theil der untern Kinnlade abgestoßen wurden. Der Schädel ist übrigens sehr dünn, und man sieht wenige Eindrücke vom Gehirn und Gefäßen.

Eine andere Bemerkung unsers Hrn. Hofr. O. betrifft die im Salzburgischen häufigen Cretinen, welche man dort Fexen nennt, und sie in ganze Fexen und Halbfexen unterscheidet. Ganze Fexen oder vollkommene Cretinen zeichnen sich durch eine häßliche, fast thierische Gesichtsbildung, großen kuglichten, zuweilen hohen Kopf, kleinen Körper, großen Kropf, und die männlichen durch ein für die Kleinheit ihres Körpers monströses männliches Glied, dabey durch gänzlichen Mangel an Menschenverstand und Sprache aus. Es sind wahre Thiermenschen, und selbst ihr Gang gleicht dem der Affen. Der vollendetste und scheußlichste Fex von der Art, ein Mensch von 43 Jahren, befindet sich gegenwärtig in dem Leprosenhause zu Salzburg. Seine Statur, sein Gesicht und sein Gang

gleich dem eines Orangoutangs. Er kann nur wie ein Affe vorwärts gebückt am Stocke gehen. Eine zwey Finger dicke Zunge hängt in einer, wie ein Napf gebildeten, Unterlippe über 2 Zoll lang zum Mund heraus, und ergießt beständig Speichel. Sein männliches Glied reicht im Gehen fast bis auf die Knie, seine Testikel sind natürlich groß, dennoch hat dieser Fex keinen Bart und äußert keine Vascivität. Die Halbfexen sind auch meist von kleiner Statur, dickkopfig, kropfig, haben einen wankenden Gang, ein kindisches Benehmen, läppisches Betragen, eine stotternde Sprache, aber zuweilen ein gutes Gedächtniß. Unter den Halbfexen, deren es mehrere gibt, die theils frey, theils unter Aufsicht herumgehen, ist einer, welchen man den Balenderfex nennt, weil er ohne selbst lesen zu können, jeden Tag, auf welchen dieser oder jener Nahme fällt, anzugeben weiß. Ein anderer zeichnet sich dadurch aus, daß er ganze Kapuzinerpredigten herzu declamiren im Stande ist. Alle Schädel der Eretinen zeichnen sich durch eine kugelförmige Gestalt aus, und sind im Querdurchmesser fast eben so breit als im Längedurchmesser. Der Schädel ist bald sehr dick, bald dünne, sehr geräumig und enthält viele Gehirnmasse. Aber dem Schädelknochen kann man es von oben und von unten ansehen, daß er in einer gewissen Zeit des Lebens weich war, denn Eindrücke und Verschiebungen von oben, unten oder zu den Seiten nimmt man an allen wahr. Der Schädel eines vollkommenen Fexen auf dem anatomischen Theater zu Salzburg ist, vom Hrn. Hofr. O. gemessen, 5" 9" breit und 6" 2" lang, folglich nur fünf Linien länger als breit. Die Gegend der vordern Fontanelle ist eingesenkt, doch die Schädelhöhle geräumiger als bey einem damit verglichenen großen männlichen Kopf. Der Mühe werth wäre es, das Gehirn solcher Eretinen in qualitativer Hinsicht genau zu untersuchen, und in quan-

titativer Hinsicht die Nervengeflechte des Unterleibes damit zu vergleichen.

Die dritte Beobachtung des Hrn. Hofr. W. betrifft ein auffallendes charakteristisches Zeichen in dem Bau der Gesichtsknochen der Menschen. Er hat nämlich an mehreren Schädeln in verschiedenen anatomischen Cabinetten längst die Bemerkung gemacht, daß ein recht bössartiger Character vorzüglich an der oberen Kinnlade sich veroffenbare, zugleich aber auch in ungewöhnlichen Vertiefungen und zur Seite Biegungen oder Verzerrungen der an die obere Kinnlade grenzenden Gesichtsknochen. Diese Beobachtung bestätigte sich ihm nun aufs neue an zwey Schädeln von Raubmördern, welche auf dem anatomischen Theater zu Salzburg aufbewahrt sind, und die sich beide dadurch auszeichnen, daß die obere Kinnlade auffallend schmal ist, und die Kinnladengruben, fossae maxillares, zu beiden Seiten vorzüglich tief, alle Vertiefungen im Gesichte überhaupt sehr markirt sind; dadurch entsteht ein widriges, bissig böses Aussehen. Beym Ausmessen dieser beiden Schädel der Raubmörder, die zwischen 24 bis 30 Jahr alt geworden, und der eine aus Welschtyrol, der andere aus dem Salzburgischen war, ergab es sich, daß beide obere Kinnladen von einem letzten Backenzahn zum andern gemessen nur 2 Pariser Zolle Abstand hatten, hingegen die obere Kinnlade mehrerer gutgebildeten männlichen Menschen von gleichem Alter, deren Character im Leben als gutartig bekannt war, in derselben Distanz  $2\frac{1}{2}$  Zoll hielten. Ferner sind bey jenen beiden Schädeln die fossae maxillares auffallend tief, die orbitae bey beiden eckig und schräg nach außen herabgezogen, und bey beiden alle impressiones faciales gleich stark ausgewirkt. Hingegen ist bey beiden an den Stellen, wohin der Dr. Gall sein Diebs- und Mord-Organ setzt, durchaus nichts auffallendes zu bemerken. Die Bemerkung der

schmalen oberen Kinnlade und der tiefen Gruben zu beiden Seiten kann niemand auf den ersten Blick entgehen. Es bestätiget sich demnach, die ohne diesen Aufschluß unverständliche Stelle in des J. C. Lavaters kleinen Schrift über die Physiognomik, St. 2. S. 128, wo er von der erweckbaren frappanten Bedeutsamerkeit der Kinnlade spricht: "Es ist, schreibt er, für jeden, der nicht häufig Observationen gemacht hat, unbeeiflich, wie leicht, sicher und bestimmt von diesem Knochen Merkmale von der innern Beschaffenheit des Menschen herzunehmen sind. Ich muß hier anmerken, daß ein guter Physiognomist mit verbundenen Augen durch das bloße Betasten dieses einzigen Knochens mit der größten Zuverlässigkeit vieles von dem Character eines sonst allen seinen Sinnen unwahrnehmblichen Menschen entscheiden konnte."

Die vierte Beobachtung endlich betrifft die fossilen Knochen vom Mammuth, Elephanten, Rhinoceros und andern Thieren, welche in großer Menge vorfast Jahr unweit Constadt ausgegraben wurden, und davon bereits in dem Morgenblatt für gebildete Stände S. 224 u. f. f. des vorigen Jahres eine umständliche Nachricht gegeben ist. Nie war eine Zeit, und vielleicht kommt sie so bald nicht wieder, wie das vorige und dieses Jahr, wo Naturforscher im Stande waren in einem kleinen Theile von Deutschland zwey lebende Elephanten und ein Rhinoceros, einen skeletirten Elephanten und einen ausgestopften, und einzelne innere Theile desselben, mit der Menge von Knochen und Zähnen ähnlicher Thiere aus der Bormwelt zu vergleichen. Das, eben keine Neckereyen duldende ernsthafte Asiatische Thier, der Elephant, ist in Deutschland dahin gebracht worden, daß es sich von Kunstreitern zu ihren Spielen täglich gebrauchen ließ. Das wilde Nashorn ließ es sich gefallen, daß man seine nur in den tiefen Falten weiche, sonst borkenartige Haut besablte. Bey dem Hrn. Geh. Rath von Sommerung sah der Herr Hofr. O. ein Auge des Elephanten, auf dem anatomischen Theater zu Lubingen den Magen und mehrere andere Theile vom Elephanten, Cameel, Bären, Wolf u. f. f. In Stuttgart die zu einem Skelet zusammengesetzt werdende Knochen eines jungen Elephanten, und seine Haut von dem gefälligen und geschickten Unterarscheher des Königl. Naturalienkabinetts, Herr Boppe, sehr gut ausgestopft und aufgestellt. In eben diesem Cabinet einen, vor



wenigen Jahren für 30 Gumeen erkaufen, 9 Fuß langen und 175 Pfund schweren Elephantenzahn aus Ceylon. Doch was ist dieser ungeheure Zahn gegen die noch weit größern und schwerern der Vorwelt. Man schätzt nach Größe und Umfang den längsten und unvollständigen Zahn derjenigen, die bey Cassade voriges Jahr sammt der Thonerde ausgehoben wurden, auf 6 Centner, wenn er vollkommen wäre. Jener 9 Fuß lange Ceylonische wiegt nicht einmahl 2 Centner. Bedenkt man, daß das Thier, dem der Zahn von 6 Centnern gehörte, zwey solcher Zähne trug, und schätzt man das Gewicht des Kopfes, der diese Zähne enthielt, nur auch zu 6 Centner, so kommt ein größeres Gewicht heraus, als das Gewicht eines der lebenden Elephanten die man neuerlich in Deutschland zeigte, und der Kopf allein eines solchen antideluvianischen Ungeheuers war demnach so groß und schwer, wie ein ganzer gemästeter Ochse oder ein junger Elephant. Davon schließe man nun aufs ganze Thier. Daß solche Thiere aber nicht aus einem andern Welttheil herüber geschwemmt und in Deutschland niedergelegt wurden, wird einem begreiflich, gesetzt das Clima war auch damahls nicht anders als jetzt, wenn man die langbehaarten Hauttheile betrachtet, welche von dem Elephantenartigen Thiere, oder dem Mammuth, der im Eismeer gefunden und nach Petersburg gebracht wurde, in dem Naturalienkabinet zu Stuttgart aufbewahrt werden. Und wie selbst das nördliche Clima haarlose Thiere nach und nach behaart macht, erhellet am deutlichsten aus dem, mit einem der Elephanten herumgeführten, ehemahls ganz haarlosen Pferde aus der Stuttgarter Menagerie, das der Herr Hofr. O. in einer Reihe von Jahren wiederholt sah, und das jedesmahl, so oft er es nach einigen Jahren wieder zu sehen bekam, mehrere feine blaugraue wollenartige Haare hatte. — Die Lage der Stoßzähne vom Elephanten, die zusammen in der Thonlage ausgehoben wurden, und in Stuttgart verwahrt werden, ist offenbar von der Art, daß nur das Wasser diese viele Centner schwere Stücke so niederlegen, und durch einen Wirbel zusammenschichten konnte, unmöglich aber Menschenhände sie, wie neuerlich einige wieder vermutheten, in eine Grube zusammen zu tragen vermochten, ohne daß diese gewiß zu der Römer Zeiten in Deutschland schon müden Stoßzähne in viele Stücke zerbrochen wären.

— — — — —

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

133. Stück.

Den 21. August 1817.

---

M ü n s t e r.

Ben Fr. Zheiffing: Weissagung Jesu vom Gesichte über Judäa und die Welt, nebst Erklärung der Rede Marc. 9, 42 — 49. und Prüfung der van Es'schen Uebersetzung des N. Test. Von J. S. Kistemaker, Prof. der Exegese an der Universität zu Münster. 1816. XLIV und 160 S. in Octav.

Die Prüfung der van Es'schen Uebersetzung des N. T., welche auf dem Titel zuletzt und anscheinend wie eine Zugabe angekündigt wird, mag dem Verf. besonders am Herzen gelegen haben. Sie macht, unter der Firma des Vorberichts, den Anfang der Schrift aus, beträgt 44 Seiten, heißt aber hier nicht mehr Prüfung, sondern Warnung gegen die Bibelübersetzung der Brüder van Es. Schon hieraus läßt sich erwarten, wie der prüfende Ton lauten werde. Eine gute Uebersetzung des N. T. ist eine viel zu schwierige Aufgabe, als daß nicht selbst bey einer noch so vorzüglichen, doch immer eine critische Prüfung Platz greifen sollte, zu deren Anstellung jedoch unser Verfasser sich schwerlich eignen möchte.

M (6)

So z. B. setzt er voraus, daß die Schriftsteller des N. T. die Schreibart anderer Griechischen Schriften ihrer Zeit gar wohl gekannt, aber mit Fleiß diejenige angenommen hätten, worin Moses und die heiligen Männer des alten Bundes schrieben. S. VIII. Daraus scheint denn der Verf. zu folgern, daß auch der Uebersetzer Alles, selbst die Hebraïsmen, wörtlich wieder geben müsse, um den Character der von den Aposteln geüffentlich gewählten (?) Schreibart nicht zu vermischen. Wenn daher v. Es Luc. 1, 30. übersetzt: "Fürchte dich nicht, Maria, denn du stehst bey Gott in Gnaden!" so ruft unser Verf. dabey aus: "Hoffsprache unserer Zeit: In Gnaden stehen! Der Engel sprach: du hast Gnade gefunden bey Gott." Ferner tadelt der Verfasser, daß die Uebersetzung nicht immer der kirchlichen Lehre angemessen sey. So z. B. leide die kirchliche Darstellung der Lehre von der Erbsünde darunter, wenn die Worte Röm. 5, 12. εφ' ᾧ πάντες ἥμαρτον nicht mit Beziehung auf Adam: "in welchem (Adam) alle gesündigt haben" sondern bloß: "weil alle sündigten" übersetzt würden. Allein der Uebersetzer biblischer Schriften darf, indem er übersetzt, durchaus gar keinem Systeme angehören, sonst gibt er nicht, was er findet, sondern was er sucht. Wie wenn nun der Uebersetzer sich überzeugt hielt, daß εἰς ᾧ (sc. πραγμάτων) nach dem Hebr. עַל־כֵּן hier für διότι stehe, (und wahrlich es möchte eben so leicht seyn sich hiervon zu überzeugen, als es höchst schwierig ist die Ellipse Ἀδὰμ bey εἰς ᾧ zu rechtfertigen,) so war es auch seine Uebersetzer-Pflicht, nach dieser Ueberzeugung, die er übrigens mit allen liberalen Interpreten und Dogmatikern theilet, zu übersetzen. — So sehr endlich Rec. dafür hält, daß ein zu moderner Ton die Würde der biblischen Bücher beeinträchtigen dürfte, so kann er doch, wenn v. Es Luc. 1, 43. so

überlegt: "Wie komme ich zu dem Glücke, daß die Mutter meines Herrn mich besucht?" unmöglich mit dem Verfasser das Wort Glück unbiblisch und unchristlich, und das Wort Besuchen bloß höflichthuend nennen, und kann die vom Verf. vorgeschlagene Uebersetzung: "Woher mir das, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt?" auf keine Weise der van Es'schen vorziehen. Kurz, der Verf. scheint über die, bey einer zweckmäßigen Bibelübersetzung zu befolgenden Grundsätze, die so leicht nicht ausgemittelt sind, noch gar nicht mit sich, und noch weniger mit andern, eins zu seyn, und daher seine aus mehreren Urtheilen hervorleuchtende Incompetenz in dieser Sache.

Hiernächst folgt die exegetische Abhandlung über Matth. 24. Des Verf. Meinung hat sich deutlich auf dem Titel ausgesprochen, wo er diesen Abschnitt eine Weissagung Jesu vom Gerichte über Judäa (B. 1 — 28) und die Welt (B. 29 ff.) nennt. Er wählte daher unter den mehreren Ansichten dieser Stelle gerade eine der schwierigsten, was er jedoch weit weniger fühlt als andere Ausleger, da er in der wörtlichen Annahme einer künftigen feyerlichen Rückkehr Christi vom Himmel, und eines eigentlichen Gerichts, gar keine Schwierigkeiten zu finden scheint. Aber die von keinem zu verkennende Schwierigkeit, daß zu Folge B. 29 die zweyte Katastrophe unmittelbar nach der ersten (*εὐθεὸς μετα τὴν ἀρπὴν τῶν ἡμερῶν σκεῖνων*), und somit, nach der hier ergriffenen Erklärung, das eigentlich zu nehmende Weltgericht gleich auf die Zerstörung Jerusalems folgen solle, sucht der Verfasser (uneingedenk, kurz vorher gesagt zu haben, daß die Behauptung von fragmentarisch auf uns gekommenen und folglich zu ergänzenden Reden Jesu, lustige Hypothese sey), dadurch hinwegzuräumen, daß er aus Luc. 21, 24. den von

ihm dafür gehaltenen Uebergang von einer Katastrophe zur andern hierher suppliret. Wirklich meint er, habe das Gericht damahls schon seinen Anfang genommen, denn das: *πεσονται στοματι μαχαιρας*, und das *αιχμαλωτισθησονται εις παντα τα εθνη*, sey nach den bekannten Zeugnissen des Josephus nur zu wahr geworden, und das folgende: *Ιερουσαλημ εσται πατουμενη υπο των εθνων*, gehe noch immer in Erfüllung, indem Jerusalem von mehrerley Völkern nicht sowohl zertreten, als vielmehr getreten werde, (wie *πατουμενη* übersetzt werden müsse,) *αχρι πληρωθωσι καιροι εθνων*, bis endlich mit dem förmlichen Weltgerichte die Zeit der Strafe über Völker aus allen Landen eintreten werde. Die Widerlegung einer solchen Ansicht würde für eine Recension viel zu weit führen, und wäre für unsere liberaleren Leser und für den Verfasser ganz überflüssig. Jene bedürfen ihrer nicht, und bey diesem würde sie nichts fruchten, wie der anmaßende Ton seiner Schrift erwarten läßt. — Der erste Anhang zu dieser Abhandlung: über das so genannte Urevangelium, enthält witzig seyn sollende Spötteleyen über die Annahme eines solchen Evangelii, welche um so mehr auf den Verf. zurückfallen, je flacher sie sind, und je weniger durch ein vom Verf. gedichtetes sehr hinkendes Gleichniß alle die bey einer sorgfältigen Vergleichung der Relationen der Evangelisten, für den forschenden Interpreten in Betracht kommenden auffallenden Erscheinungen gelöst sind. Die Sache ist abgefertigt, aber nicht geprüft. — Ein zweyter Anhang übernimmt die Beantwortung der Frage: Welche Zeitbestimmung der evangelischen Schriften liegt in den Worten des Irenäus III, I, wider die Irrlehrer? Die Stelle lautet so: *Ο μόνος δὲ Ματθαίος ἐν τοῖς Ἑβραίοις τῆ ἰδίᾳ διαλέκτῳ αὐτῶν καὶ γραφὴν ἐξηνεγκεν εὐαγγελίου, τοῦ Πέτροῦ*

και του Παυλου εν Ρωμη ευαγγελιζομενων και θεμελιουντων την εκκλησιαν. Μετα δε την τουτων εξοδον Μαρκος — και Λουκας — επειτα Ιωαννης. Hieraus schloß man, daß Matthäus sein Evangelium schrieb, als Petrus und Paulus in Rom lehrten, also nicht vor dem Jahre 61, wo Paulus gefangen dorthin geführt wurde. Da er sich nun dort zwey Jahre befand, und Petrus dort vorher gelehrt hatte, so schloß man, daß Matthäus um das Jahr 63, oder wie andere wollen, ums Jahr 65 geschrieben habe. Aus dem was Irenäus hierauf vom Marcus und Lucas sagt, folgert man, daß, wenn εξοδος vom Ausgange aus Rom zu nehmen sey, diese Evangelisten um die besagte Zeit, zwischen den Jahren 61 und 63, oder wenn εξοδος von der εξοδος εκ του βίου oder vom Tode zu verstehen sey, nach dem Jahre 66 oder 67 ihre Evangelien abgefaßt haben müßten. Unser Verf. dagegen will jene εξοδος vom Ausgange des Petrus und Paulus aus Judäa verstanden wissen, so wie von dem gleichzeitigen Ausgange der übrigen Apostel, also auch von dem des Matthäus, welchen diese Worte nicht ausschließen und welchen die Kirchengeschichte offenbar mit einschließe. So stimme denn Irenäus mit anderen Alten überein, welche sämtlich bezeugten: Matthäus habe vor Marcus und Lucas nach diesem Ausgange geschrieben. Nur erhebt sich dagegen die Schwierigkeit, wie dieß mit den Worten des Irenäus zu vereinigen sey, nach welchen Matthäus das Evangelium abfaßte: indem oder während Petrus und Paulus zu Rom lehrten und eine Kirche gründeten. Der Verf. will hier aber in der Participial-Construction weder den Begriff der Gleichzeitigkeit, noch irgend einen andern bestimmten Begriff als den des Geschehens irgend einer Sache festgehalten wissen, und übersetzt sonach: "Matthäus

hat — — das Evangelium abgefaßt; Petrus und Paulus haben zu Rom gepredigt und diese Kirche gegründet; nach dem Ausgange derselben (des Petrus, Paulus und anderer aus Judäa) hat Marcus ic.“ Wer sollte aber nicht bey dieser Uebersetzung die Haltungslosigkeit des ganzen Satzes: Περου — εκκλησιαν in dieser Verbindung, so wie die Härte der Uebersetzung selbst, mit dem Nec. empfinden!

Die zweite exegetische Abhandlung über Marc. 9, 42 — 49. hat das Verdienst, daß sie eine zwar nicht ganz unbekante, aber doch nicht gehörig gewürdigte Erklärung, in welcher sich mehrere Kirchenväter, als Hieronymus, Theophylact, Victor von Antiochien u. a. vereinigen, mehr zu entwickeln und zu begründen sucht, was denn so ausführlich geschehen ist, daß man dem Verf. wenigstens gleichen Antheil mit den Kirchenvätern an dieser Erklärung zugestehen muß. Sie ist kürzlich folgende: Πας γαρ πυρι αλισθησεται, ein jeder wird durch das Feuer der Trübsale geläutert und bewähret; και πασα ψυχη αλι αλισθησεται, ein jeder der sich Gott zum wohlgefälligen Opfer darbringen will, muß verständig und ausdauernd in seinen Entschließungen seyn (nämlich, das ihn ärgernde Auge auszureißen ic.); καλον το αλας, wie gut und unentbehrlich für unser Seelenheil ist eine solche weise Festigkeit; εαν δε το αλας αναλον γενηται, εν τινι αυτο αρτυσετε; d. h. mit nächster Anwendung auf die Apostel, und somit auch auf die nachfolgenden Lehrer in der Kirche Gottes: “wenn Lehrer in dieser Kirche schal (?) werden in dem Glauben und in der Übung desselben, wenn sie mit dem um sich fressenden Krebs fauler Irrmeinungen behaftet, und faul ihre Worte und Werke sind, und angesteckt davon die ihrer Obhut Anvertrauten; durch welche Würze wird der

Säulniß abgeholfen werden?“ oder mit Anwendung auf solche die keine Lehrer sind: “wo jemand im Laumel sinnlicher Lüfte dahin fahrend, verhärtet und fühllos geworden ist für alles Wahre und Gute; welche Würze wird sein erstarrtes Gefühl beleben?“ *εχετε εν εαυτοις αλας και εισηγευετε εν αλληλοις,* suchet euch jene Weisheit zu erwerben, und leget sie besonders durch Eintracht an den Tag. Nach des Rec. Urtheil behält jede Erklärung dieser Stelle, auch die vorliegende, etwas Gezwungenes und Er künsteltes, welche nicht *αλας*, bey der Vieldeutigkeit des Wortes, W. 50 in einem anderen Sinne nimmt als W. 49, was um so zulässiger ist, je mehr der Morgenländer solche sententiöse Spiele liebt, oder welche nicht W. 50 als ganz getrennt von W. 49, und als zu einer andern Zeit und bey einer anderen Gelegenheit ausgesprochen betrachtet, wo dann W. 49 aus W. 48 ohne besondere Schwierigkeit erklärlich wird, W. 50 aber seine Erklärung aus der anzunehmenden Veranlassung desselben erborgen muß, welche um so leichter aufzufinden seyn möchte, je öfter Jesus von dieser Sentenz Gebrauch macht.

## P i s a.

Co' caratteri di Didot: Elogio del Professore *Francesco Vacca Berlinghieri*, scritto dal Dottore *Francesco Tantini*. 1815. 23 S. in Octav.

Er war 1732 zu Ponsacco, bey Pisa, geboren, an welchem letzteren Orte er seine erste ärztliche Bildung erhielt, und nachher als Arzt promovirte. Er zeichnete sich bald so vorthailhaft aus, daß er den Ruf eines Leibarztes des Königs von Polen erhielt, welchen er aber ausschlug, um seinem Vater, der gleichfalls Arzt war, bey seinen Geschäften Hülfe leisten zu können. Nicht lange nachher wurde er zum Professor der Chirurgie ernannt, und stiftete,



1328 G. g. A. 133. St., den 21. Aug. 1817.

als solcher sowohl durch seine Vorlesungen, als auch durch seine litterarischen Arbeiten und durch den Unterricht am Krankenbette, großen Nutzen. Seine vorzüglichsten Schriften sind: Considerazioni intorno alle malattie dette volgarmente putride. Lucca 1781. 8. in welcher Schrift er die damals so allgemein herrschende Lehre von den Fäulnissen der Säfte zu bestreiten sucht. Andere wichtige Schriften von ihm sind: Saggio intorno alle principali e piu frequenti malattie del corpo umano, e de rimedi piu valorosi di esse. Pisa 1779. 8. Pensieri intorno a vari soggetti di Medicina, Fisica, e Chirurgia distribuiti in tre ragionamenti. — Lettere Fisico-Mediche. Pisa 1790. 4. Idee di Fisiologia medica, presentate ai suoi Scolari. Pisa 1795. 8. Codice elementari di Medicina pratica sanzionata dell' Esperienza, per conoscere e curare i mali particolari del corpo umano. Pisa 1794. Vol. II. 8. Auch von den übrigen Schriften des Verfassers liefert diese kleine Schrift ein vollständiges Verzeichniß. Sein häusliches Verhältniß war bis zu den späteren Jahren seines Lebens sehr glücklich: dann aber verlor er zwei erwachsene Söhne, durch deren Tod er so tief gebeugt wurde, daß ein dritter Sohn am 6. October 1812 ihm die Augen zu drückte.

---

Druckfehler.

- S. 1217. Z. 8. von l. vor  
S. 1221. Z. 3 ist erst hinter Menschheit die Parenthese zu schließen  
Z. 15. Distanzen l. Dissonanzen  
S. 1222. Z. 16. auch l. euch  
Z. 27. Tiranny l. Tyranny
-

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. Stück.

Den 23. August 1817.

London.

The Report of the military male orphan Asylum at Madras etc. A new edition. 1812. 128 Seiten in groß Octav.

Elements of Tuition. Part. II. The English school, or the History Analysis and Application of the Madras System of education to English schools. A new Edition 1814. 448 Seiten in Octav.

Elements of tuition, Part. III. Ludus literarius: The classical and Grammar school; or an exposition of an experiment in education made at Madras in the Years 1789 - 1796; with a view to its introduction into schools for the higher orders of children, and with particular suggestions for its application to a grammar school. By the reverend *Andrew Bell*, D. D. LL. D. 1815. 446 Seiten in groß Octav.

Der Inhalt dieser drey Schriften, die mit vielen, dem Verf. um allgemeiner verstanden zu werden, und tiefen Eindruck zu machen, nöthig scheinenden Wiederholungen angefüllt sind, läßt sich, im We-

D (6)

sentlichen, mit wenig Worten angeben. Es ist eine bereits durch viele Erfahrungen vollkommen erprobte Anweisung, wie, wenigstens in den untern Schulen, besonders aber den Freyschulen, der ganze Unterricht lediglich durch die Mitschüler derselben Classe, unter beständiger Aufsicht eines einzigen Meisters (Master) und geschickt einwirkender Direction und Oberaufsicht ertheilt werden könne; nicht nur mit Ersparung an Geld und Zeit, sondern auch mit dem besten Erfolge für die Zucht und überhaupt den ganzen Wohlstand der Schule. Each class is paired off into tutors and pupils. Thus in a class of 24 boys, the 12 best and most trusty are tutors respectively to the 12 worst.

II. 212. Dr. Bell, freylich ein Pädagog von nicht gemeinen Eigenschaften, verfiel auf diese Einrichtung als Aufseher der Militär-Waisenschule zu Madras. Indem er auf Mittel sann, den Unterricht im Lesen zu erleichtern und abzukürzen, fiel ihm einst der unter den Indiern gewöhnliche Gebrauch, die Buchstaben in Sand zu zeichnen und zeichnen zu lassen, und auf diese Weise Schreiben und Aussprechen zugleich zu lehren, auf einmahl so auf, daß er begeistert ausrief: gefunden; und die Anwendung sogleich beschloß. Aber die alten Schullehrer wollten nicht daran; das gehe nicht? mit Indianern allenfalls; aber nicht mit Europäern und Halbeuropäern. Flugs beschloß der wohlwollende und scharfblickende Mann es mit Schülern zu versuchen; wählte sich einige wackere Knaben aus, gab ihnen die nöthige Anweisung und Ermunterung; und der Versuch gelang über alle Erwartung. Natürlich hob und erweiterte sich nun der Gedanke; und in den sieben Jahren, in welchen der edle Mann mit dem uneigennützigsten Eifer der Schule vorstand, wurde die Sache zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß zuletzt gegen 200 Schülern, worunter nun auch mehrere

zahlende bemittelter Eltern waren, aller Unterricht auf diese Weise, lediglich durch Schüler, wovon wenige über zwölf, einige nur acht Jahre alt waren, ertheilt wurde; nicht nur im Lesen, Schreiben, Rechnen, der Religion, sondern auch in der Geographie, Geometrie, den Anfangsgründen der Astronomie und Nautik. Dieß alles ist auf das vollkommenste beglaubigt; durch viele Zeugnisse der höhern und höchsten Indisch-Englischen Behörden, auch durch mehrere rührende Briefe der Dankbarkeit und zärtlichsten Anhänglichkeit, die dem so verdienten Manne nach England von seinen ehemaligen, nun in guten Tagen sich befindenden Zöglingen nachgeschickt wurden. Die Bedingungen und Grundgesetze dieser, so im Großen, ganz neuen Schulverfassung sind, kleine Abtheilungen des Unterrichts, immer den Fähigkeiten und Fortschritten genau angemessen, Tag für Tag, Stunde für Stunde vorgeschrieben, und wiederum, was und mit welchem Erfolge es geschehen, eingzeichnet für die Obergesetze; und endlich beständiger Wechsel der Plätze, auch wohl der Classen, nach den bewiesenen Kenntnissen und übrigen mehr oder minder guten Eigenschaften. Der dadurch schon lebhaft angeregte Ehrtrieb wird auch noch durch andere Belohnungen unterstützt; die Zärtgefühle werden nicht durch harte Strafen vernichtet, vielmehr auf alle Weise gepflegt und gehoben. — Die andern beim Lesen, Schreiben, Rechnen, oder sonst vom Verf. angewandten Kunstgriffe und Erleichterungen glaubt Rec. um so weniger hier anzeigen zu müssen, da solche in unsern bessern Deutschen Schulen schon lange im Gebrauche sind. Als diese Erfindung in England rühbar wurde, und mehr und mehr Aufsehen erregte, wurde sie zuerst in Privat-instituten angewandt; dann aber unter höchster Auctorität in der Militär-Waisenschule in Chelsea; bald darauf in allen Schulen für die einzelnen Re-

gimenter; und endlich von der auf Verbesserung des Armenwesens, also zunächst auf angemessene Erziehung armer und verwahrloster Kinder, bedachten, unter besonderem Schutze seiner K. H. des Prinz Regenten stehenden National Society an mehreren Orten in England, Schottland und Irland, in fortwährender Berathung des Erfinders, Dr. Bell. In diesen Schulen wird auch in Handarbeiten auf gleiche Weise Unterricht erteilt; in der Soldatenschule zu Chelsea in denen der Schuster und Schneider. Daß es an Gegnern und allerley Einwendungen nicht fehlte, kann man wohl denken. Aber Dr. Bell ist der Mann nicht, der sich leicht abschrecken läßt; er weiß auf alles angemessene Antwort zu geben; auch auf die Einwürfe aus der Bibel, wenn sie die Rathenstreiche zur Pflicht zu machen scheint. Obgleich er die Schwierigkeiten einsieht, die bey der Ummodelung schon bestehender und höherer Schulen nach dieser Idee im Wege stehen: so verzweifelt er doch auch daran nicht; und darauf geht die im dritten Bande enthaltene Anweisung; woben eine scharfe Rüge des bisher in England gewöhnlichen Unterrichts in den Anfangsgründen der Lateinischen Sprache vorkömmt. In Deutschland ist die Sache bereits nicht mehr ganz unbekannt, und sie verdient gewiß allgemeine Aufmerksamkeit. Denn obgleich unsere Schulen schon lange auf einem bessern Fuß waren, als die Englischen; und unsere Seminarien viele wäckerer junge Lehrer für die untern Schulen liefern, so sind sie doch noch nicht über alle mögliche Vervollkommnung hinaus. Rec. würde sich also freuen, wenn jemand einen guten Auszug aus diesen Schriften Deutsch erscheinen ließe. Es könnte hiezu auch eine vierte kleine Schrift des Verf. dienen: Instructions for conducting a School through the agency of the scholars themselves. 4t edit. 1813. 88 S.

in Klein Octav. Aber freylich müßte darauf auch Bedacht genommen werden, daß der darin lebendige Geist des Urhebers nicht verloren gieng; der Geist der Liebe erzeugenden Liebe und des uneigenmäßigen sich liebreich mittheilenden Eifers und unverbrossenen Lehrer-Fleißes. Denn wie viel Werth auch im Buchstaben mittheilbare Methoden, und eine vor der andern voraus haben mögen: der Geist, die Gemüthsart der Lehrer und Vorsteher bleiben immer das Entscheidendste. Was in vielen Beziehungen wahr ist, ist es doch gewiß vorzüglich bey dem Geschäft des Unterrichts und der Erziehung: *Quo cum faciunt idem, non est idem*; oder nach den Schlussworten einer bekannten Parabel: *Wo der rechte Mann ist, da ist der rechte Mantel.*

Leipzig.

Von W. Hahn: *Imm. Joh. Geth. Schellers Lateinisch-Deutsches und Deutsch-Lateinisches Handlexicon, vornehmlich für Schulen, von neuem durchgesehen, verbessert und vermehrt durch G. S. Lünemann, Dr. der Philosophie und zweyten Lehrer am Gymnasio zu Göttingen. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. In drey Bänden. 1817. In groß Octav.*

Mit sehr vielem Vergnügen zeigen wir die Erscheinung dieser dritten Auflage eines sehr nützlichen Buchs an, welches seit dem Jahre 1791, da es vom verdienten sel. Scheller zuerst herausgegeben wurde, dadurch nicht wenig gewonnen hat, daß es der Herausgeber auf des verewigten Herrn Empfehlung im Jahre 1804 in seine Pflege nahm. Für die Jugend brauchen wir kein anderes Werk, als dieses, so wie das größere Schellersche aus sieben Octavbänden bestehende und nur 12 Rthl. kostende Lexicon alle Sprachwünsche für die Latinität befriedigt. Rec. steht es mit eben der Freude als einen Beweis der

edeln Denkungsart des Verlegers an, daß derselbe nicht zufrieden mit der ersten Revision des Werks vom Herausgeber auch dießmahl keine Kosten scheuete, und denselben zur wiederholten Durchsicht dieses Buchs vermochte, welches allerdings eine um so größere und genauere Sorgfalt verdiente, da es für die Jugend bestimmt ist, welcher die richtigsten Grundsätze, Begriffe und Elemente bezubringen im Unterrichte die heiligste Pflicht ist. Auch in Hinsicht des Preises zeigt sich die Uneigennützigkeit, da dieß aus drey ziemlich starken sehr correct gedruckten Bänden bestehende Werk, dessen erste zwey Bände den Lateinisch-Deutschen, und der dritte den Deutsch-Lateinischen Theil begreift, nur fünfsehalb Thaler im Laden kostet. Der Herausgeber hat Fleiß und Urtheil auch bey dieser Auflage rühmlich bewiesen. Auf den Deutsch-Lateinischen Theil, der bisher etwas vernachlässigt war, hat er dieses Mahl viel mehr Aufmerksamkeit gewandt, als im Jahre 1804. Er hat über 1000 Artikel nachgetragen, und überhaupt einen sehr bedeutenden Anfang gemacht, den Mängeln dieses Theils abzuhefen. Bey einer folgenden Auflage wird er das noch fehlende ganz zu heben bemüht seyn, um diejenigen zum Schweigen bringen, welche das Bauerische Deutsch-Lateinische Werk vorziehen; wiewohl auch mit diesem dritten Bände schon viel geleistet ist. Auch der Lateinisch-Deutsche Theil ist nicht ohne sehr bedeutende Nachhülfe geblieben. So sind viele neue Artikel aus Palladius, Appulejus u. a. — der Herausgeber gibt die Zahl von 150 selbst an — dießmahl hinzugekommen, von denen die mit einem Sternchen versehenen selbst im größern Schellerschen Wörterbuche vom Jahre 1804 fehlen. Dieß ist ohne Zweifel beyfallswürdig. Denn wenn man mit dem Worte Lateinisches Handlexicon einen richtigen Sinn verbinden soll; so muß es eigentlch alle Wörter der

Lateinischen Sprache, bis die Barbaren eintritt, in sich fassen, und es ist daher sehr oberflächlich, nach Willkühr aufzunehmen und wegzulassen: dazu kommt noch, daß ein großer Theil der Besitzer selten sich einen größern Sprachschatz verschafft, und doch auch wohl den Appulejus u. s. w. liest. Es hat uns gestreuet, daß der Herausgeber seine Aufmerksamkeit verdoppelt hat. Außerdem hat er viele Artikel ganz umgearbeitet, auch mit kurzer Beifügung von gelehrten Etymologien: selbst die Synonymik, woran wir in der Lateinischen Sprache auch nach J. E. G. Ernesti's Umarbeitung des Dumesnil, die vieles zu wünschen übrig ließ, noch immer einen sehr fühlbaren Mangel leiden, ist bisweilen, wie in antiquo, commodo u. s. w. berücksichtigt worden. Auf Berichtigungen oder Zusätze in einzelnen Theilen oder Bedeutungen stößt man nicht selten, z. B. in barditus, conopseum, cottabus. Vorzüglich hat uns die Aufmerksamkeit erfreuet, welche der Herausgeber auf die Forschungen und Bemerkungen unsers sel. Joh. Beckmann u. a. gewandt, und dadurch vielen Artikeln aus der Naturgeschichte, Technologie u. s. w. ein Licht verschafft hat, welches denselben bisher noch fehlte. Manches noch dunkle wird die Zeit aufklären und lehren. Bey den historischen Artikeln als Isaens, Isocrates etc. wird eine Zeitbestimmung in der Folge sehr nützlich beyzufügen seyn: wie wir denn überhaupt wünschen, daß eine nachhelfende und bessernde Hand diesem Werke nie fehlen möge. N p f.

#### Leyden.

Specimen litterarium inaugurale exhibens observationes in Xenophontis symposium et cyropaediam, auct. Jo. Brown. 1816. 80 S. in Octav.

Eine Inauguralschrift, die mit vieler Sorgfalt ausgeführt ist, und von Belesenheit in den Griechi-



sehen Philosophen und mehreren Dichtern, so wie von Sprachkenntniß und gesundem Urtheil zeugt. Mehrere Stellen des Textes haben gewonnen, obgleich der größere Theil der Bemerkungen, besonders zum Symposium, dem eben so viel Raum als der Euphrosyne bestimmt worden ist, von geringfügiger Art ist, lassen sie zur Beurtheilung der Vorgänger oder zur Erläuterung des Textes bestimmt. Die wahre Philologie wird mehr gewinnen, wenn der Fleiß auf schwierigere Aufgaben sich richtet, als auf das Bemühen zu irgend einer einzelnen Schrift fort und fort, auch wenn sie nur sparsamen Anlaß gäbe, die Fülle von Scholien zu häufen, woraus man in die Länge doch nur eine sehr kleine Auswahl würde brauchen können. So entsteht unvermeidlich auch die Sucht, Anstoß und Schwierigkeit zu finden, wo sie wirklich nicht sind. Hiervon könnten auch aus gegenwärtiger Probeschrift mehrere Beispiele angeführt werden. Die Vorrede enthält außer der Dankbarkeit gegen verdiente Lehrer, besonders Wyttenbach, von dem der Vf. beim Studium des Xenophon besonders geleitet worden, eine etwas wortreiche Nachricht über seinen bisherigen Bildungsgang. Wenn die alten großen Meister zuweilen den Scepter der Schule setzten, und von ihren eignen Verhältnissen in gleich schwerlöthigem Latein dazwischen reden, so sieht man den würdevoll kunstreichen Ton dabey ihnen leicht nach, weil er ihnen zur andern Natur geworden zu seyn scheint. Sollte aber diese Feyerlichkeit, dieß Ausgearbeitete bey solchen Privatnachrichten nachgeahmt werden und in Manier übergehen, so würde eine solche weit unangenehmer seyn, als sie je in der Note angelehrsamkeit selbst erscheinen kann. Unter den Thesen ist eine, die mit Böckhs Programm, daß wahrscheinlich das Xenophontische Symposium früher geschrieben sey als das Platonische, übereinstimmt.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

135. Stück.

Den 23. August 1817.

Paris.

*Voyage de Découvertes aux Terres Australes, exécuté sur les Corvettes le Géographe, le Naturaliste et la Goelette le Casuarina, pendant les années 1800—1804; publié par Ordre de Son Exc. le Ministre Secrétaire D'Etat de l'Intérieur. Historique: Tome Second. Rédigé en partie par feu F. Péron et continué par Mr. Louis Freycinet, Capt. de fregate etc. 1816. XXXI und 464 Seiten in Quart, nebst Titelfupfer und Atlas, deuxième Partie, rédigée par Mr. L. Freycinet. Paris 1811, auf 14 Kupfertafeln.*

Nach langer Unterbrechung folgte der zweite und letzte Theil des Reiseberichtes der unglücklichen Baudinschen Expedition nach dem Festlande Australiens, dessen öffentliche Mittheilung aus politischen Gründen lange verzögert ward. Péron überrückte während dessen Ausarbeitung der Tod, im Jahre 1810. Nur bis Seite 231 besorgte er Redaction und Druck; die Papiere, welche er seinem Leidensgefährten und theuersten Freunde Lesueur vermachte,

P (6)

enthielten ungeordnete Materialien und Entwürfe zu Abhandlungen die noch erscheinen sollten. Erst einige Jahre später erhielt der gewesene Commandeur des Casuarina, Capt. L. Freycinet, den Auftrag von der Regierung, das angefangene Werk zum Schlusse zu bringen, ein Mann dessen nautisches Verdienst während der Reise, und durch die Bearbeitung der zweiten Abtheilung des gegenwärtigen Werkes, schon vorher erprobt war. Von ihm rührt der Inhalt der zweiten Hälfte bis Seite 313 her. Das darauf folgende fünfte Buch, bis 434, enthält Memoires von Péron Lesueur und Leschenault, über verschiedene Gegenstände, und den Beschluß macht J. P. F. Deleuzes Eloge historique de Fr. Péron. Aller Hindernisse welche eintreten, und dessen was noch zu wünschen übrig bliebe, ungeachtet, ist ein großer Reichthum von Beobachtungen über die Süd-welt in diesem zweiten Theile niedergelegt, welcher samt dem ersten das ehrenvollste Denkmal für den rastlosen Forscher bleiben wird, dessen zu früher Verlust für die Wissenschaft mit Wehmuth erfüllt. Fr. Péron starb im 35sten Jahre; er war 1775 zu Cerilly im Departement des Allier geboren, zum geistlichen Stande bestimmt, als ihn die Conscription 1792 zur Armee rief. Nach mehreren Gefechten ward er bey Kaiserslautern verwundet, gefangen erst nach Wesel, dann nach Magdeburg geführt, wo er zwey Jahre Zeit und seine wenige Baarschaft auf Lesung der Geschichte und der Reisebeschreibungen verwandte. Nach der Auswechslung erhielt er, wegen Verlust des rechten Auges, den Abschied, und trat 1795, im zwanzigsten Jahre, als Eleve in die Ecole de Médecine zu Paris. Eine unglückliche Liebe trieb ihn ins Weite; schon waren alle Stellen zu Capt. Baudins Entdeckungstreife vergeben; an die für das Studium der Geschichte des Menschen hatte

man nicht gedacht. Péron bewies in einem Memoire: Observations sur l'Anthropologie, die Wichtigkeit desselben, und er wurde durch Jussieu und La Capede's Verwendung als Zoologe der Expedition benachtheiligt. An die Beschwerden der Feldzüge gewöhnt, wußte er die größern dieser Seefahrt, unter einem rohen, unwissenden, hartherzigen Chef zu erdulden, und jeden Augenblick zu Sammlungen, Beobachtungen, Entdeckungen zum Besten der Wissenschaft zu benutzen, deren Mittheilung eine Hauptzierde dieser Reisebeschreibung ausmachen. Die große Einförmigkeit des umschifften Erdtheiles ging schon aus den Berichten des ersten Bandes hervor, und dieser zweite läßt nirgends größere Mannichfaltigkeit erblicken. Der Naturbeschaffenheit entspricht die Armuth der Thatfachen für Menschengeschichte; kaum an zwey Stellen der Küste zeigten sich einige Spuren einheimischer Bewohner, und die reizenden Schilderungen der Natur und der menschlichen Verhältnisse fallen hier ganz weg. In desto einfachern, großartigen Massen traten dagegen hier, bey allem Mangel lieblicher Wechsel und Contraste, wie sie andere Erdtheile darbieten, die Verhältnisse der Elementarformen der Erdoberfläche hervor in ihren Wechselwirkungen. Diese machten einen großen Eindruck auf Péron, und ihre Beobachtung bahnte der allgemeinen physischen Erdkunde den Weg zu bedeutenden Fortschritten. Die totale Verschiedenartigkeit des Festlandes Australiens von seinen nächsten, kaum 50 Stunden abliegenden, Nachbarinseln van Diemensland im Süden, und Timor im Norden, rücksichtlich der unorganisirten und organisirten Natur, wie der Menschenrasse, ward überall ins Auge gefaßt, und die Erscheinungen, welche jene constituiren, nach vielen Seiten hin mit Ernst verfolgt. So die Bildung der Dünenküsten auf Strecken von

100 Meilen Wegs, und das Ueberhandnehmen loser Sandmassen an dem monotonen Strandsaume; der Mangel an Berg- und Thalform; der, an laufenden Wassern, springenden Quellen; die Vegetationsarmuth; der generelle Habitus der Gewächse; die Stetigkeit atmosphärischer Verhältnisse nach Winden, Temperatur und Dunstvertheilung; die gleichmäßiger mittlere Temperatur des Bodens gegen die schärfern und schnellern Wechsel und Gegensätze in der Luft, wonach selbst die Wohnung der Menschen in Hütten oder Sandgruben sich richtet; der Einfluß der tiefern oder seichtern Meeresgründe, der Korallenklippen, der Sandbänke auf Wellenschlag, Brandung, Schifffahrt, Meerestemperatur, Ansiedlung von Seethieren, auf locale und generelle Verbreitung, Wanderung derselben u. s. w. Dieß sind das Ganze durchlaufende Hauptgesichtspuncte, welche in das unendliche Detail des Neuen, bis jetzt Unbekannten, an sich öfter Bedeutungslosen, Licht, Ordnung, Gesetz, Zusammenhang verbreiten helfen. Es braucht hier nur erinnert zu werden, daß diese Gegenstände, welche schon aus dem ersten Theile bekannter wurden, vielfache Zusätze im zweyten erhalten, obgleich dieser für die oceanische Welt mehr Belehrung enthält als für die continentale, da immer nur von Küstenfahrten die Rede ist, und weder Landreisen noch Menschengeschichte, nicht einmal Völkerverwanderungen, bis jetzt den Blick in das Binnenland erweitern konnten. Wir können hier nur kurz den Fortgang der Seefahrt und den Inhalt der begleitenden Abhandlungen anzeigen, die Prüfung ist den nachfolgenden Beobachtern dieser antarctischen Regionen vorbehalten.

Die Französischen Schiffe verließen im November 1802 Port Jackson, und beendigten von da die Rundfahrt Australiens, durch die Bassstraße, an

der Süd- und Westküste van Nuytsland vorüber, bis zur Holothurienbank an De Witts Lande, unter dem Meridian von Timor, bis Ende April 1803, wo sie zum zweiten Mahle, in der Bai von Kupang, durch die Monsoonzeit einzulaufen genöthigt wurden. Ein zweyter Versuch, von da ostwärts die Küste Carpentaria und die Gewässer bis Neu-Guinea zu befahren, mislang, wegen widriger Stürme, Mangel an Proviant, an Wasser, und weil der größte Theil der Mannschaft im Sundischen Tropenclima erkrankte, und mehrere hinstarben. Dieß Loos traf bald nach der Landung auf Isle de France, Anfangs August 1803, auch den Capitain der ganzen Expedition, dessen Tyrannie ein großer Theil ihres Unglücks zur Last fällt, und dessen Andenken auch nicht mit einem Worte geehrt ward; S. 91, 197, 223, 295. Zur Rückfahrt von Isle de France vom 16. Dec. brachte der Rest der Reisenden, unter dem Befehle des Capt. Milius, die Zeit bis zum 23. März 1804 zu, wo sie zum erstenmahl die Küsten Bretagnes wieder erblickten, nach mühseligster Irrfahrt während vierjähriger Abwesenheit in welcher 21000 Lieues Weg zurückgelegt wurden. Die wichtigsten nautischen und geographischen Entdeckungen und Beobachtungen wurden über die Inseln King in der Bassstraße, Insel Decrés und die Gruppe der Hunter-Inseln, über den Golf Josephine und Bonaparte in der so genannten Terre Napoléon (St. Vincent und Spencer's Gulf der Engländer), über van Nuyts Land, den Hafen King George und De Witt Land gemacht. Im Küstenmeere, benachbart der Insel Decrés unter  $35^{\circ} 40'$  S. Br. und  $138^{\circ} 58'$  D. L. von Greenwich, begegneten sich die Entdeckungsschiffe der Franzosen und der Britten unter Capt. Flinders Commando, welcher schon einen großen Theil der Küsten nautisch untersucht hatte, denen die Franzosen so eben erst

zusteuereten. Flinders besuchte Baudin auf dessen Schiffe, und theilte ihm, wiewohl nur ganz im Allgemeinen, den Port Lincoln (Port Champagny der Franzosen), Cap Jervis (Cap D'Alembert), die Kangaroo Insel (Isle Decrès), als die Hauptpunkte seiner Entdeckungen mit. Da er nun bald darauf treulofer Weise vom Französischen Admiral De Caen auf Isle de France während sechs Jahren gefangen gehalten ward, der Freycinet'sche Atlas von Australien aber während dieser Zeit mit der Neufränkischen Nomenclatur erschien, so reclamirte nachher Flinders die Priorität seiner Entdeckungen. Er betrachtete mit Recht jenen 138sten Meridian als die Grenzscheide der seinigen, im Westen, von denen der Französischen Expedition im Osten. Gegen dessen Vorwürfe der Annahmung und nationalen Eifersucht, welche überall auch in den Gewässern der Südwest reichliche Nahrung fand, sucht Capt. Freycinet seine Landsleute in der Vorrede zu diesem Bande S. 9 bis 23 so viel möglich zu rechtfertigen. Die Französische Benennung für diesen Erdtheil wird indeß, da sie der ganze schon vertrocknete Stammbaum der damahls herrschenden Dynastie nebst ihren Triumphen gleichsam durchwächst, wohl nicht zum Grünen kommen, was der Herausgeber ebenfalls wohl fühlte, ohne jedoch dem Uebel abhelfen zu können. Es wäre daher wünschenswerth, gleich vom Anfange an bey der Einführung dieses für Geographie größtentheils noch brach liegenden Erdtheils in die Wissenschaft einen Weg einzuschlagen, durch welchen, in Hinsicht der eignen Nahmen der beschwerlichen Nahmenverdoppelung, und somit vielen Verwirrungen ausgewichen, und consequent nur Ein Nahmensystem allgemein angenommen würde, um die Sterilität dieses Bodens nicht durch eine noch größere der Synonymie zu vermehren.

Die wichtigsten Abhandlungen Pérons in diesem Bande über Meerestemperatur, Verbreitung der Zoophyten und Korallentrippen, über Sandincrustationen der Wälder, über die Differenz der Menschenrasse auf dem Festlande und der Insel Diemensland sind aus früherer Mittheilungen schon bekannt. Das 33ste Kapitel von S. 33 bis 67 theilt sehr wichtige Nachrichten über die *Phoca proboscidea* (Pér.) und den Robbenschlag in den Südgewässern mit, welcher für den Englisch-Chinesischen Handel von größter Wichtigkeit ward, so daß schon gegenwärtig diese noch vor kurzem unbekanntes Gewässer allgemein einen Gegenstand der Speculation für den Britischen Handelsmann abgeben, und bey den Gefahren die dort dem Seemann drohen, eine gute Schule für die Englische Marine sind. Hieran schließt sich im Anhang die Notice sur l'habitation des animaux marins par Péron et Lesueur, S. 347 bis 358, darin der Satz, mehrern bisher gebräuchlichen Annahmen zuwider, aufgestellt wird, daß es unter den gründlich und genau bekannten Thierarten keine einzige Species von Meerbewohnern gebe, welche in allen Zonen des Oceans gleich einheimisch (orbicola oder cosmopolite) sey. Péron versichert unter den vielen tausenden der von ihm beobachteten und gesammelten Seethiere der Süddeere, die er eine multitude effrayante d'animaux antarctiques nennt, auch nicht ein einziges bemerkt zu haben, das den borealen vollkommen gleiche. Er stimmt Lacapedes Ansichten von auf gewisse Localitäten und Regionen beschränkten Heimathen der Meerthiere bey, und nennt z. B. von der *Haliotis gigantea*, das Küstenmeer um die Südostspitze des van Diemenslandes, als den wahren Lebensmittelpunct dieser Species. Da gelangen diese Riesenmuscheln zu den größten Dimensionen,



bilden die zahlreichsten Bänke, geben die nahrhafteste Speise; kaum reiche die ihnen günstige Lebenszone bis zur Insel Maria; jenseit des Canals Dentrecasteaur verschwinde schon ihre bedeutende Größe; auf der Insel King werden sie klein und selten, gegen die Insel Decres so verkümmert, daß sie kaum als dieselbe Species wieder zu kennen sind, und jenseit dem Hafen King George auf De Wittlande verschwinden sie ganz. Auf ähnliche Weise werden mehrere Beispiele angegeben, die Südwestecke des Landes De Witt als eine große Naturgrenze zwischen den Bewohnern der nördlichen und südlichen Gewässer genannt, und weiterhin die Verwechslungen gezeigt, welche bey den Autoren unter den Nahmen *Phoca ursina*, *vitulina* und *leonina* vorgegangen, in Beziehung auf die in den Südmeeren verwandten Arten. In Pérons Memoire sur la dyssenterie des pays chauds, S. 314 bis 324 wird das Detelkauen als ein Corroborativ für die Eingeweide betrachtet, weil die Aretanuß die stärkste adstringirende Kraft besitze; dieser allgemeine Gebrauch wäre demnach ein instinctmäßig in der Lebensordnung vieler Orientalen aufgenommenes Präservativ gegen den zerstörenden climatischen Einfluß der Tropenländer, welchem in dem Sundischen Archipel Asiens gewöhnlich zwey Drittheile der Europäer unterliegen, die den Landesgebrauch nicht mitmachen. Der Besorgung der in diesem Aufsatz mitgetheilten Grundsätze schreibt Péron die Erhaltung seiner Gesundheit in diesen Gewässern zu. Ein Mémoire sur l'art de conserver les animaux dans les collections zoologiques, von S. 373 bis 393, wird dem Sammler wichtig seyn; Leschenaults Notice sur la Végétation de la Nouvelle Hollande, S. 358 bis 373, ist nach R. Brownes botanischen Arbeiten; von geringerer Bedeutung.

So ärmlich auch die Ausbeute dieser Reise für die Geschichte des eingebornen Australiers ausfällt, der an den Küsten seines Meeres ringsum sein Continent nirgend, noch nicht einmahl den Versuch oder den ersten Schritt zur Schifffahrt gemacht haben soll, so merkwürdig ist der Blick den sie auf die Colonien der Fremden richtet, welchen am Schlusse des Ganzen, von S. 393 bis 433, ein eigenes Kapitel gewidmet ist, unter dem Titel: *Tableau général des Colonies angloises aux Terres Australes en 1802 par Péron*. Nicht sowohl die einzelnen Angaben, denn wir besitzen deren neuere aus zuverlässigeren Quellen, sondern die Gesichtspuncte nach denen sie mitgetheilt werden, und welche die Fortschritte der eigenen Art von Civilisation betreffen, die sich in der Oceanischen Südwest von den Schiffen, durch Handel und Missionen, über die dortigen überaus empfänglichen insularischen Völker in beschleunigter Progression verbreitet, indes die continentalen auf ihrer Stufe stehen zu bleiben scheinen, sind der Aufmerksamkeit besonders werth, und müssen im Werke selbst gelesen werden. Wenn die Bande der Natur unmittelbar über die Entwicklung der Völker in ihrer Wiege entscheiden mögen, so macht der gesellige Zustand dagegen sie immer unabhängiger von denselben, je mehr sich in diesem der Kreis ihrer Vorstellungen erweitert. Wie rasch ein solcher Fortschritt seyn kann, zeigt die Geschichte der Insel Owhyhee. Die Ansiedlung der Verbrecher in Port Jackson und der vier bis fünf von da ausgegangenen Tochter-Colonien zeigt dagegen, was Staatsweisheit selbst für den Auswurf des Volks vermag, wenn sie von höhern als bloß politischen Maximen ausgeht, und sich aller Kräfte bedient die ihr zu Gebot stehen. Diese Ansiedlungen bilden ein zusammenhängendes großes System sittlicher und

bürgerlicher Reinigungsanstalten, indeß die Colonien auf den Australischen Inseln bey Respectirung der Selbstständigkeit der insularischen Völker nur mehr mercantilsche Zwecke verfolgen. Doch auch politischen scheinen sie die Bahn zu bereiten bis zu dem Spanischen Südamerica hin, in dessen Nähe die Falkland-Inseln und Staateneiland mit dem bedeutenden Britischen Etablissmens zu den Fischeren im Südmeere, nach Péron, als wichtige militärische Seeposten, und gleichsam als der Schlüssel am Eingange zu allen nautischen Unternehmungen im stillen Ocean bis nach Neu-Süd-Wales hin zu betrachten sind, dessen Umfang in der Britischen Besitzergreifungsacte vom Jahre 1788 bekanntlich keine Bestimmung erhielt.

Das Titeltupfer zu diesem Bande ist Pérons meisterhaft von seinem Freunde Lesueur gezeichnetes Portrait, von Lambert geschnitten; der Atlas ist von Freycinet, und zwar selbstständig für sich bestehend, aber aus den verarbeiteten Materialien des größern Atlas hervorgegangen, der zu folgendem Werke, der zweyten Abtheilung, gehört: Voyage de Découvertes aux Terres Australes, exécuté u. s. w. wie im obigen. Navigation et Géographie; rédigé par M. L. Freycinet. 1815. XVI und 570 S. in Quart, nebst Atlas in Folio. Paris 1812, aus 32 Karten bestehend. Es wird hinreichend seyn, hier nur anzuzeigen, daß dieses Werk ganz für den Gebrauch des Nautikers bestimmt ist, und alles vereinigt enthält, was ihm in Beziehung auf die bewußten Gewässer an nautischem, astronomischen und geographischen Detail zu wissen Bedürfnis ist. Zu gleichem Zweck dienen die begleitenden General- und Special-Karten aller während der Expedition aufgenommenen Küsten, Seestraßen, Inseln, Hafen u. s. w., welche einen wichtigen Beytrag zur Kenntniß

des neuen Erdtheils liefern. Das Buch zerfällt in vier Theile, deren erster die Reiserouten, der zweyte die geographische Beschreibung, der dritte die Analyse der Karten, und der vierte die meteorologischen, astronomischen und die nautischen Tabellen enthält.

#### Wien.

Bey Schaumburg und Compagnie: Anfangsgründe der gesammten theoretischen Mathematik, zur Verbreitung eines gründlichen Studiums derselben unter denjenigen, welche nicht Gelegenheit haben mündliche Anleitung dazu zu haben; verfasst von *Joh. Pasquich*, Director der Königl. Ungarischen Sternwarte. Erster Band. Anfangsgründe der allgemeinen Grölsenlehre und decadischen Arithmetik. I. Th. 177 Seiten. II. Th. 214 S. Zweyter Band. Anfangsgründe der Geometrie, ebenen und sphärischen Trigonometrie, und der Differenzial- und Integralrechnung. I. Th. 172 S. II. Th. 223 S. 3 Kupfertafeln. 1813. In Quart.

Man kennt den Verf. bereits als einen Schriftsteller, welcher seine Leser auch ohne ermüdende Weiterschweifigkeit gründlich zu belehren weiß. Da das gegenwärtige Werk vorzüglich dem Selbststudium der Mathematik gewidmet seyn sollte, so erforderten die darin behandelten Lehren freylich eine etwas ausführlichere Darstellung, als sonst wohl gewöhnlich ist, die man jedoch minder weiterschweifig finden wird, als die in vielen ähnlichen Büchern befolgte Lehrart, wenn diese so beschaffen ist, daß die so viel Kürze und Präcision verstattende Form der mathematischen Methode darin nicht befolgt wird. Vorzüglich hat sich der Verf. angelegen seyn lassen, seine Leser so bald möglich mit den ersten Grün-

den: der mathematischen Analysis und ihrem Gebrauche bekannt zu machen, und sie selbst schon in der Geometrie häufiger als es sonst gebräuchlich ist, anzuwenden, da sie so sehr dazu geeignet ist, den Erfindungsgeist auszubilden, den Verstand zu schärfen, und Kürze und Deutlichkeit des Vortrags auf die leichteste Art zu verbinden. Alles komme darauf an, daß man das schöne, bey der Abhandlung einer jeden Wissenschaft nachahmungswürdige Muster der Lehrart, welches uns die Alten in ihren geometrischen Werken hinterlassen haben, nie dabey aus den Augen verliere, nicht eben slavisch befolge, was sie gethan haben, sondern nur dem Geiste getreu bleibe, den wir in ihren Werken mit Recht bewundern, und die Mathematik so bearbeite, wie sie es sicher selbst thun würden, wenn sie im 19ten Jahrhunderte lebten. Die Leser werden finden, daß der Verf. diesem Vorbilde auf das genaueste gefolgt ist, ja unterweilen, noch gewissenhafter, etwas als einen Lehrsatz aufgestellt hat, was man sonst wohl als einen Grundsatz anerkannte. Z. B. daß jedes Ganze allen seinen Theilen zusammengenommen gleich ist; daß zwey Größen, deren jede einer dritten gleich ist, auch unter sich selbst gleich seyn müssen u. dergl. Dagegen wäre hin und wieder, z. B. in der Lehre von den Parallellinien, das Umgekehrte zu wünschen, welches jedoch bey den bekann- ten Schwierigkeiten in dieser Lehre dem Verf. nicht zum Vorwurfe gereichen soll. — Den Anfang dieses Werkes hat er mit den Grundprincipien der allgemeinen Größenlehre und der allgemeinen Arithmetik gemacht, weil er glaubte, zuerst diejenigen Eigenschaften entwickeln zu müssen, welche den Größen und Zahlen überhaupt angehören, und dann erst zur Erforschung derjenigen fortzugehen, welche den Größen und Zahlen nur unter besondern

Bestimmungen und Beziehungen zukommen. Die allgemeine Größenlehre sollte im ersten Hauptstücke als eine reine Philosophie der Größen und ihrer Hauptverknüpfungen erscheinen, und allem Folgenden zur Grundlage dienen. Daher also auch hier schon die Bezeichnungen der Größen und ihrer Verknüpfungen durch Buchstaben und andere Zeichen, um die vorgetragenen allgemeinen Sätze und Schlüsse desto besser zu versinnlichen, und die Leser früh anzugewöhnen, bey ähnlichen Bezeichnungen stets an die bezeichneten Gegenstände selbst zu denken. Wir sind jedoch der Meinung, daß derjenige, welcher die Mathematik durch eignes Studium erlernen will, ohne schon die gewöhnliche Arithmetik zu wissen, mehrere der hier schon vorgetragenen Sätze, z. B. von den incommensurablen Größen, anfänglich doch wohl zu abstract finden möchte, und daß wir daher es für zweckmäßiger gehalten hätten, wenn der Verfasser wenigstens erst die Lehre von den vier Rechnungsarten und den Brüchen vorausgeschickt hätte. Hieher rechnen wir unter andern auch die ungewöhnlichen Begriffe von Multiplication und Division, wodurch der Verfasser die Ausdrücke, z. B. Thaler mit Ellen, oder überhaupt ungleichartige Größen in einander zu multipliciren, aus dem wahren Gesichtspuncte darzustellen sucht. Der Mathematiker sollte sich hierbey des Ausdrucks der Multiplication lieber gar nicht bedienen, und dadurch der Absurdität der gemeinen Rechenmeister unter die Arme greifen, wenn diese außer den abstracten Zahlen, womit sie zu rechnen haben, auch an die ungleichartigen Größen denken, worauf diese Zahlen sich beziehen. Die Buchstabenrechnung nebst den allgemeinen Principien und Grundbegriffen der Analysis, die Lehre von den Functionen, von den Verhältnissen und Proportionen, von den Reihen und Logarithmen,

nebst der practischen Arithmetik, machen den zweyten Theil des ersten Bandes aus. Hier trägt denn der Verfasser auch die besondere Art von Exponentialrechnung vor, welche er vor einigen Jahren als ein Surrogat der in Rücksicht ihrer Principien mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft seyn sollenden Differenzialrechnung in Vorschlag gebracht hat. Daß diese Rechnung einfach und faßlich sey, wollen wir dem Verf. zwar nicht ableugnen, auch bedarf man bey ihr gar keiner Begriffe vom Unendlichkleinen, so lange man kein anderes Exponential (in gewöhnlicher Bedeutung, Differenzial) als von  $Ax^a + Bx^b + Cx^c \dots$ , oder ähnlichen aus Potenzen von  $x$  bestehenden ganzen oder Bruchfunctionen verlangt. Aber man irrt sich sehr, wenn man glaubt, bey der Anwendung jener Exponentialrechnung, dem Unendlichkleinen ganz aus dem Wege gehen zu können, so z. B. wenn der Verf. das Exponential von  $\log x$ ,  $\sin x$ ,  $\text{Arc sin } x$  u. dergl. sucht, und dabey von dem Lehrsatze §. 669. im ersten Bande als Grundprincip ausgeht, welches nach genauer Betrachtung doch von eben den Schwierigkeiten gedrückt wird, welchen dasjenige Princip der Differenzialrechnung unterworfen seyn soll, welches von der Betrachtung des Unendlichkleinen ausgeht. Da man nun aber doch diesem Unendlichkleinen fast bey jeder mathematischen Untersuchung, wobey eine gewisse Function gesucht wird, auf die Füße tritt, und man diesem Anstöße nicht ausweichen kann, es mag der Differenzialcalcul nach welcher Ansicht man will dargestellt werden, so ist wenigstens des Rec. Meinung, diesem Unendlichkleinen (versteht sich unter der richtigen Bedeutung die man ihm geben muß, und die sich durch Spitzfindigkeiten nicht weggrübeln läßt), auch seine ihm lange anerkannte Ehre zu lassen, und so noch künftig von einer *Analysis*

des Unendlichen zu sprechen. Daß die Differenzialrechnung, als ein Theil von ihr, durch das Einmischen jener Exponentialrechnung, wie solches von dem Verf. im zweiten Theile (wofelbst er auch von der gewöhnlichen Differenzialrechnung handelt) geschehen ist, um nichts deutlicher, ja vielmehr dadurch ohne wesentlichen Vortheil erschwert werde, davon sind wir wenigstens vollkommen überzeugt. Doch sollen diese Bemerkungen dem wirklich schätzbaren und in jeder Rücksicht zum Selbststudium der Mathematik höchst brauchbaren Werke des Verfassers keinen Eintrag thun.

### Venedig.

Ben Picotti: Storia ragionata di una Donna avente gran Parte del Corpo coperta di Pelle è Pelle nero, di *Cesare Ruggieri*. 1815. 52 Seiten in Octav.

Eine völlig wohlgebildete gesunde Frau gebar in ihrem 36 Jahre eine vollkommen gesunde Tochter, die sie auch, wie alle ihre übrigen Kinder, selbst säugte. Sie schien eine besondere Vorliebe für diese zu haben, und vertraute sie Niemanden, als einer besonders treuen Wärterin an. Die Tochter zeigte schon in den frühesten Jahren eine Abneigung gegen Katzen, und hingegen große Zuneigung zu Hunden, besonders zu Pudeln. Man bemerkte auch sehr frühe bey ihr eine große Lust junge Vögel zu tödten und rohes Fleisch zu essen. Schon in ihrem dritten Jahre zerriß sie eine lebendige Wachtel, und aß den Kopf roh, ohne ihn erst einmahl zu rupfen. Der Vater wußte Anfangs nichts davon, bis er sie endlich rohes Fleisch essen sah, und nun mit Strenge sie davon abhielt. Späterhin gewöhnte man sie an Verträglichkeit mit Katzen; sie lernte fleißig, und ihre Lehrer und Eltern waren mit ihr stets zufried-



den. Sie hatte keine Neigung sich zu verheirathen, und erst im 27sten Jahre entschloß sie sich dazu. Sie war damahls ein sehr hübsches Frauenzimmer, mit schwarzen Haaren, sehr lebhaften Augen, doch etwas starken männlichen Gliedmaßen; ihr Geist war sehr lebhaft und ausgebildet. Sie ward die Braut eines jungen Mannes, der sie sehr liebte. Allein zwey Tage nach der Hochzeit erklärte dieser, er könne nicht mit ihr leben; denn sie sey eine Art von Monstrum, und ihr ganzer Unterleib wäre mit schwarzen Haaren, wie ein Pudelfell, bedeckt. Bey der vom Verfasser angestellten Untersuchung fand derselbe die Haut unter den Brüsten und Schultern bis ans Knie mit schwarzen Haaren, wie ein schwarzer Pudel, bewachsen. Die Haut selbst war an diesen Stellen schwarz wie bey einem Neger; die Grenzlinie war sehr regelmäßig gezogen, so daß es fast ausah, als wenn sie ein schwarzes Korsett und eine Hose trüge. Der Verf. glaubt, daß das Uebel als eine Hautkrankheit betrachtet werden müsse, die schon im Mutterleibe entstanden sey, und daß die frühere Neigung dieser Person zu Hunden nicht als Beweis angesehen werde, daß es als Folge eines widernatürlichen Beyschlafs der Mutter mit einem Pudel entstanden sey. Ein sehr glaubwürdiger Wundarzt erzählte kürzlich Recensenten, dem er diese Geschichte mittheilte, daß er vor zwey Jahren ein Freudenmädchen untersucht habe, dessen ganzer Unterleib ebenfalls mit schwarzen langen Haaren bewachsen war. Ein solcher widernatürlicher Haarwuchs ist nicht sters angeboren, sondern erzeugt sich oft erst späterhin, wie Rec. noch kürzlich bey einem eilfjährigen Mädchen beobachtete, dessen ganze Haut, das Gesicht mit eingeschlossen, mit langen Haaren erst seit kurzem bedeckt worden ist.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 25. August 1817.

Leipzig.

Ben Vogel: Archiv für alte und neue Kirchengeschichte, herausgegeben von Dr. Carl Friedrich Stäudlin und Dr. Heinrich Gottlieb Tzschirner. 1816. Dritten Bandes erstes und zweytes Stück. 496 Seiten in groß Octav.

Im ersten Stücke ist 1. die im Jahre 1813 erschienene Abhandlung des Hrn. Prof. Möller zu Copenhagen *de fide Eusebii Caesareensis* mit seiner Genehmigung und gewiß zur Zufriedenheit des Publicums, welches dieß Archiv hat, wieder abgedruckt. Er ist der erste von denjenigen, welche in unseren Zeiten diese wichtige Untersuchung wieder vorgenommen und genauer als vorher geschehen war, vorgenommen haben, ohne daß einer durch den andern dazu veranlaßt wurde. Er handelt in drey Abschnitten von der Glaubwürdigkeit des Eusebii selbst, d. h. theils von seiner Fähigkeit, die Wahrheit zu sagen, seiner Lage, seinem Amte, seinen

Q (6)

Kenntnissen, Erfahrungen, Reisen, Lehrern, Hülfsmitteln, theils von seinem Willen, sie zu sagen, seinem Character überhaupt, hernach von den Quellen, deren, und der Art und Weise, wie er sich derselben bediente, endlich von der Critik des Eusebius, d. h. hier von der Art, wie er die erzählte That- sachen mit Beweisen und Zeugnissen unterstützt, wie er sie beurtheilt und prüft, und wie er unter mehre- ren verschiedenen Erzählungen eine Auswahl trifft oder sie zu vereinigen sucht. Im Jahre 1815 gab Herr Prof. Danz zu Jena, ohne von seinem Vor- gänger zu wissen, den ersten Theil einer Disputation: *De Eusebio Caesariensi, historiae ecclesiasti- cae scriptore ejusque fide historica recte aesti- manda* heraus. Er verbreitet sich darin ausführ- lich theils über das Leben des Eusebius, theils über die Quellen, die er gebrauchte. Wir wissen nicht, ob die Fortsetzung und Vollendung erschienen ist; nach dem von dem Verfasser angegebenen Plane sollten noch drey Kapitel hinzukommen, und zwar über die Fragen, wie sich Eusebius seiner Quellen bedient habe, um sein historisches Werk zu bilden, ob er durch Furcht oder Parteilichkeit gehindert worden sey, die Wahrheit zu sagen, und was sich aus dem Ganzen für Resultate zur Beurtheilung der Glaubwürdigkeit und überhaupt des Werths des Historikers Eusebius ergeben. Zuletzt ist noch eine von der hiesigen theologischen Facultät gekrönte Preisschrift eines ungemein hoffnungsvollen Jüng- lings Christian August Westner unter dem Titel: *Commentatio de Eusebii, historiae ecclesiasti- cae conditoris, auctoritate et fide diplomatica sive de ejus fontibus et ratione, qua eis usus est*. Gott. 1816, herausgekommen. In den Prolego- menis handelt er von der ganzen inneren Deconomie

und den Zwecken der Kirchengeschichte des Eusebius, von der Auswahl unter den Quellen, die ihm zu Gebot standen, und von der Zeit, zu welcher das Werk geschrieben ist. In der Abhandlung selbst ordnet er zuerst die Quellen, und zwar nicht bloß so, wie sie der Reihe nach in der gedachten Kirchengeschichte vorkommen, wie Danz, noch auch nach ihrer äußeren Form, wie Möller gethan hatte, sondern mehr nach ihrem Inhalte, der Zeit ihres Ursprungs und so, daß aus ihrer Anordnung und Eintheilung zugleich im Allgemeinen über den Werth und das Ansehen derselben geurtheilt werden kann. Nach diesem untersucht er, wie Eusebius seine Quellen und Notizen beurtheilt und einer Critik unterworfen, sie ausgezogen und in sein Werk verlegt, Schlüsse daraus gezogen, und nach welchem Plane er sein ganzes Werk entworfen und ausgeführt habe. II. Versuch einer Geschichte der christlichen Geißlergesellschaften, d. h. solcher Gesellschaften von Christen, in denen die freywillige Geißelung als ein Hauptzweck der Verbindung ausgeübt wurde, nebst einem Anhang über einige mit den Geißlern verwechselte Gesellschaften. Ein Beitrag zur christlichen Kirchen- und Religionsgeschichte, von Ernst Günther Förstemann. Noch nie ist dieser Gegenstand, der den Geist mehrerer verfloßener Jahrhunderte so sprechend characterisirt, aus Zeitumständen so viel Licht gewinnen kann und auch für den Anthropologen so merkwürdig ist, mit so viel Sorgfalt, Genauigkeit, Umfassung und Unterscheidung behandelt worden, wie hier geschieht. Der Verfasser, ehemahls unser würdiger academischer Mitbürger, hat nicht nur seine Vorgänger benutzt, sondern überall aus den ersten, oft sehr reichen, lautern und bisher vernachlässigten Quellen geschöpft, und eine

Menge neuer Hülfsmittel zu Rath gezogen. Nach einer allgemeinen Darstellung des Ursprungs und Fortgangs der freiwilligen Geißelungen unter den Christen erzählt er die Geschichte der Flagellanten-Gesellschaften nach folgendem Plane: I. öffentlich aufziehende Geißler, A. außerordentliche Geißelfahrten ohne zureichende kirchliche Autorisation in Italien, Deutschland, Spanien u. a. Ländern; B. regelmäßige Geißelprocessionen mit kirchlicher Autorisation, durch stehende Bruderschaften und besonders zusammengetretene Fromme. II. Heimliche keizerliche Flagellanten in Deutschland. Inquisitorisches Verfahren wider sie. Die mit den Flagellanten verwechselten Gesellschaften, von welchen wird gehandelt werden, sind 1. die Johannis-Läger in den Niederlanden und die Veits-Läger zu Straßburg; 2. die Schwärmer und Betrüger, welche das gelobte Land von den Ungläubigen befreien wollen, ein Kreuzzug von Knaben aus Frankreich und Deutschland, die Pastorels in Frankreich, die Kreuzbrüder in Deutschland, die weißen Brüder in Preußen; 3. Notten unruhiger Kriegerleute in Deutschland; 4. Italiänische weiße Büßende in Deutschland; 5. Flagelliferi in Preußen. — III. Fortgesetzte Nachrichten über die Britische und ausländische Bibelgesellschaft in London. Von C. J. Stäudlin. Zuerst eine Uebersicht über das Ganze, welche bis in den October 1814 geht, und aus einem von dem Dr. Steinkopf mitgetheilten gedruckten Blatte unter dem Titel: British and foreign Bible-Society Compendium übersetzt ist. Hernach eine Uebersetzung der: Letters relative to a tour on the continent, undertaken at the request of the committee of the British and foreign Bible-Society in the Year 1812; by *Christ. Fr. A.*

*Steinkopf.* 2 edit. Lond. 1814. Man lernt daraus den Mann näher kennen, der so viel Antheil an der Stiftung und den Fortschritten der Gesellschaft hat. Die ganze Reise, die er beschreibt, ist wegen der Umstände, unter welchen sie unternommen wurde, und der Wirkungen die sie hervorbrachte, ungemein merkwürdig. Es finden sich in diesen Briefen auch manche neue historische Nachrichten und Aufschlüsse über die Art und Weise, wie die Gesellschaft ihre Zwecke zu erreichen strebt. IV. *Vertheidigung der Protestanten in Niederlanguedoc.* Aus dem Französischen übersetzt von Gust. W. Stenzel. Das Original ist 1815 herausgekommen. Vergleicht man noch anderweitige Nachrichten, so kann man kaum zweifeln, daß auch die Protestanten fehlten, indem sie dem Könige nicht das Vertrauen schenkten, das er verdiente, und zum Theil dem wieder aufgetretenen Usurpator anhiengen, und daß die Katholiken ihre Kirche und den König zum Vorwand nahmen, um ihre Leidenschaften zu befriedigen. — Zweytes Stück. I. *Die Religion des Norden vor den Zeiten Odins.* Von Dr. Friedrich Münter, Bischof von Seeland und Königl. Dänischer Ordensbischof. Der Anfang einer bereits vor mehreren Jahren ausgearbeiteten noch ungedruckten Geschichte der Einführung des Christenthums in Dänemark und Norwegen, welche sich mit einem Religions- und Sittengemälde des heidnischen Nordens eröffnen mußte. Mit großer Mühe ist hier aus zerstreuten Bruchstücken und Spuren vieles gesammelt, verbunden und gemuthmaßt; die ganze Abhandlung ist der bekannsten gründlichen und mannichfaltigen Gelehrsamkeit und Combinationsgabe des Verfassers würdig. Man findet Untersuchungen über die ältesten Bewohner des Nordens, die älteste Religion daselbst

im Allgemeinen und Besonderen, namentlich die Verehrung Thors, Odins und Freyas, die Verehrung der Elemente, die vielen übrigen Gottheiten, die Vorstellungen von der Seelenwanderung, dem Zustande nach dem Tode, den Weltperioden, dem Untergange und der Erneuerung der Welt, dem Gottesdienste, Opfer, Weissagerinnen, Zauberern. II. Geschichte der Dissenters in Britannien von der Revolution 1688 bis 1808, von David Hogue und J. Bennett. Abgekürzt und übersetzt von C. J. Stäudlin. Fortsetzung. Diese Geschichte wird in ihrem Fortschreiten immer interessanter, und liefert immer mehrere unter uns vorher unbekannt Nachrichten. Der dießmahl gelieferte Theil beschäftigt sich vornehmlich mit den Methodisten. In dem nächsten Stücke des Archivs wird das Ganze beendigt werden. III. Versuch einer Geschichte der christlichen Geißlergesellschaften, von P. G. Förstemann. Fortsetzung. IV. Hildesheimische Kirchengeschichte seit der Westphälisch-Französischen Regierung bis zur Verbindung Hildesheims mit Hannover, von Stephan Kästner. Derselbige Verfasser hat schon früher in Stäudlin's Magazin für Religion, Moral und Kirchengeschichte III, 2, 3. eine Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirche im Fürstenthum Hildesheim zu liefern angefangen. V. Kurze Nachricht von der neu'errichteten theologischen Lehranstalt zu Ellwangen im Königreiche Württemberg.

#### Paris.

In der Königl. Druckerey: *Traité de la législation criminelle en France, dédié à sa grandeur Mgr. Dambray, chancelier de France; par J. M. le Graverend, chevalier de l'ordre*

royal de la légion d'honneur, Avocat à la Cour royale de Paris, ancien Censeur royal, Directeur des affaires criminelles et des grâces au ministère de la justice, auteur du traité de la procédure criminelle devant les tribunaux militaires et maritimes de toute espèce, etc. 1816. Tome I. XLVIII und 665 Seiten; Tome II. 733 Seiten in groß Quart.

Dieses Werk enthält eine sehr genaue Darstellung der Französischen Gerichtsverfassung und Rechtspflege in peinlichen Sachen, so wie dieselbe durch die bekannten neuen Gesetzbücher, den Code d'instruction criminelle, und den Code pénal, nicht minder durch die Napoleonischen Decrete und Gesetze, welche bekanntlich alle, so weit sie sich auf die Gerichtsverfassung beziehen, in der so genannten constitutionellen Karte, formlich bestätigt worden sind, eingeführt und ausgebildet worden ist. Es verhält sich in so fern auf der einen Seite, als ein mit historischen Andeutungen der frühern Gesetzgebung begleiteter, und überall durch die Aussprüche und Erkenntnisse der Gerichtshöfe, namentlich des Casationshofs, bekräfteter, jedoch in selbstgewählter Ordnung abgefaßter Commentar über den Code d'instruction criminelle, und die allgemeinen Grundsätze des Code pénal —, und selten ist die Lehre von den einzelnen Verbrechen und deren Strafen selbst berührt; — auf der andern Seite hat der Verfasser aber auch dasjenige Verfahren entwickelt, welches bey den so genannten tribunaux d'exception, als den Kriegs-, See- und Zollgerichten beobachtet wird, und so mithin die Grenzen der allgemeinen peinlichen Rechtspflege überschritten. Hin und wieder finden sich auch freymüthige Aeußerungen über die Unzweckmäßigkeit mancher gesetz-



1360 G. g. N. 136. St., den 25. Aug. 1817.

lichen Verfügung, und belehrende, aus der Criminalpolitik entnommene Winke. Die Ausführung selbst würde gewiß von unsern Geschäftsmännern als eine "recht praktische" anerkannt werden, wenn nicht glücklicher Weise das Werk selbst für uns gegenwärtig nur ein litterarisches Interesse behalten hätte; wenigstens zweifelt Ref., welcher in jenen Zeiten schmällicher Unterdrückung leider auch in dem Falle war, die peinliche Rechtspflege nach Französischen Gesetzen verwalten zu müssen, nicht an der großen Brauchbarkeit desselben. — Die vorstehende Introduction soll einen kurzen Abriss der peinlichen Rechtspflege aller Staaten und Völker bis auf die neueste Zeit enthalten; besser wäre es, sie wäre weggeblieben, da sie von den ärgsten Schnitzern wimmelt, und einen neuen Beweis von dem Sinken aller gründlichen Kenntnisse in Frankreich abgibt: die einzige Quelle der Notizen über die neuern Europäischen Gesetzgebungen scheint der *Moniteur* zu seyn; auch ist es leider nur zu bekannt, daß sich die Franzosen bey ihren geschichtlichen Darstellungen dessen, was außer ihrem Lande geschieht, selten über ihn erheben. Die einzige einigermaßen unbekanntere Notiz, daß der *Advocat Emanuel Brossierard* die Uebersetzung des Preussischen Landrechts besorgte, welche im Jahre 1804 unter dem Titel *Code général des états Prussiens* auf Kosten der Regierung herauskam, um dem nachmahligem *Code Napoléon* zur Vorarbeit dienen zu können, (obgleich die Redactoren des letztern dennoch keine Rücksicht auf dasselbe genommen haben, und es vielmehr nur Einmahl in den *Discussions* und noch dazu mit einer bitteren Abfertigung erwähnt ist,) möchte allein noch auszuheben seyn.

---

— — — — —

## Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

137. Stück.

Den 28. August 1817.

---

Göttingen.

Von ihrem Correspondenten, Hrn. Dr. Siedler in Hildburghausen, gegenwärtig in London, hat die Königl. Societät durch Hrn. Hofr. Seeren Nachrichten über seine dortigen Versuche zur Abwicklung der bekannten verkohlten Handschriften aus Herculanium, oder eigentlich Pompeji, erhalten, welche wir uns beeilen dem Publicum mitzutheilen.

Wahrscheinlich erinnern sich die Leser, daß bereits vor 2½ Jahren von diesem Gegenstande in unsern Blättern die Rede war. Herr Dr. Siedler legte damals der Königl. Societät einen Bericht über die von ihm erfundene Methode der Abwicklung jener Handschriften vor; und erbat sich zugleich die Ernennung eines Ausschusses dieselbe genauer zu prüfen. Durch den damaligen Director Herrn Hofr. Osiander wurden die Herren Blumenbach, Hauemann und Seeren damit beauftragt. In der feyerlichen Sitzung vom 9. Nov. 1814 unter dem Vorsitz ihres erlauchten Präsidenten Sr. Königl.

N (6)

Hoheit des Herrn Herzogs von Cambridge, wurde der Bericht darüber von dem Hrn. Hofr. Zeeren vorgefattet; und das Urtheil der Commission fiel dahin aus, daß die Methode des Hrn. Dr. Sackler allerdings, besonders durch die beigelegten Proben, die gegründete Hoffnung gebe, daß das gewünschte Ziel auf diesem Wege werde erreicht werden können. (s. Göt. gel. Anz. 1814. St. 200.) Dieses Urtheil verfehlte nicht, wenn gleich erst etwas spät, Aufmerksamkeit sowohl bey den Französischen als Englischen Gelehrten zu erregen. Bekanntlich hatte schon seit vielen Jahren Sr. Königl. Hoheit der Prinz Regent durch den Hrn. Zayter in Neapel Versuche zu der Abwicklung anstellen lassen; welche jedoch zuletzt als vergeblich aufgegeben werden mußten. Kaum aber war die vorgeschlagene Methode des Hrn. Dr. Sackler durch den Ritter Tyrrowhitt, der schon bey den Unternehmungen des Hrn. Zayter die Aufsicht geführt hatte, in England bekannt geworden, als der Herr Dr. Sackler die Einladung erhielt nach London zu kommen, und dorten seine Versuche an den daselbst befindlichen Rollen anzustellen. Zu diesem Ende ward der Ritter Tyrrowhitt selbst nach Hildburghausen geschickt, sowohl um vorläufig seine Methode zu beurtheilen, als ihm die Erlaubniß seines Landesherrn auszuwirken. Zugleich ward in London eine Commission errichtet, bestehend aus dem Lord Castlereagh, Lord Grenville, Sir Joseph Banks, dem Ritter Davis (dem Chemiker), und dem Ritter Tyrrowhitt selbst, unter deren Aufsicht der Doctor arbeiten sollte. Nach erhaltenem Urlaub auf mehrere Monate verließ Herr Dr. Sackler noch im May Hildburghausen, und kam am 12. Jun. d. J. in London an. Den weitem Bericht statten wir mit Hrn. Dr. Sackler's eignen Worten ab.

“Als ich, schreibt er unter dem 23. Jul., am 12. Jun. Abends hier in London angekommen war, und erfahren hatte, daß ich mein Geschäft nicht zu Orford sondern zu London unternehmen sollte, hatte ich am 15. Jun. die Ehre der zur Oberaufsicht über meine Arbeiten bestellten Commission im House of Lords vorgestellt zu werden, und aus den Händen des Lord Grenville, Canzler von Orford, aus den 14 mir vorgelegten Herculanensischen Rollen Eine zur Entwicklung zu erhalten. Ich konnte wählen, und nahm die zweite, welche die Zahl 1570 in Neapel bekommen hatte. Diese Rolle schien sich mir am leichtesten behandeln zu lassen, ob sie gleich mehr als zwanzig größere äußere Verlesungen, und unzählige kleine an sich trug; und durch die Menge ihrer Falten, und ihre braune Farbe mehr einer vertrockneten Baumwurzel als einer verkohlten Papyrusrolle ähnlich zu seyn schien; denn leider! mußte ich sogleich bemerken, daß die vorgelegten Rollen alle keineswegs zu den mittelmäßig guten, oder zu den bessern, wie man sie zu Neapel findet, sondern vielmehr zu den allerschwierigsten für jede nur denkbare Entwicklung gehörten. Zu gleicher Zeit ward mir auch in dem House of Lords ein Zimmer angewiesen, wo ich meine Entwicklung zu unternehmen habe. Den Anfang damit konnte ich aber erst am 1. Jul. machen, als ich meinen Coffer von der Douane erhielt, worin sich meine Maschine befand. Am 3. Jul. hatte ich die Ehre von mehreren Mitgliedern der Commission besucht zu werden. Diese waren der Chemiker Ritter Davis, der Lord Colchester nebst Ritter Tyrwhitt. Diesen konnte ich schon ein ganzes 5 Zoll breites, und gegen 8 Zoll langes von mit abgelöstes Blatt übergeben; was die Frucht einer zwölfstündigen Arbeit war. Da sich aber die Committee von dem ganzen Hergang

meiner Methode, und deren — wie es schien sie über-  
 raschendem — schnellem Erfolg die möglichste sichere  
 Ueberzeugung durch eigene Ansicht verschaffen wollte,  
 so ward ich am Tage darauf, als am 4. Jun. von  
 denselben Herren, mit denen sich noch Sir Joseph  
 Banks verbunden hatte, wiederum besucht; und in  
 deren Gegenwart hatte ich nicht nur wiederum ein  
 eben so großes Stück als das vorige von der Rolle  
 abzulösen, sondern auch meine ganze Methode zu  
 zeigen, und die Mittel herzubringen, deren ich mich  
 dabei bediene. Hierüber erhielt ich mündliche Äuße-  
 rungen von Zufriedenheit, und nach einer acht Tage  
 darauf wiederum erfolgten Zusammenkunft der Com-  
 mittee, und einem Besuche derselben, ward mir der  
 schriftliche Beschluß derselben zugesertigt, dem zu  
 Folge ich in meinem Entwicklungsgeschäfte fortzu-  
 fahren beauftragt ward; welcher für mich, da von  
 einer solchen Entscheidung nach der getroffenen Ueber-  
 einkunft mein längerer Aufenthalt in England ab-  
 hängen sollte, von Wichtigkeit war. Am 14. Jul.  
 hatte ich bey zehntägiger Arbeit von derselben Rolle  
 schon sieben Blätter abgenommen; und folglich Alles,  
 was in einer so kurzen Zeit zu thun möglich war,  
 geleistet. Leider! aber war auf keinem dieser Blätter  
 auch nur eine Spur von Schrift, oder auch nur  
 Schriftzeichen zu entdecken; selbst mit Hülfe der  
 besten Augengläser. Ueberhaupt zeigt die ganze  
 Rolle sich in einem so sehr verwesten, und durch  
 Feuchtigkeit so sehr zerwesten Zustande, daß von ihr  
 durchaus nichts an Schrift, selbst in ihrem Innern  
 erwartet werden konnte. Die Farbe war braun und  
 nicht schwarz; in den Falten, selbst noch unter der  
 siebenten Lage, saß Meersand; und tief in die Masse  
 des Papyrus waren kleine Kiesel eingedrungen.  
 Keine Lage, oder kein Blatt war ganz geblieben,  
 sondern sie bestand aus einzelnen unzusammenhän-

genden Lamellen, zwischen denen sich dichter Moder aufgesetzt hatte. Alles beweiset, daß die Rolle in Meerwasser vorher erweicht, zusammengesunken und die Falten gebildet, daß sie endlich darin ihre Schrift verloren hatte, ehe die Verkohlung derselben, die dann nur unvollkommen seyn konnte, erfolgt war. Demnach beschloß die Committee in einem mir zugefertigten Schreiben, in dem sie diese Umstände angab, daß ich mit der Entwicklung an dieser Rolle weiter nicht fortfahren sollte. Sie übergab mir vor sechs Tagen eine zweyte, welche die Nummer 1460 trägt. Diese befand sich in einem ungleich bessern Zustande von Verkohlung, was auch ihre schwärzere Farbe anzeigte; allein die Falten in ihr waren noch tiefer; überall war sie gebrochen, und die Unebenheiten auf ihr wechseln so häufig ab, daß sie nicht auf  $\frac{1}{4}$  Zoll eine nur etwas ebene Fläche darbietet. Bis jetzt habe ich, nachdem ich allenthalben an und in ihr Seesand und kleine Kiesel angetroffen, demungeachtet fünf große Stücke abgenommen, von denen das größte 17 Zeilen sehr schöne Uncialschrift darstellt, die aber, sehr verwischt, an manchen Orten gänzlich vernichtet, und deshalb mit Mühe zu lesen ist. Doch lassen sich mehrere Worte ganz erhalten darauf erkennen, unter denen ΠΕΠΛΕΣ, ΑΠΟΑΛΩΝΟΣ die vorzüglichsten sind. In der That scheint dieses Manuscript ein Dichterwerk enthalten zu haben. Aber leider! ist auch bey diesem keine Hoffnung zu einem nur einigermaßen günstigen Resultat vorhanden. Bey der Verkohlung sind ganze Lagen theils gänzlich verschwunden, theils in kleine Stückchen zerlegt worden. Es scheint mir unmöglich zu seyn aus ihr nur zwey ganze Zeilen herauszubringen. Dazu kommt noch, daß alle Lagen gänzlich durch die tiefen Falten verschoben und überall gebrochen sind. Uebrigens sind die Blätter

so dünn, daß man sie nur mit der Schneide eines scharfen Federmessers vergleichen kann; und doch gleicht die Rolle einer compacten, fest zusammengeleiteten erdartigen Masse, wo an irgend einen Zwischenraumb der Lagen nirgend zu denken ist. Von der Unmöglichkeit einer vollständigen Entwicklung dieser Rolle haben die Herren der Committee sich in der vorgestriegen Zusammenkunft überzeugen lassen, und mir zwar zu erkennen gegeben, daß ich an der Entwicklung derselben einstweilen noch fortfahren möge; zu gleicher Zeit aber haben sie mir eine dritte Rolle mit Nr. 1505 übergeben, die aber von ähnlicher Beschaffenheit zu seyn scheint, um sie auf einer zweyten Maschine, die hier auf Befehl der Committee verfertigt wird, zu entwickeln.

Demnach finde ich durch die Refultate, welche die Rollen bey ihrer Entwicklung liefern, das Urtheil bestätigt, das ich sogleich bey der ersten Ansicht derselben vor der Committee abgegeben hatte. Sie gehören, wie schon ihre Nummern bezeugen, zu den letzten und schlechtesten von allen denen die man zu Neapel hatte; oder zu den Desesperés, wie Millin sie nennt. Nur deshalb, und weil sie die festesten waren, sind sie von dort hieher versandt worden. So unangenehm mir dieses seyn muß, so wenig werde ich es doch an Eifer alles Mögliche zu thun fehlen lassen."

So weit Herr Dr. Sickler. Die Bemerkungen welche wir über das Mitgetheilte machen könnten, werden sich den Lesern von selbst darbieten. Die Hauptsache ist: die Methode des Hrn. Dr. S. hat sich erprobt. Konnte sie bey den verderbtesten dieser Handschriften mit Erfolg angewandt werden, — wie viel läßt sich nicht bey den besser erhaltenen erwarten? Daß aber eine Verschiedenheit hier statt findet, daß die Schrift nicht auf allen durch ein-

gedrungenes Seewasser (das nach Plin. Epist. VI, 16. der Vesuv zugleich mit der Asche und den Steinen auswarf) verdorben oder veräschert sey, lehrt schon die Verschiedenheit der beiden behandelten Rollen. Mit Zuversicht dürfen wir hoffen, daß man nicht stehen bleiben wird, daß die Versuche an besser erhaltenen Rollen, sey es in London oder in Neapel, werden fortgesetzt werden. Wie groß oder wie gering daraus der Gewinn für die Litteratur seyn wird, kann allerdings erst der Erfolg lehren; nur voreiligen und wegwerfenden Urtheilen möchten wir widersprechen. Doch dessen bedarf es für besonnene Leser nicht, denen es nicht unbekannt ist, daß wichtige Erfindungen selten auf einmahl in ihrer Vollkommenheit gemacht wurden, sondern erst der Pflege bedurften, um zu ihrer Reife zu gelangen.

§ n.

### Palermo.

In der Königl. Druckerey: *Alcune riflessioni di un oltramontano su la creduta Galatea di Raffael d'Urbino.* 1816. 11 Seiten in Octav.

Gegenwärtige Schrift, welche in der bekanntesten Reise der Gräfinn v. d. Recke, bereits im Jahre 1815 durch den Hrn. Hofrath Böttcher, Deutsch, mit Anmerkungen von demselben, herausgegeben worden ist, hat den würdigen und kenntnißvollen, unsern Lesern schon hinlänglich bekannten Marchese Gauff zum Verfasser. In einem Schreiben desselben an N. sagt er von diesem Werke: "Un'altra breve mia memoria sulla creduta Galatea di Raffaello V. S. averà potuto leggere nel Giornale di un viaggio in Italia della Signora Contessa v. d. Recke. Io lo comunicai à



questa Dama per farne quell' uso che vorrebbe, e non ne avendo piu notizia in molti anni, mi risolsi a tradurlo in italiano, specialmente per esser conosciuto in Roma, dove incontrò buona accoglienza etc."

Die berühmte so genannte Galathea befindet sich in Rom in der Farnesina, und war nebst den andern Gemälden für Agostino Ghigi verfertigt worden. Vasori, Ed. Bottari II 104, ist gewiß der Erste, welcher dieses Gemählde als Galathea gedenkt, und da sich Raphael in einem Brief an den Grafen Castiglione auf eine Zeichnung oder den Entwurf eines Gemählde der Galathea, allein nicht auf dieses Bild bezieht, so ist leicht zu begreifen, warum dieses Sujet, welches, wie der Verfasser gewiß mit vollem Recht behauptet, den Triumph der Venus darstellt, für die Galathea gehalten worden ist. Diese Meinung wird dadurch noch bestätigt, indem dieses Bild dann in vollkommener Verbindung mit allen übrigen dort befindlichen Gemälden kommt, welches als Galathea ganz für sich und isolirt seyn würde. Freylich hätte Raphael dieser schönen Tochter des Nereus eben sowohl ein Opfer bringen können, als es A. Carracci in der Farnesischen Gallerie, F. Albani in der Verospischen, Carlo Maratta und mehrere andere berühmte Künstler gethan haben, und der Verfasser führt selbst ein solches Bild der Galathea unter den Gemälden an, welche uns Philostratus beschreibt. Da diese Schrift übrigens durch die Deutsche Uebersetzung den Liebhabern der bildenden Künste hinlänglich bekannt seyn wird, so schließen wir diese Anzeige mit dem Wunsche, daß uns der Marchese Haus noch recht oft mit solchen interessanten Untersuchungen erfreuen möge.

— — — — —

**G ö t t i n g i s c h e**  
**g e l e h r t e A n z e i g e n**  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

138. Stück.

Den 30. August 1817.

---

M ü n c h e n .

Aus dem dasigen statistisch-topographischen Bureau hat die hiesige Königliche Bibliothek folgendes Prachtwerk zum Geschenk erhalten: Topographischer Atlas des Königreichs Bayern, auf Befehl Sr. Majestät des Königs unter der Leitung des Obristen und Directors von Seyffer von Sr. Majestät statistisch-topographischem Bureau herausgegeben. In Royal-Folio, bis jetzt 15 Blätter.

In allem, was bey einem solchen Werke in Anfrage kommt, in wissenschaftlicher Genauigkeit, in Größe des Maßstabs, in Schönheit der Zeichnung, in Manier und Eleganz des Sticks ein wahrhaft königliches Werk, wie es sich aus der Regierung Maximilian Joseph I. erwarten ließ, dessen Munificenz gegen Wissenschaft und Kunst sich selbst von den schwierigsten Zeiten nicht unterbrechen ließ. Die oberste Leitung des wichtigen Unternehmens führte bisher der Graf von Montgelas mit der ihm eigenen erleuchteten Umsicht mittelst eines 1808 gestifteten geographisch-statistischen Bureau's und des thätigen

S (6)

und einsichtsvollen Beystandes des Directors dieses Instituts, unsers ehemahligen hochgeschätzten Collegen, des jetzigen Hrn. Obristen von Seyffer, der nun, da das topographische Bureau mit dem Kriegsministerium verbunden ist, die Ermunterung des Hrn. Generallieutenants von Raglowich, eines erfahrenen Kenners dieses Fachs, als Vorstandes des topographischen Instituts, zur eifrigen Fortsetzung seiner Bemühungen genießt.

Die ersten Vorarbeiten zu diesem Nationalwerk begannen die Bayerischen Ingenieure in Gesellschaft einiger Französischer Ingenieurs géographes unter Bonne's Leitung gerade mit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts mittelst der Vermessung des Bayerischen Landes durch die Aufnahme einer Basis vom nördlichen Gaudstättle zu München bis zum Kirchturme bey Auffkirchen (bey Erding). Sie betrug 74191,04 Bayerische Fuß, also beynabe sechs Stunden: die längste Grundlinie, welche bisher in Europa mit der hier angewendeten Genauigkeit gemessen worden ist. Es wird der Wichtigkeit des Werks gemäß seyn, wenn wir diese aus einer vor uns liegenden Schrift über München unter Maximilian Joseph I. etwas genauer angeben. Nach jener Vorarbeit wurde über das ehemahlige Herzogthum Bayern eine Kette von Haupt- und Secundär-Dreiecken gezogen und der größte Theil des Landes in einem Maßstabe, den Bayerischen Schuh zu  $\frac{1}{288000}$  gerechnet, vermessen. Darauf wurden einige Orte, besonders die von dem Herrn Obristen von Seyffer zu diesem Zwecke erbaute Interims-Sternwarte bey Kammersdorf astronomisch bestimmt, die Basis und die ganze Kette von dieser Sternwarte aus durch Messung mehrerer Azimuthe orientirt, die trigonometrischen Messungen mit Repetitions-Theodoliten in den übrigen Theilen des König-

reichs fortgesetzt, so daß wenigstens jeder Kirchturm und alle beträchtlich erhöhte Orte auf diese Art bestimmt wurden. Das zu vermessende Land ist in Sectionen getheilt, deren jede sieben Quadratstunden Flächeninhalt hat. Auf diese Sectionen werden mehrere trigonometrische Punkte aufgetragen, so daß der Topographe bey der Detailvermessung, ohne Messung einer Basis mit der Kette, welches immer eine unzuverlässige Aushülfe ist, seinen Tisch genau orientiren kann, und so Jeder, unabhängig von allen übrigen Ingenieur-Topographen, seine Section anzufüllen im Stande ist. Jedes Aufnahmeblatt wird dann auf dem Terrain selbst sorgfältigst revidirt. Auf diese genaue Weise wird die ganze Aufnahme des Königreichs fortgesetzt. Die Ingenieur-Topographen stellen an allen vorzüglich hierzu geeigneten Orten barometrische und thermometrische Beobachtungen zu bestimmten Stunden an, correspondirend mit den Beobachtungen zu München, welche zu einem einst aufzustellenden Nivellement des ganzen Landes, und jetzt schon zur Graduation der Gebirgszeichnung gebraucht werden. Zur Verminderung der Fehler, welche sich bey dergleichen Messungen immer unvermeidlich einschleichen, ist der Aufnahmemaßstab zu  $\frac{1}{24000}$ ; der Maßstab der Karte aber zu  $\frac{1}{72000}$  gewählt. Jede gestochene Karte ist also eine Reduction der aufgenommenen Zeichnung. Damit nun diese Reduction möglichst genau werde, wird jedes Blatt nach einer von dem Herrn Director v. Seyffer verbesserten Projection von krummlinigen Parallelen und Meridianen graduirt, alle vorhandenen trigonometrischen Punkte werden in dasselbe eingetragen, und so wird die Reduction von Dreyeck zu Dreyeck vorgenommen. Die Projection wird gleichfalls, unmittelbar nach der Rechnung auf die Kupferplatte getragen, nicht copirt.

So ward die musterhafte Genauigkeit des Bayerischen Nationalatlases möglich, von dem wir folgende Blätter in verschiedener Größe vor uns haben: 1. Plan der Haupt- und Residenzstadt München; 2. derselbe im Kleinen; 3. Umgebungen von München; 4. der Englische Garten bey München; darauf beginnen die eigentlichen Karten: 5. München, 6. Dachau, 7. Ingolstadt, 8. Wolfartshausen, 9. Landshut, 10. Pfaffenhofen, 11. Eggmühl, 12. Lam, 13. Regensburg, 14. Augsburg, 15. Wittelsbach. Nach dieser Anlage wird das Ganze auf ungefähr 122 Blätter berechnet.

Wir kommen zur Kunstausführung. Mit patriotischer Theilnahme haben wir den sorgfältigen Fleiß der Herren Consoni, Coulon, Dieterich, Green, Herdegen, H. Poffelt, von Rickauer, Richauer und von Stubenrauch als Zeichner, und die Reinheit und Gleichheit des Stiches der Herren Bernflau, J. Cappel, Edler, Gebhardt, Schleich und Seig bewundert. Die letztere ist besonders unerwartet, da die Blätter aus den Händen ganz verschiedener Künstler kommen, und nur daraus erklärbar, daß mit dem statistisch-topographischen Bureau auch eine Ingenieurschule und eine Schule für Kupferstecher verbunden ist. Nur dadurch ließ sich die so vollkommene Einheit in Zeichnung und Stich erreichen. Zur großen Ehre der sämtlichen Theilnehmer und der Leitung des Ganzen wird selbst das Ausland Vorzüge hier vereinigt finden, die in ähnlichen Unternehmungen des prachtliebenden Auslandes selten beysammen sind. Nur zuweilen hätten wir mehr Kraft und Veränderung in das Buschwerk und die Waldungen, und bey einigen Anhöhen und Gebirgen angebracht zu sehen gewünscht, so wie die Schattenparthien etwas schärfer hätten angedeutet werden können.

138. St., den 30. Aug. 1817. 1373

Wir verbinden mit dieser Anzeige zugleich die des Werks, aus dem wir das Historische in der Beschreibung des Bayerischen Nationalatlasses geschöpft haben:

#### Mainz.

Bei Florian Kupferberg: **München unter König Maximilian Joseph I.** Ein historischer Versuch zu Bayerns rechter Würdigung. Von Dr. Christian Müller. Erster Theil. 1816. 404 Seiten. Zweyter Theil. 1817. 646 Seiten in Octav.

Den frühern beliebten Beschreibungen von Westerteder und Zübner ist eine neuere Zeit mit ihren Schöpfungen vorgerückt; Eisenmann hat sich einen ganz neuen weniger ausgedehnten Plan vorgesteckt. Uebrigens muß es auch interessant seyn, das Urtheil eines Ausländers zu vernehmen, das uns in einer muntern und schönen Sprache gegeben wird, und das, wie doch wohl nicht mit Billigkeit mißkannt werden mag, aus dem verständigen Gebrauch nicht gemeiner und echter Quellen hervorgegangen ist.

#### Edinburgh.

*Memoirs of the life and writings of George Buchanan.* By David Irving, LL. D. The second edition. 1817. 435 S. in groß Octav.

Buchanan nimmt unter den Gelehrten seiner Zeit, einer an Männern, die durch das eifrige Studium der Griechischen und Römischen Classiker sich bildeten, nicht armen Zeit, eine der obersten Stellen ein. Als Lateinischer Dichter ist er wohl überall von keinem neuern, und als Geschichtschreiber nur von wenigen seiner Zeitgenossen erreicht worden. Auch sein Einfluß auf die Staatsangelegenheiten und besonders die Religionsveränderungen seines Vaterlandes ist von

Bedeutung. Allerdings ist es daher zu verwundern, daß die vor uns liegende die erste ausführliche, und außer der von Clericus (in der Bibl. Choisie Tom. VIII.) die einzige, besonders erschienene, Lebensbeschreibung desselben ist. Dafür ist diese aber auch mit einer seltenern Sorgfalt, Genauigkeit und Gründlichkeit zufolge einer sehr ausgebreiteten Veselesenheit, ausgefertigt. Nicht nur alles Buchanan selbst betreffende ist sorgfältig gesammelt und gründlich geprüft; sondern auch keiner der vielen mit ihm durch Briefwechsel, Aemter oder sonst in Verbindung gewesener Gelehrten und Staatsmänner wird angeführt, ohne daß das Hauptsächlichste über dessen Leben, Schriften, Verdienste, angezeigt wird; welches, wenn es auch nicht zum Verständniß des Ersten nöthig war, doch, da alles gut vorgetragen ist, die Unterhaltung und das Interesse des Ganzen vermehrt. Buchanan hat nicht nur seine litterarische Bildung in Frankreich erhalten, sondern auch daselbst in Bourdeaux und Paris lange gelehrt; weswegen auch einige Franzosen nicht abgeneigt sind, den Ihrigen ihn zuzugesellen. Einige Zeit lehrte er auch in Coimbra; wo aber seine nicht mehr geheimen Gesinnungen in Ansehung der kirchlichen Reformen, und besonders seine Satyren gegen die Mönche, ihm bald Verdacht zuzogen. Als er nach einer Abwesenheit von 23 Jahren in sein Vaterland zurückkehrte, bediente sich nicht nur seiner zu ihren eigenen Studien die junge Königin Maria, sondern er wurde einer der vornehmsten Lehrer und Erzieher ihres Sohns Jacob. Gegen den jungen Prinzen, von dem er doch bessere Hoffnungen, als in Erfüllung giengen, zu hegen schien, war er strenge bis zu mehrmahliger körperlicher Züchtigung; und auch da er König war, bewies er gegen ihn die größte und standhafteste Freymüthigkeit. Er hat ihm mehrere

feiner Schriften zugeeignet; aber weniger um ihm zu schmeicheln, als auch bey dieser Gelegenheit gute Lehren zu geben. So heißt es in der Zueignung des *Baptistes*, since I have been employed in your education, all my compositions approach you with familiarity, salute you, converse with you, and repose under the shade of your protection. Und es bestimme ihn, fährt er fort, zu dieser Zueignung insbesondere auch der Umstand, that it clearly discloses the punishment of tyrants, and the misery which awaits them even when their prosperity seems at the height. — I therefore wish this work to remain as a witness to posterity, that, if impelled by evil counsellors, or suffering the licentiousness of rŏyalty to prevail over a virtuous education, you should hereafter be guilty of any improper conduct, the fault may be imputed, not to your preceptors, but to you, who have not obeyed their salutary admonitions. Nicht minder in der Zueignung des Buchs: *de jure regni apud Scotos*; welches, wegen der damahls ungewŏhnlichen Aeußerungen über Grund und Grenze der Regentenrechte vielen Widerspruch, und wie auch seine Geschichte von Schottland öffentliche Verdammungsurtheile nach sich zog, in der Folge aber um desto mehr hochgeschätzt wurde; auf welches daher ein Englischer Schriftsteller sehr passend die Worte des Tacitus anwendete: *punitis ingeniis gliscit auctoritas*. Auch ließ Buchanan weder durch den König noch durch seine furchtsamern Freunde sich bewegen, was er von den Vergehungen der Königin Maria gesagt hatte, auf irgend eine Weise zurückzuziehen oder zu mildern; weil er von der Wahrheit seiner Berichte und Urtheile überzeugt war. (Eben so wenig Thuanus zum Widerspruch, wie man gern gesehen



1376 G. g. A. 138. St., den 30. Aug. 1817.

hätte; weil Buchanan's Aussage ihm mehr galt als die dem Hofe gefälliger oder sonst parteyischer Referenten.) Daß er in seiner Geschichte nicht nur, sondern auch in der von der Königin Elisabeth angeordneten Commission als Ankläger der Maria auftrat, hat man nicht nur für Undank erklären, da er einige Gunstbezeugungen von ihr erhalten hatte, sondern sogar den Verdacht darauf gründen wollen, daß er dem Regenten Murray zur Schottischen Krone habe verhelfen wollen; gegen welche Beschuldigungen der Biograph ihn auf das genugsamste vertheidigt. Diese zweite Auflage (Rec. hat die erste nicht gesehen) betrachtet der Verf. selbst (Præf. XV.) als ein neues Werk; this new edition may almost be considered as a new work. Die 14 Zugaben am Ende sind, bis auf eine, neu hinzugekommen. Die erste ist die von Buchanan selbst aufgesetzte, aber nur bis zu seiner Anstellung bey dem Königl. Prinzen gehende Lateinische Lebensbeschreibung, S. 321 — 326; dann folgen einige politische Aufsätze deselben in Schottischer Sprache; einige betreffen andere in der Biographie aufgeführte Männer, James Erichson, Alex. Cunningham. Auch ein Bildniß des Mannes und Proben seiner Handschrift fehlen nicht. Erst neuerlich hat diesem so sehr und mannichfaltig ausgezeichneten Manne sein Vaterland ein Denkmahl errichtet, in einem Obelisk von 103 Fuß Höhe und einer Grundfläche von 19 Fuß ins Gevierte in seinem Geburtsorte Killearn, in der Graffschaft Stirling, wo er 1506 gebohren wurde; er starb 1582; arm, obwohl er eine Zeitlang Gelegenheit gehabt hatte, Vermögen zu erwerben; aber von den meisten großen Gelehrten seiner Zeit hoch verehrt, geliebt, geseyert, wie nun noch von allen frey und edel denkenden Schotten und Engländern.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

139. Stück.

Den 30. August 1817.

Leipzig.

Bei J. A. Barth: Monographia generis Primularum. Scripsit Dr. J. G. C. Lehmann. Cum tab. aeneis IX. 1817. In groß Quart.

Obgleich der Nutzen monographischer Arbeiten überhaupt, und in dem schon jetzt fast unübersehbaren Felde der Naturforschung besonders, allgemein anerkannt ist, so pflegen doch nur Wenige ihre Wirksamkeit auf diese gewiß so verdienstvolle Weise zu äußern. Viele neuere Schriftsteller im naturhistorischen Fache scheinen allein auf neue Ansichten Jagd zu machen, suchen oft nicht ohne Scharfsinn die Beziehungen der verschiedenartigsten Dinge zu einander auf, und erwerben sich dadurch den Ruf ausgebreiteter vielseitiger Kenntnisse ohne Gründlichkeit zu besitzen; Andere sehen sich gern als Schöpfer neuer Systeme oder Verfasser ausgebreiteter voluminöser Werke genannt, ohne der Wissenschaft durch ihre Bemühungen einen wesentlichen Dienst zu leisten! Je mehr nun der Zustand der naturwissenschaftlichen Litteratur der erwähnte ist, um so günstiger:

L (6)

Aufnahme (ja beynahe das Lob einer Aufopferung) verdient jede Monographie einer Gattung oder Familie; vorzügliches Lob aber dann, wenn die Monographie allgemein (nicht auf die Produkte gewisser Provinzen beschränkt) ist, und den gerechten Forderungen entspricht, die jeder wahre Freund der Wissenschaft an den Verfasser einer Monographie zu machen berechtigt ist. Diese Anforderungen scheinen Rec. vorzüglich folgende zu seyn: der Monograph muß vor allen Dingen die Geschichte seiner Familie und Gattung vollkommen kennen, muß dasjenige was über die einzelnen Arten von den frühesten Zeiten an geschrieben worden ist, gelesen und die Meinungen der Schriftsteller verglichen haben; ferner muß er die meisten Arten und ihre Abweichungen aus Autopsie kennen, viele derselben an ihren Standorten beobachtet haben; sodann durch Hinzufügung einer beträchtlichen Anzahl neuer Arten die Wissenschaft in Hinsicht seines Zweckes wesentlich fördern, und endlich von der Selbstständigkeit der aufgestellten Arten durch angestellte genaue Untersuchungen und Versuche nicht allein selbst auf das gewisseste überzeugt, sondern auch fähig seyn, diese Ueberzeugung durch die Diagnosen auf seine Leser überzutragen. In wie fern, und wie wir sehen werden, wie vollkommen der Verf. der genannten Monographie diesen Forderungen entspreche, wird eine kurze Uebersicht deutlich machen. In der Vorrede sagt der Verfasser, daß ihn mehrjährige Reisen in die pflanzenreichsten Gebirgsgegenden Europas, der Aufenthalt an den Orten, welche die größten Pflanzensammlungen besitzen, und die dadurch bedingte Gelegenheit die meisten Arten in den Herbarien derjenigen Botaniker zu sehen, welche sie zuerst beschrieben, in den Stand gesetzt haben, über die Primeln etwas Vollständigeres zu schreiben als

seine Vorgänger. Nach einer ganz nach der Ueberzeugung jedes wahren Naturforschers abgefaßten Lobrede der monographischen Bearbeitungen gibt der Verf. kürzlich an: wie seit Linné's Zeiten die Arten dieser Gattung, deren damahls 7 bekannt waren, bis zu dem Erscheinen von Persoon's Synopsis auf 20 angewachsen waren. Durch die Bemühungen der Neuern hatte sich ihre Anzahl auf 32 vermehrt. Der Verf. fügt diesen noch 12 hinzu, wovon vielleicht nur eine einzige von frühern Schriftstellern erwähnt, nämlich von Schrank und Braune für Abart der *Pr. minima* gehalten worden war. Im Fortgange der Vorrede wird nun gegen die Unart mancher Neuern die Diagnosen zu einer Beschreibung zu verlängern, mit allem Rechte geißelt. In dem was S. 7 und 8 von der Auswahl einer nützlichen Synonymie gesagt wird, kann Rec. nicht durchaus mit dem würdigen Verf. übereinstimmen. Wir halten unserer eben angedeuteten Meinung zu Folge es für das Geschäft des Verfassers einer Monographie, auch die freylich ermüdende und oft nur spärlich lohnende Vergleichung der Alten auf sich zu nehmen, und sind überzeugt, daß, wenn gleich diese Arbeit zur Aufklärung der einzelnen Arten wenig beitragen wird, sie denn doch zur Vervollständigung der Geschichte der Botanik insbesondere, und der Wissenschaften überhaupt von Vortheile sey. Und wer konnte diese Arbeit wohl noch mit der größten Sicherheit und der leichtesten Mühe übernehmen, als der Monograph, der nach den eigenen Worten des Verfassers alle Species vollständig vor Augen haben muß, um ihrer Artverschiedenheit gewiß zu seyn? — Einige neuere Werke, z. B. Lapeyrouse *histoire abrégée des plantes des pyrenées*, Besser *flora Galiciae utrinque*, Schultes *Oestreichs Flora*, und Wahlberg

Flora Carpathorum principalium hat der Verf., als er im Frühjahr 1815 die Monographie zu Copenhagen niederschrieb, noch nicht vergleichen können. Sonst würde man keine erwähnungswürdige Citate vermissen. Einige wenige wird Rec. an ihrem Orte nachtragen. Nachdem der Verf. sich nur über die zu billigende Fortdauer einiger Ausdrücke und den Werth oder vielmehr den Unwerth eines häufig gebrauchten Kennzeichens, nämlich die Länge der Träger und des Fruchtsiels zu der Blumentrone, so wie des Ortes der Infertion erklärt hat, begegnet er zuletzt noch dem Vorwurfe, den er in Betreff der Benennungen der neuen Arten (welche er zum Theil von verdienten Botanikern oder dem Fundorte der Pflanze abgeleitet hat) erwartet. Der Mangel an ausschließlich und eigenthümlich bezeichnenden Namen bei Pflanzen, welche so wenige und so feine Unterschiede darbieten, entschuldigt in diesem Falle.

In den mit Liebe und in einer fließenden, oft dichterischen Sprache verfaßten Prolegomenis spricht der Verf. zuerst von der Herleitung des Namens Primula, von der Geschichte der Gattung, ziemlich kurz, gibt sodann die geographische Verbreitung der Arten mit lobenswerther Genauigkeit an, und schildert die Bedingungen, unter welchen die Primeln vorzüglich gedeihen. Hierauf geht er zu dem Einfluß über, den diese Gewächse auf das practische Leben zeigen, und zeichnet dann mit der Hand des Meisters ein treffendes Bild der Gattung durch Aufzählung der Merkmale. Er schließt mit der genauen Angabe der distinctiven specifischen Kennzeichen. Hierauf wird mit wenig Worten der Platz angedeutet, den die Gattung Primula in den wichtigsten Systemen einnimmt, die beste Beschreibung und Abbildung der Gattungskennzeichen angegeben, und ein vorzügliches natürliches und wesentliches Character aufge-

stellt, zur Vergleichung aber die verwandten Gattungen Androsace, Aretia und Cortusa definiert.

Der Character essentialis wird so festgesetzt: Umbella involuocrata. Corolla hypocrateriformis: tubo cylindrico, calyce longiore: fauce eglandulosa: limbo quinquefido: laciniis emarginatis. Stigma globosum. Capsula unilocularis, dentibus decem dehiscens. Nach einem Conspectus specierum folgen nun die Beschreibungen der einzelnen Arten, die wir nun kurz betrachten wollen: 1. *P. cortusoides*: foliis cordatis petiolatis duplicato-crenatis glabris, subtus ad venas pilosis, petiolis villosis, umbella multiflora, erecta. — Nach Exemplaren des Schönbrunner Gartens wird *P. dentiflora* Andrew Bot. Rep. VI. 405. Hierzu als var.  $\beta$  gezogen. Der Vf. scheint nicht völlig abgeneigt zu seyn, der Emelin'schen Muthmaßung in Betreff der Abstammung dieser merkwürdigen Pflanze, beizupflichten. 2. *P. suaveolens*: foliis cordatis petiolatis crenatis subtus albo-tomentosis, calycibus angulatis, corollae limbo concavo brevissimo. Tab. I. Desvauz Journ. et Bartol. Amoenitates Ital. Aus Ligurien 3. *P. inflata*: foliis obovatis obtusis obsolete dentato-crenatis hirsutis, calycibus ovatis inflatis, corollae limbo concavo (laciniis crenulatis). Tab. II. Eine ausgezeichnete neue, von D. Siemers in Ungarn entdeckte Art. Nicht allein durch den aufgetriebenen Kelch; sondern auch durch die am Rande gekerbten Lappen der Blumenkrone ausgezeichnet. 4. *P. veris*: foliis dentatis rugosis subtus hirsutis, umbella multiflora, floribus omnibus nutantibus, calycibus angulatis, corollae limbo concavo brevissimo. Lapeyrouse pl. d. Pyr. p. 96. Wah-

lenberg Carpat. p. 53. Besser fl. Galiciae n. 218. Genersich Elench. Supusiens. n. 167. Schultes Oestreichs Flora I. p. 374. — 5. *P. acaulis*: foliis obovato-oblongis dentatis rugosis subtus villosulis; umbella radicali, pedicellis longitudine foliorum, corollae limbo plano: *P. uniflora* Gmel. Fl. Bad.; hybrida Schrank Fl. Boëta, sylvestris Scop. Carn. Mit allem Rechte ist diese, von so vielen, selbst neuern Schriftstellern (z. B. noch von Lapeyrouse a. a. O. S. 96 und Wahlenberg a. a. O. S. 53), der *P. elatior* als Abart zu gezählte Pflanze, als eigene Art aufgestellt worden. Auch Schultes erkennt sie fortdauernd dafür an. (Vergl. Oestreichs Flora S. 374). — 6. *P. elatior*: foliis dentatis rugosis utrinque hirsutis, umbella multiflora, floribus exterioribus nutantibus; calycibus angulatis, corollae limbo plano. Als var.  $\beta$  führt der Verf. *P. calycanthos* Req, als  $\gamma$  die *P. Columnae* Tenore auf. Als  $\delta$  wird noch folgende Varietät bezeichnet: *P. foliis subcordatis petiolatis in petiolum decurrentibus subtus ad venas pilosis, umbella pauciflora, limbi laciniis rotundatis vix emarginatis*. Lapeyrouse var. minor pauciflora foliis subintegris fällt vielleicht damit zusammen. Uebrigens erwähnen der Stammart noch Lapeyr. S. 96, Wahlenberg S. 53, Besser N. 219, Schultes I. 373. — 7. *P. Flüggiana*: fol. obovato-oblongis denticulatis rugosis supra glabrisculis subtus pubescentibus, calycibus patulis, profundissime quinquepartitis, corollae limbo plano. Tab. II. In Sranien Perrein, in subalpinis des mittäglichen Tyrols der Verf. Wie es uns scheint ist hier der Name *P. Perreiniana*, welchen dieser Art der leider nun verstorbene Flügge belegte, ohne Noth

geändert. Der Verf. ist, einer spätern Anmerkung zu Folge, noch ungewiß: ob diese Species nicht Abart der *P. elatior* sey; was Rec. kaum glaubt. — 8. *P. Pallavii*: fol. obovato-oblongis erosodentatis glabris subundulatis, umbella pubescente, calycibus ovatis hiantibus, corollae limbo plano. Tab. III. Eine neue, von Pallas in Sibirien entdeckte Art. — 9. *P. amoena*: foliis petiolatis obovatis obtusis obsolete-dentatis rugosis subtus incanis, umbella tomentosa, calycibus angulatis, corollae limbo plano. Tab. III. vortreflich dargestellt. Aus Marschall Diebsteins Flora Taurico-Caucasia bekannt; bis jetzt auch nur am Caucasus gefunden. — 10. *P. Auricula*: fol. obovatis integerrimis serratisve cernosis, scapo centrali foliis subaequante, umbella erecta, involucri foliolis brevissimis rotundatis, calycibus pulverulentis. Bekannt genug. Wahlenberg hält diese Pflanze für bloß Alpinisch, und behauptet, sie fände sich nie wirklich einheimisch in niedern Gegenden; gleichwohl kommt die Pflanze in der Gegend um Wien nicht gar selten vor. Noch gehören dazu Lapeyrouse S. 97, Wahlenberg S. 54, Schultes S. 375. — Wenn *P. latifolia* Lapeyrouse histoire abrégée d. pl. d. Pyr. p. 97 und fl. Pyr. tab. 68: foliis oblongis, obovatis, pellucidis, longe petiolatis, basi integerrimis, apice obiter serratis, scapo foliis brevioribus von *P. auricula* specifisch verschieden ist, woran Rec. zwar zweifelt, aber, aus Mangel natürlicher Exemplare nicht entscheiden kann: so muß dieselbe hier eingeschaltet werden. — 11. *P. Palinuri*: fol. obovato-spathulatis obtusis dentato-crenatis glabris, scapo laterali foliis longiore, umbella nutante, involucri foliolis in-



aequalibus maximis. Tenore. Vom Capo Palinuro. Diese Art bleibt auch in den Gärten standhaft. — 12. *P. Balbisii*: fol. obovatis obtusis pubescenti-villosis grosse serratis margine ciliatis, umbella multiflora erecta, laciniis calycinis ovatis, margine ciliatis. *P. ciliata* Balbis ined. Diese Art ist als *P. ciliata*, welche Benennung, wegen *P. ciliata* Schrank nothwendig geändert werden mußte, in dem Appendice all' elenco delle piante spontanee del Vicentino del Prof. Giuseppe Moretti (in Giornale di Fisica cet. tom. VIII. Secondo bimestr. Mayo ed Aprile. Milano 1815) beschrieben und abgebildet. — 13. *P. microcalyx*: fol. obovato-cuneiformibus profunde dentatis, glabris, umbella multiflora involucri foliolis rotundato-ovatis minimis calycibus brevissimis hiantibus. Tab. IV. Eine sehr ausgezeichnete, vom Prof. Eolmann zu Copenhagen, bey Nizza entdeckte Art. — 14. *P. marginata*: fol. obovato-oblongis crenato-dentatis glabris albo-marginatis, umbella multiflora involucri foliolis ovatis obtusis, pedunculis brevioribus. Auch auf den Pyrenäen: schon vor Tournefort gefunden. Man sehe Lapeyrouse a. a. O. S. 97. — 15. *P. longiflora*: foliis subserratis ellipticis subtus pulverulentis, umbella nutante calycibus profunde quinquefidis tubo longissimo triplo brevioribus. Wir tragen dazu folgende Citate nach: Lapeyrouse S. 96, Schultes I S. 375. — 16. *P. longifolia*: foliis oblongo obovatis superne denticulatis glabris, involucri polyphylli foliolis lanceolatis subauriculatis Bieberst. auriculata Vent. Lam. — 17. *P. farinosa*: foliis cuneato lanceolatis rugosis crenato-dentatis subtus dense pulverulentis, umbella

multiflora, pedicellis patentibus, tubo ore glanduloso, limbo plano, longitudine fere tubi. Dazu gehören: Mayerhofer fl. Monacens. II. 2, Papeyrouse S. 96, Wahlenberg S. 54, Generisch Elench. Scepus. Nr. 170, Schultes I. S. 374. Gehörte diese Pflanze wirklich, wie Sprengel will, zu Androsace, was das Aufspringen der Kapfel entscheiden muß, so würden wahrscheinlich *P. Hornemanniana*, *longiflora*, *egalliccensis* und noch einige zugleich existiren müssen. — 18. *P. Hornemanniana*: fol. lanceolato-ovatis dentatis subpetiolatis subnudis, umbella pauciflora erecta stricta, involucri foliolis lanceolatis, calycibus ventricosus rugulosis, limbi laciniis obovatis tubo dimidio brevioribus; Tab. IV. Durch diese, wie es Rec. scheint, standhaften Kennzeichen wird diese Pflanze, welche *P. stricta* Horn. Hort. Hafn. ist, von der *P. farinosa*, für deren Abart sie von Vinné und Wahlenberg betrachtet worden war, gesondert. — 19. *P. exaltata*: fol. obovato-oblongis integerrimis glabris, umbella multiflora, limbi laciniis bifidis, lobis ovatis acutis. Eine neue Art aus Sibirien, jenseits des Baical; von ihr ist keine Abbildung gegeben worden. — 20. *P. Daurica*: fol. sessilibus lanceolato-spathulatis subintegerrimis glabris utrinque nudis, umbella multiflora, floribus exterioribus nutantibus, involucri foliolis ovatis obtusis, calycibus acutis limbo dimidio brevioribus. Sprengel Gartenzeitung. Dieß ist die einzige Art der Monographie, welche der verdiente Verf. nicht in natürlichen Exemplaren sah. Die Pflanze fehlt sogar in Sprengels herbario. — 21. *P. altaica*: fol. oblongo-lanceolatis glabris subintegris petiolatis, umbella multiflora, floribus exterioribus nutan-

tibus, involucri foliolis linearibus acutis, calyce tubo subaequante. Tab. V. Aus den Altai'schen Alpen, vom Grafen Muffin-Puschkin als *P. sibirica* gesandt. 22. *P. sibirica*: fol. integerrimis obovato-subrotundis glabris petiolatis uninnerviis, umbella pauciflora nutante, involucri di-triphylli foliolis auriculatis vaginantibus. Tab. VII. Die *P. rotundifol.* Pallas des Baits'schen Herbariums ist nicht verschieden. Die Abbildungen dieser und der vorigen Art sind bey weitem weniger gelungen, als die übrigen. — 23. *P. gigantea*: fol. petiolatis rhombéo-ovatis glabris obtusis superne serrato-denticulatis, umbella erecta, involucri polyphylli foliolis subulatis. Tab. VI. 24. *P. magellanica*: fol. rhombéo-ovatis acutis crenato-dentatis glabris in petiolum decurrentibus, umbella multiflora pulverulenta, involucri foliolis lanceolatis acutis, calycibus ovatis. Tab. VI. Vom Magellanischen Meerbusen, von Jussieu mitgetheilt, der Entdecker dieser schon dargestellten Art ist unbekannt. — 25. *P. mistus-sinica*: foliis petiolatis ovali-spathulatis denticulatis glabris, umbella pauciflora involucri subtriphylli foliolis subulatis carinatis, limbo corollae reflexo. Tab. VII. Michaux et Pursh. Die treffliche Abbildung stellt ein schon verblühtes Exemplar dar, das sich in Bahl's Herbarium vorfindet. — 26. *P. egallicensis*: fol. integerrimis petiolatis glabris margine parum revolutis, calycibus subtus globosis dehinc pentagonis, corolla semisupera, limbi laciniis obconicis semibifidis. Tab. VII. Flor. Dan. tab. MDXI. ined. Vom Lieutenant Wormskiöld in Grönland entdeckt. Sehr ausgezeichnet. 27. *P. norvegica*: fol. ovatis integerrimis petiolatis glabris, um-

*bella erecto-subtriflora calycibus campanulatis, corolla cyathiformi.* Scheint jetzt nicht mehr vorhanden zu seyn; wenigstens wurde die Pflanze seit 1764 nicht mehr gefunden. — 28. *P. nivalis*: fol. lanceolatis planis argute-dentatis glabris, umbella multiflora erecta, involucri foliolis basi coadunatis. Aus Sibirien. Aus Pallas Reise bekannt. — 29. *P. algida*: fol. ovatis subhastatis-que argute-serratis glabris, umbella 3-4 flora, calycibus profunde quinquefidis tubo subaequantibus, limbi laciniis obcordatis profunde bifidis. Tab. VII. Von Adam auf den Caucasischen Alpen gefunden und in Weber und Mohr Beyträgen zur Naturkunde beschrieben. Wird von Marschall Dieberstein mit Unrecht zur *P. longifolia* gezogen. 30. *P. glutinosa*: fol. oblongo lanceolatis obtusis superne serratis glabris viscoso-glutinosis, involucri foliolis coloratis vix longitudine florum sessilium. Hierher gehört noch: Vapenrouse a. a. D. S. 96, Schultes S. 375. Es ist auffallend, daß der Verf. auf seinen vielfältigen Alpenwanderungen diese, keinesweges seltene Pflanze nicht aufgefunden hat. — 31. *P. viscosa*: foliis obovato-linguiformibus integerrimis sinuatis villosis-viscosis, umbella multiflora erecta, involucri foliolis ovatis brevibus membranaceis. Boissieur, Perf., Willd., II. Nach Schultes Beschreibung (Fl. Oestr. I. p. 376) von Aitaibel auch auf den Kroatischen Alpen gefunden. Bisweilen ist diese Pflanze einblumig. — 32. *P. carnolica*: fol. ellipticis subintegerrimis glabris, umbella pauciflora erecta, involucri di-triphylli foliolis ovato-lanceolatis, calycibus tubo triplo brevioribus. Hierzu zieht der Verf. außer den gleichnamigen Citaten auch die *P. integrifolia* Scop. —

33. *P. integrifolia*: fol. ellipticis subintegerrimis crassiusculis margine cartilagineis vel subciliatis, umbella bi-triflora erecta, calycibus tubulosis obtusissimis, tubo vix dimidio brevioribus. Eine merkwürdige Abart: foliis serrato-dentatis venosis ist auf Tafel VIII. abgebildet. Nach kommt zu dieser sehr bekannten Art Lapeyr. p. 98, Schultes I. 376, Wahlenberg Carpat. p. 55 de Vegetat. et Clim. in Helv. sept. p. 36. Sie kommt zuweilen mit weißer Blume und schmal getheilter Blumentrone vor. — 34. *P. pubescens*: fol. oblongis crenatis subhirsutis viscosis margine ciliatis, umbella multiflora erecta, scapo calycibusque pubescenti-viscosis. Um die Auseinanderlegung dieser und der folgenden beiden Arten hat sich der Verf. ein großes Verdienst erworben. Zu dieser Art, wozu Loiseleur Fl. Gall. und *P. villosa*,  $\beta$  *pubescens* Pers., Willd. Petagn., Wulf., *hirsuta* Lam. et De Cand. citirt wird, gehört auch noch: Lapeyr. a. a. O. p. 97, wo sie als *villosa*  $\beta$  und Schultes Flora Oestr. I. p. 374 wo sie als eigene Art aufgenommen ist. — 35. *P. villosa*: fol. oblongo-ovalibus serrulatis villosis pallide viridibus scapo bi-trifloro erecto tereti, calycibus globosis tubo triplo brevioribus, corollae tubo villosulo. Hierzu zieht der Verfasser *P. villosa* Jacq. Petagna, Host, Willd. Pers. Loisel. *viscosa* Lam. et De Card. Villars, *hirsuta* All. Rec. auch noch *villosa* Lapeyr. a. a. O. S. 96. Schultes I. p. 375. Wahlenberg de veget. et clim. in Helv. sept. p. 38, mit Ausnahme des Synonyms *hirsuta* De Cand., die zur vorigen Art gehört. Wahlenberg bestätigt hier was der Verfasser in den Prolegomenis im Allgemeinen von der Veränderlichkeit der Länge der

Träger, sogar an einem Individuo erwähnte. — 36. *P. ciliata*: fol. obovato-cuneiformibus grosse crenato-serratis villosulis subviscosis, scapo angulato bi-quinquefloro, calycibus campanulatis tubo fere triplo brevioribus. Schrank, Braune, villosa Suter, Schleicher Cent. I., in manchen Exemplaren, Lam. Illustr. Ait. Kew. Hall. Nr. 613? Aus den Schweizer-, Salzburger und Piemonteser Alpen. — 37. *P. Floerkeana*: fol. obovato-cuneiformibus serrato-crenatis glabris subviscosis, scapo bi-trifloro, involucri foliolis obovato-oblongis coloratis, calycibus longitudine fere tubi, floribus subsessilibus. Tab. VIII. Schrader in Krünitz öconom. Encyclop. Von den Salzburger und Steyerischen Alpen. Mit allem Rechte wird hier eine, unter Naturforschern seltene, Inhumanität des Hrn. Dr. Portenschlag in Wien gerügt, welcher dem Verf. den Gebrauch der Exemplare zur Abbildung und Beschreibung für seine Monographie verweigerte. — 38. *P. Allionii*: fol. obovato-cuneiformibus pubescenti-glutinosis subintegris incanis, scapo uni-bifloro foliis brevioribus, calycibus ovatis obtusis tubo vix triplo brevioribus. Desv. Journ. et Loisel. Fl. Gall. Supp. glutinosa All. (exc. Syn) — 39. *P. minima*: fol. cuneiformibus nitidis apice multidentatis, scapo subunifloro foliis brevioribus, corollae laciniis semibifidis Y graecum referentibus: fauce villosula. Hierbei fehlt noch Wahlenberg Carpat. p. 55. Genera. El. Scepus. Nr. 169. Schultes Oestr. Fl. p. 376. Das Riesengebirge mag wohl der nördlichste Standort dieser Pflanze seyn. — 40. *P. truncata*: foliis cuneiformibus subpubescentibus-subglutinosis, apice truncatis quinquedentatis, scapo unifloro biflorove foliis langiore, corol-

lae laciniis bipartitis, lacinulis linearibus truncatis, fauce nuda. Tab. VIII. Eine von der vorigen Art, und wie es scheint mit Grund gerennete Art, zu welcher zweifelhaft minima  $\beta$  Braune und Schräuk, und minima Hablizt citirt wird. Die behaarten und klebrigen Blätter, Form der Lappen der Blumenkrone und des Hüllblatts, und der unbehaarte Schlund charakterisiren die Pflanze hinlänglich. Weniger standhaft scheint Verlängerung des Schaftes und der Blätter, so wie die Zeichnung der letztern zu seyn. — 41. *P. saxifragifolia*: fol. obovato-cuneatis petiolatis serratolobatis, umbella bi-triflora, calycibus profunde quinquepartitis tubo triplo brevioribus, limbi laciniis semibifidis. Tab. IX. Eine neue sehr ausgezeichnete Art aus Unalaska. — 43. *P. arctioides*: foliis imbricatis lineari-spathulatis superne serratis villosis, scapo nullo foliis brevioribus, tubo cylindrico longissimo. Tab. IX. Von Pallas auf den Perischen Alpen; aber, so wie manche Entdeckung dieses berühmten Reisenden, noch unbeschrieben. — 43. *P. crassifolia*: fol. obovatis glabris crenato-serratis in petiolum decurrentibus, umbella multiflora, floribus nudentibus limbo plano, laciniis ovalibus integerrimis. Tab. IX. Aus dem Oriente. — 44. *P. verticillata*: fol. lanceolato-obovatis petiolatis serratis subtus pulverulentis, floribus verticillatis, tubo longissimo, limbo plano, laciniis ovatis integerrimis. Bekannt, von Forstäl in Arabien entdeckt. — Einem vollständigen Verzeichnisse aller in dem Buche vorkommenden Namen folgt die Aufzählung der wenigen nur benannten, nicht beschriebenen Arten, die dem Verf. entgangen waren: es wäre zu wünschen, daß die Besitzer derselben sie dem Verf. mittheilten, damit sie dem botanischen Publico in einem

Nachtrage oder einer neuen Auflage dieser musterhaft zu nennenden Monographie bekannt würden: Die in aqua tinta von dem Kupferstecher, Sr. Ed. Müller in Leipzig, größtentheils nach den Zeichnungen des Verfassers gefertigten Platten sind vorzüglich zu nennen, wenn wir die vierte Figur der vierten Tafel, und die fünfte Tafel ganz ausnehmen. Hier scheint das Kupfer, welches auch auf den andern mehr gelungenen Platten unrein und einem unsaubern Drucker übergeben worden ist, den Künstler bey dieser deli- caten Manier zu sehr gehindert zu haben. Das Außere des Buchs ist gefällig, der Druck ziemlich correct; aber bey dem hohen Preise wäre zu wünschen gewesen, der Verleger hätte Text und Kupfer in einem Formate besorgt, weil beym Einbinden die Tafeln zum Theil eingebrochen, zum Theil zu sehr beschnitten werden müssen, was einen Uebelstand verursacht. Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, der würdige Verfasser möge uns bald mit mehreren ähnlichen gediegenen Arbeiten, von denen uns die Isis bereits eine Monographie der Asperifolien und Nicotianen vorausverkündet hat, beschenken, und der innigen Dankbarkeit und Achtung aller wahren Freunde der Pflanzenkunde im Voraus gewiß seyn.

#### Venedig.

Von Fracasso: Storia di una Blennorea prodotta da Lambimento canino, associata ad ulceri etc. di Cesare Ruggieri, 1814. 24 Seiten in Octav.

Im Frühjahr 1814 wurde der Verfasser zu zwey unverheyratheten Mädchen gerufen, von welchen die eine 50, die andere 45 Jahr alt war. Die jüngere hatte ihre Periode sehr stark; die ältere aber die-



selbe seit einigen Jahren gar nicht mehr. Seit geraumer Zeit erlitten sie ein heftiges Jucken und Brennen an den Geburtstheilen, wogegen sie viele Mittel bisher fruchtlos angewandt hatten. Mit vieler Mühe erhielt er die Untersuchung, wobey er bey der jüngsten Folgendes fand. Der ganze Schaamberg und die großen Leisten waren excoriirt und aufgeschwollen. An einigen Stellen waren die Excoriationen tiefer, an anderen hingegen mehr flach; der Boden derselben hatte ein ganz speckartiges Ansehen. Die Haare der Schäämtheile waren zusammengeklebt, bey der Berührung schmerzhaft und hin und wieder an verschiedenen Stellen ausgefallen. Die Inguinaldrüsen an beiden Seiten waren stark angeschwollen; die innere Seite der großen Leisten war auch excoriirt; die Clitoris war sehr groß und entzündet; die Nymphen mit kleinen Geschwüren bedeckt; die Mutterscheide hingegen hatte eine gesunde Beschaffenheit, und war wie gewöhnlich bey älteren Jungfrauen zusammengezogen. Bey der älteren Schwester hatten diese Theile fast die nämliche Beschaffenheit: nur hatte sie auch in der Mutterscheide eine große fast krebsartige Eiterung. Beym zweyten Besuche erfuhr der Verf. von den Kranken die Ursache dieser Geschwüre. Sie hatten nämlich die Gewohnheit gehabt, sich die Geburtstheile von einem Hunde lecken zu lassen, welches auch jetzt noch, nach ihren Versicherungen, zur größten Erleichterung ihrer Leiden geschähe: deßhalb sie sich auch ungern von dem Hunde trennen wollten. Durch den innerlichen und äußerlichen Gebrauch des Quecksilbers wurden beide Schwestern geheilt; obgleich nicht der geringste Verdacht einer früherhin erlittenen venerischen Ansteckung Statt fand.

---